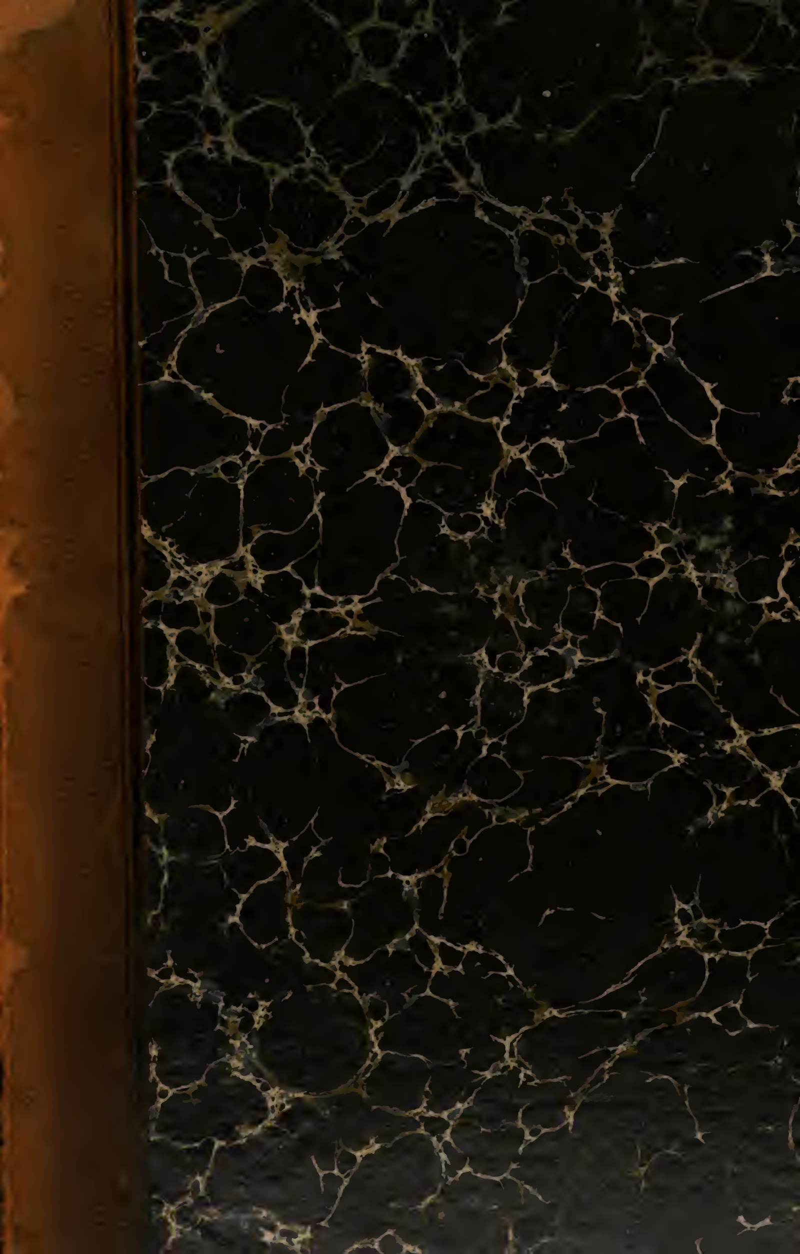
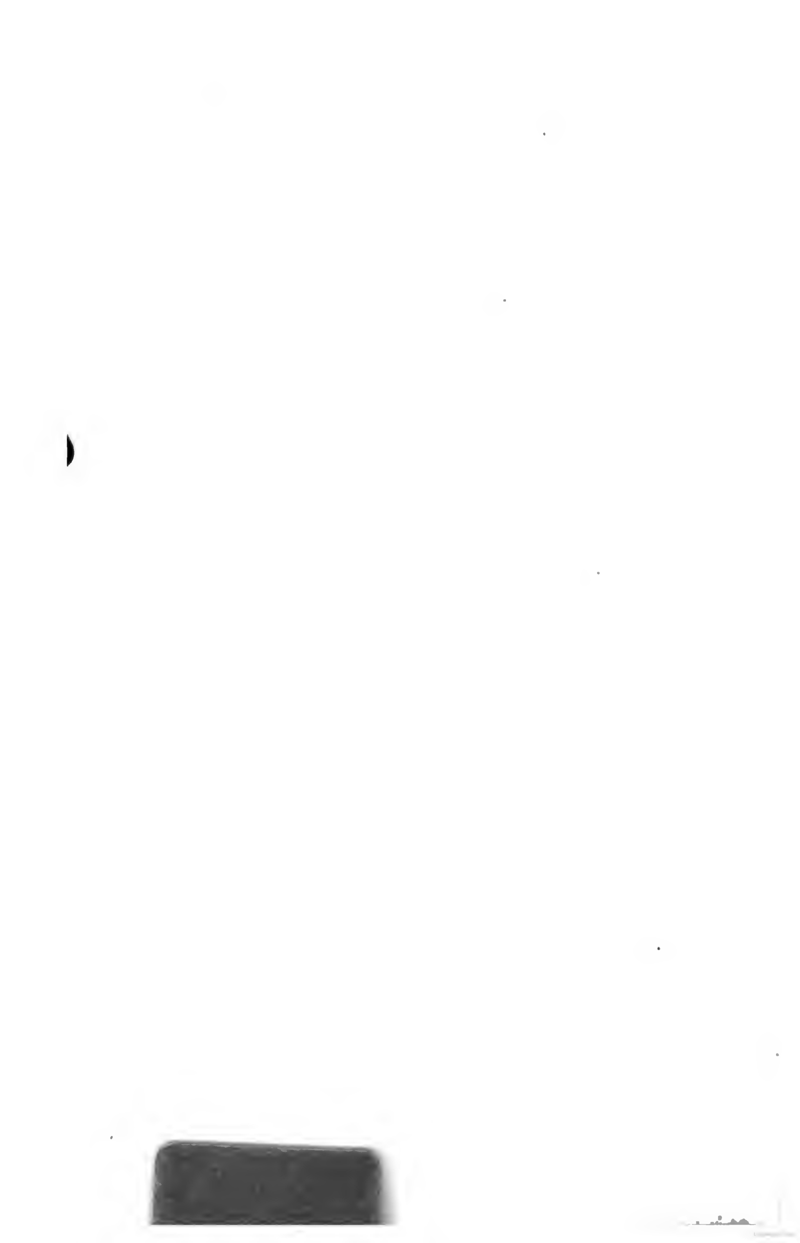




Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

K. B. Akademie der Wissenschaften

zu München.

THIS ITEM HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
REFORMATTING SECTION 1994. CONSULT
SUL CATALOG FOR LOCATION.

München
Verlag der K. Akademie
1904.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

175383

STANFORD LIBRARY

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Sitzungsberichte.

3. Januar: Spengel; v. Heigel, Traube 1

7. Februar: Muncker; Prutz 64

7. März: Schlagintweit, v. Bechmann, v. Amira; v. Riezler, v. Heigel 117

Oeffentliche Sitzung am 11. März: Ansprache des Präsidenten v. Zittel, Nekrologe (v. Maurer, Paris; v. Cornelius, v. Oefele, Lord Acton, v. Ficker, Dümmler, Müntz), Festrede von G. F. Knapp 241

2. Mai: Goetz, Petzet, Furtwängler, Krumbacher; Grauert, Friedrich 257

13. Juni: Furtwängler, v. Christ; v. Rockinger, Riehl, Riggauer 261

4. Juli: Simon, Furtwängler, Lipps; Brentano . . . 264

7. November: Furtwängler; Pöhlmann 513

Oeffentliche Sitzung am 25. November: Ansprache des Präsidenten v. Zittel, Statut der Samson-Stiftung, Wahlen (Crusius, Leuel, Dilthey, Mitteis, Wolters; Doeberl, Meitzen, Gierke, Fester, Vischer), Festrede von K. v. Amira . 514

5. Dezember: Sandberger; v. Riezler, Traube . . . 528

II. Abhandlungen.

K. v. Amira: Die grosse Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm (3 Taf.) 213

W. v. Christ: Die überlieferte Auswahl theokritischer Gedichte . 381

J. Friedrich: Die sardicensischen Aktenstücke der Sammlung des Theodosius Diaconus 321

A. Furtwängler: Der Ostgiebel des olympischen Zeustempels (4 Ill. im Text) 421

Seite

A. Furtwängler: Zu den Skulpturen des Asklepiostempels von Epidauros (2 Taf.) 439

G. Goetz: Papias und seine Quellen 267

K. Th. v. Heigel: Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsrats Georg Ludwig v. Maurer 471

K. Krumbacher: Das mittelgriechische Fischbuch (1 Taf.) . . 345

K. Krumbacher: Die Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie 551

F. Muncker: Wielands „Pervonte" 121

E. Petzet: Ueber das Heidelberger Bruchstück des Jüngeren Titurel (2 Taf.) 287

H. Prutz: Ueber des Gautier von Compiègne „Otia de Machomete". Ein Beitrag zur Geschichte der Mohammedfabeln im Mittelalter und zur Kulturgeschichte der Kreuzzüge 65

R. Simon: Die Notationen des Somanātba (2 Taf.) 447

A. Spengel: Zur Geschichte des Kaisers Tiberius 3

L. Traube: Acta Archelai. Vorbemerkung zu einer neuen Ausgabe 533

III. Protokolle der Kartellversammlung des Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften in München am 5. und 6. Juni 1903 (darin S. 9 f.: Kommission zur Erörterung der Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe des Mahābhārata) . . . 1—13

IV. Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften . . . . 1*—50*

Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 3. Januar 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Spengel hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Zur Geschichte des Kaisers Tiberius,

in dem die Glaubwürdigkeit einzelner Ereignisse aus der Regierungszeit dieses Kaisers nach den Quellen untersucht wird, um Folgendes zu erweisen:

1. Der Befehl zur Ermordung des Agrippa Postumus kann nicht von Tiberius ausgegangen sein.
2. Die Legionen am Rhein haben den Germanikus nicht zum Kaiser ausgerufen.
3. Aus dem Bericht des Tacitus über die Feldzüge des Germanikus in Deutschland ist manches als unhistorisch auszuscheiden.
4. Germanikus starb natürlichen Todes.
5. Ebenso Drusus, der Sohn des Tiberius.
6. Seianus hat keine Verschwörung angestiftet.

Historische Klasse.

Herr von Heigel erörtert in einem für die Denkschriften bestimmten Vortrage:

Preussen und die Reichsstadt Nürnberg im Jahre 1796

an der Hand von Wiener, Berliner und Nürnberger Archivalien den Versuch Hardenbergs, die Reichsstadt Nürnberg in den Besitz Preussens zu bringen und zum Mittelpunkt noch weiterer Erwerbungen in Süddeutschland zu machen.

Herr Traube hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Nomina sacra, ein Beitrag zur christlichen griechischen und römischen Paläographie

und spricht darin, von der Ueberlieferung des Cyprianus und anderer früher christlicher römischer Schriftsteller ausgehend, über die Schreibung der Nomina sacra in der griechischen und römischen Paläographie. Er stützt damit eine Verbesserung seiner Theorie von der Geschichte der Abkürzung.

Zur Geschichte des Kaisers Tiberius.[1])

Von **A. Spengel.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 3. Januar 1903.)

Dass die Taten und der Charakter des Tiberius von den alten Geschichtschreibern nicht ohne Parteilichkeit dargestellt sind, wird heutzutage wohl niemand mehr leugnen. Gar manches ist in Programmen und grösseren Schriften behandelt, manches auch von selbst so augenscheinlich, dass es sich einem vorurteilslosen Blick schon bei flüchtigem Lesen nicht entziehen kann. Aber abgesehen von einzelnen Werken hat es immer noch den Anschein, als ob sich die Geschichtschreibung scheute, den Justizmord, den sie einst an der Ehre dieses hochbedeutenden, von bestem Streben erfüllten Kaisers begangen hat, einzugestehen und wieder gut zu machen.

Wir sind in dem Abscheu aufgewachsen, den uns die Schule vor dem Namen Tiberius eingeflösst hat. Und was wir dort gelernt haben, das hat die Literatur in Prosa und Poesie

[1]) Ich veröffentliche diese Untersuchungen so wie sie aus der Lektüre der Schriftsteller selbständig entstanden sind, ohne mich im einzelnen um den Nachweis zu bemühen, wo andere ähnliche Ansichten ausgesprochen haben. Nur soviel möchte ich beifügen, dass ich mich aufrichtig gefreut habe mit der Abhandlung meines unvergesslichen Vaters „Ueber das erste Buch der Annalen des Tacitus von Leonh. Spengel, Abh. d. B. Akad. d. W. 1855", die ich erst nach Abschluss dieser Arbeit wieder einsah, in der Auffassung der Feldzüge des Germanikus mehrfach zusammengetroffen zu sein.

in uns gefestigt und gesteigert. Gregorovius, dessen „Wanderjahre in Italien“ immer noch mit Genuss gelesen werden, nennt im ersten Bande, „Capri“ betitelt, Tiberius den Dämon, den furchtbarsten Namen der Geschichte, das moralische Ungeheuer. Tiberius, sagt er, versprach nicht, er schwor nicht, er log nicht, er war vielmehr eine fortwährende Lüge.

Und die Poesie! Allen voran leider das meisterhafte Gedicht Geibels „Der Tod des Tiberius“, das in weite Kreise ein Zerrbild getragen hat und noch trägt. Es schildert die letzten Augenblicke des greisen Herrschers; er liegt im Fieber, verflucht das Denken und kann es doch nicht lassen. Wie Gespenster erscheinen seiner Phantasie die drei grossen Toten:

„Dort wälzt sichs wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanikus und Drusus und Seian —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tötet' euch; doch musst' es sein.
Wer hiess im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!“

So ergreifend dieses Bild ist, ebenso unwahr ist es. Erstens hat Tiberius den Seianus nicht gemordet, er liess ihn nur aus schwerwiegenden Gründen verhaften. Der Senat berief aber noch an demselben Tage eine zweite Sitzung, verurteilte ihn ohne Befehl und Wissen des Tiberius zum Tode und vollzog die Hinrichtung. Ferner hat Tiberius an dem Tode seines Neffen und Adoptivsohnes Germanikus nicht den geringsten Anteil, und den leiblichen Sohn Drusus zu ermorden, wäre reiner Wahnsinn gewesen. Allerdings gab es ein solches Gerücht, aber selbst Tacitus, der ungünstigste Beurteiler des Tiberius, weist es ausführlich als falsch und widersinnig nach. So zerfliessen die drei grossen Mordtaten in nichts.

Durch die nachfolgenden Erörterungen ist nicht beabsichtigt, eine Apologie des Tiberius zu geben, sondern es sollen nur einzelne Ereignisse aus der Regierungszeit dieses Kaisers nach ihrem geschichtlichen Wert untersucht und soviel als möglich festgestellt werden. Dabei wird sich allerdings vielfach Gelegenheit geben, sowohl die Denkungsart des Kaisers als die Urteile und Darstellungsweise des Tacitus beizuziehen und zu prüfen.

Die Ermordung des Agrippa Postumus.

Gleich nach dem Tode des Augustus wurde sein Enkel Agrippa, der Sohn der Julia, der auf der Insel Planasia in Verbannung lebte, ermordet. Von wem der Befehl ausgegangen, war schon im Altertum zweifelhaft. Die meisten neueren Geschichtschreiber bezeichnen den Tiberius als Urheber, einige wenige die Kaiserin-Witwe Livia oder Augustus. Dass Tiberius der Sache vollkommen fern stand, lässt sich meines Erachtens bei genauer Erwägung der Umstände leicht erweisen.

Cassius Dio erzählt:

„Den Agrippa liess er sogleich von Nola aus umbringen. Er erklärte zwar wiederholt, es sei nicht auf seinen Befehl geschehen, und drohte auch dem Täter, strafte ihn aber doch in keiner Weise, sondern liess die Leute reden, was sie wollten, die einen, Augustus habe ihn unmittelbar vor seinem Ende umbringen lassen, die anderen, der Centurio, der ihn bewachte, habe ihn, weil er sich auflehnte (*καινοτομοῦντά τι*), aus eigenem Antrieb getötet, wieder andere, Livia, nicht Tiberius, habe seine Ermordung befohlen.“

Es lag sehr nahe, den Tiberius dafür verantwortlich zu machen, weil ihn der Tod des Agrippa von einem Verwandten befreite, der möglicherweise sein Nebenbuhler werden konnte. Von dem Bericht des Dio wollen wir uns einstweilen nur anmerken, dass der Kaiser wiederholt die Schuld ablehnte, und werden diese Behauptung nur dann als unwahr bezeichnen dürfen, wenn sie sich durch triftige Gründe als solche erweisen lässt.

Genaueres erfahren wir durch Suetonius c. 22:

„Das Hinscheiden des Augustus machte er nicht eher bekannt, als bis der junge (25 jährige) Agrippa ermordet war. Diesen tötete der Kriegstribun,[1]) der ihm zur Wache beigegeben war, nachdem er das Schreiben, das den Befehl enthielt (codicilli), gelesen hatte. Es ist zweifelhaft, ob Augustus dieses Schreiben bei seinem Tode hinterliess, um den Ausbruch von Unruhen nach seinem Ableben zu verhüten, oder Livia im Namen des Augustus den Befehl schreiben liess, und wenn diese, ob mit oder ohne Wissen des Tiberius. Als der Tribun dem Tiberius die Meldung brachte, es sei geschehen, was er ihm befohlen habe, erwiderte dieser, er habe nichts befohlen und der Tribun müsse vor dem Senate über seine Tat Rechenschaft ablegen. Er wollte nämlich nur für den Augenblick die Missgunst ablenken; später brachte er die Sache durch Stillschweigen in Vergessenheit."

Das Wichtige an dieser Darstellung des Suetonius ist, dass er dem Tiberius in der Angelegenheit überhaupt kein selbständiges Handeln zuschreibt. In erster Linie wird Augustus als Urheber genannt, dann Livia; nur dass diese im Einverständnis mit Tiberius gehandelt haben könnte, wird noch als dritte Möglichkeit angenommen. Ein eigenmächtiges Vorgehen des Centurio (vergl. Dio) ist ausgeschlossen. Denn der schriftliche Befehl wird sowohl hier als bei Tacitus ausdrücklich bezeugt.

Sehr ausführlich und bedeutsam, wenn auch in ihren Schlussfolgerungen nicht zu billigen ist die Schilderung des Tacitus Annal. I, 6. Er beginnt mit den Worten:

„Die erste Untat, die in die neue Regierung fiel, war die Ermordung des Postumus Agrippa, den, wiewohl er ahnungslos und unbewehrt war, der sehr beherzte Centurio mit harter Mühe überwältigte."

[1]) Oder, was genauer gesagt wäre: der Kriegstribun liess ihn durch den Centurio töten; vergl. die obige Stelle des Cassius Dio und unten die des Tacitus. Zur Berichterstattung werden wohl Tribun und Centurio zugleich vor Tiberius erschienen sein.

Letzterer Umstand, dass nämlich Agrippa nur mit harter Mühe überwältigt wurde, ist wahrscheinlich eigener Zusatz des Tacitus. Denn es ist seine Art, die Ereignisse lebhaft zu veranschaulichen und die handelnden Personen zu charakterisieren. Da Agrippa ungewöhnliche Körperstärke besass, schien es stilgerecht, wenn der Centurio über den Kraftmenschen kaum Herr zu werden vermochte. Freilich hat diese Detailausschmückung wenig innere Wahrscheinlichkeit. Der Centurio müsste es sehr ungeschickt angefangen haben, wenn er den Ahnungslosen und Unbewehrten nicht mit einem wohlgezielten Schlag oder Stoss aus dem Leben befördert hätte. Gegen einen unvorhergesehenen Todesstoss bot die Körperstärke keinen Schutz.

Es heisst dann bei Tacitus weiter:

„Tiberius sprach über diesen Vorfall nichts im Senate, 'patris iussa simulabat, quibus praescripsisset tribuno custodiae apposito, ne cunctaretur Agrippam morte adficere, quandoque ipse supremum diem explevisset.' Diese Verordnung des Augustus hält Tacitus für unglaubhaft und sucht seine Ansicht auf folgende Weise zu begründen:

„Allerdings hat sich Augustus über die Aufführung des jungen Mannes oft und bitter beklagt und hat es sogar durchgesetzt, dass seine Verbannung durch einen Senatsbeschluss bestätigt wurde, aber so hartherzig war er doch nicht, dass er über ein Mitglied seiner Familie den Tod verhängte (in nullius unquam suorum necem duravit). Auch konnte man nicht glauben, dass er das Leben seines Enkels der Sicherheit seines Stiefsohnes opferte."

Aber Augustus war tatsächlich hartherzig, wenn er sich überzeugt hatte, dass das Staatsinteresse es erforderte. So gegen seine Tochter Julia, bezüglich deren Suetonius Oktav. c. 65 ausdrücklich bemerkt: 'etiam de necanda deliberavit.' Und doch handelte es sich hier um die eigene Tochter, nicht den Enkel, um ein Weib, nicht einen Mann. Auch ist gerade die verschiedene Behandlung, die Julia und Agrippa im Verlauf ihrer Haft erfuhren, für Agrippa belastend. Während Julia anfangs auf eine Insel verbannt, dann nach 5 Jahren

auf das Festland von Italien versetzt und ihre Haft gemildert wurde, musste Agrippa, weil er nicht gefügiger geworden war, den zuerst angewiesenen Aufenthalt in Sorrent mit der öden Insel Planasia vertauschen, und Augustus liess durch einen Senatsbeschluss festsetzen, dass die Haft für immer gelten solle und der Ort nicht mehr geändert werden dürfe (Oktav. c. 65). Gar schlimme Dinge mögen da vorgefallen sein, wenn der Kaiser es für nötig hielt, so vorzugehen und durch Senatsbeschluss die Familienangelegenheit zu einer Staatssache zu machen. Der 'iuvenis rudis bonarum artium et robore corporis stolide ferox' (Tac. I, 3), der durch den Zwang gereizt 'in dies amentior' geworden war, wird es an Drohungen nicht haben fehlen lassen und wird namentlich in Aussicht gestellt haben, dass er dereinst nach dem Tode des Augustus als der einzige unmittelbare Nachkomme desselben sein Erbrecht auf den Thron geltend machen und seine Gegner vernichten werde. So konnte tatsächlich die 'securitas privigni' zugleich 'securitas civitatis' sein. Hat sich doch noch zwei Jahre nach dem Tode des Agrippa ein ihm ähnlich sehender Sklave für Agrippa ausgegeben und in italischen Städten und selbst in Rom Anhang gefunden, bis der Betrüger von Tiberius durch List unschädlich gemacht wurde (Tac. II, 39).

Bei solchen Erwägungen werden wir die Urheberschaft des Augustus nicht als unmöglich abweisen dürfen, zumal, wenn wir annehmen, dass der Mordbefehl vielleicht nicht bedingungslos gegeben war und nur dann ausgeführt werden sollte, wenn Agrippa auf die Nachricht von dem Ableben seines Grossvaters frohlockend erklärte, dass der Thron jetzt ihm gebühre.

Hören wir, was Tacitus weiter sagt:

„Wahrscheinlicher ist, dass Tiberius und Livia, jener aus Furcht, diese aus stiefmütterlichem Hass den verdächtigen und verhassten jungen Mann eilig beseitigten. Als der Centurio nach Soldatenbrauch meldete, es sei geschehen, was er befohlen habe, antwortete er, er habe nichts befohlen und jener müsse seine Tat vor dem Senate verantworten. Nachdem Sallustius Crispus, der in das Geheimnis eingeweiht war — er hatte das

Schreiben an den Tribun abgeschickt — dies erfahren hatte, fürchtete er, die Schuld möchte ihm zugeschoben werden, wobei es für ihn gleich gefährlich wäre, ob er lüge oder die Wahrheit spreche, und ermahnte die Livia, dafür zu sorgen, dass nicht die Geheimnisse des Hauses, die Ratschläge der Freunde, die Dienste der Soldaten bekannt würden, und dass nicht Tiberius das Ansehen des Kaisertums dadurch schädige, dass er alles vor den Senat bringe; eine notwendige Bedingung der Alleinherrschaft sei, dass nur einem Einzigen Rechenschaft abgelegt werde."

Tacitus nimmt also an, dass Tiberius und Livia den Mord veranlassten. Den Namen des Tiberius setzt er voraus, weil er ihn für den eigentlichen Urheber hält. Aber wenn Tiberius die Tat befohlen hätte, wäre sein Verhalten in der Sache unbegreiflich. Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang! Der Centurio oder Tribun kommt vor Tiberius und meldet, der Befehl sei vollzogen. „Welcher Befehl?" muss Tiberius gefragt haben. „Dass Agrippa ermordet werde." „Wer hat dies befohlen?" „Ein kaiserliches Schreiben." „Ich habe dir nichts befohlen und du wirst dich vor dem Senate verantworten." Spricht so einer, der sich schuldig weiss? Er droht mit der Verhandlung im Senate und weiss doch, dass er die Verhandlung nicht wagen darf, weil sie ihn vor dem ganzen Volke blossstellen würde! Hat Tiberius in der langen Zeit, in der er gemeinschaftlich mit Augustus die Staatsgeschäfte führte, so wenig gelernt, dass er seine Regierung mit einem solchen Missgriff einleitet? Hätte er die Klage durchgeführt, und nach dem Bericht des Tacitus muss man annehmen, dass er dazu entschlossen war, weil erst die Bitten der Livia ihn davon abbrachten, wie wäre sie verlaufen? Der Tribun wird angeklagt, den Agrippa eigenmächtig getötet zu haben. Er verteidigt sich, zeigt das Schreiben vor und ist dadurch vollständig entlastet. Der Kaiser stünde als Mörder da und als Feigling dazu, weil er für seine Tat nicht einzustehen wagte.

Wäre die Bluttat von Tiberius ausgegangen, so wäre der Verlauf der Ereignisse ein ganz anderer geworden. Entweder

hätte er dem Tribunen erwidert: „Du hast recht getan, dass du meinen Auftrag vollzogen hast“ und hätte dann im Senate gesagt: „Den Agrippa habe ich auf Befehl meines Vaters umbringen lassen“, oder, was weit wahrscheinlicher ist, er hätte die Sache ganz im Stillen abgemacht, einer Begegnung mit dem Vollstrecker des Mordes in Gegenwart von Zeugen hätte er vorgebeugt — nichts leichter als dies —, den Agrippa hätte ein Unglücksfall betroffen, eine Krankheit hinweggerafft, und ohne alles Aufsehen wäre er aus den Reihen der Lebenden verschwunden. Aber zuerst den Mord zu befehlen, dann sich durch den Mörder kompromittieren zu lassen, ihm öffentliche Bestrafung anzudrohen und sie dann doch zu unterlassen, das tut kein Tyrann der gewöhnlichsten Sorte, am wenigsten ein Regent wie Tiberius, dessen Regierungshandlungen alle den Charakter der reifen Überlegung und Klugheit an sich tragen.

Nach der Schilderung des Tacitus könnte man Verdacht gegen Sallustius schöpfen. Denn er ist es, der die Livia zur Vermittlung bestimmt, damit die Verhandlung unterbleibt. Sollte er wirklich den Befehl allein im Namen des Kaisers ausgestellt haben, sei es in der Meinung, sich dadurch den neuen Herrscher zu verpflichten oder aus Privatfeindschaft gegen Agrippa, wozu letzterer bei seinem jähzornigen Wesen (*τῇ δὲ ὀργῇ προπετεῖ ἐχρῆτο* Cass. Dio 55, 32) in früherer Zeit Veranlassung gegeben haben konnte? Ganz undenkbar wäre es nicht. So wurde z. B. Messalina, die Gemahlin des Klaudius, als sie in Ungnade gefallen war, auf Veranlassung des Höflings Narcissus umgebracht, der vorgab, dass es der Wille des Kaisers sei (Tac. Annal. XI, 37). Dann hätte allerdings Sallustius die Senatsverhandlung sehr zu fürchten gehabt.

Aber mag nun Augustus, um Unruhen nach seinem Tode zu verhüten, diese Anordnung getroffen haben, mag Livia ihrem Sohne dies Angebinde zur neuen Herrschaft gebracht haben, wie z. B. nach Tac. XIII, 1 Agrippina, die Mutter des Nero, den Junius Silanus, weil er ein Nachkomme des Augustus war, gleich nach dem Tode des Klaudius ohne Wissen des Nero

aus dem Wege räumte, oder mag gar Sallustius die Tat allein auf sich genommen haben, in keinem Fall hat Tiberius darum gewusst. Er wurde vielmehr durch die Meldung des Tribunen peinlich überrascht und war sogleich fest entschlossen, die Angelegenheit dem Senate zu unterbreiten, um den falschen Verdacht von sich abzuwehren. Als ihm dann Livia ihre Mitteilung machte, musste er notgedrungen von einer Untersuchung, die gegenstandslos geworden war, abstehen. Anderen gegenüber war er vollkommen berechtigt, die Tat als 'patris iussum' zu bezeichnen. Denn auch wenn Livia oder Sallustius aus eigenem Antrieb gehandelt haben, ist es selbstverständlich, dass sie sich zu ihrer Rechtfertigung auf einen mündlichen Auftrag des Augustus beriefen, an den er glauben musste, ob er wollte oder nicht.

Germanikus.

Der Aufstand der Legionen am Rhein.

Nach dem Regierungsantritt des Tiberius brach bei zwei römischen Heeren ein Aufstand aus, in Pannonien und am Rhein. Das höchste Kommando über die Rheinarmee hatte Germanikus, der Neffe und Adoptivsohn des Tiberius. Es wird allgemein angenommen, dass einer der Gründe für die Empörung der Rheinarmee war, weil die Legionen mit der Übernahme der Regierung durch Tiberius unzufrieden waren, indem sie ihren eigenen Feldherrn, den Germanikus, auf den Thron bringen wollten, und dass sie diesen auch wirklich zum Kaiser ausriefen. Wiewohl dies von Suetonius und Cassius Dio ausdrücklich bezeugt ist, hält die Annahme doch bei genauer Prüfung nicht stand.

Suetonius Tib. c. 25 sagt:

„Das Heer in Germanien lehnte auch einen Kaiser ab, den es nicht selbst gegeben, und wollte den Germanikus, der damals an ihrer Spitze stand, mit aller Gewalt zur Übernahme der Herrschaft drängen, wiewohl dieser entschieden Widerstand leistete.“ Ähnlich Kal. c. 1.

Cassius Dio 57, c. 5:

„Sie sahen, dass Germanikus auch dem kaiserlichen Hause angehörte und weit tüchtiger war als Tiberius (*πολὺ τοῦ Τιβερίου κρείττω*), schmähten den Tiberius und riefen den Germanikus als Kaiser aus.“

Glücklicherweise haben wir bei Tacitus eine ganz ausführliche, nicht weniger als 34 Kapitel umfassende Beschreibung dieser Aufstände (I, 16—49), wovon 19 Kapitel (31—49) den Aufstand der Rheinarmee behandeln. Daraus können wir, wenn auch, wie meistens bei den rhetorisch gefärbten Schilderungen des Tacitus, Einzelheiten zu beanstanden sind, doch im allgemeinen den Verlauf der Ereignisse feststellen.

Des Vergleiches halber müssen wir, ehe wir die Empörung der Rheinarmee besprechen, zuerst die Hauptmomente des Aufstandes in Pannonien vorführen. Die Soldaten greifen ihren Legaten Bläsus an, treiben die Tribunen und den Lagerpräfekten aus dem Lager und plündern deren Eigentum, den Centurio Lucilius töten sie, die anderen Centurionen retten sich, indem sie sich verstecken. Zwei Legionen sind nahe daran, über einander herzufallen, weil sie sich über die Hinrichtung des Centurio Sirpikus nicht einigen können. Die Frage, ob Tiberius oder ein anderer Kaiser sein soll, wird nicht berührt. Sie erkennen vielmehr den Tiberius tatsächlich als ihren rechtmässigen Herrn an, indem sie Gesandte an ihn schicken. Sie verlangen nur Abhilfe in Betreff der vorhandenen Missstände. Sie fordern, dass die bisher willkürlich behandelte Dienstzeit der Soldaten geregelt werde, dass nach 16jährigem Dienst Entlassung folge, die Ausgedienten Belohnung erhalten, die tägliche Löhnung auf einen Denar erhöht werde, und endlich, dass die Veteranen nicht mehr zum ausserordentlichen Dienst zurückbehalten werden.

Dann geht Tacitus auf die Empörung der Rheinarmee über, c. 31: ‘isdem fere diebus, isdem causis Germanicae legiones turbatae, quanto plures, tanto violentius.’ Die Gründe sind also auch hier dieselben, die Missstände, deren Abschaffung sie verlangen. Wenn dann beigefügt ist: ‘et magna spe fore

ut Germanicus Caesar imperium alterius pati nequiret daretque se legionibus vi sua cuncta tracturis,' so ist damit nur gesagt, wenn Germanikus sich an die Spitze gestellt hätte und als Gegenkaiser aufgetreten wäre, so hätte der Aufstand sehr gefährlich werden können. Zwar berichtet auch Tacitus von einem solchen Anerbieten der Soldaten, während Germanikus zur heftig erregten Versammlung spricht, aber die Art, wie er sich ausdrückt, zeigt, dass er kein planmässiges Vorgehen des Heeres annimmt, sondern nur von Einzelnen ausgehende gelegentliche Zwischenrufe. Die Stelle lautet I, 35: 'fuere etiam qui legatam a divo Augusto pecuniam reposcerent faustis in Germanicum ominibus et, si vellet imperium, promptos ostentavere.' Es ist zu beachten, dass 'fuere qui' „Einige" dem Sinne nach auch Subjekt zu ostentavere ist, indem der Satz et ostentavere die Erklärung zu 'faustis ominibus' gibt, so dass der Relativsatz durch den selbständig angefügten Hauptsatz erweitert wird, somit gleichbedeutend mit fuere qui reposcerent et ostentarent. Als gelegentlich hingeworfene Aeusserungen, die als solche keine Beachtung verdienen, behandelt auch Tacitus das Vorkommnis in der ganzen Schilderung des Aufstandes. Die Frage der Regentschaft bleibt ganz beiseite, er lässt die Soldaten nirgends einen Tadel gegen Tiberius oder ein Lob des Germanikus aussprechen oder beide mit einander vergleichen, wiewohl sich vielfach Gelegenheit dazu bot und er sonst die Stimmung und Absichten der handelnden Personen durch die eingefügten Reden zum Ausdruck bringt. Die Legaten und Tribunen können sich an diesem Anerbieten nicht beteiligt haben;[1]) denn das hätte Tacitus nicht verschwiegen. Aber auch das Verhalten der Soldaten selbst wäre ihrem Feldherrn gegenüber ganz anders gewesen, wenn sie ihn zum Kaiser haben wollten. Vergegenwärtigen wir uns nur die Haupt-

---

[1]) Und doch würde man dies vor allem erwarten, wenn behauptet wird, das Heer habe den Germanikus zum Kaiser ausgerufen. So heisst es z. B. Hist. I, 57, als dasselbe Heer dem Vitellius die Kaiserwürde anbietet: 'promptissimus e legatis Fabius Valens .. imperatorem Vitellium consalutavit.'

momente des Aufstandes! Bei dem unteren Heere bricht die Meuterei zuerst aus, und zwar in Abwesenheit des Germanikus. Die Soldaten greifen die Centurionen an, schlagen sie zu Boden, werfen die einen verstümmelt, die anderen tot über den Wall oder in den Rhein, keinem Vorgesetzten gehorchen sie mehr, Wachen und Posten verteilen sie selbst unter sich. Sind das Handlungen eines Heeres, das seinen Feldherrn als Gegenkaiser aufstellen will? Nun kehrt Germanikus aus Gallien, wo er sich censui agendo aufgehalten, zurück. Er betritt das Lager, will zu ihnen sprechen und verlangt, dass sie sich vorher nach Manipeln ordnen sollen. Sie gehorchen nicht. Ihrem künftigen Kaiser? So sollten sich wenigstens die Kohorten zusammenfinden. Nur zögernd tun sie es. Als er endlich sprechen kann, hören sie ihn schweigend oder mit leisem Murren an. Wie er ihnen aber die Meuterei vorwirft, entblössen sie die Brust, zeigen ihre Narben, die Striemen von den Schlägen, klagen durcheinander schreiend über die hohen Kosten der Dienstbefreiung, die geringe Löhnung, die harten Arbeiten. Das wildeste Geschrei erheben die Veteranen, die 30 und mehr Dienstjahre haben: er möge ihnen endlich Erlösung von so angestrengtem Dienste, ein Leben in Ruhe und ohne Entbehrung verschaffen. — Man sieht, der Aufstand ist ebensowenig gegen Tiberius gerichtet als der in Pannonien; er richtet sich gegen den langjährigen beschwerlichen Dienst, die geringe Bezahlung, die harte Behandlung durch ihre Vorgesetzten, ganz wie in Pannonien.

Bei Tacitus reiht sich nun an die oben besprochene Stelle 'fuere qui . . et, si vellet imperium, promptos ostentavere' die Erzählung einer beabsichtigten Handlung des Germanikus, die sich, wenn das angegebene Motiv das richtige wäre, schwer begreifen liesse: 'tum vero, quasi scelere contaminaretur, praeceps tribunali desiluit. opposuerunt abeunti arma, minitantes ni regrederetur. at ille moriturum potius quam fidem exueret clamitans ferrum a latere diripuit elatumque deferebat in pectus, ni proximi prensam dextram vi attinuissent.' — Ein Selbstmord, weil einige ihm zurufen, er könne selber Kaiser werden,

wenn er wolle? Das ist unglaublich. Tacitus hat hier in dem Bestreben, seinen Helden möglichst edelmütig zu schildern, den Beweggrund der Tat geändert. Nicht wegen dieses Zurufes wollte er sich töten, sondern, weil er trotz der eifrigsten Bemühung den Aufstand nicht bewältigen konnte, weil die Soldaten auf ihren Forderungen beharrten, und er sah, dass er alle Gewalt über sie eingebüsst hatte. So hat sich mancher römische Feldherr selbst den Tod gegeben, wenn er entweder eine entscheidende Schlacht verloren sah oder der Empörung des eigenen Heeres machtlos gegenüber stand.

Dass dies der Beweggrund war, geht auch aus Cassius Dio 57, 5 hervor, der sagt:

„Als aber Germanikus, da er sie trotz langen Zuredens nicht beschwichtigen konnte, sein Schwert zog, um sich selbst zu töten, antworteten sie ihm mit (höhnenden) Weherufen, und einer hob sein Schwert in die Höhe und rief ihm zu: „Nimm dieses da! das ist schärfer!“ Als er nun sah, wie weit es schon gekommen war, wagte er nicht, sich zu töten, sowohl aus anderen Gründen, als weil er voraussah, dass der Aufstand damit nicht beendigt sei (oder, wie Zonaras sagt, *ἵνα μὴ μᾶλλον στασιάσωσι*).“ Hier sind es nicht die Freunde, die ihn an der Ausführung des Selbstmordes hindern, sondern er lässt selbst davon ab, offenbar, weil ihn der Hohn, den er fand, zur Besinnung brachte.

Besonders wichtig für die Frage, ob das Heer dem Germanikus den Thron anbot, ist eine Stelle des Zeitgenossen Velleius II, 125, bei der es auf die richtige Erklärung ankommt:

„Das Heer, das in Germanien stand und von Germanikus persönlich befehligt wurde (praesentisque Germanici imperio regebatur), und zugleich die Legionen in Illyrien verlangten in einer Art von Raserei und in wilder Begierde, alles in Verwirrung zu bringen, einen neuen Feldherrn, neue Zustände, eine neue Staatsordnung (novum ducem, novum statum, novam quaerebant rem publicam).[1]) Sie wagten sogar zu drohen, sie

[1]) Mit novus status und nova res publica ist wohl die Neugestaltung der militärischen Verhältnisse mit ihrer Rückwirkung auf den Staat zu

würden dem Senate, würden dem Kaiser Gesetze vorschreiben (daturos principi leges); die Höhe des Soldes, das Ende des Kriegsdienstes erkühnten sie sich selbst zu bestimmen u. s. w."

Versteht man unter 'novum ducem' einen neuen Kaiser, einen anderen als Tiberius, so hätten wir die Bestätigung, dass sich der Aufstand auf die Thronfolge bezog. Aber dies kann novus dux unmöglich heissen. Weder novus wäre in diesem Fall richtig, weil Tiberius selbst die Regierung erst angetreten hat, somit novus ist; der Sprachgebrauch würde alius verlangen; noch kann dux vom Kaiser gesagt werden; es würde princeps heissen, wie gleich darauf daturos principi leges. Schon die unmittelbar vorhergehenden Worte 'exercitus Germanici imperio regebatur' zwingen dazu unter novum ducem einen anderen Feldherrn als ihren bisherigen Feldherrn Germanikus zu verstehen. Somit ist der Aufstand auch gegen die Person des Germanikus gerichtet, das gerade Gegenteil von der Übertragung der Kaiserwürde. Damit stimmt auch die Schilderung bei Tacitus insofern überein, als hier die Soldaten durchweg feindlich gegen Germanikus auftreten.

Wir werden daher annehmen müssen, dass Suetonius und Cassius Dio die späteren Verhältnisse, wo von den Heeren Soldatenkaiser aufgestellt werden, irrig auf die damalige Zeit übertrugen. Auch kann man ein so verkehrtes Urteil wie *Γερμανικὸν πολὺ τοῦ Τιβερίου κρείττω ὁρῶντες ὄντα* den Legionen in ihrer Gesamtheit nicht zutrauen. Wir dürfen uns nur unbefangen fragen, was damals der 28 jährige Germanikus und damals der 55 jährige Tiberius war. Ohne dem liebenswürdigen Prinzen von seinen sonstigen Vorzügen etwas zu nehmen, muss man doch sagen, dass er als Kronprätendent in jeder Beziehung weit hinter Tiberius zurückstand, und wenn zwischen ihm und Tiberius die Wahl war, kein Einsichtiger in seinem Urteil schwanken konnte. Hinsichtlich der Kriegskunst, die an einem

---

verstehen. Denn an den Plan einer Wiederherstellung der Republik zu denken, verbieten sowohl die Worte daturos principi leges als das Schweigen der übrigen Schriftsteller.

Beherrscher des römischen Reiches besonders geschätzt wurde, war Germanikus bei seinem Oheim in die Schule gegangen, aber, wie seine späteren Kriegstaten und schon sein Auftreten beim Soldatenaufstand bewies, verhielt er sich zu ihm wie der Schüler, der angehende Schüler zum Meister. Sein Gemüt war von weicherer Art, noch lange nicht genug gestählt für die Wechselfälle des Lebens. Wer hätte sich der zarten, ungeübten Hand eines solchen Lenkers anvertrauen wollen, wenn er statt dessen die feste, sichere Zügelführung, den scharfen, alle Verhältnisse beherrschenden Blick des erprobten Fürsten haben konnte? Tiberius hatte sich durch seine kriegerischen Erfolge in Germanien, Pannonien und Dalmatien als der erste Feldherr seiner Zeit bewährt, hatte seine überlegene Einsicht auch dadurch gezeigt, dass er das kostbare Soldatenmaterial zu schonen verstand, hatte ebensoviel durch diplomatische Kunst als durch das Schwert erreicht, war von Augustus zum Nachfolger bestimmt, hatte sich durch lange Teilnahme an den Staatsgeschäften für den Beruf des Herrschers vorbereitet und, was nicht das Geringste war, er hatte ein durchaus tadelloses Privatleben geführt, da er, wie Tacitus VI, 51 sagt, bisher 'egregius vita famaque' gelebt hatte. Diese Worte aus dem Munde des Tacitus sind das grösste Lob, das ihm für diese Zeit gespendet werden kann. Darum mussten ihm seine Mitbürger neben vollem Vertrauen auf seine Herrschergaben auch die höchste persönliche Achtung entgegenbringen, und deshalb ging die Regierung von Augustus auf Tiberius ohne jede Störung über als eine selbstverständliche, längst geordnete Tatsache. Wie Augustus schon durch die Adoption des Tiberius zu erkennen gab, dass er ihn zum Nachfolger wünsche, so musste Tiberius auf Veranlassung des Augustus den Germanikus adoptieren, wodurch ausgesprochen war, dass auch dieser Adoptivsohn nicht vor dem Adoptivvater zur Herrschaft gelangen solle.

Es gehört zu den groben Missverständnissen der alten Geschichtschreiber, dass sie annehmen, Tiberius habe den Germanikus als Nebenbuhler gefürchtet. *Τὸν δὲ Γερμανικὸν δεινῶς ἐφοβεῖτο* sagt Cassius Dio 57, 4. Die Tatsachen bezeugen,

dass dies nicht der Fall war. Tiberius behandelte seinen Adoptivsohn immer wie ein wohlwollender Vater, verschaffte ihm alle möglichen äusseren Ehren, übte Nachsicht gegen seine Misserfolge, und wie ein Vater, dem es ernst ist mit der Erziehung seines Sohnes, ersparte er ihm auch einen strengen Tadel nicht, wenn er ihn für nötig hielt. Wie aber Germanikus, der allen Grund hatte, seinem Oheim dankbar zu sein, gegen ihn weder etwas unternehmen wollte noch konnte, so fürchtete Tiberius, dem beides wohl bekannt war, an ihm am allerwenigsten einen Nebenbuhler. So wird denn auch in der Unterredung, die Augustus in seiner letzten Lebenszeit mit Tiberius über die Persönlichkeiten hatte, die nach seinem Tode möglicherweise dem Tiberius den Thron streitig machen könnten und die entweder wirklich befähigt wären, die Herrschaft zu führen, oder den Willen dazu hätten, der Name des Germanikus unter keinen von beiden genannt (Tac. I, 13).

Betrachten wir kurz den weiteren Verlauf des Militäraufstandes! Die Kraft des Germanikus war gebrochen. Er entschloss sich, nachzugeben, suchte aber seine Schwäche durch eine Täuschung zu verbergen, indem er ein Schreiben abfasste, als ob es von Tiberius käme, worin den Soldaten nach 20 jähriger Dienstzeit völlige Entlassung, nach 16 Jahren Übertritt in die Reserve gewährt und das von Augustus ausgesetzte Legat verdoppelt wurde. Dadurch trat einstweilen Ruhe ein. Als aber eine Gesandtschaft vom Senate kommt und sich das Gerücht verbreitet, sie bringe den Beschluss, dass die Zugeständnisse zurückgenommen werden sollten, da erbrechen sie in der Nacht die Türe der Wohnung des Germanikus, reissen ihn selbst aus dem Bette und zwingen ihn unter Androhung des Todes, das vexillum auszuliefern. Den Führer der Gesandtschaft, Plancus, wollen sie töten, er flüchtet sich in das Lager der 1. Legion und rettet sein Leben nur, indem er hier schutzflehend die Fahnen umfasst und vom Adlerträger verteidigt wird. Den nächsten Tag verlässt Plancus das Lager unter Bedeckung von Reiterei der Bundesgenossen.

Bei dieser Gelegenheit können wir einen interessanten Ein-

blick in die Werkstätte des Tacitus machen. Wir wissen nämlich aus Cassius Dio 57, 5, dass die Soldaten, um die Zurücknahme der Zugeständnisse zu verhindern, sich jetzt der Agrippina, der Gemahlin des Germanikus, und seines zweijährigen Sohnes Gaius bemächtigten, dass sie dann zwar seine Gattin, weil sie hochschwanger war, auf seine Bitten (δεηθέντι) wieder frei gaben, aber den Knaben als Geisel behielten. Wie ganz anders lautet dies bei Tacitus! Er bietet uns eine weit ausgesponnene, mit rhetorischem Schmuck reichlich versehene, dramatisch gehaltene Szene. Er erzählt, wie Germanikus von seiner Umgebung (ab omnibus) bestürmt wird, er solle, wenn er auch sein eigenes Leben gering achte, doch wenigstens seine Gattin und sein Kind aus dem aufrührerischen Lager entfernen. Aber die tapfere Enkelin des Augustus kennt keine Furcht und will ihren Gatten nicht verlassen; 'postremo uterum eius et communem filium multo cum fletu complexus ut abiret perpulit.' Da ziehen sie hin, fährt Tacitus fort, die edlen Frauen, ein trauriger Zug! Die Gattin des Feldherrn, das kleine Kind auf den Armen, als eine Flüchtige, mit ihr die Frauen der Freunde unter Jammern, und nicht minder traurig sind die Zurückbleibenden. Die Soldaten kommen aus den Zelten. „Was ist das für ein Weinen? Wie? Die vornehmen Frauen? Keine Centurionen, keine Soldaten als Ehrenbegleitung? Und wohin ziehen sie? Zu Auswärtigen? Zu den Trevirern?“ Da kommt Schamgefühl und Mitleid zugleich über sie, und nichts kränkt sie so sehr, als dass die Trevirer ihnen Schutz gewähren sollen. Sie treten dem Zug entgegen, suchen ihn aufzuhalten, bitten die Agrippina, sie möge umkehren, möge bleiben. Nun hält Germanikus eine eindringliche Rede, deren Wirkung nicht ausbleibt. Sie gestehen, die Vorwürfe verdient zu haben und bitten ihn inständig, er möge die Schuldigen strafen, den Verführten verzeihen, möge Gemahlin und Sohn zurückrufen und das Heer gegen den Feind führen. Germanikus lehnt die Rückkehr der Agrippina ab mit der Entschuldigung, dass es Winter sei und ihre Geburt bevorstehe, den Sohn aber

werde er kommen lassen; das Uebrige sollten sie selbst besorgen. Darauf schleppen sie die Rädelsführer vor den Legaten der 1. Legion, wo Gericht gehalten wird und die schuldig Befundenen sofort von den Soldaten niedergehauen werden. Auch über die Centurionen wird Gericht gehalten und alle diejenigen des Dienstes entlassen, die der Habsucht oder Grausamkeit überführt werden.

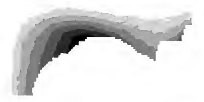
Schon dieser Auszug wird zeigen, wie hier der Teig der Geschichte geknetet ist und trotz aller Kunst doch ein unnatürliches Bild zum Vorschein kommt. Denn dass die Soldaten, diese rauhen und rohen Gesellen, deren Handwerk das Morden ist, die ihre Centurionen erschlagen, ihren Feldherrn aus dem Bette gezerrt und mit dem Tode bedroht haben, plötzlich von einer empfindsamen Herzensregung erfasst und umgestimmt werden, weil sie ein Weib mit ihrem Kinde das Lager verlassen sehen — credat Judaeus Apella!

Tatsache bleibt das auch von Dio überlieferte Strafgericht, das schliesslich die Soldaten an den Empörern vollziehen. So hat also die Nachgiebigkeit des Germanikus zuletzt noch einer strengen Massregel Platz gemacht. Denn wenn auch die Soldaten die Handelnden sind, so ging doch der Befehl oder Rat jedenfalls von Germanikus aus, wie auch Tacitus andeutet: 'cetera ipsi exsequerentur.' Suchen wir nun nach einem greifbaren Grunde dieses Umschlages, so müssen wir uns nur fragen, was inzwischen Bedeutsames vorgefallen ist, das diese Änderung veranlassen konnte. Nur Eines, die Gesandtschaft der Senatoren mit Aufträgen des Tiberius. Wie diese gelautet haben mögen, ist nicht schwer zu erraten. Tiberius, der den Aufstand in Pannonien von seinem Sohne Drusus, den er mit Prätorianern ins Lager schickte, durch die Hinrichtung der Hauptschreier rasch unterdrücken liess, wird auch dem Germanikus durch die Gesandtschaft mitgeteilt haben, dass weder sich selbst umzubringen noch alle Forderungen zu bewilligen die richtige Massregel sei, sondern die Aufrührer durch die Treugebliebenen mit Gewalt beseitigt werden müssten. Dasselbe Verfahren schlug denn auch Germanikus bald darauf

gegen die 5. und 21. Legion ein, die in Castra Vetera stationiert waren und sich nicht unterwerfen wollten. Nachdem die Aufforderung, zum Gehorsam zurückzukehren, fruchtlos geblieben war, werden die Schuldigen nach einem geheimen Befehl, den Germanikus an den Legaten Cäcina schickt, mitten in der Nacht in ihren Zelten auf ein gegebenes Zeichen von den treu gebliebenen Soldaten niedergemacht (Tac. I, 48).

Dass Tiberius durch die Zugeständnisse des Germanikus sehr wenig erbaut war, sagt nicht nur Tacitus (I, 52), sondern lässt sich auch aus einer Stelle des Velleius II, 125 schliessen, der bekanntlich nur sagt, was im Sinne des Kaisers ist. Dabei müssen wir die handschriftliche Überlieferung gegen die Konjekturen der neueren Herausgeber wiederherstellen. Sie lautet nämlich: quo quidem tempore ut pleraque ignave Germanicus, ita Drusus . . prisca antiquaque severitate usus . . obsidentes coercuit. Der tadelnde Ausdruck ignave, mit schwacher Nachgiebigkeit (den man in das Gegenteil gnave oder in ignovit geändert hat), ist ganz in der Ordnung. Denn Velleius will dem Verfahren des Germanikus die lobenswerte Strenge des Drusus gegenüber stellen, wie er gleich nachher jene Zugeständnisse exemplo perniciosa nennt. Bezeichnend ist auch pleraque: seine Massregeln beim Aufstand waren grösstenteils, namentlich am Anfang, von tadelnswerter Schwäche, erst zuletzt entwickelte er die nötige Strenge.

Übrigens würde man dem Germanikus bei Beurteilung seines Charakters unrecht tun, wenn man nicht auch seine persönliche Tapferkeit vor dem Feinde erwähnen wollte. Velleius II, 116 sagt, dass er im dalmatinischen Kriege grosse Beweise von Tapferkeit gegeben, und Suetonius Cal. 3 rühmt von ihm 'fortitudinem egregiam' und 'hostem comminus saepe percussit,' was sich mit dem oben besprochenen Mangel an Energie den eigenen Soldaten gegenüber und mit der Anwandlung von Kleinmut und Verzweiflung im Unglück, in der er sich zweimal das Leben nehmen wollte, sehr wohl vereinigen lässt.



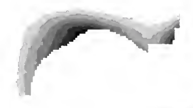
Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland.

Mit der Empörung der Legionen steht der erste Feldzug nach Germanien im Zusammenhang. Die Soldaten wünschten den Krieg, wenn auch nicht, wie Tacitus sagt, weil sie ihn als Sühne für den Aufstand, als 'piaculum furoris' ansahen (nec aliter posse placari commilitonum manes quam si pectoribus impiis honesta vulnera accepissent I, 49); so feinfühlend war der römische Soldat nicht, aber Krieg war die grosse Einnahmsquelle für ihn, Plündern und Morden seine Lust. Auch konnte Germanikus, der, wie Cassius Dio sagt, neue Unruhen befürchtete, das Heer dadurch von der Vergangenheit ablenken und mehr an sich ziehen. So unternahm er noch im Jahre 14 einen Raubzug in das Gebiet der Marsen. Die Expedition glückte. Von 4 Kolonnen wurde das Land in einer Ausdehnung von 50000 Schritten mit Feuer und Schwert verheert, Weiber, Kinder, Greise niedergemacht, Beute gewonnen und trotz einiger feindlichen Angriffe beim Rückzug der Rhein wieder glücklich erreicht (Tac. I, 50 f.). Das plötzliche Erscheinen im Feindesland und die Raschheit der ganzen Operation hatten den Erfolg gebracht. Obwohl damit kein eigentlicher Sieg über die Germanen erfochten war, liess Tiberius dem Germanikus durch den Senat einen Triumph zuerkennen 'manente bello,' wie Tacitus I, 55 sagt. Der Kaiser wollte damit wahrscheinlich andeuten, dass er den Krieg nun auch wirklich beendigt wünsche. Denn wie er in jeder Beziehung die Regierungsgrundsätze des Augustus zur Richtschnur nahm,[1]) hielt er sich auch streng an seinen Rat, keine weiteren Eroberungen zu machen: 'coercendi intra terminos imperii' (I, 11). Wir können uns die Gedanken des Kaisers, der durch seine eigenen Erfahrungen in Germanien die Verhältnisse am besten beurteilen konnte, leicht vergegenwärtigen. Er wird sich ge-

[1]) Tiberius sagt Tac. IV, 37 von sich selbst: 'qui omnia facta dictaque eius (scil. divi Augusti) vice legis observem.' Auch Strabo IV, 4, 2 a. Ende hebt hervor, dass sich Tiberius in der Staatsverwaltung und in seinen Verordnungen den Augustus zum Vorbilde nahm.

freut haben, dass Germanikus nach den ersten Missgriffen in der Behandlung des Soldatenaufstandes nun einen wirklichen Erfolg zu verzeichnen hatte. „Aber", wird er gedacht haben, „wenn er sich dadurch nur nicht zu grösseren Feldzügen in das Innere Germaniens verleiten lässt! Ständige Eroberungen sollen und können dort nicht gemacht werden, und nur das Land zu durchziehen, lohnt die Verluste an Mannschaft nicht, die auch bei der vorsichtigsten und besten Führung unvermeidlich damit verbunden sind. Dass aber mein Neffe wirklich die Fähigkeit besitzt, das Heer vor grösseren Niederlagen zu bewahren, das wollen wir einstweilen nur hoffen." So ungefähr mag er gedacht haben und für das Urteil des Tacitus 'bellica quoque Germanici gloria angebatur' hätte er höchstens ein Lächeln gehabt. Ihm mussten Siege, die durch grosse Verluste erkauft wurden, als Niederlagen gelten. Denn die Legionen zu ergänzen, war schwer. Hatte doch schon Augustus nach der Niederlage des Varus, weil es ihm nicht gelang, die nötige Mannschaft aufzubringen, zu dem für den Kriegsdienst sehr wenig geeigneten städtischen Pöbel greifen müssen.

Aber den Germanikus reizte der erste Erfolg und das Andenken an seinen Vater Drusus zu grösseren Unternehmungen. Nachdem im Frühjahr ein plötzlicher Einfall in das Land der Chatten gemacht, der Hauptort Mattium niedergebrannt, die offenen Strecken verwüstet worden und die Rückkehr an den Rhein ohne eigentlichen Kampf erfolgt war, wurde der wohl vorbereitete Feldzug in das Land der Cherusker ausgeführt. Vier Legionen führte Germanikus selbst zu Wasser in die Mündung der Amisia, die 4 anderen unter Cäcina zogen zu Lande und vereinigten sich dann mit den ersteren. Als man in die Nähe des Teutoburger Waldes kam, entschloss sich Germanikus, das Schlachtfeld des Varus zu besuchen und die seit 6 Jahren unbestattet liegenden Gebeine der Gefallenen zu beerdigen. Tiberius missbilligte dies, weil der Mut der Soldaten dadurch gelähmt werden konnte und Germanikus aus religiösen Rücksichten als 'auguratu et vetustissimis caerimoniis praeditus' keiner Leichenbestattung habe anwohnen dürfen (I, 62). Jeden-



falls wird er auch die Unvorsichtigkeit und Verwegenheit missbilligt haben, mit der das Heer in die nämliche ungünstige Lokalität geführt wurde, die schon einmal das Verderben herbeigeführt hatte. Wie leicht hätte eine zweite Niederlage die Stätte doppelt denkwürdig machen können! Denn, wie unsicher und gefährlich hier die Wege waren, zeigt die Bemerkung des Tacitus 'praemisso Caecina, ut occulta saltuum scrutaretur pontesque et aggeres umido paludum et fallacibus campis imponeret.' Doch die Germanen griffen hier nicht an; sie liessen die Römer weiter ziehen und brachen an einer anderen Stelle aus den Wäldern hervor. Sie bringen die Reiter in Verwirrung, die Kohorten der Bundesgenossen kommen der Reiterei zu Hilfe, werden aber in die Flucht mit fortgerissen. Nun rücken die Legionen vor und 'manibus aequis abscessum.' Da unmittelbar auf dieses 'manibus aequis abscessum' folgt 'mox reducto ad Amisiam exercitu,' ist damit gesagt, dass das römische Heer unterlag, d. h. am weiteren Vordringen gehindert und zum Rückzug gezwungen wurde.

Dieser Rückzug sollte einem Teil des Heeres verhängnisvoll werden. Germanikus befahl dem Legaten Caecina, mit seinen 4 Legionen den Weg über die pontes longi einzuschlagen und diese in möglichster Eile zu überschreiten. Dies war freilich leichter gesagt als getan. Die pontes beschreibt Tacitus: 'angustus is trames vastas inter paludes et quondam a L. Domitio aggeratus. cetera limosa, tenacia gravi caeno aut rivis incerta erant. circum silvae paulatim acclives, quas tum Arminius impleverat.' Schon die geringe Breite des gangbaren Weges (angustus trames) musste den Marsch ungemein verzögern. Dazu stellte sich heraus, dass die pontes vielfach schadhaft und unpassierbar geworden waren. Das war für die Germanen ein Schlachtfeld, wie sie es nicht besser wünschen konnten. Wohl mag da, als nun von allen Seiten die Angriffe erfolgten, mancher Germane und auch mancher Römer gesprochen oder gedacht haben, was Tacitus dem Arminius in den Mund legt: 'en Varus eodemque iterum fato vinctae legiones!' Die Wagen, die das schwere Gepäck fuhren, blieben stecken,

die Reihen gerieten in Verwirrung, die Soldaten gehorchten den Führern nicht mehr, Cäcina selbst, dem das Pferd getötet wurde, wäre verloren gewesen, wenn nicht die Beutegier der Feinde und die Hilfe der 1. Legion ihn gerettet hätte. Wie gross die Verluste der Römer waren, ist wie gewöhnlich nicht angegeben, jedenfalls waren sie unter solchen Umständen sehr beträchtlich. Dass auch die Wagenladungen und die Werkzeuge und andere Habe grossenteils verloren ging, deuten Bemerkungen des Tacitus an wie 'iuvit hostium aviditas praedam sectantium' (c. 65), ferner 'struendum vallum, petendus agger amissa magna parte per quae egeritur humus aut exciditur caespes, non tentoria manipulis, non fomenta sauciis.' Und in welcher Stimmung die Soldaten waren, schildern die Worte: 'infectos caeno aut cruore cibos dividentes funestas tenebras et tot hominum milibus unum iam reliquum diem lamentabantur.' Schliesslich gelang es den Römern doch, durchzukommen und den Rhein zu erreichen, während hier das Gerücht verbreitet war, das ganze Heer sei vernichtet und die Germanen schickten sich an, in Gallien einzufallen.

Es ist für den Laien oft schwer, taktische Massregeln in der Kriegführung der Alten zu beurteilen, zumal die Angabe der näheren Umstände und bestimmenden Verhältnisse bei den Schriftstellern vielfach fehlt. Aber hier werden wir doch kaum irren, wenn wir sagen, die 4 Legionen über die pontes longi ziehen zu lassen, war ein strategischer Fehler des Germanikus. Diese pontes konnten wohl im Frieden oder bei unvorhergesehenem Anmarsch, wenn der Weg frei war, gute Dienste leisten, aber bei erzwungenem Rückzug, wo nach den vorausgegangenen Ereignissen heftige Angriffe zu erwarten waren und der Feind die waldigen Höhen besetzt hielt (circum silvae paulatim acclives, quas tum Arminius compleverat), waren die schwersten Verluste vorauszusehen, auch wenn der Damm unversehrt gewesen wäre. So aber war dieser vor Dezennien angelegte Holzweg an vielen Stellen abgefault und zerfallen (ruptos vetustate pontes), und während nur möglichst eiliger Durchzug die Nachteile einigermassen hätte ausgleichen können,

sah sich das Heer bei jeder auszubessernden Stelle zum Stillstand gezwungen. Wir können nicht glauben, dass Germanikus von diesem Zustand unterrichtet war und trotzdem den Befehl gab, wohl aber, dass er es an der nötigen Aufklärung fehlen liess, wenn nicht etwa Cäcina (entgegen der Angabe des Tacitus) von den Germanen mit Gewalt in dieses ungünstige Terrain gedrängt wurde.

Unterdessen war Germanikus mit der anderen Hälfte des Heeres an die Mündung der Amisia gekommen. Um die Schiffe bei der Meerfahrt zu entlasten und ihr Auflaufen zur Zeit der Ebbe zu verhindern, liess er die 2. und die 14. Legion unter Vitellius zu Lande der Küste entlang ziehen. Dieser Marsch ging anfangs gut. Als aber ein starker Nordwind zu wehen anfing, überschwemmte das Meer die Küste und die Soldaten befanden sich mitten im Wasser 'modo pectore, modo ore tenus exstantes.' Ausser Menschenleben (aliquando subtracto solo disiecti aut obruti) gingen, wie es scheint, alle Wagenladungen und Gerätschaften verloren. Denn als die Truppen endlich höher gelegenes Land erreichten, befanden sie sich in kläglichem Zustande: 'pernoctavere sine utensilibus, sine igni, magna pars nudo aut mulcato corpore, haud minus miserabiles quam quos hostis circumsidet' (I, 70).

Auch diese Verluste werden wir auf Rechnung der Oberleitung setzen müssen. Dem Germanikus war, wie es scheint, nicht bekannt, wie verschieden die Verhältnisse der Nordsee und seiner Küsten von denen des mittelländischen Meeres sind, und er versäumte es, bei den anwohnenden, zum Teil befreundeten Völkerschaften die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Auch von diesen Legionen hatte sich das Gerücht verbreitet, dass sie vollständig verloren seien, „und nicht eher glaubte man an ihre Rettung, als bis man den Germanikus und sein Heer zurückkehren sah."

Stellen wir das Ergebnis dieses Kriegsjahres mit Einfügung der im Vorhergehenden nicht angeführten Nebenereignisse zusammen! Verwüstungszug in das Land der Chatten. Infolge einer Gesandtschaft des Segestes wird dieser von der

Umlagerung befreit 'magna cum propinquorum et clientium manu' und unter anderen vornehmen Frauen gerät auch die Gemahlin des Arminius, Tochter des Segestes, in die Gewalt der Römer. Stertinius, von Germanikus gegen die Brukterer geschickt, findet den Adler der 21. Legion, der unter Varus verloren gegangen war. Die Gegend zwischen Amisia und Lupia wird verwüstet. Besuch des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde. Weiteres Vordringen durch die Germanen gehindert. Ständige Eroberungen nicht gemacht. Auf dem Rückzug die schwersten Verluste an Material und Mannschaft. 'Ad supplenda exercitus damna' (I, 74) werden Gallien, Spanien und Italien beigezogen; sie liefern Waffen und Pferde, während Germanikus selbst die pekuniären Verluste der Soldaten von seinem Gelde ersetzt. Auch gab er sich alle Mühe, durch Trost, den er den Verwundeten spendete, durch Lob für tapfere Haltung u. dgl. dahin zu wirken 'ut cladis memoriam leniret.' Ja clades, das ist der wahre Erfolg des Feldzuges, und hinzufügen kann man: nicht zum geringsten Teil verschuldet durch strategische Fehler des Germanikus.

Was mag Tiberius von diesen Erfolgen gehalten haben? Tacitus sagt II, 5, die Wirren, die um diese Zeit im Orient entstanden, kamen dem Kaiser nicht unerwünscht, um den Germanikus vom Rhein abberufen zu können. Gewiss werden wir dieses Urteil billigen, nur müssen wir die Begründung des Tacitus 'ut ea specie Germanicum suetis legionibus abstraheret novisque provinciis impositum d o l o s i m u l e t c a s i b u s o b i e c t a r e t' als eine hässliche Verdächtigung zurückweisen. Es ist dies einer der vielen Fälle, wo Tacitus spätere Ereignisse oder Urteile, die er sich über diese Ereignisse gebildet hat, grundlos auf frühere Zeiten überträgt und als Beweggrund einer Handlung des Kaisers hinstellt.

Es spricht für die Kühnheit des Germanikus, dass er sich durch die schlimmen Erfahrungen des letzten Feldzugs nicht abschrecken liess und für das Jahr 16 den Plan fasste, noch weiter nach Osten vorzudringen. Wie im vorigen Jahre wurden die kriegerischen Unternehmungen mit kleinen Streifzügen be-

gonnen, dann, als der Bau der Flotte von 1000 Schiffen vollendet war, das Heer durch die fossa Drusiana und die Nordsee bis zur Mündung der Amisia befördert. Zu beachten ist, dass Tacitus, der sonst nicht leicht etwas Ungünstiges über Germanikus berichtet, hier über eine seiner Anordnungen einen offenen Tadel ausspricht 'erratumque in eo quod non subvexit.'[1]) Dieses Urteil, das Tacitus jedenfalls in seiner Quelle vorfand, wahrscheinlich in dem Geschichtswerk des I, 69 genannten G. Plinius Germanicorum bellorum scriptor, zeigt, dass die Heerführung des Germanikus schon von seiten der alten Schriftsteller nicht unbeanstandet blieb.

Dem Berichte über diesen Feldzug, den letzten, den Germanikus in Deutschland unternahm, glaubte Tacitus einige lumina einfügen zu müssen, Episoden, die sich wie Geschichte ausnehmen sollen, aber deutlich den Stempel der Erfindung an

---

[1]) Die Stelle lautet im Zusammenhang: . . 'lacus inde et Oceanum usque ad Amisiam flumen secunda navigatione pervehitur. classis Amisiae relicta laevo amne, erratumque in eo quod non subvexit. transposuit militem dextras in terras iturum. ita plures dies efficiendis pontibus absumpti.' Ich verstehe dies so: Es war ein Fehler, dass er mit der Flotte **auf dem Meere** nur bis zur Mündung der Ems fuhr und nicht weiter ostwärts an der Wesermündung landete, da doch die Weser und Elbe sein Ziel war. Denn jetzt musste er (ausser der später nötigen Brücke über die Weser) auch schon beim Erscheinen in Feindesland eine Brücke über die Ems schlagen, während er Zeit und Mühe nicht aufzuwenden brauchte, wenn die Landung weiter östlich erfolgt wäre. Innerhalb dieser plures dies musste sich die Kunde von seiner Ankunft bei den Germanen verbreiten, konnten sie sich sammeln und zur Abwehr rüsten, so dass der Einfall nicht mehr unvermutet kam. Ich erkläre daher: Die Flotte wurde schon in Amisia verlassen und zwar wurde (wie es in diesem Fall natürlich und richtig war) auf der linken westlichen Seite des Flusses gelandet; es war ein Fehler, dass er nicht weiter auf dem Meere nach Osten fuhr, da die Soldaten nach den östlichen Ländern ziehen sollten. — Daneben möchte ich noch die Möglichkeit offen halten, dass Tacitus die Worte laevo amne in seiner Quelle nicht vorfand und sie nur aus Missverständnis beifügte, indem er meinte, die Flotte hätte auf der rechten Seite des Flusses landen sollen. — 'Transposuit' haben manche als Erklärung zu 'subvexit' getilgt, was sehr wahrscheinlich ist. Sachlich bleibt übrigens der Sinn derselbe, wenn das Wort beibehalten wird.

sich tragen. Am schlimmsten steht es mit der Szene Arminius und Flavus. Als die Römer an die Weser kamen, so erzählt Tacitus, tritt auf dem anderen Ufer Arminius mit den übrigen Vornehmen zum Fluss heran und fragt — nein, setzen wir gleich den richtigen Ausdruck, der allein schon den Massstab zur Beurteilung bieten kann — er schreit hinüber (denn über einen grossen Strom kann man nur schreien), ob Germanikus gekommen sei. Die Römer schreien ihm zurück, ja, er sei da. Nun stellt Arminius die Bitte, mit seinem Bruder Flavus, der auf Seite der Römer steht, sprechen zu dürfen. (Vielleicht hat er auch gleich hinzugefügt, er wolle ihn bereden, zu ihm überzugehen.) Germanikus erlaubt es. (Höchst liebenswürdig!) Flavus reitet an das Ufer, Arminius begrüsst ihn von der anderen Seite des Flusses, und nachdem die römischen Bogenschützen etwas zurückgetreten, beginnt die Redeschlacht. Arminius spricht, nein, schreit herüber von Freiheit, Vaterland, einheimischen Göttern und ermahnt seinen Bruder, lieber Führer als Verräter seiner Landsleute zu werden, Flavus dagegen schreit über die Grösse des römischen Reiches, die Macht des Cäsar, die harte Bestrafung der Widerspenstigen, die grosse Milde bei freiwilliger Unterwerfung. Die Redner ereifern sich immer mehr, gehen zu Schmähungen über (hier ist das Schreien am Platz), und während Flavus wutentbrannt zum Kampfe mit Arminius auf seinem Rosse in den Strom sprengen will und nur mit Mühe von seiner Umgebung zurückgehalten wird — fällt der Vorhang.

Gegen diese Erzählung sprechen folgende Gründe:

1. Die Begegnung des Arminius und Flavus ist zwecklos. Denn keiner sagt dem anderen etwas, was er nicht schon weiss.

2. Das Hinüber- und Herüberschreien von längeren Reden über einen breiten Fluss ist absurd. Man ruft wohl, indem man etwa auch noch die hohlen Hände an den Mund hält, „Überfahren!“ und dergleichen, aber nicht Rede und Gegenrede, nicht einen Sermon, der einen Kämpfer bestimmen soll, die Partei, für die er die Waffen trägt und der er seit Jahren angehört, mit der Gegenpartei zu vertauschen.

3. Flavus, der sich bei den Römern befand, hatte keine freie Wahl seiner Partei. Hätte er wirklich übergehen wollen, so wäre er von den Römern niedergehauen, von den Bogenschützen durchbohrt worden.

Möglich, dass die Römer, die die Rhetorik gewissermassen schon mit der Muttermilch einsogen, selbst noch an solchen ungereimten Deklamationen Gefallen fanden, wir Deutsche aber müssen uns dagegen verwahren, dass Arminius vor dem heiligen Kampfe für das Vaterland solches Possenspiel getrieben habe.

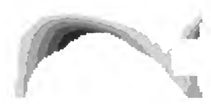
Was wird Tacitus in seinen Quellen hierüber vorgefunden haben? Gewiss nichts anderes als die Bemerkung, dass sich Flavus, der Bruder des Arminius, beim römischen Heere befand. Alles andere ist erfunden. Ein Lehrbuch der Geschichte darf daher meines Erachtens diese Unterredung nicht als Tatsache erwähnen, wie dies neben anderen auch L. Stacke, Römische Geschichten, Oldenburg 1898, tut, der sogar den ganzen Inhalt der Reden wie historisches Material behandelt. Man könnte ebensogut das Gedicht „Hermann und Flavus“ zur Geschichte rechnen, zu dem der Dichter Martin Greif (Gesammelte Werke, I, S. 237 f.) von dem Dichter Tacitus begeistert wurde.

Unmittelbar an diese Beigabe reiht Tacitus ein zweites Intermezzo, das zu Gunsten seines Lieblings Germanikus erfunden ist. Nachdem Germanikus die Weser überschritten hatte, erfuhr er nach dem Bericht des Tacitus durch einen Überläufer, dass Arminius einen Platz zur Schlacht bestimmt habe und noch in dieser Nacht ein Sturm auf das Lager ausgeführt werden solle. Um nun die Gesinnung der Soldaten zu erforschen, sucht er ihre Gespräche während der Abendmahlzeit zu belauschen. Einen Pelz über die Schultern geworfen schleicht er sich mit nur einem Begleiter an die verschiedenen Zelte heran und hört ungesehen, wie die Soldaten ihn alle loben, der eine seinen Adel, der andere seine Schönheit, die meisten seine Ausdauer, seine Leutseligkeit, sein in Ernst und Scherz immer gleich bleibendes Wesen preisen, und wie sie sagen, für alles dieses müssten sie ihm in der bevorstehenden Schlacht den Dank abstatten. — Die innere Unwahr-

scheinlichkeit liegt wieder auf der Hand. Dass die Soldaten gerade von Germanikus sprechen, als dieser an die Zelte tritt, ist die bekannte Theatermache, die die Personen immer gerade das sagen lässt, was der Dichter für seine Zwecke braucht. Wenn die Soldaten tapfer kämpften, so taten sie das sicher nicht wegen der Schönheit und anderer Vorzüge des Germanikus, sondern weil sie sich hier mitten im Feindesland ihrer Haut wehren mussten. Auch wird ein Feldherr, wenn er weiss, dass in derselben Nacht ein Sturm auf das Lager bevorsteht, nicht bei den Zelten herumschleichen und auf die Gespräche der Soldaten lauschen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit der Verteidigung des Lagers zuwenden. Die Anekdote, die wohl in Erinnerung an Xenoph. Cyrop. 3, 1, 41[1]) entstanden ist, hat einerseits den Zweck, die sachlich magere Darstellung dieses Feldzuges etwas zu füllen und Leben und Abwechslung in die Erzählung zu bringen, anderseits dem Leser wieder ins Gedächtnis zu rufen, wie beliebt Germanikus beim Heere war. Denn der Geschichtschreiber wird gefühlt haben, dass die Art, wie die Soldaten mit ihrem Führer beim Aufstande umgingen, wo man ihm zurief, er solle dieses Schwert nehmen, um sich zu töten, das sei schärfer, wo sie ihn mitten in der Nacht aus dem Bette zerrten und unter Todesdrohungen zwangen, die Fahne auszuliefern, keine genügende Beweiskraft für seine Beliebtheit enthielt. Darum wird es hier nachgeholt und durch ein besonderes Bild illustriert.

Der gefürchtete nächtliche Überfall wurde, wie Tacitus weiter berichtet, nicht ausgeführt. Die Feinde rückten wohl an das Lager heran, als sie aber sahen, dass alle Verteidigungsmassregeln getroffen waren, zogen sie sich wieder zurück. Nachdem uns Tacitus dann noch einen glückverheissenden Traum des Germanikus als Einleitung zu dem folgenden Sieg vorgeführt, auch den Inhalt der Reden verraten hat nicht nur des römischen Feldherrn, sondern auch, was Arminius 'et ceteri

1) *Ἐπεὶ δ' ἦλθον οἴκαδε, ἔλεγον τοῦ Κύρου ὁ μέν τις τὴν σοφίαν, ὁ δὲ τὴν καρτερίαν, ὁ δὲ τὴν πραότητα, ὁ δέ τις καὶ τὸ κάλλος καὶ τὸ μέγεθος.*



Digitized by Google

Germanorum principes' zu den Ihrigen sagten, schildert er uns die Schlacht bei Idisiaviso, in die die Legionen um so freudiger zogen, als 12 Adler siegverkündend vor ihnen her dem Walde zuflogen. An eine Gesellschaft von 12 Adlern zu glauben, ist allerdings eine starke Zumutung, da dieser Vogel bekanntlich nur einsam oder zu zweien fliegt. Aber wenn wir den Tacitus auch auf die Naturkunde verweisen, so wird er uns entgegnen, das sei eben das prodigium gewesen, dass der sonst einsam fliegende Vogel sich in 12 Exemplaren zusammenfand, um den 12 Legionen den Sieg anzudeuten. So werden wir es also gelten lassen und der Vermutung, dass die Geschichte entweder ganz erfunden ist oder vielleicht einige Raben oder Saatkrähen aufgescheucht dem Walde zuflogen, keinen Raum geben.

Die Schlacht, die in einer Ebene zwischen der Weser und einer Hügelreihe stattfand, endete nach Tacitus mit einem vollständigen Siege der Römer: 'magna ea victoria neque cruenta nobis fuit. quinta ab hora diei ad noctem caesi hostes decem milia passuum cadaveribus atque armis opplevere.' Das Heer drückte seine Freude dadurch aus, dass es 'Tiberium imperatorem salutavit' und ein Siegesdenkmal errichtete. Diesem folgte noch ein zweiter Sieg. Die Errichtung des Siegesdenkmals erbitterte nämlich nach Tacitus die Germanen mehr als Wunden und Verluste; sie greifen jetzt die Römer auf ihrem weiteren Marsche mit aller Macht an 'plebes primores iuventus senes agmen Romanum repente incursant turbant.' Schliesslich wählen sie als Kampfplatz 'locum flumine et silvis clausum arta intus planitie et umida.' Die Entscheidung fällt wieder zu Gunsten der Römer aus: 'iamque sero diei subduxit ex acie legionem faciendis castris. ceterae ad noctem cruore hostium satiatae sunt. equites ambigue certavere.' Germanikus spricht den Legionen seine Anerkennung aus, lässt die Waffen der Germanen vom Schlachtfelde sammeln und unter das Siegesdenkmal die, wie Tacitus sagt, stolze Inschrift setzen: 'debellatis inter Rhenum Albimque nationibus exercitum Tiberii Caesaris ea monimenta Marti et Jovi et Augusto sacravisse.' Darauf wurde der Rückzug angetreten.

Waren das wirklich zwei so bedeutende Siege, wie sie der Geschichtschreiber hinstellt? Wir werden es glauben, wenn die darauf folgenden Ereignisse damit stimmen. Nach der ersten Schlacht sollen die Leichen und Waffen der Cherusker einen Raum von 10000 Schritten, das ist 4 Wegstunden, bedeckt haben. Man sollte denken, nach einer solchen Niederlage wäre die Kraft des Stammes gebrochen und suchten die wenigen Überlebenden ihr Heil in der Flucht. Aber jetzt setzen sie dem römischen Heere erst recht zu. Wieder erleiden sie eine schwere Niederlage. Nun wird ihnen wohl jede Kriegführung auf eine lange Reihe von Jahren unmöglich gemacht sein? Vielmehr führen sie im nächsten Jahre mit Marbod einen gewaltigen Kampf, von dem Tacitus II, 46 sagt: 'non alias maiore mole concursum.' Da liegt denn doch der Gedanke nahe, dass es sich mit den zwei grossen Niederlagen der Cherusker nicht ganz so verhielt, wie uns der römische Geschichtschreiber glauben machen will. Die Leichen, die nach der ersten Schlacht das Feld in einer Ausdehnung von 4 Stunden bedeckt haben sollen, haben wahrscheinlich zum grösseren Teil römische Namen getragen, indem die Legionen auf ihrem Marsch einen so langen Weg die Seitenangriffe der Feinde auszuhalten hatten. Im allgemeinen suchte die Taktik der Germanen bei diesen Feldzügen der Römer dem marschierenden Heere durch wiederholte plötzliche Überfälle an geeigneter Stelle möglichst grossen Schaden zuzufügen, mied aber stationäre Kämpfe und Entscheidungsschlachten, so dass grossartige Verluste oder gänzliche Vernichtung fast ausgeschlossen waren, zumal sie sich auch bei vollem Gesamtangriff derart sicherten, dass ihnen für eine ungünstige Wendung des Kampfes der Rückzug in die Wälder oder anderweitig geschütztes Terrain offen blieb. Der grosse Sieg bei Idisiaviso wird sich wohl in der Hauptsache auf den glücklichen Durchbruch beschränkt haben, der den Römern schliesslich an einer vom Feinde anfänglich gesperrten Stelle gelang. So konnte der Marsch fortgesetzt werden, bis sie an den zweiten Kampfplatz kamen, wo ihnen die Germanen mit Erfolg Halt geboten, so dass

nichts übrig blieb, als den Rückzug anzutreten. Denn die Reiterei konnte ihre Aufgabe, den Weg für die Legionen frei zu machen, nicht erfüllen, was der Geschichtschreiber euphemistisch durch die Worte 'equites ambigue certavere' andeutet. Wir müssen uns erinnern, dass auch auf dem Feldzug des vorhergehenden Jahres der abgeschlagene Angriff der Reiterei und der damit in Verbindung stehende Misserfolg des weiteren Kampfes, was in ähnlicher Weise mit 'manibus aequis abscessum' bezeichnet war, den Rückzug zur Folge hatte. Die Trophäe aber, die Germanikus vor dem Rückzug errichtete, galt nicht einem Siege, sondern sollte für die Römer als ein Zeichen, wie weit man im Feindesland vorgedrungen war, den sichtbaren Abschluss des Feldzuges bilden. Ganz ebenso berichtet nämlich Cassius Dio 55, 1 von Drusus, dem Vater des Germanikus, im Jahre 9 v. Chr. „Er drang bis zur Elbe vor und wollte auch über diesen Fluss setzen; da es ihm aber misslang, errichtete er Trophäen und trat den Rückzug an."

Übrigens braucht kaum bemerkt zu werden, dass solche Trophäen im Feindesland ein kurzes Dasein hatten und auf die Kriegführung selbst keinen Einfluss übten, obwohl uns Tacitus glauben machen will, der hartnäckige Widerstand der Germanen sei hauptsächlich eine Folge der Errichtung der ersten Trophäe nach der Schlacht bei Idisiaviso gewesen. Wenn sich die Römer das Vergnügen machten, die Waffen der Germanen vom Kampfplatz zu sammeln und aufzuschichten, so werden sich die Germanen am nächsten Tage, wo die Römer abgezogen waren, ihrerseits das Vergnügen gemacht haben, das Denkmal verschwinden zu lassen und aus der congeries armorum ihre eigenen Waffen zu weiterem Gebrauche dankbar entgegenzunehmen.

Über den langen Rückzug bis zur Mündung der Ems finden sich bei Tacitus keine Angaben. Da er es aber I, 56 als bei den Germanen üblich bezeichnet, dem abziehenden Feinde zuzusetzen ('terga abeuntium lacessere, quod illi moris, quotiens astu magis quam per formidinem cessit'), werden die

Römer kaum ganz unbehelligt geblieben sein.[1]) Während nun ein Teil der Legionen zu Land in ihre Winterquartiere zurückkehrte, wählte Germanikus mit der Mehrzahl von Amisia aus den Seeweg, auf dem ihn schweres Unglück erwartete. Ein heftiger Sturm schien die ganze Flotte vernichten zu wollen: 'equi iumenta sarcinae, etiam arma praecipitantur, quo levarentur alvei, manantes per latera et fluctu superurgente.' Ein Teil der Schiffe ging unter, mehrere wurden auf Inseln verschlagen, selbst bis nach Britannien, nur das des Germanikus konnte bei den befreundeten Chauken landen. Da spähte er Tag und Nacht nach den anderen Schiffen und konnte mit Mühe von seinen Freunden zurückgehalten werden, sich ins Meer zu stürzen, weil er sich als den Urheber des Unglücks anklagte. Endlich kamen die Schiffe nach und nach, soweit sie gerettet waren, arg beschädigt, mit wenigen Rudern, vielfach Decken statt der Segel aufgespannt, die schwächeren im Schlepptau der stärkeren. — In die grossen Verluste, die die Römer durch die Ungunst der Elemente erlitten haben, wird wohl in diesem Feldzug wie auch im vorhergehenden alles eingerechnet sein, was sie durch Feindeshand verloren haben.

Um jedoch zu zeigen, dass der Mut der Römer durch diese Unglücksfälle nicht gebrochen sei, zugleich, um den Soldaten Gelegenheit zur Plünderung zu geben, liess Germanikus den Legaten Silius einen Einfall in das Chattenland machen, er selbst überfiel die Marser und gewann durch Vermittlung ihres Führers Mallovendus den zweiten der drei Adler, die unter Varus verloren gegangen waren, zurück.

Die Feldzüge des Germanikus sollten eine allerdings spät ausgeführte Rache für die Niederlage des Varus sein und hatten insofern, namentlich auch durch die Wiedergewinnung von zwei Legionsadlern einen gewissen idealen Wert. Eroberungen

---

[1]) Man vergleiche, was Cassius Dio 54, 33 über den Rückzug des Drusus von der Weser berichtet, dass ihm die Feinde überall Hinterhalt legten und Schaden zufügten, und dass sie einmal in einer von Bergen umgebenen schmalen Ebene beinahe das Heer vernichtet hätten.

wurden nicht gemacht,[1]) kein Gebiet dauernd behauptet. Man wird an des Tacitus Urteil über die Züge des Paetus im Orient erinnert Ann. XV, 8: 'longinquis itineribus percursando quae obtineri nequibant.' Denn von einer vollständigen Niederwerfung der Volksstämme zwischen Rhein und Elbe — bis zur Elbe kam er überhaupt nicht — wie der superbus titulus der Trophäe besagte (debellatis inter Rhenum Albimque nationibus)[2]) konnte keine Rede sein. Wie wenig vor allem die debellatio der Cherusker geglückt war, ist bereits oben gezeigt worden.

Jetzt drängte Tiberius crebris epistulis (II, 26), dass Germanikus zum Triumphe nach Rom zurückkehre. Tacitus teilt den Inhalt dieser Briefe mit. Der Kaiser ist darin ebenso anerkennend gegenüber den Erfolgen,[3]) als schonend und rücksichtsvoll bezüglich der Misserfolge seines Neffen. Zugleich spricht seine überlegene Einsicht aus dem Hinweis auf seine eigenen Taten in Germanien: 'se plura consilio quam vi perfecisse,' sowie aus seiner Mahnung, die Germanen ihrer inneren Zwietracht zu überlassen.

Dieses internis discordiis relinqui müssen wir aber richtig verstehen. Wir würden sehr irren, wenn wir annehmen wollten, Tiberius habe sich darunter ein ruhiges Zusehen und Abwarten

---

[1]) Wenn Geschichtsbücher von den „Eroberungen des kriegstüchtigen Germanikus“ reden, so beruht dies auf Irrtum.

[2]) Wenn Germanikus seinen Bericht an den Kaiser in demselben grosssprecherischen Tone abfasste wie diese Inschrift, so müsste man auch die Fortsetzung der oben zitierten Tacitusstelle über die Züge des Paetus auf ihn anwenden: 'reduxit exercitum composuitque ad Caesarem litteras quasi confecto bello verbis magnificis, rerum vacuas.'

[3]) Darum nennt auch Velleius II, 129 den Germanikus 'domitorem Germaniae' und sagt, der Glanz des Triumphes habe der Grösse seiner Taten entsprochen. Dies galt nämlich für die Öffentlichkeit. Wenn dagegen Suetonius c. 22 bemerkt: „Dem Germanikus war er so wenig günstig gesinnt, dass er seine herrlichen Taten als überflüssig bezeichnete und seine glorreichen Siege als dem Staate schädlich herabsetzte,“ so ist damit das Urteil ausgesprochen, das Tiberius im intimen Verkehr und namentlich dem Germanikus selbst gegenüber nicht zurückgehalten haben wird, dass nämlich tatsächlich nichts gewonnen, wohl aber sehr viel Material und Mannschaft verloren worden sei.

gedacht, bis die Germanen ihre Waffen gegen sich selbst kehren. Vielmehr beginnt jetzt der zweite Teil des Feldzuges. Der offene Kampf ist zu Ende, er hat versagt; jetzt kommt das consilio perficere, jenes Mittel, das den gefährlichen Feind unschädlich macht, ohne die Legionen aufs Spiel zu setzen.

Das hat der Markomannenfürst Marbod zu seinem Unglück erfahren. Da ich in keinem der neueren Geschichtswerke, die ich zu Rate zog, über Marbod etwas anderes finde, als dass er von den Seinigen verlassen wurde, zu den Römern flüchtete (also freiwillig) und bei ihnen Aufnahme fand, bringe ich hier die Belege bei, dass der Sturz des Marbod durch die Hinterlist der Römer und zwar des Tiberius mit Hilfe seines Sohnes Drusus bewerkstelligt wurde. Ann. II, 62 sagt Tacitus: 'haud leve decus Drusus quaesivit inliciens Germanos ad discordiam utque fracto iam Marboduo usque in exitium insisteretur.' Im Jahre 20 beschloss der Senat dem Drusus einen Triumph 'ob receptum Marboduum et res priore aestate gestas (III, 11).' Und dass Tiberius auf das Gelingen seiner List stolz war, zeigt II, 63: 'exstat oratio (scil. Tiberii), qua magnitudinem viri, violentiam subiectarum ei gentium et quam propinquus Italiae hostis, suaque in destruendo eo consilia extulit.' So preist auch Velleius II, 129 die Tat als besonderes Verdienst des Tiberius: 'qua vi consiliorum suorum ministro et adiutore usus Druso filio suo Maroboduum inhaerentem occupati regni finibus, pace maiestatis eius dixerim, velut serpentem abstrusam terrae salubribus consiliorum suorum medicamentis coegit egredi! quam illum ut honorate sic secure continet!' Hieraus ist ersichtlich, dass zum Verderben des Marbod besondere Hinterlist und Tücke angewendet wurde. Wenn man die Angabe des Tacitus, dass der Gote Catualda mit starker Mannschaft ins Markomannenreich einfiel, die Vornehmen bestach und durch plötzlichen Überfall Marbod verjagte (II, 62), mit der obigen Bemerkung 'Drusus inliciens Germanos in discordiam' zusammenhält, so ergibt sich als höchst wahrscheinlich, dass nicht nur Catualda von den Römern gegen Marbod aufgestachelt wurde, sondern der ganze durch Bestechung und Verrat zustande gekommene

Überfall ein wohl vorbereitetes Manöver der Römer gegen den Markomannenfürsten war, mit dem sie äusserlich in Frieden und Freundschaft lebten. Die bei ihm anwesenden 'lixae ac negotiatores nostris e provinciis' werden dazu beigetragen haben, den Betrug zu erleichtern.

Daran reihte sich noch eine zweite Hinterlist. Es ist nämlich schon an sich nicht glaublich, dass Marbod, wenn er auch zunächst aus seinem Gebiete weichen musste, sich ganz hilflos an Tiberius wendete und nur für seine Person Aufnahme in Italien erbat. Vielmehr muss er noch an der Spitze einer nicht unbedeutenden Streitmacht der Markomannen gestanden sein[1]) und scheint beabsichtigt zu haben, mit den Römern, seinen vermeintlichen Freunden, über Wiedereroberung seines früheren Besitzes oder Anweisung eines anderen Landstriches im Grenzgebiet der Römer für sich und sein Volk zu unterhandeln. Nun lockten sie ihn aber 'per blanditias atque promissa,' wahrscheinlich auch unter dem Vorwande, er müsse persönlich mit dem Kaiser verhandeln, allein auf italisches Gebiet und liessen ihn, nachdem er in die Falle gegangen, nicht mehr los. Dies sagt nämlich ausdrücklich Suetonius Tib. c. 37: 'quosdam (reges infestos suspectosque), per blanditias atque promissa extractos ad se, non remisit, ut Maroboduum Germanum, Rhescuporim Thracem, Archelaum Cappadocem, cuius etiam regnum in formam provinciae redegit.' Dass Marbod nicht hilflos war, sondern eine grössere Volksmenge hinter sich hatte, lässt sich auch aus der Angabe des Tacitus schliessen, wonach dem Gefolge des Marbod und dem des Catualda jenseits der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus Wohnsitze angewiesen und ihnen Vannius aus dem Stamme der Quaden zum König gegeben wurde, 'ne quietas provincias immixti turbarent' (II, 63). Dem Tiberius kam es darauf an, den Markomannenfürsten, den er fürchten gelernt hatte, von seinem Volke zu trennen. Auch Catualda, der bald

[1]) Auch der Ton seines Briefes deutet darauf hin Tac. II, 63: scripsit Tiberio non ut profugus aut supplex.

image
not
available

aus dem Spiele blieben und es nur hiess: 'dolo propinquorum cecidit.' Nach der Tat wurde dann zur Erklärung und Beschönigung der Vorwand erfunden, Arminius habe nach der Königsherrschaft gestrebt, worunter sich die Römer in Erinnerung an ihre eigenen reges etwas ganz anderes dachten, als das germanische Königtum bedeutete.

Auch hier brauchen wir nicht lange nach einer Parallele zu dem von den Römern angestifteten dolus propinquorum zu suchen. Flavius Josephus, Jüd. Altert. 18, § 96 f. N (IV, 4) erzählt, was Tiberius gegen den Partherkönig Artabanus, den er für sehr gefährlich hielt, unternahm. Der Kaiser schreibt dem Statthalter von Syrien, Vitellius, er solle zunächst mit demselben Freundschaft schliessen. Zugleich sucht er die Fürsten der Iberer und Albaner *μεγάλαις δόσεσι χρημάτων* zum Kriege gegen ihn zu bestimmen. Diese reizen die Skythen zum Einfall in das Partherland, Artabanus verliert Armenien, sein eigenes Land wird verwüstet, sein Sohn fällt im Kampfe und beinahe hätte er auch selbst das Leben verloren infolge von Bestechung seiner Verwandten und Freunde durch die Römer: *πομπῇ χρημάτων εἴς τε συγγενεῖς καὶ φίλους τοὺς ἐκείνου γενομένῃ ἐμέλλησε μὲν κτιννύειν διὰ τῶν τὰ δῶρα εἰληφότων.* Aber er entkam glücklich und eroberte sein Reich wieder. Darauf schloss Tiberius mit ihm Bündnis und Freundschaft.[1]

Germanikus im Orient und sein Tod.

Im Jahre 18 übernahm Germanikus die ehrenvolle Mission, die Angelegenheiten des Orients im Namen des Kaisers zu ordnen. Der wissbegierige, feingebildete Prinz benutzte die Gelegenheit der Reise, um die berühmten Orte des Altertums kennen zu

[1] Übrigens stand Tiberius mit dieser Politik gegen die auswärtigen Fürsten nicht allein. M. Antonius z. B. nahm den König von Armenien Artavasdes durch Hinterlist gefangen und liess ihn, damit seiner Würde nichts vergeben werde, mit goldenen Ketten fesseln (Vell. II, 82). Ihrerseits zahlten die Orientalen dann auch mit gleicher Münze. So wurde in demselben Armenien Gaius Caesar bei einer Unterredung mit dem Feinde, in die er sich unvorsichtig einliess, schwer verwundet (Vell. II, 102).

lernen, Athen, Byzanz, Ilium u. a., ging dann nach Armenien und entschied den Thronstreit ohne Schwertstreich. Tiberius war über diese friedliche Beilegung der orientalischen Wirren hocherfreut. Dagegen zog sich Germanikus entschiedenen Tadel seines kaiserlichen Oheims zu, als er im nächsten Jahre ohne seine besondere Erlaubnis Ägypten besuchte (II, 59). Denn Augustus hatte verordnet, dass kein vornehmer Römer vom Senatoren- oder Ritterstande ohne seine Genehmigung Ägypten, die Kornkammer Roms, betreten dürfe, und Tiberius verlangte von seinen Familienmitgliedern strenge Beachtung der Gesetze, die für die Bürger verbindlich waren.

Schlimme Verwicklungen brachte das Verhältnis des Germanikus zu dem Statthalter von Syrien Cn. Piso. War der kaiserliche Prinz infolge seiner Generalvollmacht dem Statthalter übergeordnet, so lag doch die eigentliche Verwaltung der Provinz in den Händen des Piso. Gerade ihn hatte Tiberius an diese Stelle gesetzt, weil er erwartete, der erfahrene, bejahrte Konsular, der auf eine 45 jährige Tätigkeit im Staatsdienst zurückblicken konnte, der die Gunst des Augustus besessen hatte und ihm selbst befreundet war (III, 16), werde den Prinzen mit seinem Rate günstig beeinflussen. Wie dem Sohne des Kaisers, Drusus, beim Militäraufstande Seianus als Berater beigegeben worden war (rector iuveni I, 24) oder dem Gaius Caesar in Armenien Sulpicius Quirinus (III, 48) und vorher M. Lollius, mit dem es Zerwürfnisse gab (Suet. Tib. 13), so wurde wahrscheinlich Piso beauftragt, in unauffälliger Weise eine gewisse Aufsicht über den Prinzen zu führen, der zwar nicht mehr jung genug war, einen förmlichen Berater neben sich zu dulden, aber nach seinen Proben beim Militäraufstand und bei den Feldzügen in Germanien in der Wahl der richtigen Massregeln nicht immer zuverlässig schien. Dahin zu wirken, dass bei politischen Verwicklungen unnötiges Blutvergiessen vermieden werde, dass keine kostspieligen Feierlichkeiten beim Empfang und während des ganzen Aufenthalts die Provinzialen drücke und den Prinzen hochmütig mache, und Ähnliches konnte den Inhalt der 'occulta mandata Tiberii' bilden, die im

Interesse der Sache gegeben waren und später mit Unrecht von manchen verdächtigt wurden.

Aber Germanikus war nicht gesonnen, sich beraten zu lassen. Schon beim Zuge nach Armenien kam es zu Zwistigkeiten, indem Germanikus den Piso beauftragte, einen Teil seiner Legionen nach Armenien zu führen oder durch seinen Sohn führen zu lassen, und dieser keines von beiden tat. Die Gründe sind uns nicht bekannt (II, 57). Als beim Gastmahle eines arabischen Fürsten dem Germanikus und seiner Gattin Agrippina schwere goldene Kronen und auch dem Piso und den übrigen leichtere überreicht wurden, äusserte Piso: 'principis Romani, non Parthi regis filio eas epulas dari, abiecitque simul coronam et multa in luxum addidit (II, 57).' Auch der Tadel, den Piso gegen die Athener über den Empfang des Germanikus aussprach (II, 55), scheint sich auf zu grosse Ehrenbezeugungen und übermässigen Prunk bezogen zu haben. Bekanntlich war keines von beiden dem Tiberius angenehm und nahm er oft Veranlassung, für sich und die Seinigen dergleichen abzuweisen. Dazu kamen arge Differenzen in militärischen Dingen, sowie anderseits Zwist der Frauen, der Gemahlin des Piso, Plancina, die mit der Kaiserin Mutter Livia befreundet war, und der Gattin des Germanikus, Agrippina, welch letztere bei ihrem von Tacitus mehrmals erwähnten hochmütigen und herrschsüchtigen Wesen wohl hauptsächlich dazu Veranlassung gab. Die Folge war, dass Piso entweder freiwillig oder auf direkten Befehl des Germanikus seine Provinz verliess. Schon war er auf der Heimfahrt begriffen, als ihn die Nachricht von dem Tode des Germanikus bewog, die Fahrt zu unterbrechen. Obgleich nun die Legaten in Syrien und anwesende Senatoren den Cn. Sentius zum einstweiligen Statthalter der Provinz wählten, glaubte Piso doch sein Recht auf die Provinz geltend machen zu können und wagte in verhängnisvoller Verblendung den offenen Kampf. Er besetzte ein Kastell in Kilikien, dieses wurde von den Truppen des Sentius erobert, und Piso erhielt freien Abzug, um sich in Rom zur Verantwortung zu stellen.

Die Teilnahme an dem frühen Tode des in Jugend und

Macht prangenden Prinzen war begreiflicherweise gross und bei seinem offenen Zerwürfnis mit Piso konnte leicht die Vermutung entstehen, er sei seinen Feinden zum Opfer gefallen. In der Tat benutzten die Gegner des Piso bei der nun folgenden unvermeidlichen Anklage auch diesen Umstand, Germanikus sei von Piso und Plancina vergiftet worden. Böse Zungen behaupteten sogar, dass der Kaiser am Morde mitschuldig sei. Sehen wir, wie sich die Geschichtschreiber dazu verhalten!

Suetonius Tib. 52: 'Tiberius etiam causa mortis fuisse ei per Cn. Pisonem legatum Syriae creditur.' Ebenso im Caligula c. 2 mit dem Beisatz 'ut opinio fuit.' Obwohl an ersterer Stelle noch beigefügt ist, die harte Behandlung, die Tiberius später der Gattin und den Kindern des Germanikus zuteil werden liess, habe diesen Verdacht bestärkt, ist doch zu beachten, dass durch die Wahl des Ausdrucks 'creditur' und 'opinio fuit' diese Annahme von dem rein geschichtlichen Material geschieden ist.

Cassius Dio 57, 18 weiss nichts von einer Mitwissenschaft des Kaisers und erzählt: „Germanikus starb in Antiochia durch die Hinterlist des Piso und seiner Gemahlin Plancina." Er setzt den Kaiser in einen gewissen Gegensatz zu Piso durch die weitere Angabe, Tiberius selbst habe den Piso dem Senate zur Aburteilung übergeben.

Flavius Josephus Jüd. Alt. 18, § 54: *ἀνῃρέθη φαρμάκῳ ὑπὸ Πείσωνος.*

Ausführlich und zugleich äusserst kunstvoll, aber leider nicht ganz ehrlich, hat Tacitus die Sache behandelt. Dem Leser wird sofort klar, dass der Geschichtschreiber von dem Vorhandensein des Verbrechens und der Mitschuld des Tiberius überzeugt ist, was auch ganz mit der Art übereinstimmt, wie Tacitus sonst über Tiberius urteilt. Allerdings stellt er es nirgends als historisches Faktum hin, aber alle einschlägigen Verhältnisse sind von diesem Standpunkt aus betrachtet. Er lässt nicht nur den Germanikus selbst an Vergiftung glauben, sondern sorgt auch durch gelegentlich eingestreute Bemerkungen dafür, dass man aus diesen Gedanken nicht herauskommt und

beständig in Spannung erhalten wird. Anerkennung würde das Zugeständnis verdienen, das er bei dem Bericht über die gerichtliche Verhandlung macht. „Von den verschiedenen Klagen gegen Piso habe nur der Giftmord als widerlegt betrachtet werden können, den die Ankläger selbst nicht mit Bestimmtheit vertraten, weil die Beschuldigung, Piso habe in Anwesenheit so vieler Zeugen während des Mahles die Speisen des Germanikus, der neben ihm sass, vergiftet, allzu unwahrscheinlich war (III, 14)“, wenn er nicht am Schluss (c. 19) doch wieder von der Unsicherheit der geschichtlichen Ereignisse mit ausdrücklicher Beziehung auf den Tod des Germanikus spräche, wodurch er zeigt, dass er nach wie vor an das Verbrechen glaubt und glauben lassen will. Wie ein unparteiischer Richter sollte der Geschichtschreiber vor allem keinen Beweis verschweigen, wenn er ihm auch noch so unerwünscht ist. Tacitus aber unterschlägt zwei der wichtigsten Momente, erstens, dass die Krankheit eine langwierige war (Suet. Cal. 1: diutino morbo Antiochiae obiit), was den Gedanken an einen Giftmord ohnehin nicht leicht aufkommen lässt, zweitens, dass die Krankheitserscheinungen andere waren. Plinius führt nämlich XI, § 187 bei Erwähnung des Prozesses des Piso aus der Rede des Anklägers Vitellius eine Behauptung an, der er die bedeutsamen Worte gegenüber stellt: 'contra genere morbi defensus est Piso.' Es versteht sich, dass sich die Verteidigung in dieser medizinischen Frage auf das Zeugnis der Sachverständigen stützte, und diese konnten im gegebenen Fall nur die Ärzte sein, die den Germanikus behandelt hatten. Wenn aber diese erklärten, die Art der Krankheit, d. h. die Krankheitserscheinungen seien andere gewesen als bei Vergiftungen zu Tage treten, so war die Sache damit ein für allemal abgetan, und so gut sich die Richter damit begnügt hätten (veneni crimen visus est diluisse) und den Piso wenigstens von dieser Schuld freigesprochen hätten, wenn er nicht der Verurteilung wegen des Bürgerkrieges durch Selbstmord zuvorgekommen wäre, ebensogut musste sich auch der Geschichtschreiber damit begnügen und die unangenehme Wahrheit ein-

gestehen. Aber freilich, das hätte die ganze so schön ausgearbeitete Geschichte ihres sensationellen romanhaften Charakters entkleidet und der Leser hätte mit Bedauern bemerkt, dass er Zorn und Mitleid an ein leeres Nichts verschwendet hatte.

Auch die in einem modernen Geschichtswerke vertretene Auffassung, wenn Germanikus vielleicht auch nicht vergiftet wurde, so habe er doch jedenfalls selbst daran geglaubt, ist nicht haltbar. Denn sie stützt sich auf die bei Tacitus II, 71 f. vorgeführten Reden, die Germanikus kurz vor seinem Tode an seine Freunde und an seine Gattin gehalten haben soll, in denen er sich als 'insidiis circumventus' und 'scelere Pisonis et Plancinae interceptus' u. dergl. bezeichnet. Solche Reden haben keinen historischen Wert. Sie sind, besondere Fälle ausgenommen, Erfindungen der Geschichtschreiber, die sich in die Lage der sprechenden Personen versetzen, und es ist aus ihnen nur ersichtlich, wie sie nach den vom Verfasser gegebenen Voraussetzungen gelautet haben könnten. Keinem Römer fiel es ein, dergleichen für bare Münze zu nehmen. Was man im allgemeinen von den Reden der alten Historiker zu halten hat, das zeigt wohl am besten die Abhandlung des Lukian „Wie man Geschichte schreiben muss". Wiewohl nämlich Lukian in allem die Forderung der strengsten Wahrheit verficht und sagt, die Geschichte vertrage nicht einen Gran Lüge, nicht mehr als die Luftröhre es duldet, wenn etwas beim Schlucken hineinkommt, der Geschichtschreiber solle ein Spiegel sein, der die Bilder der Gegenstände so zurückgibt, wie er sie aufgefasst hat, ohne das Geringste an ihrer Farbe oder Gestalt zu ändern, so erlaubt er doch bei den Reden, wenn sie nur der Person und Sache entsprechend erfunden seien, die ganze Stärke der Redekunst walten zu lassen. So sind auch hier die Reden des Germanikus, wenn man nach Geschichte fragt, von Anfang bis zu Ende zu streichen. Denn sie sind zwar konsequent nach den Voraussetzungen des Tacitus, aber im Widerspruch mit den Tatsachen erfunden. Es ist ja unmöglich, dass sich Germanikus für vergiftet hielt. So wenig heutzutage jemand, der z. B. an einer Lungenkrankheit oder einem typhösen

Fieber lange Zeit darniederliegt, an Vergiftung glauben wird, ebensowenig ist es bei Germanikus anzunehmen. Und wenn die Ärzte vor Gericht die Krankheit konstatierten, so werden sie doch vor allem den Kranken selbst während der Behandlung über seinen Zustand nicht im Unklaren gelassen haben.

Fassen wir also zusammen, was wir über den Tod des Germanikus wissen! Er starb an einer langwierigen Krankheit; an welcher, ist nicht bekannt. Sichergestellt ist nur eines, dass es nicht Vergiftung war, und zwar sichergestellt durch das beste aller Zeugnisse, das 'genus morbi.'

Die Verschwörung des Seianus.

Hat es eine solche wirklich gegeben? Fast könnte es vermessen scheinen, daran zu zweifeln, wenn man liest, was Flavius Josephus Jüd. Alt. 18, § 181, N. (VI, 6) sagt:

„Eine grosse Verschwörung wurde von seinem Freunde angestiftet, der damals die grösste Macht besass, weil er an der Spitze der Soldaten stand. Die meisten Senatoren und Freigelassenen hielten zu ihm und das Heer wurde gewonnen. Schon war das Vorhaben weit gediehen und Seianus hätte es ausgeführt, wenn nicht Antonia klug und kühn die Schlechtigkeit des Seianus zu nichte gemacht hätte. Denn als sie den Anschlag gegen Tiberius erfuhr, schrieb sie ihm alles genau, übergab den Brief ihrem treuesten Sklaven Pallas und schickte ihn zu Tiberius nach Caprea. Als es dieser erfahren, liess er den Seianus und seine Mitverschworenen hinrichten."

Suetonius Tib. 65 gebraucht die Worte 'Seianum res novas molientem' und 'oppressa seditione Seiani.' Bei Tacitus ist dieser Abschnitt leider nicht erhalten. Doch bezeichnet er VI, 47 den Satrius Secundus als coniurationis index, erwähnt VI, 14 coniurationis crimen und ähnliches V, 8, V, 11, VI, 3.

Von Bedeutung wird vor allem sein, ob Tiberius selbst in dem Schreiben an den Senat, in dem er die Verhaftung des Seianus anordnete, Verschwörung und Hochverrat als Grund angegeben hat. Dies ist entschieden zu verneinen.

Da Suetonius die Sache nur kurz erwähnt,[1]) ist der Bericht des Cassius Dio zu Grunde zu legen, der den Sturz des Seianus mit den damit unmittelbar zusammenhängenden Begebenheiten der Wichtigkeit der Sache entsprechend eingehend schildert — in der Teubnerschen Textausgabe nicht weniger als 9 Seiten. — Trotz dieser Ausführlichkeit ist kein Wort über eine Verschwörung gesagt. Von dem Schreiben des Kaisers berichtet er 58, 10: „Nun wurde der Brief vorgelesen. Er war lang und enthielt nicht zusammenhängende Vorwürfe gegen Seianus, sondern zuerst etwas anderes, dann einen kurzen Tadel gegen ihn, dann wieder etwas anderes und wieder eine Bemerkung gegen ihn; am Schluss den Auftrag, zwei Senatoren, die vertraute Freunde von ihm waren, zu bestrafen und ihn selbst zu verhaften (*ἐν φρουρᾷ γενέσθαι*).“[2]) Unter einem kurzen Tadel und wieder einer Bemerkung gegen ihn kann man doch unmöglich Hochverrat verstehen. Wenn es sich um eine Verschwörung handelt, drängen sich unwillkürlich die Fragen auf: Mit wem hat er sich verschworen? Welchen Plan hatten die Verschwörer? Bei welcher Gelegenheit wollten sie ihn ausführen? u. dergl. Nichts von all dem weiss der Geschichtschreiber zu erzählen. Er erzählt darum nichts, weil er in seinen Quellen nichts fand, und diese enthielten nichts,

---

[1]) Tib. 65: 'inopinantem criminatus est pudenda miserandaque oratione, cum inter alia patres conscriptos precaretur, mitterent alterum e consulibus qui se senem et solum in conspectum eorum cum aliquo militari praesidio perduceret.'

[2]) Ausdrücklich fügt Cassius Dio bei, dass der Kaiser nicht seine Hinrichtung befahl und zwar, wie er meint, weil ein Aufstand zu befürchten war. Es entspricht vielmehr der Gepflogenheit des Tiberius, übereilte Todesurteile zu verhindern und der regelmässigen gerichtlichen Verhandlung ihren Lauf zu lassen. Vergl. z. B. den Prozess des Piso bei Tacitus. — Hiernach sind Wendungen wie: „Tiberius liess den Seianus durch den Senat zum Tode verurteilen“, Pütz, Grundr. d. Geogr. u. Gesch., I, 1897, S. 268, nicht zu billigen. — Ungesetzlich war auch die Eile, mit der das Urteil an Seianus vollstreckt wurde. Denn der Senat hatte sich auf Veranlassung des Tiberius selbst verpflichtet, keinen Verurteilten vor dem 10. Tage hinrichten zu lassen.

weil nichts Tatsächliches vorlag. Daher schliesst auch Cassius Dio seine Erzählung mit einer allgemeinen Betrachtung über die Unbeständigkeit des Glückes, in der deutlich ein gewisses Mitleid mit dem Gefallenen zu erkennen ist. Wäre Hochverrat vorgelegen, so hätte er wohl eine andere Nutzanwendung gemacht, er hätte den Fall als Beispiel gerechter Strafe für ein nichtswürdiges Verbrechen hingestellt.

Den nämlichen Standpunkt nimmt Juvenalis Sat. 10 ein. Zum Beweis des Satzes, dass mancher gerade durch die Macht und die Ehren, mit denen er überhäuft wird, infolge des Neides zu Fall gebracht wird (Vers 56 f.), erzählt er den Sturz des Seianus. Bezeichnend ist besonders die Stelle, wo die Bürger zuerst die Nachricht erfahren und der eine zum anderen sagt:

'sed quo cecidit sub crimine? quisnam
Delator? quibus indiciis, quo teste probavit?' —
'Nil horum. verbosa et grandis epistula venit
A Capreis.' — 'Bene habet. nil plus interrogo.'

Also nil horum, er ist eben in Ungnade gefallen. Für entscheidend aber halte ich folgenden Umstand. Suetonius Tib. 66 erwähnt eine Stelle aus der Selbstbiographie des Kaisers, die dieser jedenfalls in seinen letzten Lebensjahren verfasst hat: 'Seianum se punisse, quod comperisset furere adversus liberos Germanici filii sui.' Somit nicht Verschwörung, nicht der Plan, selbst Kaiser zu werden, sondern seine schonungslose Agitation gegen die Söhne des Germanikus! Die Wahrheit dieser Behauptung zu bezweifeln, ist durchaus kein Grund. Denn offenbar wollte Tiberius damit sein Vorgehen gegen den verdienten, früher so hoch geschätzten Minister vor der Nachwelt rechtfertigen. Diese Rechtfertigung wäre aber ungleich wirksamer gewesen, wenn er hätte sagen können, er habe ihn darum gestürzt, weil er eine Verschwörung gegen ihn anstiftete. Wenn er es nicht sagte, so ist dies ein sicherer Beweis dafür, dass er es nicht sagen konnte, weil es der Wahrheit nicht entsprach.

den Tag gebracht. Wer so handelte, der war kein Verräter, er war ein treuer Diener seines Herrn und rechnete sich zur Ehre, für ihn zu sterben.

Die Schuld und der Sturz des Seianus hängen mit der ihm gestellten Aufgabe eng zusammen. Er hatte als Oberst der Leibgarde vor allem über die Sicherheit des Kaisers zu wachen. Es kam ihm zu, Verschwörungen aufzuspüren und dem Kaiser anzuzeigen. Da nun innerhalb des kaiserlichen Hauses selbst eine feindliche Strömung herrschte, die von Agrippina ausging, ist es natürlich, dass sich seine Aufsicht auch auf Agrippina und ihre drei Söhne, nämlich Nero, Drusus und Gaius (Caligula) bezog. Die Sorge für die Sicherheit seiner eigenen Stellung fiel damit zusammen. Denn, wie er sich in einem Briefe an Tiberius beschwert, hatte er von Agrippina heftige Anfeindungen zu dulden (Tac. IV, 39: 'firmari domum adversum iniquas Agrippinae offensiones'), was der Kaiser in seinem Antwortschreiben (c. 40) nicht widerspricht, also anerkennt. Wenn nun die Darstellung des Suetonius (Tib. 55) und Tacitus (IV, 60, 67, 70, V, 3 f.) richtig ist, wurden gegen die Prinzen heimtückische Mittel angewendet, um sie zu trotzigen Äusserungen und zu Schmähungen des Kaisers zu verleiten, die dann sofort diesem hinterbracht wurden. Suetonius meint, diese Tücke sei von Tiberius ausgegangen, was aber ganz unwahrscheinlich ist, da dieser seinen Enkeln anfänglich aufrichtig zugetan war und sie nach dem Tode ihres Vaters Germanikus mit den wärmsten Worten dem Senat empfohlen hatte.[1]) Tacitus bezeichnet jedenfalls mit Recht den Seianus wiederholt als Urheber. Es kam so weit, dass sowohl Agrippina als Nero in die Verbannung geschickt wurden, in der Nero, später auch Agrippina, starb. Auch den zweiten Enkel

---

[1]) Die Vermutung des Suetonius c. 55, dass Tiberius es darauf abgesehen hatte, die Söhne des Germanikus zu vernichten, um seinem Enkel Tiberius Gemellus die Thronfolge zu sichern, wird schlagend durch den Umstand widerlegt, dass der Kaiser vor seinem Tode den Caligula, den Sohn des Germanikus, nicht den Tiberius, zum Nachfolger bestimmte.

Drusus klagte Seianus beim Kaiser an und als dieser den Drusus nach Rom zurückschickte, bewog Seianus den Cassius, im Senate als Ankläger gegen ihn aufzutreten (Cass. Dio 58, 3). Dass Tiberius seinen dritten Enkel Gaius im Jahre 30 zu sich nach Capri nahm (Suet. Cal. 10), wird seinen Grund hauptsächlich darin gehabt haben, dass er ihn gegen die Nachstellungen des damals in Rom anwesenden Seianus schützen wollte. Bei Tacitus VI, 3 heisst es auch, der gewesene Prätor Sextius Paconianus sei von Seianus vor seinem Sturze dazu ausersehen gewesen 'cuius ope dolus Gaio Caesari pararetur.'

Wenn auch Nero und Drusus, wie es scheint, nicht ohne Schuld waren — unter den Vorwürfen, die Tiberius dem Drusus macht, ist auch 'infestus rei publicae animus' Tac. VI, 24 — so sind sie doch Verbrecher, die durch das Spioniersystem und Denunziantentum des Seianus künstlich gezüchtet wurden. So hat dieser durch sein 'furere adversus liberos Germanici' schweres Unglück über das Kaiserhaus gebracht, und Tiberius sah sich gezwungen, ihn fallen zu lassen, um nicht auch noch den Gaius, den letzten der Söhne des Germanikus, zu verlieren.

Gefehlt hat Seianus ferner dadurch, dass er sich in seiner Eitelkeit nicht entschliessen konnte, die ausserordentlichen Ehrungen abzuweisen. Er duldete z. B., dass ihm allenthalben Standbilder errichtet und vor diesen Opfer dargebracht wurden, wiewohl er das Gebot des Kaisers kannte, dass keinem Sterblichen geopfert werden solle. Er liess sein Brustbild an den Legionsadlern anbringen, jedenfalls ohne Wissen und Willen des Kaisers; denn die syrischen Legionen erhielten von Tiberius nach dem Tode des Seianus ein Geldgeschenk, weil sie allein von allen Legionen dieses Bild nicht angenommen hatten. Das Übermass der Ehren wird von den Schriftstellern übereinstimmend hervorgehoben[1]) und Cassius Dio lässt 58, 3 die Möglichkeit offen, dass Asinius Gallus, der die meisten und grössten Ehrenbezeugungen im Senate beantragte, dieses nur

[1]) z. B. Cassius Dio 58, 18: *ταῖς τε ὑπερβολαῖς καὶ ταῖς καινότησι τῶν τιμῶν πρὸς τὸν ὄλεθρον προήγαγον.*

zu dem Zweck tat, um ihn zu verdächtigen und zu stürzen. Als nun seine Verhaftung ausgesprochen war, da fielen alle die Kreaturen über ihn her, die ihm nicht verzeihen konnten, dass sie bisher vor ihm gekrochen waren. Wie er früher manchen Adeligen als staatsgefährlich dem Henker zugeführt hatte, manchen seiner Feinde gewiss nicht immer mit den ehrlichsten Mitteln zu Fall gebracht hatte, so kehrte man jetzt den Stiel um und erhob gegen ihn das crimen coniurationis, wozu sich Scheingründe leicht finden liessen. Da man ihn verurteilen wollte, war er verurteilt, ehe der Prozess begann. So kam es, dass die Angelegenheit offiziell als seditio Seiani galt, während Seianus keinen Umsturz herbeiführen wollte, sondern sich nur in seiner Stellung zu behaupten suchte.[1])

Übrigens darf man sich die Macht des Seianus nicht übertrieben vorstellen. Es würde der Wirklichkeit nicht entsprechen, wenn wir annehmen wollten, er habe während der Abwesenheit des Tiberius den Staat geleitet. Vielmehr besorgte der Senat seine Angelegenheiten in gesetzmässiger Weise alle selbst. Seianus hatte nur insofern Einfluss, als ein grosser Teil der Senatoren und Beamten ihn bei wichtigen Dingen um Rat fragte, bei der Abstimmung sich nach seinen Wünschen richtete und bei gerichtlichen Verhandlungen verurteilte und freisprach, wie er es wollte. Daneben fehlte es auch nicht an Gegnern. So war von den beiden Konsuln des für Seianus verhängnisvollen Jahres 31 der eine, Trio, sein Freund, der andere, Regulus, sein Gegner. Die Mehrzahl fand es allerdings am bequemsten, mit dem Günstling des Kaisers zu halten. Aber auch nur dem Günstling galt diese Unterwürfigkeit, nicht der Person.

[1]) Ähnlich wurde unter Nero der Gardeoberst Burrus fälschlich einer Verschwörung angeklagt. Aber den Ankläger traf die Verbannung. Tac. Ann. 13, 23. — Wie leichtfertig die Klage wegen eines Anschlags auf das Leben des Kaisers erhoben wurde, zeigt am besten das Beispiel des hochbetagten Senators Lentulus, eines Mannes von sehr sanfter Gemütsart, der angeklagt wurde, dass er dem Tiberius nach dem Leben strebe. Lentulus lachte laut auf und Tiberius sagte: „Ich bin nicht wert, zu leben, wenn auch Lentulus mich hasst.“ Cassius Dio 57, 24. Dies war bereits 6 Jahre vor dem Sturz des Seianus.

Sobald die Sonne der kaiserlichen Gunst erblichen war, war auch seine ganze Herrlichkeit zerstoben. Das wusste Seianus wohl und darum fiel es ihm nicht ein, nach der Kaiserwürde zu streben. Als Kaiser hätten ihn die altadeligen Familien nie geduldet; sie hätten sich wie ein Mann erhoben gegen den Provinzialen, den Tusker, dessen Vater nur römischer Ritter gewesen war. Schon als eine Tochter desselben mit einem Sohne des Claudius verlobt wurde, empfand man es, wie Tacitus (III, 29) sagt, als eine Befleckung des kaiserlichen Adels, und derselbe Geschichtschreiber nennt es (IV, 27) ein betrübendes Ereignis, dass eine Tochter des Drusus sich als Witwe später mit Rubellius Blandus verheiratete, dessen Grossvater aus Tibur stammte und von gar manchen noch gesehen worden war, wie er als römischer Ritter einher ging. Dass Seianus auch auf dem Gipfel seiner Macht von den altadeligen Familien als unebenbürtig betrachtet wurde, sieht man am besten aus dem Lobe seines Zeitgenossen Velleius (II, 127 f.), der ausführlich die historischen Beispiele aufzählt, wie unadelige Männer durch eigenes Verdienst empor gekommen sind. Das hätte er nicht getan, hätte es vor allem vermieden, länger dabei zu verweilen, wenn er es nicht für nötig gehalten hätte, die Wahl des Kaisers zu rechtfertigen und sich des Ministers gegen die aristokratische Geringschätzung anzunehmen.

Auch dürfen wir nicht glauben, dass der Kaiser von seinem Minister vollkommen abhängig wurde.[1]) Tiberius gebrauchte seine Dienste, so lange sie ihm erspriesslich schienen, handelte aber in allen wichtigen Angelegenheiten nach eigenem Ermessen. Ausdrücklich sagt Cassius Dio 59, 5: *Τιβέριος μὲν γὰρ αὐτός*

---

[1]) Ganz haltlos ist die Ansicht des Tacitus, der am Schluss der Lebensbeschreibung IV, 51 zum Teil im Widerspruch mit seiner eigenen Darstellung verschiedene Zeitabschnitte annimmt, während deren der Kaiser durch Rücksichtnahme auf die betreffenden Personen sein Verhalten bestimmt hätte, und zwar nicht nur einen Abschnitt bis zum Tode des Seianus, sondern auch einen bis zum Tode des Germanikus, des Drusus und seiner Mutter Livia. Keine dieser Persönlichkeiten hat einen bestimmenden Einfluss auf den Kaiser ausgeübt.

τε ἦρχε καὶ ὑπερέταις τοῖς ἄλλοις πρός γε τὸ αὐτοῦ βούλημα ἐχρῆτο.[1]) Eine Beeinflussung kann nur für solche Fälle angenommen werden, wenn, wie in der Klage gegen die Prinzen Nero und Drusus, die Grundlagen des Urteils von Seianus so vorbereitet waren, dass der Kaiser nicht umhin konnte, eine bestimmte Entscheidung zu treffen. Im allgemeinen war der grosse Unterschied zwischen Seianus und den Günstlingen der späteren Kaiser der, dass Seianus dem Tiberius, wie er oft von ihm genannt wurde, socius laborum war, jene dagegen ihren Kaisern socii voluptatum.

Die Entfernung von Rom und den Aufenthalt in Capri soll Seianus veranlasst haben! In einer so wichtigen Sache, die vor allem sein körperliches Wohlsein betraf, soll Tiberius nach der Ansicht eines anderen gehandelt haben, er, der schon durch den Ausspruch, wer 30 Jahre alt geworden sei, brauche keinen fremden Rat, um zu wissen, was seiner Gesundheit nützlich oder schädlich sei, die Selbständigkeit seines Urteils in solchen Dingen an den Tag gelegt hatte. Nachdem uns Tacitus ganz genau die Gründe angegeben hat, die Seianus beim Kaiser vorbrachte, um ihn zu diesem Entschluss zu bewegen (IV, 41), sagt er selbst noch in dem nämlichen Buche (IV, 57), es sei doch wahrscheinlicher, dass es des Kaisers eigener Entschluss gewesen sei, weil er auch nach dem Tode des Seianus noch 6 Jahre auf Capri verweilte. Verschiedene andere Ursachen bringt der Geschichtschreiber dann vor, die die Entfernung von Rom veranlasst haben könnten, indem er den nahe liegenden Gründen absichtlich aus dem Wege geht. Tiberius, der im 67. Lebensjahre stand, und in seiner Familie von schweren Unglücksfällen betroffen worden war, auch sonst manche trübe Lebenserfahrungen gemacht hatte, sehnte sich nach Ruhe; zwar sollte es keine untätige Ruhe sein, aber so,

[1]) Auch in der Kriegführung pflegte er durchaus selbständig zu handeln und Suetonius c. 18 erwähnt es als eine besondere Ausnahme, dass er bei einem Feldzug nach Germanien einen Kriegsrat berief: 'semper alias sui arbitrii contentusque se uno tunc praeter consuetudinem cum pluribus de ratione belli communicavit.'

dass er sich auf die wichtigen Geschäfte beschränken konnte, fern von den vielen lästigen Verpflichtungen des Hoflebens, fern auch von der Speichelleckerei, die ihm beim Austritt aus dem Senate oft in griechischer Sprache die Worte auf die Lippen lockte: 'O homines ad servitutem paratos!' (III, 65). Dazu der Umgang mit wenigen ausgezeichneten Männern, die ihn begleiteten, die Schönheit der Natur auf dem reizenden Capri, mitten in der nervenstärkenden Meeresluft, hier konnte Geist und Körper noch gesunden!

An dem Tage, an dem er 12 Jahre vorher im Senate nach längerem Zögern die Regierung zu übernehmen erklärte, 'miseram et onerosam servitutem,' wie er sie nannte, fügte er die Worte bei: 'dum veniam ad id tempus, quo vobis aequum possit videri dare vos aliquam senectuti meae requiem' (Suet. 24). Dass diese Zeit jetzt gekommen war, dass er aliquam senectuti requiem jetzt bedurfte, konnte nur er fühlen; was Seianus dazu dachte, war gleichgültig.

Der Tod des Drusus, des Sohnes des Tiberius.

Die Zeit krankte am Vergiftungswahn. Augustus starb im hohen Greisenalter, nachdem er immer mit seiner Gattin Livia im besten Einvernehmen gelebt hatte, 'et quidam scelus uxoris suspectabant' (Tac. I, 5), eine der unsinnigsten Ausgeburten der Phantasie. Sein Enkel Gaius, Sohn der Julia, wurde in Armenien schwer verwundet und starb auf der Rückreise 'morbo' Vell. II, 102, wohl an den Folgen dieser Verwundung, was den Tacitus nicht hindert, sowohl von ihm als von seinem Bruder Lucius zu bemerken: 'mors fato propera vel novercae Liviae dolus abstulit' (c. 3). Für Tiberius, der wie Augustus im hohen Greisenalter natürlichen Todes stirbt, stehen bei Suetonius drei gewaltsame Todesarten zur Auswahl, darunter eine der Vergiftung.[1]) Und erst Germanikus! Welch

---

[1]) Nur der Bericht des Seneca (bei Suet. Tib. c. 73), dass beim Tode des Kaisers niemand zugegen war und man ihn neben seinem Bette tot liegen fand, hat Anspruch auf Glaubwürdigkeit; das Übrige sind Fabeln.

grossartiger Vergiftungsskandal! All dies erweist sich als hinfällig.[1]) Wird es vielleicht bei Drusus ebenso sein? Hören wir die Nachrichten der Überlieferung!

Acht Jahre nach dem Tode des Drusus, unmittelbar nach dem Sturze des Seianus, machte die frühere Gemahlin des letzteren, Apicata, als sie sah, dass die Kinder, die sie dem Seianus geboren hatte, tot auf der Gemonischen Treppe lagen, dem Tiberius, ehe sie sich selbst entleibte, die schriftliche Mitteilung, sein Sohn Drusus sei nicht natürlichen Todes gestorben, sondern von seiner Gemahlin Livilla und Seianus vergiftet worden. Das Gift habe ihm der Verschnittene Lygdus gereicht und der Arzt Eudemus bereitet. Beide legten dann auf der Folter das Geständnis ab (Tac. IV, 8 und 11). Aus Cassius Dio kommt dazu, dass Tiberius Livilla und die anderen Schuldigen töten liess. „Doch habe ich auch gehört", fügt Dio bei, „dass Tiberius die Livilla ihrer Mutter Antonia zu lieb verschonte und Antonia später aus eigenem Antrieb ihre Tochter den Hungertod sterben liess."

Schon bei dieser letzteren Variante beginnen die Zweifel. Bei Suetonius Claud. c. 3 ist nämlich überliefert: 'Soror (scil. Claudii) Livilla quum audisset quandoque imperaturum (scil. Claudium), tam iniquam et tam indignam sortem populi Romani palam et clare detestata est.' Da Claudius bei Lebzeiten des Tiberius Gemellus, des Sohnes des Drusus, keine Aussicht auf den Kaiserthron hatte, sollte man denken, dass diese Äusserung der Livilla erst nach dem Tode dieses Prinzen, also unter der

---

Tacitus hat die für *seinen* Tiberius passende Erzählung mit Unterdrückung aller übrigen Nachrichten angenommen und dramatisch aufgeputzt.

[1]) Ein Sohn des Claudius, mit Namen Drusus, erstickte in sehr jugendlichem Alter, indem er eine Birne, die er spielend in die Luft warf, mit offenem Munde auffing. Da er wenige Tage vorher mit einer Tochter des Seianus verlobt worden war und dies dem Seianus zur höchsten Ehre gereichte, sollte man es für unmöglich halten, dass jemand auf den Gedanken kam, Seianus habe den jungen Mann umgebracht. Und doch wurde es von manchen behauptet. 'Quo magis miror,' sagt Suetonius Claud. 27, 'fuisse qui traderent fraude a Seiano necatum.'

Regierung des Caligula gemacht worden sei. Ist dies der Fall, so hat Livilla unter Caligula noch gelebt, ist von Kaiser Tiberius nicht hingerichtet worden und kann auch nicht von ihrer Mutter Antonia mit dem Hungertode bestraft worden sein. Denn welchen Sinn hätte es gehabt, sechs Jahre nach Entdeckung des Verbrechens, vierzehn Jahre nach seiner Ausführung sie nachträglich noch Hungers sterben zu lassen? Man müsste sich bei obiger Stelle des Suetonius mit der Erklärung helfen, dass jemand früher einmal bei Lebzeiten des Kaisers Tiberius vor dem Jahre 31 zu Livilla sagte, Claudius könne, wenn auch jetzt keine Aussicht sei, doch noch einmal auf den Thron kommen, und sie daraufhin jene Äusserung machte. Freilich, die ganze Fassung der Worte spricht mehr für den Ernstfall als für eine fernliegende Eventualität. Dass Livilla nach dem Sturz des Seianus wirklich bestraft wurde, muss man aus Tac. VI, 2 schliessen: 'at Romae principio anni (das Jahr 32), quasi recens cognitis Livillae flagitiis ac non pridem etiam punitis, atroces sententiae dicebantur in effigies quoque ac memoriam eius.' Entweder muss das Todesurteil über sie verhängt worden sein oder, wie es bei anderen weiblichen Mitgliedern des Kaiserhauses der Fall gewesen war, die Verbannung. Letztere konnte, wenn sich der Zorn gegen die Anhänger des Seianus gelegt hatte oder ihre Schuld an dem Tode des Drusus nicht mehr geglaubt wurde, später aufgehoben worden sein, so dass sie unter Caligula wieder in Rom gelebt haben konnte. Zwei Jahre nach dem Tode des Drusus wünschte sich Seianus mit dessen Witwe Livilla zu verheiraten, nachdem er sich von seiner früheren Gattin Apicata getrennt hatte. Der Plan kam nicht zur Ausführung, weil Tiberius ihn widerriet. Nach dem Sturz des Seianus wäre dies der Livilla auch ohne weitere Anklage als Verbrechen angerechnet worden, da fast alle, die mit Seianus irgendwie in Freundschaft gestanden waren, sein Schicksal teilen mussten. Wenn sie aber auch wegen Gattenmord verurteilt wurde, so bleibt ihre Schuld trotzdem zweifelhaft. Denn die Tat ist, wie man sie auch betrachten mag, unbegreiflich. 'Hanc (Seianus) ad coniugii spem, consortium regni

et necem mariti impulit' sagt Tacitus IV, 3. Also die Ehe mit Seianus war ihr Ziel und durch diese die Herrschaft, die gebietende Stellung. Letztere besass sie bereits. Als die Gattin des Prinzen, der im besten Einvernehmen mit seinem Vater stand, bereits dreimal das Konsulat bekleidet hatte, zum Mitregenten und Nachfolger bestimmt war, nahm sie die vielbeneidete erste Stelle unter allen Frauen des römischen Reiches ein. Und was tauschte sie dagegen ein? Den tief darunter stehenden Rang der Gattin des praefectus praetorio. Eine solche Stellung konnte sie sich allenfalls später, als sie Witwe geworden war, gefallen lassen, um einen kleinen Ersatz für den Verlust des Höchsten zu finden, aber nicht anstreben durch die Ermordung ihres Gatten. Auf die Kaiserwürde konnte sich Seianus keine Hoffnung machen und er war klug genug, es nicht zu tun. Das hat er bewiesen, wie wir gesehen haben, indem er in der Grotte bei Neapel das gefährdete Leben des Kaisers mit dem eigenen Leibe schützte. Also das Streben nach Herrschaft müssen wir von den Beweggründen zur Mordtat ausschliessen. Es bleibt noch 'coniugii spes.' Vielleicht schien ihr die neue Ehe und die Lösung der vorhandenen an sich des Verbrechens wert, wenn sie auch ihren Rang dabei einbüsste? Dies liesse sich namentlich dann begreifen, wenn ihre Ehe mit Drusus eine unglückliche, lieblose war. Als im Senate der Antrag gestellt wurde, dass die Statthalter ihre Frauen nicht mehr in die Provinzen mitnehmen sollten, sprach Drusus dagegen und sagte: 'se quoque in Illyricum profectum et, si ita conduceret, ad alias gentes iturum haud semper aequo animo, si ab uxore carissima et tot communium liberorum parente divelleretur' (Tac. III, 34). Gewiss ein Zeichen von einträchtigem Zusammenleben! Oder suchte sie einen jüngeren Gatten einzutauschen? Drusus starb in der Blüte der Jugend mit 33 Jahren, Seianus war wenigstens um 10, wahrscheinlich mehr Jahre älter. Den 33 jährigen Prinzen ermordet sie, um dem zwischen 40 und 50 stehenden Gardeoberst die Hand zu reichen? So ist die Mordtat in jeder Beziehung psychologisch unerklärlich.

Acht Jahre blieb das Verbrechen verborgen. Das ist noch nicht so befremdend als die Sorglosigkeit und Einfalt des Verbrechers, der die zwei Sklaven, die einzigen Mitwisser seiner Tat, in diesem Zeitraum nicht längst von der Erde verschwinden liess oder wenigstens weit vom Schauplatz entfernte. Wie leicht konnte irgend ein Verdacht entstehen, konnte sich einer von ihnen in der Trunkenheit verraten und ihm den sicheren Tod bringen!

Diese Gründe lassen vermuten, dass Apicata die Anklage aus Rachsucht erfunden hat, um einerseits ihren treulosen Gemahl blosszustellen, anderseits und hauptsächlich, um ihre verhasste Nebenbuhlerin zu vernichten. Warum sollte in einer Zeit, in der falsche Anklage und erlogene Zeugschaft geschäftsmässig betrieben wurden,[1]) nicht auch ein Weib dieselben Waffen geführt haben? Sie hat dann nichts anderes getan, als diejenigen Angeklagten oder Verurteilten, die, ehe sie sich töteten, durch schriftliche oder mündliche Schmähungen gegen den Kaiser oder andere wirkliche oder vermeintliche Urheber ihres Unglücks ihre Rache befriedigten (z. B. Tac. VI, 38, Suet. c. 66).

Von dem Geständnis der beiden Sklaven werden wir dann dasselbe annehmen, was Tacitus bei anderen Gelegenheiten sagt, dass auf der Folter erzwungene Aussagen kein sicheres Zeugnis für die Wahrheit sind.[2]) Wir werden uns erinnern, dass auch in unseren Ländern früher eine barbarische Justiz den Angeklagten alle möglichen Geständnisse erpresste, die der Henker wollte, wenn sie auch noch so sehr der Wahrheit und selbst dem gesunden Menschenverstand widersprachen.

Tacitus IV, 10 f. und Cassius Dio 57, 22 erwähnen daneben noch ein anderes Gerücht, dass nämlich Tiberius selbst den Drusus vergiftet habe. Man traut seinen Augen kaum, wenn

---

[1]) Vergl. z. B. Tac. VI, 48: Laelius Balbus truci eloquentia, promptus adversus insontes.

[2]) So liessen sich z. B., als Nero seiner Gattin Oktavia eine Liebschaft mit einem Sklaven andichten liess, mehrere Sklavinnen durch die Folter unwahre Zugeständnisse erzwingen. Tac. Hist. XIV, 60.

man es liest. Drusus, der sich bei der Unterdrückung des Militäraufstandes in Pannonien, bei der Beseitigung des Marbod und ebenso bei der Verwaltung der Staatsämter die Zufriedenheit und das Vertrauen seines kaiserlichen Vaters in vollem Masse erworben hatte, der dem ruhebedürftigen Greise die Last der Regierung abnehmen sollte, auf dessen Leben damals zunächst die Hoffnung auf ungestörte Fortsetzung des Kaisertums in der Julisch-Claudischen Familie beruhte, von seinem Vater vergiftet! So albern das Gerücht ist — sowohl Tacitus als Cassius Dio weisen es mit Entschiedenheit zurück, letzterer mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass Drusus von seinem Vater aufrichtig geliebt wurde[1]) — so zeigt es doch, da es sich bis auf die Zeit des Tacitus, wie dieser bemerkt, erhalten hat, dass das Verbrechen der Livia und des Seianus nicht allgemein oder nicht mehr geglaubt wurde.

Flavius Josephus, Jüd. Alt. 18, § 206 (IV, 8), der erzählt, dass Tiberius vor seinem Tode die Seinigen zu sich kommen liess, gebraucht die Worte: *ἦσαν δ' αὐτῷ παῖδες γνήσιοι μὲν οὐκέτι· Δροῦσος γὰρ δὴ ὁ μόνος αὐτῷ γεγονὼς ἐτύγχανεν τεθνεώς.* Er hätte gewiss statt *ἐτύγχανεν τεθνεώς* einen anderen Ausdruck gewählt, der das nichtswürdige Verbrechen andeutete, wenn er es gekannt oder geglaubt kätte.

Nach Suetonius Tib. 62 war Tiberius bis zur Anzeige der Apicata der Ansicht, sein Sohn sei 'morbo et intemperantia' gestorben. Bei Regenten und ihrer Familie darf man immer annehmen, dass die bekannt gegebene Krankheit auf der Diagnose der behandelnden Ärzte beruht. Da Drusus bereits anderthalb Jahre vorher schwer krank und dem Tode nahe war — ein römischer Ritter hatte bereits ein Gedicht auf seinen Tod in Bereitschaft (Tac. III, 49) — erlitt er wahrscheinlich einen Rückfall in dieselbe Krankheit, wobei er sich durch 'intemperantia,' durch arge Diätfehler, den Tod zuzog.

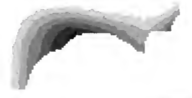
---

[1]) Flavius Josephus, Jüd. Altert. 18, § 146 (VI, 1) sagt, dass Tiberius nach dem Tode seines Sohnes den Freunden desselben verbot, vor ihm zu erscheinen, damit nicht ihr Anblick seinen Schmerz erneuere.

Noch ein Wort über die Lektüre des Tacitus in der Schule! Wiewohl die alten Geschichtschreiber im allgemeinen den Kaiser Tiberius ungünstiger beurteilen, als er verdient, so ist dies doch in ganz besonderem Grade bei Tacitus der Fall, der die Gelegenheit zum Tadeln sozusagen mit den Haaren herbeizieht und in seinem Urteil nicht immer unsere Billigung finden kann. Ferner ist gerade die erste Hälfte der Annalen, die am häufigsten in der Schule gelesen wird, am wenigsten streng historisch gehalten. Wo dem Autor die Ereignisse zu trocken, die Bilder zu kahl scheinen, greift er selbst zum Pinsel und hilft nach. Soll nun der Lehrer darauf keine Rücksicht nehmen und nur das Verständnis des Textes anstreben? Dann würde sich der Schüler manches Unrichtige einprägen, manches schiefe Urteil zu eigen machen. Oder soll überall Halt gemacht werden, wo sich ein Anstoss ergibt? Überall wohl nicht. Aber an Stellen, die zur Kritik herausfordern, auch Kritik zu üben oder den Schüler darauf hinzuleiten, dass er sie selbst übt, dürfte sehr zu empfehlen sein. Denn gesundes unparteiisches Urteil braucht der Mann in jeder Lage des Lebens und schon in der Schule auf Beispiele aufmerksam zu werden, dass selbst hochbegabte Männer, wenn sie sich von vorgefassten Meinungen nicht fern halten und alles vom Parteistandpunkt aus betrachten, in ihren Urteilen fehlgreifen, kann manchem ein Gewinn für das Leben werden.

Ich wähle einige Stellen heraus, an denen meines Erachtens eine Erörterung wohl angebracht ist.

1. Zu den wichtigsten Bestandteilen eines geordneten Staatswesens gehört eine unparteiische Rechtspflege. Das antike Gerichtswesen hielt sich an den Grundsatz, dass neben der Gerechtigkeit der Sache auch die Fürsprache anderer, also Protektion, auf das Urteil Einfluss haben dürfe. Um solche Fälschung der richterlichen Urteile zu verhindern, nahm Tiberius oft an den Gerichtsverhandlungen auf dem Forum teil. Seine Anwesenheit hatte gute Wirkung. Denn Tacitus sagt I, 75 'multaque eo coram adversus ambitum et potentium preces constituta.' Aber die Anerkennung des Geschichtschreibers



bleibt aus. Vielmehr lautet sein Urteil, wiewohl dies im Interesse der Wahrheit geschah, sei doch die freie Entschliessung der Richter dadurch beeinträchtigt worden. — Man sieht, der Kaiser urteilt einsichtsvoll und selbständig, er vertritt den modernen Standpunkt, der Blick des Tacitus ist beschränkt und durch das Herkommen getrübt.

2. Im Jahre 15 trat der Tiberfluss aus seinen Ufern und richtete grossen Schaden an. Daraufhin beantragte Apinius Gallus im Senate, man solle die Sibyllinischen Bücher einsehen lassen. In diesen hoffte man nämlich zu finden, durch welche Opfer und Zeremonien der Zorn der Götter abgewendet und einer Wiederholung des Unglücks vorgebeugt werden könne. Tiberius hielt dies nicht für angezeigt, weshalb ihm Tacitus I, 76 vorwirft, dass er Göttliches und Menschliches in gleicher Weise verachtete. Und was tat der Kaiser in seiner Gottlosigkeit? Er erteilte dem Ateius Capito und L. Arruntius den Auftrag, statt dessen eine Korrektur des Flussufers vorzunehmen. Während also dem Tacitus, der nach Ann. XI, 11 im Jahre 88 selbst dem Kollegium der 15 Männer angehörte, dem die Einsicht der Sibyllinischen Bücher übertragen war, die Angelegenheit in das Kapitel „Religiöse Sühnungen" zu fallen schien, registrierte sie Tiberius unter der Rubrik „Flussbauamt". Auf wessen Seite werden wir treten?

3. Tiberius pflegte in der Öffentlichkeit langsam und gemessen zu sprechen, gewissermassen mit dem Worte ringend 'compositus et velut eluctantium verborum' (Tac. IV, 31). Daran tat er recht. Er wusste, dass die Worte eines Herrschers bedeutsam sind und dass bei flüchtiger Rede leicht ein und das andere Wort mit unterläuft, das der Redner später gerne nicht gesagt hätte und nun doch nicht mehr zurücknehmen kann. Darum ist auch alles, was von seinen Reden erhalten ist, ebenso treffend im Ausdruck wie in den Gedanken.[1]) Nur in dem einen Fall pflegte er freier und rascher zu sprechen,

[1]) Ein ehrendes Urteil über Tiberius als Redner fällt auch Tacitus Ann. XIII, 3.

wenn er verteidigte: 'solutius promptiusque eloquebatur quotiens subveniret.' Wir sind dem Tacitus dankbar, dass er diese Worte beifügte. Er hätte es vielleicht nicht getan, wenn er ihre Bedeutung erkannt hätte. Sie widerlegen nämlich seine wiederholte Behauptung, dass Tiberius von Natur aus grausam gewesen sei. Wenn jemand nur in dem einen Fall, dass er einem Unschuldigen helfen kann, die gewohnte Vorsicht vergisst und warm wird, so dass ihm die Worte mächtig aus dem Herzen und dem Munde quellen, so werden wir seine Naturanlage nicht als grausam bezeichnen, sondern als edelmütig und gutherzig, mögen die Geschichtschreiber sagen, was sie wollen.

Dies sind einige der Stellen, an denen man in der Schule meines Erachtens nicht ohne aufklärende Bemerkung vorübergehen sollte, und ich meine, wenn anderseits auch die unleugbaren grossen Vorzüge der Geschichtschreibung des Tacitus dargelegt werden, wenn darauf hingewiesen wird, dass die Anforderungen, die an ein Geschichtswerk gestellt werden, nicht überall und zu allen Zeiten die gleichen sind, wenn ferner gezeigt wird, wie Tacitus zu solchen Urteilen kam und teilweise kommen musste, so wird sein Ansehen nicht besonders Schaden leiden. Wenn aber auch, — amicus Tacitus, magis amica veritas.

Sitzung vom 7. Februar 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Muncker hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Wielands Pervonte.

Gleich seinen Zeitgenossen sonst ohne Sinn für das richtige Volksmärchen hat Wieland nur einmal im „Pervonte“ ein solches nach dem in Deutschland damals fast unbekannten „Pentameron“ von Basile neu gedichtet. Eingehende Vergleichung seines „Pervonte“ mit dem Texte Basiles und dem einer französischen Nacherzählung in der „Bibliothèque universelle des romans“ zeigt, dass Wieland höchst wahrscheinlich nur die letztere benützte und die ursprüngliche Fassung des Märchens in neapolitanischer Mundart überhaupt nicht kannte. Den letzten Teil seiner Dichtung verfasste er viel später ohne fremde Vorlage, doch mit Verwertung verschiedener Märchenmotive, in moralisierender Tendenz; auf die endgültige Ausgestaltung gewann Herder bedeutsamen Einfluss.

Historische Klasse.

Herr Prutz hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Über des Gautier von Compiègne „Otia de Machomete“. Ein Beitrag zur Geschichte der Mohammedfabeln im Mittelalter und zur Kulturgeschichte der Kreuzzüge.

Als Verfasser des in einer Pariser Handschrift erhaltenen, bisher unedierten Gedichtes wird der auch durch andere literarische Arbeiten bekannte Gautier von Compiègne nachgewiesen. Was er darin von Mohammeds Anfängen erzählt, geht zurück auf die Mitteilungen eines ehemaligen Genossen im Kloster Marmoutier zu Tours namens Garnier, welcher als Abt des letzteren im Jahre 1155 gestorben ist. Derselbe verdankte seine Kenntnis den Erzählungen des Paganus, der 1119 und 1125 als Abt von Étampes in der Erzdiözese Sens urkundlich vorkommt und längere Zeit einen jungen bekehrten Sarazenen als Zögling bei sich gehabt hat. Daraus erklärt sich die verhältnismässige Unbefangenheit des Gedichtes, welches dann dem 1258 entstandenen „Roman de Mahomet“ des Alexandre du Pont als Vorlage gedient hat.

Über des Gautier von Compiègne „Otia de Machomete".

Ein Beitrag zur Geschichte der Mohammedfabeln im Mittelalter und zur Kulturgeschichte der Kreuzzüge.

Von **H. Prutz.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 7. Februar 1903.)

Wenn die hohe Klasse, als sie mich durch die Berufung zur Teilnahme an ihren Arbeiten den ordentlichen Mitgliedern dieser als Hüterin der höchsten wissenschaftlichen Interessen bestellten und um ihre Pflege hochverdienten Genossenschaft zugesellte und mir so eine Ehre zuerkannte, in welcher ein der Wissenschaft geweihtes Leben den schönsten Lohn findet, sich dabei namentlich hat leiten lassen von einer wohlwollenden Würdigung dessen, was ich in nahezu vier Jahrzehnten historischer Studien, die sich unter dem Einfluss wechselnder äusserer Verhältnisse auf sehr verschiedene Gebiete erstreckten, für die deutsche Geschichte und für die Geschichte der Kreuzzüge etwa geleistet habe: so darf ich aus diesem Umstande wohl den Antrieb dazu entnehmen, was mir an Kraft zur Förderung der historischen Wissenschaft noch geblieben ist, auch in diesem Kreise vorzugsweise dem Anbau jener beiden Gebiete dienstbar zu machen. Ich gebe demselben um so lieber nach, als ich mir bewusst bin, mich, indem ich das tue, in einer Richtung zu bewegen, welche in unseren Tagen nicht die herrschende ist. Wird sich doch niemand darüber täuschen können, dass die Geschichte des Mittelalters zur Zeit nicht blos in den weiteren Kreisen der Gebildeten wenig Teilnahme und Verständnis findet,

sondern auch bei den Fachgenossen sich nicht mehr entfernt der Gunst erfreut, welche ihr ehemals in so reichem Masse beschieden gewesen ist.

Gewiss liegen die Ursachen dieses Wandels, welchen die Richtung des geschichtlichen Interesses bei uns erfahren hat, nicht in dem historischen Stoff. Denn man wird nicht behaupten können, dass dieser auch nur für die am häufigsten behandelten Abschnitte des Mittelalters erschöpft sei. Überall wird er da auch heute noch durch neue Funde bereichert, welche das bisher gewonnene Bild der Vergangenheit teils wesentlich umgestalten, teils im einzelnen berichtigen, teils ergänzen, teils in ein anderes Licht rücken. Bezeichnenderweise macht sich dabei im Gegensatz zu der zeitweilig vielleicht allzustark betonten und gelegentlich mit übertriebener Schärfe geübten Kritik nicht selten eine sozusagen konservative Neigung geltend, welche in einem eigentümlichen Kreislauf der Entwickelung früher als unhaltbar aufgegebene oder doch stark angefochtene Anschauungen als die historisch besser begründeten wieder in ihr Recht einsetzt. Anderseits ist ja zu einer erschöpfenden Durchdringung der so vielgestaltigen Verhältnisse des späteren Mittelalters, obgleich sie vielfach unmittelbar auf die Probleme hinführen, an deren Lösung die neuere Zeit und selbst noch die Gegenwart arbeitet, doch immer erst nur ein Anfang, wenn auch ein viel versprechender, gemacht worden.

Entscheidender für das Schwinden des Interesses am Mittelalter dürfte die Anziehungskraft geworden sein, welche die grossen Ereignisse des letzten Menschenalters auf alle Kreise des deutschen Volkes ausüben mussten: unter ihrem Eindruck erschienen auch die sie vorbereitenden und anbahnenden Epochen eingehender Erforschung und ausführlicher Darstellung ganz besonders wert. Andererseits aber wird man die unverkennbare Vorliebe, mit der sich die jüngeren Generationen unserer Historiker der neueren Geschichte zuwenden, zu einem Teile doch auch darauf zurückführen dürfen, dass die Quellen für diese besonders reich fliessen und verhältnissmässig leicht neue

Ergebnisse gewinnen lassen. Zudem liegen diese Stoffe der leicht beweglichen Betrachtungsweise des modernen Menschen, bei dem sich unausgesetzt der Einfluss der verschiedenartigsten und selbst ihm scheinbar ganz fremder Verhältnisse unruhig reflektiert, im allgemeinen näher als die Probleme der mittelalterlichen Entwickelung, zumal wir für diese nur eine sehr unvollständige oder zum mindesten sehr ungleiche Überlieferung besitzen, bei deren ursprünglicher Gestaltung obenein ganz andere Gesichtspunkte massgebend gewesen sind, als unter ähnlichen Umständen heute irgend geltend gemacht werden würden. Will man diese dennoch darauf anwenden oder gar als die allein berechtigten zur Anerkennung bringen, so führt das leicht zu einer Art von Vergewaltigung des in dieser Hinsicht doch eigentlich meist unergiebigen Quellenmaterials oder verleitet zu dem Versuche, die dem modernen Denken geläufigen Kategorieen der historischen Betrachtungsweise auf das Mittelalter anzuwenden, obgleich sie diesem selbst fremd waren. Von diesem Fehler wird man, so glücklich ihr einzelnes gelungen sein mag, doch die so zuversichtlich aufstrebende wirtschaftsgeschichtliche Richtung ebenso wenig freisprechen können wie diejenige, welche sich anspruchsvoll als die sozialpsychologische bezeichnet und das eigentliche historische Problem erst recht erfasst und richtig formuliert haben will. Von einem solchen Verfahren kann die historische Methode, wie sie Ranke entwickelte und seine Nachfolger in strenger Schule zur höchsten Leistungsfähigkeit ausbildeten, schliesslich nur nachteilig beeinflusst werden. Gern würde ich mich des Irrtums überführt sehen, wenn ich beobachtet zu haben glaube, dass ein Rückgang in der Übung der historischen Methode, die sich der Grenzen ihres Könnens allezeit bewusst bleiben und daher auch den Mut haben wird, ihr Nichtwissenkönnen offen einzugestehen, bei uns nicht blos bereits begonnen hat, sondern gelegentlich als schon bedenklich weit gediehen zu Tage tritt. Zu einem Teile dürfte diese Erscheinung — trifft sie, wie ich fürchte, zu — der Änderung zuzuschreiben sein, die in dem Betrieb der historischen Studien während des letzten Vierteljahrhunderts

insofern eingetreten ist, als unsere angehenden Historiker seltener, als das sonst üblich war, die eigene Forschung in dem Gebiete des Mittelalters beginnen, wo die Natur des Stoffes und die Art seiner Überlieferung zu möglichst nüchterner Prüfung, peinlicher Genauigkeit auch im Nebensächlichen und vorsichtiger Selbstbeherrschung in der Kombination mahnen.

Die Zeit, so scheint es, ist fürs Erste demnach vorbei, wo die deutsche Geschichtschreibung wegen der Strenge ihrer kritischen Methode als massgebendes Beispiel und nicht leicht erreichbares Vorbild für die der übrigen Kulturvölker gelten durfte. Wenn sie sich gerade im Gebiet des Mittelalters seit längerer Zeit namentlich von der französischen Geschichtschreibung in manchen Stücken überholt sieht, so darf dabei freilich nicht ausser acht gelassen werden, dass der moderne Franzose der mittelalterlichen Geschichte seines Volkes doch wesentlich anders gegenüber steht als der Deutsche der entsprechenden Epoche der seinen. Bringt er ihr doch ein viel unmittelbareres Interesse entgegen, weil er für sie ein in der Sphäre lebhaften nationalen Gefühls wurzelndes leichteres Verständnis besitzt. Während man bei uns, nicht unbeeinflusst durch die politischen Kontroversen der Gegenwart, heftig darüber gestritten hat, ob dem Kaisertum der Sachsen, Salier und Staufer um die nationale Entwickelung Deutschlands ein Verdienst zuzuerkennen sei oder ob es als Träger der Idee einer Universalherrschaft, die an nationale Grenzen nicht gebunden sein sollte, im Gegenteil nicht vielmehr nachteilig darauf eingewirkt habe und für die spätere politische Zerrüttung Deutschlands verantwortlich gemacht werden müsse, sah und sieht der Franzose in dem französischen Königtum des Mittelalters bereits die Verkörperung seines Volkstums: in seiner an Wechselfällen so reichen Geschichte verfolgt er mit lebhafter Teilnahme die vielfach behinderte und oft schwer bedrohte Entwickelung seines eigenen Volkes, die trotz aller Wechselfälle und lebensgefährlichen Krisen frühzeitig zur Bildung einer festgeschlossenen und sich ihrer Einheit mit Stolz bewussten Nation geführt hat. Der Deutsche dagegen steht heutigen Tages der

grossen Zeit der mittelalterlichen Kaiser gewissermassen fremd gegenüber und entbehrt für sie jener gemütlichen Teilnahme, ohne die ein volles Verständnis dafür nicht zu gewinnen ist. Im Gegensatz dazu sieht das französische Volk in den Taten und Leiden seiner nationalen Könige im Mittelalter auch heute noch ein Stück nationaler Heroenzeit, an dessen fesselnder Farbenpracht es sich freut, unbeirrt durch kirchliche und politische Gegensätze späteren Ursprungs.

Ganz besonders gilt dies nun von der Geschichte der Kreuzzüge, so fremdartig die geistigen und sittlichen Kräfte, die sich darin vornehmlich betätigten, den modernen Menschen anmuten mögen. Durch die hervorragende Rolle, zu der sie während der zwei Jahrhunderte, welche die grosse Bewegung dauerte, und dann auch noch während ihres Nachspiels im 14. Jahrhundert und bis hinein in das 15. berufen waren, haben die Franzosen für die allgemeine Entwickelung der abendländischen Kultur eine ähnlich zentrale Stellung erlangt, wie für die politische das römisch-deutsche Kaisertum während seiner Blüte eingenommen hat. Denn an dem Austausch zwischen Morgen- und Abendland, den die Kreuzzüge herbeiführten und der für die Entwickelung der Kultur neue Grundlagen und neue Formen schuf, haben die Franzosen weitaus den grössten Anteil gehabt. Von den vielen ritterlichen Fahrten, aus denen die Kreuzzüge sich zusammensetzen, erscheinen die meisten geradezu als französische Unternehmungen. Dem französischen Adel und den ungeheuren Opfern, die er, wenn auch immer in der Hoffnung auf endlichen reich lohnenden Gewinn, Generationen hindurch jenseits des Meeres brachte, war es zu danken, wenn das nie lebenskräftige christliche Königreich im heiligen Lande seine täglich bedrohte Existenz wider Erwarten so lange fristete. In viel höherem Masse als die seefahrenden Italiener, für die immer nur merkantile Interessen massgebend waren, sind die Franzosen die Träger des Einflusses geworden, den die fortschreitende Bekanntschaft mit dem Morgenlande, seinen Produkten, Gebräuchen und Einrichtungen auf die Völker des Westens ausgeübt hat und der doch schliesslich dafür ent-

scheidend geworden ist, dass bei ihnen die engen Schranken der kirchlich gebundenen Kultur durchbrochen und für eine ganz neue, unendlich mannigfaltige und erstaunlich fruchtbare neue Kultur Licht und Luft gewonnen wurden — ein Vorgang, der auch darin seinen Ausdruck fand, dass das Französische damals als eine Art von Weltsprache das bevorzugte Organ wurde für die Vermittelung des internationalen Verkehrs in den Kolonien jenseits des Meeres. Diese Tatsachen erklären vollauf die unverkennbare Vorliebe, welche wir in Frankreich nicht blos in dem romantisch denkenden Zeitalter der Restauration, sondern auch heute noch für die Geschichte der Kreuzzüge herrschend finden. Trotz aller Wandelungen, die im Denken und Fühlen vor sich gegangen sind, betrachtet man dieselben auch heute noch gewissermassen von dem Standpunkte der Gesta Dei per Francos, besonders seitdem Frankreich durch sein entschlossenes Eingreifen zur Rettung der durch die Massakres von 1862 mit dem Untergange bedrohten syrischen Christen von Neuem die Rolle einer Schutzmacht des christlichen Glaubens im Osten übernommen hatte. Auch für die Erforschung der Denkmäler aus dem Zeitalter der Kreuzzüge hat die damalige französische Expedition nach der syrischen Küste reichen Gewinn ergeben. Das alles macht es begreiflich, dass gerade die Geschichte der Kreuzzüge in Frankreich alle Zeit besonders gepflegt worden ist und von Michaud und Beugnot bis herab auf Mas Latrie und Riant hochverdiente und opferfreudige Bearbeiter gefunden hat.

Doch ist gerade da wieder eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen. Weil man in Frankreich die Kreuzzüge auch heute noch als einen integrierenden Bestandteil der französischen Geschichte betrachtet und wie ein Stück nationalen Heldentums im Herzen trägt, wird man dort ihrem sozusagen internationalen Charakter weniger gerecht als anderwärts, obgleich doch gerade er der grossen Bewegung der abendländischen Völker ihr eigentümliches Gepräge gibt und ihre welthistorische Bedeutung begründet. Nach dieser Seite hatte schon im Anfang des 19. Jahrhunderts Heeren ergänzend eingegriffen, indem er

die Folgen der Kreuzzüge für Europa zu entwickeln versuchte.[1]) Dass er, und wer sich weiterhin mit diesem grossen kulturgeschichtlichen Problem beschäftigte, über allgemeine Betrachtungen, welche der sicheren Begründung in der Fülle beglaubigter Einzeltatsachen entbehrten, nicht hinaus kam, war unvermeidlich zu einer Zeit, wo die Spezialforschung von den dafür in Betracht kommenden verschiedenen Gebieten kaum eines recht in Angriff genommen hatte. Erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte sind die Voraussetzungen allmählich geschaffen worden, ohne die kulturhistorische Arbeiten der Art immer sozusagen in der Luft schweben werden. Denn nur durch eine Zusammenfassung der kritisch gesichteten Ergebnisse, welche zunächst unabhängig von einander neben der eigentlichen Geschichtsforschung die Sprachforschung, namentlich die romanische, dann das Studium des Schauplatzes der Ereignisse und besonders der Denkmäler, weiterhin aber auch die vergleichende Rechtswissenschaft und die Erforschung der Literatur und der Sagen und endlich namentlich die fortschreitende Erschliessung der morgenländischen Quellen zu Tage gefördert haben, wird man unter steter Berücksichtigung der allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse und der wechselnden geistigen Strömungen von den hierher gehörigen Vorgängen ein einigermassen einheitliches und wahrheitsgetreues Bild gewinnen können.

Seit ich in meiner „Kulturgeschichte der Kreuzzüge" (Berlin 1883) die eben skizzierte Aufgabe nach dem damaligen Stand unserer Kenntnis zu lösen versucht habe, sind die Bedingungen für das völlig befriedigende Gelingen eines solchen Unternehmens einerseits bessere, andererseits weniger günstige geworden. Das Letztere ist namentlich insofern der Fall, als eine planmässige Erforschung und vollständige Inventarisierung der im Osten erhaltenen Denkmäler der „fränkischen" Mischkultur, wozu die Franzosen einen vielversprechenden Anfang gemacht hatten,[2]) nicht durchgeführt worden ist — eine Unter-

[1]) Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. 1807.

[2]) E. G. Rey, Étude sur les monuments de l'architecture militaire

lassung, die bedauerlich ist, weil die fortschreitende Zerstörung der betreffenden Bauwerke, die nicht blos von den Umwohnern, sondern auch von den türkischen Behörden häufig einfach als Steinbrüche benutzt werden, ein Nachholen des Versäumten inzwischen fast unmöglich gemacht hat. Günstiger geworden sind sie insofern, als sowohl die abend- wie die morgenländischen Quellen heute in beträchtlich grösserer Zahl und in wesentlich brauchbarerer Gestalt vorliegen, das urkundliche Material sehr bedeutend vermehrt worden ist und die bessere Einsicht in die Entwickelung des Kunstgewerbes und der Technik eine Reihe von neuen und sehr fruchtbaren Gesichtspunkten für die Beurteilung gewisser kulturhistorischer Vorgänge ergeben hat. Am schwierigsten bleibt die zu lösende Aufgabe auch heute noch überall da, wo es sich um ausschliesslich geistige Beziehungen handelt und der Versuch gewagt werden muss, aus den Ergebnissen, die uns späterhin hie und da entgegentreten, auf den Verlauf und die Natur des Prozesses zu schliessen, der sie hervorgebracht hat. Einen bescheidenen Beitrag zur Lösung einer der hierher gehörigen Fragen versuche ich im Nachfolgenden zu geben.

Vollzog sich der Tauschverkehr zwischen Ost und West, der den Boden bereitet hat für die grossartigen kulturgeschichtlichen Wirkungen der Kreuzzüge, in der Hauptsache und am unmittelbarsten natürlich in den Kreuzfahrerstaaten selbst und den ihnen nächstbenachbarten mohammedanischen Gebieten, so ist es doch auch vereinzelt vorgekommen, dass Träger der morgenländischen Kultur infolge der über ihre Heimat hereingebrochenen Ereignisse nach dem Westen verschlagen wurden und, dort heimisch geworden, für einen kleinen Kreis die vielfach angestaunten Vertreter der Wunderwelt von jenseits des Meeres blieben. Den Spuren solcher Vorgänge begegnen wir gelegentlich in Sage und Dichtung. Die kulturgeschichtlichen Wirkungen freilich, die davon ausgingen, blieben naturgemäss

des Croisés en Syrie. Paris 1871 und de Vogüé, Les Églises de la Terre Sainte. Paris 1857.

zunächst auf einen sehr engen Kreis beschränkt und können nicht entfernt mit denen verglichen werden, welche die zahlreichen Mohammedaner ausübten, die wir im Dienste der normannischen und staufischen Könige von Sizilien finden und um derentwillen noch die Anjous von Neapel Gesetze und Erlasse auch arabisch veröffentlichten. Ganz vereinzelt aber sind die Fälle, wo von der Anwesenheit eines solchen versprengten Orientalen im Westen später sogar noch gewisse geistige Spuren Zeugnis ablegen. Von einem solchen will ich berichten, zumal die genauere zeitliche und örtliche Feststellung, die dabei möglich ist, auch noch nach anderen Seiten hin Anknüpfungen ergibt und bisher vereinzelt liegende Stücke der Überlieferung als zusammengehörig zu erweisen erlaubt.

Dass die Kreuzzüge nicht hervorgerufen wurden durch den religiösen Gegensatz zwischen Christentum und Islam, der die Bekenner beider mit einer Art von Naturnotwendigkeit zum Kampfe wider einander getrieben hätte, darf heute wohl als allgemein zugestanden gelten. Die Unhaltbarkeit einer solchen Annahme erweist namentlich auch die Entwickelung, die das Verhältnis der beiden Religionen während des 200 jährigen Kampfes erfahren hat. War anfangs die Möglichkeit gütlicher Verständigung und friedlichen Nebeneinanders gegeben, wie sie bisher sowohl in christlichen wie in mohammedanischen Staaten vielfach bestanden hatte, so schwand sie allmählich vollkommen durch die Entfesselung eines religiösen Fanatismus, wie er ursprünglich nur in vereinzelten Fällen sich offenbart hatte, und durch die Anhäufung eines tötlichen Hasses, wie sie ein Menschenalter hindurch von beiden Seiten mit steigender Grausamkeit geführter Vernichtungskampf zur Folge haben musste: erst durch die Kreuzzüge sind Christen und Mohammedaner unversöhnliche Gegner geworden. Dem entspricht namentlich auch die Entwickelung des Bildes, welches sich die Ersteren von dem Stifter des Islam machten, und die Art, wie sie den Inhalt seiner Lehre geflissentlich entstellten, indem sie sich durch absichtliche, möglichst schmähliche Erdichtungen immer weiter von dem Wenigen entfernten, was ihnen

ganz schattenhaft von der historischen Wahrheit bekannt geworden war.

Bereits der älteste christliche Bericht über Mohammed und seine Religionsstiftung, der des Byzantiners Theophanes (gest. 817/18), welcher in der Bearbeitung des römischen Bibliothekars Anastasius (gest. ca. 886) mit dessen Kirchengeschichte[1]) durch die ganze mittelalterliche Literatur Verbreitung gefunden hat, ist voll grober Missverständnisse und tendenziöser Entstellungen und enthält dem Keime nach bereits fast all die Züge, welche späterhin für die Mohammedfabeln des christlichen Mittelalters charakteristisch geworden sind. Planmässig ausgesponnen erscheint dieses gehässige Lügengewebe dann zuerst bezeichnenderweise zu Beginn des 12. Jahrhunderts in der Kreuzzugsgeschichte des Guibert von Nogent, welcher ausgesprochenermassen bestrebt war, den Hass der Christen gegen die Mohammedaner möglichst zu entflammen, um neue Scharen zum Zuge nach dem Osten zu veranlassen. Da kann es denn freilich kaum Wunder nehmen, wenn wir ziemlich um dieselbe Zeit selbst einen Mann von der gelehrten Bildung Hildeberts, des Bischofs von Le Mans und 1125—1133 Erzbischofs von Tours, die Zierde der französischen Kirche, eine an klassischen Reminiszenzen reiche Geschichte des Propheten in tadellosen Distichen abfassen sehen, in welcher ohne jede Ahnung von dem geschichtlichen Verlaufe die unsinnigsten Lügen zusammenphantasiert werden, um Mohammed nicht blos als Zauberer und Betrüger, sondern sogar als Räuber und Mörder darzustellen, und derselbe auch ein dem entsprechendes Ende findet, indem er von Schweinen gefressen wird. Dem gegenüber muss es auf den ersten Blick einigermassen befremden, wenn wir in eben dem Kreise, dessen geistliches Oberhaupt und geistiger Mittelpunkt Hildebert gewesen war, nur wenig später eine ähnliche Arbeit entstehen sehen, welche sich zwar nicht frei hält von den zur Verunehrung des Propheten in Umlauf ge-

[1]) Anastasii Hist. ecclesiastica ex Theophane II, 511 ff. (Corpus hist. Byzant. ed. Bonn.)

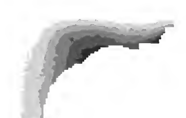
setzten Lügenmärchen, auf der anderen Seite aber sofort eigentümlich gekennzeichnet wird und auf einen besonderen Ursprung hinweist durch das ungewöhnlich günstige Bild, das sie im übrigen von dem Menschen Mohammed und seiner Stellung zu seinen Volksgenossen entwirft.

Im Jahre 1831 veröffentlichten Reinaud und Michel den „Roman de Mahomet",[1]) die Dichtung des Jongleurs Alexandre du Pont, welche dieser nach einem Vermerk am Schluss[2]) im Jahre 1258 auf dem „Berge bei Laon" verfasst hat. Als Vorlage benutzte er dabei, wie er im Eingang ausführlich berichtet, ein lateinisches Gedicht, welches ein Mönch Gautier auf Grund der Mitteilungen des Abtes Gravier — es ist zweifellos Granier oder Garnier zu lesen — angefertigt hatte. Des Letzteren Kenntnis von Mohammed ging darnach zurück auf die Erzählungen eines Geistlichen der Kirche von Sens in Burgund, der sarazenischer Abkunft gewesen und als Mohammedaner geboren sein soll.[3]) Diese von Alexandre du Pont benutzte Vorlage ist, wie schon ein oberflächlicher Vergleich zeigt, erhalten in der Handschrift der Pariser Nationalbibliothek Fonds latin N. 11332. Alexandre du Pont folgt ihr nicht blos genau in der Anordnung des Stoffes, sondern schliesst sich ihr vielfach fast wörtlich an, so dass sein Werk zu einem grossen Teile nur als eine Übersetzung des älteren lateinischen Gedichtes erscheint. Wo er davon abweicht, geschieht das wohl im Hinblick auf die anders gearteten Ansprüche seines Publikums: er führt dies und jenes weiter aus oder fügt Zutaten hinzu, welche dadurch interessieren sollen, dass sie den Gegenstand zu seiner Umgebung in Laon in lokale Beziehungen setzt. So meint er die ebenfalls aus seiner Vorlage übernommene angebliche aussergewöhnliche geometrische Begabung Moham-

[1]) Roman de Mahomet et Livre de la Loi au Sarrazin. Publiés par Reinaud et Michel. Paris 1831.

[2]) S. 84.

[3]) S. 1: Uns clers avoecques .j. chanoigne,
Ki Sarrasins avoit esté,
Mais prise avoit crestienté.



meds, der bei ihm ebenfalls als ein Mann von hoher Bildung und vertraut mit den sieben freien Künsten dargestellt wird, anschaulicher zu machen durch die Bemerkung, derselbe würde die Entfernung von Montaigu nach le Sauvoire (Salvatorium), einem seit 1246 auf befestigter Höhe bei Laon gelegenen Frauenkloster,[1]) auf den ersten Blick richtig geschätzt haben und als ausgezeichneter Arithmetiker im stande gewesen sein, alsbald zu sagen, wie viel Steine in einem Turm oder einer Mauer verbaut seien. Auch greift er, während seine Vorlage in solchen Fällen gern die ihrem Verfasser von der Klosterschule her geläufigen klassischen Reminiszenzen verwertet, bei der Schilderung von Festlichkeiten u. s. w. für die Ausmalung des Einzelnen zu dem, was da in seiner Zeit und in seiner Heimat üblich war. Wenn er aber gleich im Eingang aus dem Gewährsmann, dem Abt Gravier oder vielmehr Garnier die in dem Werke Gautiers benutzten Angaben über Mohammed verdankt, einen als Heide geborenen, d. h. ursprünglich sich zum Islam bekennenden Mann macht, welcher in der Taufe Dieu-donné genannt, nachmals Geistlicher geworden und zum Kanonikus in Sens aufgestiegen sein soll, so ist ihm da ein Irrtum begegnet, indem er, mit dem Lateinischen offenbar nicht allzu vertraut, seine Vorlage missverstand und den Namen Paganus als Heide deutete.[2])

Die Handschrift, welche das von Alexandre du Pont bearbeitete lateinische Gedicht enthält, zählt 28 auf beiden Seiten beschriebene Blätter und gehört dem 13. Jahrhundert an. Die Fehler, die sich in ihr finden — Schreibfehler (V. 48, 138,

---

[1]) Labbe, Bibl. nova manuscr. I, 135 und Gallia Christ. IX, 640, E.

[2]) S. 1: Il fu clers quant il fut paiens,
Et clers apriès fu crestiens.
A son signour conta la guile
Ki à .j. abe de la vile,
Lequel on apieloit Gravier,
Le conta, et chil à Gautier,
Ki moignes estoit de s'abbie.
Li moignes luès en versifie,
J. livret en latin en fist.

149, 168, 540, 782, 892, 955, 1034), irrige Wiederholungen und die Auslassung eines Pentameters (V. 190) — kennzeichnen sie als Abschrift. Obgleich sie bereits von den Bearbeitern der Histoire littéraire de la France[1]) gekannt war und ihr Inhalt als Werk eines Mönches Wautier besprochen wurde unter Mitteilung der Verse 1—6 und 11—26, hat sie bisher doch keine weitere Beachtung gefunden. Einen Titel trägt sie nicht: dass er Waltheri Otia de Machomete gelautet hat, beweist gleich der Eingang des Gedichts:

Quisquis nosse cupis patriam Machometis et acta,
Otia Waltheri de Machomete lege.

Das Missverständnis, welches dem französischen Bearbeiter in Betreff der Herkunft des von Walther, französisch Gautier, bearbeiteten Stoffes begegnet ist, erklären die Verse 5 und 6 und 11—19:

5 Nam si vera mihi dixit Warnerius abbas,
Me quoque vera loqui de Machomete puta.
11 Abbas jam dictus monachus monacho mihi dixit,
Immo testatus est mihi multociens,
Quod quidam, cui nomen erat Paganus, honestus
Clericus et Senonum magnus in ecclesia,
Secum detinuit aliquanto tempore quendam,
Qui Machomis patriam gestaque dixit ei,
Qui de progenie gentili natus et altus
Christi baptismum ceperat atque fidem,
Ergo se puerum didicisse legendo professus,
Quicquid scripture de Machomete sonant.

Walther verdankte also seine Kenntnis von Mohammeds Anfängen den Mitteilungen eines Abtes Warnerius oder Garnerius, französisch Garnier oder Granier, der, ehe er Abt wurde, mit ihm als Mönch demselben Kloster angehörte. Was er ihm erzählte, beruhte auf den Mitteilungen des Paganus, eines „ehrenwerten Geistlichen“, der in der Erzdiözese Sens eine

---

[1]) Band XII, S. 516.

hervorragende Stellung einnahm und einen zum Christentum übergetretenen Mohammedaner, der füglich doch nur mit einem heimkehrenden Kreuzfahrer nach Frankreich gekommen sein konnte, längere Zeit als Zögling bei sich gehabt hatte. Durch ein glückliches Zusammentreffen können wir nun die drei hier genannten Persönlichkeiten nach Zeit und Ort ihres Lebens und Wirkens genau bestimmen und erhalten dadurch auch über die Herkunft der Otia de Machomete sicheren Aufschluss.

In dem der Kirche von Sens als hochangesehene Persönlichkeit angehörigen Paganus haben wir ohne Zweifel den gleichnamigen Abt des Marienklosters zu Étampes[1]) zu sehen, dem Papst Calixtus II. auf Fürbitte König Ludwigs VI. von Frankreich am 4. Dezember 1119 in Sens für sein Kloster das Recht bewilligte, dass ohne Zustimmung der Mönche dessen Pfarrkinder, Ritterbürtige und andere, von niemand sollten begraben werden dürfen,[2]) und der 1125 in einer Verleihung desselben Königs an die Kirche von S. Victor als Zeuge vorkommt.[3]) Sind wir auch über das Wesen jenes Marienklosters — es wird auch als monasterium im Sinn von Münster bezeichnet und ist als wirklich mit Mönchen besetzt nicht sicher nachweisbar[4]) — nicht ganz im Klaren, so wissen wir doch, dass seine Vorsteher, vielleicht als Laienäbte, im Range sehr hoch standen. Nach dem Tode des Paganus, dessen Zeitpunkt nicht bekannt ist, haben nacheinander zwei Söhne König Ludwigs VI., Heinrich (1146) und Philipp (1155),[5]) diese Würde bekleidet.

In ganz ähnlicher Weise wie im Eingang der Otia de Machomete finden wir ferner einen Mönch Walther, Galterius oder Gautier und einen Abt Warnerius oder Garnier anderwärts mit einander verbunden. Von dem Traktate „De miraculis beatae Virginis Mariae“[6]) haben bereits die Bearbeiter der

---

[1]) Gallia christiana XII, 128.

[2]) Jaffé-Löwenfeld, Reg. pontif. N. 6790.

[3]) Gallia christ. a. a. O.

[4]) Ebend. [5]) Ebend.

[6]) Labbe, Bibliotheca nova manuscr. I, 650—55.

Histoire littéraire de la France[1]) nachgewiesen, dass er nicht, wie die Handschrift will, von einem Cluniacenser Gautier herrührt, sondern von Gautier von Compiègne (Gauterus Compendiensis), einem Insassen des Klosters Marmoutier (Maius monasterium) zu Tours, der später dem von dort aus gegründeten Kloster des heiligen Martin im Tal (en Vallée) zu Chartres als erster Prior vorstand. Denn der Traktat ist von dem Autor, der nach 1141 — (diesem Jahre gehört eine der von ihm erzählten Wundergeschichten an) — in Chartres schrieb, einem Mönche des heiligen Venantius in Tours gewidmet. Auch sollen mit Ausnahme des letzten, das dem heiligen Martin zugeschrieben wird, die berichteten Wunder alle in Chartres vorgekommen sein nach mündlicher Mitteilung des Bischofs Geoffroi II. von Chartres (24. Januar 1116 — 24. Januar 1149), bei dem sich Gautier in einer Urkunde vom Jahre 1131 als Zeuge findet. Von demselben Gautier von Compiègne gab es auch eine Geschichte von Marmoutier, von der bisher nur ein Fragment bekannt geworden ist.[2]) In diesem findet sich ausserdem eine Erzählung von einer Vision des Grafen Fulco von Anjou, die derselbe vor seinem Aufbruch nach dem heiligen Lande in Marmoutier gehabt haben soll. Sie kehrt wörtlich wieder in den Gestis consulum Andegavensium,[3]) deren Autor in der Widmung an König Heinrich II. von England Gautier von Compiègne ausdrücklich unter seinen Quellen nennt.[4]) Demnach wird man annehmen dürfen, dass der Abt Garnerius und der Mönch Gautier, welche in dem Traktate des Letzteren über die Wunder der heiligen Jungfrau zu Chartres als verbunden erscheinen, identisch sind mit den gleichnamigen und in gleicher Stellung befindlichen Personen, die im Eingang der Otia de Machomete erwähnt werden. Dieses Gedicht ist demnach ein Werk des Gautier von Compiègne, der vor 1131 Mönch in Marmoutier war. Einer seiner Genossen daselbst

1) XII, 491, 92.
2) AA. SS. O. S. Ben. IX, 392—402.
3) d'Achery, Spicileg. X, 506.
4) Ebend. 399.

war Garnerius oder Garnier, der dann erst als Prior zwei Tochterklöstern von Marmoutier vorstand[1]) und 1137 als Abt an die Spitze des Mutterklosters zurückkehrte. Auch er erscheint als eine bedeutende Persönlichkeit: dem am 31. Dezember 1137 von ihm gehaltenen Kapitel wohnten drei aus derselben Genossenschaft hervorgegangene Bischöfe, Geoffroi II. von Chartres, Donoald von St. Malo und Evenus von Vannes bei.[2]) Ferner erscheint er mehrfach als Vermittler und Schiedsrichter in Streitigkeiten geistlicher Stifter. Er starb am 23. Mai 1155. Daraus ergibt sich, dass Gautier von Compiègne die Otia de Machomete jedenfalls nach der Erhebung seines Freundes zum Abt von Marmoutier, also nach 1137 geschrieben hat, während er den darin verarbeiteten Stoff, den ihm jener auf Grund der Erzählungen des Paganus von Étampes übermittelte, bereits vor 1131, wo er schon in Chartres heimisch ist, erhalten haben muss. Seine Übermittelung kann also spätestens im dritten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts stattgefunden haben. Dazu stimmt es, dass in den der erhaltenen Abschrift des Gedichtes angehängten Versen, die offenbar aus der von dem Kopisten benutzten Vorlage mit übernommen sind, wohl der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, aber keines späteren Ereignisses und namentlich nicht des zweiten Kreuzzuges gedacht wird. Wir werden demnach des Paganus Bericht ungefähr um das Jahr 1115 ansetzen dürfen. Er gibt also eine ältere Fassung der Mohammedfabel als die übrigen während der Kreuzzüge in Umlauf gekommenen Werke ähnlicher Art und erhält dadurch für die Kenntnis der Entwickelung der hierher gehörigen mittelalterlichen Vorstellungen eine besondere Bedeutung.

Für den Versuch, in ähnlicher Weise, wie es mit den drei in den Otia de Machomete genannten geistlichen Personen möglich war, auch den Zögling des Abtes von Étampes, vermutlich den Sprössling eines vornehmen arabischen Hauses in Palästina, ausfindig zu machen, fehlt jeder Anhalt. Doch darf

---

[1]) Prior Rameruci et Sparnonis.

[2]) Gall. christ. XIV, 218, 19.

wohl, freilich ohne dass bestimmte Folgerungen daraus gezogen werden sollen, darauf hingewiesen werden, dass in dem Sprengel von Troyes, also innerhalb der Erzdiözese Sens, noch um das Jahr 1300 eine Familie mit dem Beinamen Sarrazin urkundlich vorkommt.[1]) Wie dieser Name zu deuten sein wird, dürfte sich aus der Parallele dazu ergeben, dass in Palästina in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Familie den Namen Baptizatus führt, welcher dem Orte, wo sie begütert ist und nach dem sie sich nennt, vorangesetzt wird.[2])

Wenden wir uns schliesslich zu dem Werke des Gautier von Compiègne oder Marmoutier selbst, so kann dasselbe zunächst in formaler Hinsicht als ein neuer Beweis gelten für die gute klassische Schulung, die in den Kreisen der französischen Geistlichkeit damals herrschte. Ist es auch nicht frei von sprachlichen Härten und metrischen Verstössen, so zeigt es doch ansprechende Gewandtheit und Rundung des Ausdrucks. Mehr noch fesselt den Leser die frische Lebendigkeit der Darstellung, welche durch die häufige Auflösung der Erzählung in Wechselreden der beteiligten Personen stellenweise etwas geradezu Dramatisches bekommt, hier und da auch eines gewissen anmutenden Humors nicht entbehrt. Vornehmlich aber wird diese Bearbeitung der Mohammedfabel, die mit dem schwülstigen und schmähsüchtigen Gedicht Hildeberts von Le Mans und dem gehässigen Lügengewebe des Guibert von Nogent derselben Zeit angehört, vorteilhaft gekennzeichnet durch das Fehlen jedes fanatischen Zuges und den Verzicht auf die Entfesselung des christlichen Glaubenshasses. Gibt natürlich auch Gautier auf des Warnerius und des Paganus Autorität hin, da des Letzteren Zögling nach Lage der Dinge Schriften über den Propheten doch wohl kaum gelesen haben

[1]) La Lore, Inventaire des cartulaires du diocèse de Troyes II. 327: Guillemin, Sohn des Herbert de Pougy, escuyer, verkauft ein Grundstück an Jean dit Sarrazin am 20. August 1299, und Jean Sarrazin de Chamagnil am 23. November 1308.

[2]) Delaville Le Roulx, Cartulaire de l'Ordre de St. Jean I, no. 537 (pag. 366): 1178 Willelmus Baptizatus de Blancaguarda.

dürfte,[1]) nur das wieder, was in mündlicher Überlieferung damals bei den Christen des Abendlandes über Mohammed umlief, und teilt er infolge dessen die da eingebürgerten falschen Vorstellungen, die zum Teil bereits auf Theophanes und seinen Bearbeiter Anastasius zurückgingen, so fasst er doch den Stifter des Islam, dessen unheilvollste Tat er in der Einführung der Vielweiberei sieht, mehr von einem sozusagen unbefangen menschlichen Standpunkte aus auf und steht nicht an, seine guten Eigenschaften und die verdienstlichen Seiten seines Wirkens hervorzuheben. Ihm ist Mohammed nicht ein dem Bösen oder seinen Werkzeugen verbundener Betrüger, nicht ein von den Juden verhetzter oder von einem Apostaten angestifteter Todfeind des Christentums, der von Anfang an nur auf dessen Vernichtung und den Umsturz der bisher geltenden Weltordnung ausgegangen sein soll, sondern er wird bei ihm zu seiner Religionsstiftung zunächst zwar veranlasst durch das Bemühen, sein epileptisches Leiden vor der entsetzten Gattin zu beschönigen, dann aber weiterhin dabei geleitet durch die Einsicht, das christliche Glaubensgesetz stelle an den unvollkommenen Menschen unerfüllbare Anforderungen. Daher wird seiner Lehre denn auch ein gewisses moralisches Verdienst und eine unter Umständen gute Einwirkung auf ihre Bekenner nicht abgesprochen. Freilich denkt sich Gautier den Propheten ebenfalls als im Christentum geboren, ja er rühmt ihm trotz seiner Unfreiheit eine hohe Bildung nach.[2]) Jedenfalls schlägt er, indem er von den in der umlaufenden Mohammedfabel gebotenen Motiven die einen unbenutzt lässt und die anderen eigenartig verwertet, einen ganz anderen, unbefangeneren und duldsameren Ton an, als er sich sonst bei irgend einem der Bearbeiter dieses Stoffes damals und während der nächsten Menschenalter findet. Man muss schon bis zu dem Predigermönche Wilhelm von Tripolis gehen, welcher 1273 eine Darstellung des Islam schrieb, um den Gegenstand wieder mit einiger Sachkenntnis und namentlich mit einer gewissen Vor-

---

1) V. 17. 2) V. 23, 24.

urteilslosigkeit behandelt zu finden, welche ohne Vertrautheit mit Land und Leuten unmöglich ist. Auch in dem Berichte, den Gautier von diesen Dingen gibt, möchte man noch einen leisen Nachklang spüren von dem nicht ganz geschwundenen Respekt, den des Paganus Zögling und Gewährsmann sich selbst als Christ vor dem Glauben bewahrt hatte, in dem er geboren war.

Obgleich Geistlicher, lässt Gautier doch von einem solchen in seiner Dichtung überhaupt wenig erkennen. Frei von dem seinem Stande sonst eigenen Eifer, der sich gerade in der Behandlung solcher Stoffe besonders kräftig und selbstgefällig zu betätigen liebte, vermeidet er, von den poetischen Zügen seines Stoffes gefesselt, fast ganz das übliche theologische Beiwerk: selbst biblische Anklänge finden sich bei ihm nur ganz vereinzelt. Auch bringt er über manche Dinge eigenartige Anschauungen vor, wie z. B. Vers 359 ff. über die Erbsünde und die dadurch in die Welt gekommene Unfreiheit. Vers 343, 4 heisst es geradezu:

Principio nullus servili conditioni
  Subditus est: omnis tunc homo liber erat

— ein Satz, der, obgleich einem Araber in den Mund gelegt, doch auch eine weitere Deutung zuliess, zumal Gautier nachher den Propheten sagen lässt, erst durch den von Noah über Cham ausgesprochenen Fluch sei nicht blos dessen Geschlecht zur Unfreiheit verurteilt worden, sondern überhaupt die Herrschaft eines Menschen über den anderen eingeführt:

Ex hoc cepit homo causas homini dominandi,
  Ex hoc servile sumpsit habere caput (V. 367, 8).

Mit einem Wortspiel, das in der doppelten Bedeutung von fidelis beruht, heisst es dann V. 378: Liber erit merito quisquis fidelis homo, d. h. jeder Gläubige oder auch jeder treue Diener soll der Freiheit teilhaftig werden.

Unwillkürlich erinnern derartige Ausdrücke und die sich in ihnen möglicherweise offenbarenden Anschauungen, wie sie

hier im Zusammenhange einer doch immerhin noch stark phantastischen Dichtung vorkommen, daran, dass nicht ganz zwei Jahrhunderte später das französische Königtum im Fortgang einer von ihm gelegentlich begünstigten, dann aber selbständig weiter entwickelten sozialen Bewegung in der französischen Bauernschaft, die es sich, sie aufzuhalten unfähig, wenigstens anderweitig nutzbar machen wollte, selbst den Satz verkündigen liess, alle Menschen seien frei geboren und es widerstreite dem Naturrechte, dass einer dem andern gehören, einer des andern Herr sein solle.

Im Nachfolgenden bringe ich nunmehr des Gautier von Compiègne Otia de Machomete nach der Pariser Handschrift Fonds lat. 11332 zum Abdruck, indem ich die als solche erkennbaren leichteren Irrtümer des Abschreibers berichtige, grössere Versehen aber, zu deren Verbesserung die Vergleichung einer zweiten Handschrift nötig wäre, bei dem Mangel an einer solchen unverändert wiedergebe.

[Otia Waltheri de Machomete.]

Quisquis nosse cupis patriam Machometis et acta,
Otia Waltheri de Machomete lege.
Sic tamen otia sunt, ut et negotia credas:
Ne spernas, quotiens otia fronte legis.
Nam si vera mihi dixit Warnerius abbas,
Me quoque vera loqui de Machomete puta.
Si tamen addidero vel dempsero, sicut et ille
Addidit aut dempsit forsan, ut esse solet:
Spinam devita, botrum decerpere cura.
Botrus enim reficit, vulnera spina facit.
Abbas iam dictus monachus monacho mihi dixit,
Immo testatus est mihi multociens,
Quod quidam, cui nomen erat Paganus, honestus
Clericus et Senonum magnus in ecclesia,
Secum detinuit aliquanto tempore quendam,

Qui Machomis patriam gestaque dixit ei,
Qui de progenie gentili natus et altus
Christi baptismum ceperat atque fidem,
Ergo se puerum didicisse legendo professus,
Quicquid scripturae de Machomete sonant.
Dixit eum genitum genitoribus ex Ydumeis
Et Christi doctum legibus atque fide.
Rhetor, arithmeticus, dialecticus et geometer,
Musicus, astrologus grammaticusque fuit.
Qui licet ut liber excelleret artibus istis,
Ex servis servus ortus et altus erat.
Servus erat domini cuiusdam nobilis atque
Castellis, opibus divitis et populo.
Qui licet omnibus hiis et pluribus esset habundans,
More tamen gentis illius et patrie
Merces mutandas, species quoque pro speciebus
Longe per servos mittere suetus erat.
Sed magis arbitrio Machometis queque fiebant:
Utilior reliquis plusque fidelis erat.
Illis temporibus et in illis partibus unus
Vir fuit egregius nominis et meriti,
Conversans solus inter montana rogansque
Pro se, pro populo nocte dieque Deum,
More prophetarum gnarus praenosse futura,
Totus mente polo, carne retentus homo. fol. 2.
Vicinis igitur de partibus atque remotis
Multi gaudebant eius adire locum,
Consilio cuius, prece, dogmate quisque refectus
Regrediebatur letior ad propria.
Sic etiam Machomes devotus venit ad illum,
Recte vivendi discere dogma volens.
Quo viso sanctus admoto lumine mentis
Intus possessum demone novit eum
Et cruce se signans: „Possessio demonis, inquit,
„Vis immundicie, fraudis amice, fuge!
„Quid luci tenebre vel que conventio Christi

„Ad Belial?[1]) Tecum portio nulla mihi!"
His Machomes motus et scrutans intima cordis
Et manuum, talem se reperire nequit.
Unde satis humilis supplexque requirit ab illo,
Quare tam graviter corripuisset eum.
Sanctus ei: „Vere possessio demonis es tu:
„Lex sacra, sacra fides te tribulante ruet.
„Coniugium solves, corrumpes virginitatem
„Judicioque tuo castus adulter erit
„Et lex legitimum dampnabit, iniquus amicum
„Justicie, pietas impietate cadet.
„Tu facies, mentis ut circumcisio[2]) non sit,
„Ut redeat carnis, ut sacra cesset aqua,
„Utque loquar brevius, Adam veterem[3]) renovabis
„Atque novas leges ad nihilum rediges."
Tunc Machomes constanter ait se malle cremari
Quam per se leges ad nihilum redigi.
Tunc vir ille celi nihilominus increpat illum
Eque sua facie iam procul ire iubet.
Abscedens Machomes et sancti dicta revolvens
Innumeras animo fertque refertque vices.
Nam de se sancto quam se sibi credere cepit,
Et sicut mentem, sic variat faciem,
Jamque satis posset advertere quilibet, illum
Non proprii iuris esse, sed alterius.
Demon enim ducebat eum, quocunque volebat,
Permissoque Dei prospera cuncta dabat.
Qui proprium tunc ad dominum de more reversus
Exequitur solitum sedulus obsequium.
fol. 3 Conservos ad se vocat: adsunt. Imperat ille:
Illius imperiis accelerando favent.
Serica cum Tiriis et murice pallia tincta,
Plurima preterea, que preciosa putant,

---

1) 2. Korinth. 6, 75.
2) Vgl. circumcisio cordis Röm. 2, 29.
3) Vgl. vetus homo noster Röm. 6, 6.

De domini sumunt thesauris atque camelos
Ex ipsis honerant. Sic iter arripiunt.
Ethiopas igitur, Persas Indosque petentes
Merces mutandas mercibus instituunt.
Non sic ad votum Machometis cesserat umquam
Nec tantum domino proderat ante suo.
Nam rediens commissa sibi duplicata reportat,
Quedam multo magis quam triplicata refert.
O, divinorum scrutator iudiciorum
Quis queat esse? Malis plus sua vota favent.
Sed si credamus rationi christicolarum,
Quam sacra lex firmat, quam tenet alma fides:
Retribuit Deus ista malis propter bona quedam,
Que, quamquam mali, parva licet faciunt.
Econtra nemo tam sancte vivit ad unum,
Quin aliquando manu, mente vel ore cadat.
Hic igitur premitur, ut et hic deponat amurcam,
Quam de peccato contrahit exul homo.
Sic Job, sic Machomes, bonus hic, malus ille, fecerunt:
Nunc habet hic requiem, sustinet ille crucem.
Taliter Antiochus, Machabei taliter: hii nunc
Felices gaudent, nunc miser ille dolet.
Pressuras sancti sic omnes pene tulerunt,
Ut dolor iste brevis gaudia plena daret.
Jam non turberis, Domino si iudice iustis
His mala proveniunt vel bona sepe malis.
Divitis esse memor, quem Lazarus ille rogabat,
Cuius lingebat ulcera lingua canum:
Dives inhumanus modo tormentatur in igne,
Nunc Abrahe gaudet Lazarus in gremio.
Sic Nero, sic Decius, Dacianus, Maximianus
Presserunt Christi tempore membra suo,
Et caput ipsorum, Christum loquor, in cruce misit
Gens, cui promissus et cui missus erat.
Ille resurrexit, ascendit, regnat et illuc
Membra trahit secum iugiter ipsa sua.

fol. 4 Sic antichristos vermis, que non morietur,[1])
Rodet et inferni flamma vorabit eos.
Talibus exemplis stes firmus, cum mala iustis
Vel bona non iustis sepe venire vides.
Nam quod de Domino testatur lectio sacra,
Iudicium iustis exeret hic patiens.
Quod quia tangendum visum fuit utile, noster
Est intermissus ad medium Machomes.

His intermissis redeuntes ad Machometem
Texere propositum iam satagemus opus.
Tempus adest, quo mortuus est dominus Machometis
Et sine prole manet uxor et absque viro.
Sed sicut domino Machomes fuit ante fidelis,
Sic etiam domine subditur imperio.
Servit ei, dat consilium, procurat agendum:
Plus solito domine multiplicantur opes.
Postquam post domini decessum transiit annus,
Disponit iuveni nubere iam domina,[2])
Secretoque vocaus Machometem tempore dixit:
„Sum iuvenis, sexu femina, res fragilis,
„Possideo servos, ancillas, predia, villas,
„Sunt castella mihi, sunt etiam proceres.
„Sum viduata viro, natis et utroque parente:
„Ignoro prorsus, qualiter ista geram.
„Ergo tu, qui consilio callere probaris,
„Premeditare mihi, que facienda probes.
„Utile consilium, rogo, provideas et honestum:
„Numquam laude carent hec duo iuncta simul.
„Sit persona decens, sapiens et strenua sitque,
„Non minuat nostrum nobilitate genus.
„Denique ut[3]) sit talis, ut esse per omnia dignum
„Illum me nemo iure negare queat“.

[1]) Vgl. Jesaias 66, 24 et vermis eorum non morietur.
[2]) Ms. domine.
[3]) Ms. ubi.

Respondet Machomes: „Operam dabo nocte dieque.
„Forsitan inveniam, qui deceat dominam.
„Sed quia vix talis in multis invenietur,
„Quod queris, longi temporis esse reor.
„Non diffido tamen: nam si Deus ista futura
„Providit, non est, cur remanere queant“.
His dictis Machomes discedens pervigil instat,
Si quo forte modo ducere posset eam. fol. 5
Transierant vix octo dies, cum subdolus ille
Veracem simulans premeditatus adest.
Vultum dimittit, oculos gravat, afficit ora,
Mentitur facie religionis opus.
Pallidus apparet, ut quilibet hunc heremitam
Aut anachoretam iudicet aut monachum.
Talem se simulat, ut dicere vera putetur,
Cum dominam fallit falsa loquendo suam
Rhetoricosque suis verbis miscendo colores
Cum domina tamquam Tullius alter agit:
„Si iuveni nubas, quem nobilis ordo parentum,
„Quem decus atque decor strenuitasque levet,
„Depopulator erit rerum fortasse tuarum,
„Vastabit villas, predia destituet,
„Omnia consumet vivendo luxuriose:
„Que modo dives eras, ad breve pauper eris,
„Quodque puto gravius, te spernens fiet adulter,
„Unde timens capiti non eris ausa loqui.
„Quare consilium domine me iudice non est
„Nobilis et iuvenis quaerere coniugium.
„Sed iam de senibus tecum, puto, mente revolvas:
„Ille vel ille senex est bonus et sapiens.
„Congruit ille mihi, bene me reget et sapienter
„Omnia disponet: nubere quero seni.
„Sed non hoc queres, quia non sibi convenienter
„Iunguntur iuvenis femina virque senex.
„Illa calore viget, nitida cute, corpore recta:
„Pallidus, incurvus, sordidus ille tremit.

„Illa iuventutis amplexus factaque querit:
. . . .[1])
„Ille dolet, tussit, emungitur, execrat ille;
„Sanior et iuvenis pene nihil patitur:
„Auditus, gustus, olfatus, visio, tactus,
„Integritas mentis in sene deficiunt.
„Sed nisi turbatur casu natura, iuventus
„Sensibus his sanis leta vigere solet.
„Cum sibi dissimiles ita sint iuvenesque senesque,
„Cum sene quo pacto copula stat iuvenis?
„Non igitur iuveni, qualem prediximus ante,
„Nec cuiquam vetulo conveniat domina.
„Ut vulgare loquar: presumo docere Minervam,
fol. 6 „Non presumo tamen, actito iussa mihi,
„Et solet hoc multis contingere, res alienas
„Multociens melius quam proprias agere,
„Et quod non fallat haec in me regula, nosti.
„Namque tuis semper postposui propria.
„Dum tibi vir vixit, me nemo fidelior illi.
„Nemo tibi vidue me fuit utilior,
„Cumque tibi maneam tam commodus atque fidelis,
„Cur dubites nostro credere consilio?
„Quodque loquar, domine non mentem, non gravet aures,
„Cum cupiam tibi plus quam mihi proficere.“
Illa refert: „Constat, Machomes, te vera locutum,
„Et debere tibi credere me fateor.
„Dic igitur quodconque placet, quodconque videtur
„Consilium: credo, credere non nequeam.“
Tunc Machomes solito factus securior, illi
Jam reserare parans abdita cordis ait:
„Que modo sunt domine dominique fuisse probantur,
„Ancille, servi, predia, prata, domus,
„Villarum reditus, terrarum commoda, cuncta
„A puero semper nota fuere mihi.

[1]) Es fehlt im Ms. ein Pentameter.

„Nullus de servis domine sic omnia novit,
„Nullus in tantum commodus esse potest,
„Et nisi servili sub conditione tenerer,
„Nobilium nulli nuberet utilius“.
Talibus auditis ut prudens atque modesta
Responsum tali temperat illa modo:
„Consilium, quod das, nec prorsus dico probandum,
„Nec prorsus dico, quod reprobare velim.
„Nam quod de iuvenum dixisti nobilitate,
„Ut patet in factis, nemo negare potest.
„Vix etenim videas cum nobilitate iuventam,
„Quin sit contemptrix, prodiga, vana, loquax.
„Sic etiam constat, te vera fuisse locutum,
„Quod senis et iuvenis copula non deceat,
„Et bene monstrasti disconvenientia, quare
„Jungi non debeant: id placet idque probo.
„Sed quod me dicis tibi nubere, convenienter
„Nulla mihi ratio persuadere potest.
„Si domine servus iungatur, nemo tacebit:
„Ridendi causas omnibus ipsa dabo. fol. 7
„Clamabunt omnes, simul omnes improperabunt
„Et dicent omnes, femina virque simul:
„Que solet esse super, nunc subiacet, et dominari
„Que solet, ancille nunc gerit officium.
„Quod magis timeo, quantum magis pudibundum,
„Dicent me quondam succubuisse tibi.
„Quod si vel leviter submurmuret unus ad unum,
„Id quoque si sciero, me puto malle mori.
„Est etiam procerum mihi copia, qui mihi debent
„Certis temporibus reddere servicia,
„Quos pudeat servire mihi, si nupsero servo.
„Sic honos et nostre sic minuentur opes.
„Quin etiam servi conservum despicientes
„Nec tua curabunt nec mea iussa sequi.
„Sic et, quae spondes ex te mihi, commoda perdam,
„Queque putas per te damna cavere, feram.“

Cautus ad hoc Machomes aurem patienter habebat,
Cordis in arcano singula verba locans,
Oreque compresso modicum silet, ut videatur
Responsum magni ponderis esse suum.
Inde levans oculos, sed et oris claustra resolvens:
„Crede mihi, dixit, non nisi vera loquar.
„Si libertati me te donare placebit,
„Que metuis, poterunt nulla nocere tibi.
„Nobilis aut servus tibi vel mihi nemo resistet,
„Aut timor hos subdet aut sociabit amor,
„Atque tuam nemo presumet ledere famam.
„Sic benedicetur nomen ubique tuum,
„Divitiae crescent, augmentabuntur honores
„Et procerum subito maior erit numerus,
„Multiplicabuntur reditus, augebitur omne,
„Quod minus esse solet, villula, vicus, ager,
„Et quod promitto, si non erit, excute dentes
„Aut fodias oculos aut mihi tolle caput.“
Tam magnis igitur promissis illa ligata,
Si proceres laudent, nubere spondet ei.
Tunc Machomes gaudens festinus exit ab illa,
Ad proceres abit, munera magna parat.
Hunc trahit in partem, secreto postulat illum,
fol. 8 Hunc sibi promissis allicit, hunc precibus:
Aurum promitit, argentum, pallia, vestes,
Quicquid amat mundus, quicquid habere potest.
Rem tamen occultat, nisi qui firmaverit ante,
Quod ferat ex toto corde iuvamen ei.
Postquam per partes Machomes sic quemque ligavit,
Ut nulli retro cedere iam liceat,
Consilio prudens omnes conduxit in unum,
Et quo res tendat, omnibus innotuit,
Scilicet ut liber fiat laudantibus illis
Et per eos domine possit habere thorum.
Jamque manumisso sibi reddere non gravet illos,
Antea que domino debita reddiderant.

O cecum virus, quo turget iniqua cupido,
Quo semel imbutus se quoque nescit homo!
Hos ita cecavit nummi species, rubor auri,
Quod faciunt, dominam duceret ille suam.
Cuius erant domini, fiunt ob munera servi,
Libera supponunt colla manusque iugo.
Ad dominam properant et quod Machometis ab ore
Audierant, illi persuadere student.
„Si dominus noster, dicunt, tuus ille maritus
„Nobilis et sapiens, non moreretur adhuc,
„Non tibi vicinus presumeret ullus obesse,
„Externos etiam subderet ille tibi,
„Omnia curaret, disponeret omnia, nulla
„Morderet mentem sollicitudo tuam.
„Sed quia mortuus est et te sine prole reliquit
„Atque remanserunt multa gerenda tibi,
„Est opus, ut nubas, quia non potes absque marito
„Pondera curarum femina ferre diu.
„Sed vivente viro constat, quod casta fuisti,
„Post obitum cuius hec quoque fama manet.
„Unde timebamus, ne forte tibi statuisses
„Sic semper vitam ducere velle tuam.
„Hac igitur causa convenimus, ut verearis
„Tot vel tantorum spernere consilium.
„Nube viro, quia si de te non venerit heres,
„Qui teneat terram te moriente tuam,
„Omnia, que tua sunt, miserabiliter rapientur
„Particulamque volet quisque tenere suam. fol. 9
„Immo si fuerit quis fortior, omnia tollet,
„Si quis ei contradixerit, ense cadet,
„Et nos aut penis aut morte peribimus omnes,
„Si non ut servi subiiciemur ei.
„Que mala iure tibi vertentur ad impietatem,
„Si nos contempnens nubere nolueris.“
Illa refert: „Etsi non nubere proposuissem,
„Propositum pietas vinceret et ratio,

„Sed constat mecum me nil proponere magnum,
„Quod non ex vestro pendeat arbitrio.
„Ergo personam mihi querite convenientem,
„Que mihi, que vobis utilis esse queat.
„Si tamen ille mihi fuerit minus utilis, opto
„Consilium vestrum non minus omne sequi.“
Hoc verbum statim rapuere loquentis ab ore,
Quod procerum placitum spondeat illa sequi.
Tunc quidam fortasse senex, cui credere dignum
Monstrabat gravitas canaque cesaries,
Antiquos annos memorans et gesta priorum,
Alloquiis dominam talibus aggreditur:
„Principio nullus servili conditioni
„Subditus est: omnis tunc homo liber erat.
„Sed quia primus homo peccavit transgrediendo,
„Pene peccati subditur omnis homo.
„Inde recens natus si vivat nocte vel una,
„Primi peccati sorde nec ille caret,
„Et nisi mundetur sacri baptismatis unda,
„Semper ei celi ianua clausa manet.
„Huc quoque mandati transgresio contulit illa,
„Quod peccare, mori nemo carere potest.
„Qui nisi peccasset, potuisset utroque carere
„Et modo sub neutro posteritas gemeret.
„Sed sub utroque gemit et Cham contraxit ab illo,
„Quod legitur . . . non tacuisse patrem.
„Sed quia fortasse domine non venit ad aures,
„Non reor indignum, si referatur ei.
„Cum genus humanum Deus ob peccata sub undis
„Delesset solis octo superstitibus,
„Obdormisse Noe legitur, detecta pudenda
fol. 10 „Cuius erant. Videt Cham sine veste patrem.
„Detulit ad fratres. Fratres doluere, pudorem
„Patris texerunt. Nota fuere patri.
„Qui contristatus Cham subposuit maledicto
„Et servum semper fratribus instituit.

„Ex hoc cepit homo causas homini dominandi.
„Ex hoc servile sumpsit habere caput.
„Sed quia peccavit Cham et Chanaan modo servit,
„Quod sequitur, Japhet, Sem quoque liber erit.
„Nam si quis peccat, peccati servus habetur,
„Eque Deo natus crimina cuncta fugit.
„Non peccando Dei iam filius esse docetur
„Nec servus dici iure nec esse potest.
„Hoc Jesus dicit et apostolus ille Johannes.
„Huic evangelio non mihi quero fidem.
„Hos quoniam constat testes non posse refelli,
„Liber erit merito quisquis fidelis homo.
„Est autem domine servorum copia multa,
„Inter quos unus omnibus est melior,
„Qui bonus et sapiens, qui strenuus atque fidelis,
„Qui validus membris, qui specie nitidus.
„Digne rex posset vel princeps quilibet esse,
„Si non ex servis eius origo foret“.
Tunc velut ignorans, quod de Machomete loquantur,
Callida responsum dissimulando dedit.
„Quem mihi laudatis, ignoro, sed exhibeatur
„Et fiat liber: sim sua sitque meus“
Presentant proceres Machometem. Suscipit illa.
De servo liber protinus efficitur.
Tractatur de coniugio, consentit uterque
Et modico lapso tempore conveniunt.
Grandia prandia, fercula, vasa, ministros[1]
. . . .,[2] cytharas, cimbala, sistra, liras,
Pallia, cortinas, aurum, lapides preciosos,
Ornamenta domus quis numerare potest?
Auceps, venator non deficit: ardea, cignus,
Grux, pavo, mergus adest, ursus, aper, caprea.
Festivos egere dies, dum festa fuere.
Sed dolor infestat festa repente gravis.

[1] Unvollständiger Vers.
[2] Unleserlich.

Nam Machomes morbo, qui dicitur esse caducus,
fol. 11 Arreptus domine corruit ante pedes.
Membra voluptat humi, decurrunt ore salive:
Jam quasi defunctum flet domus et domina
Peneque deficiens, immo confecta dolore,
Quod spes, que fuerat de Machomete, perit.
Ad thalamum properat et claudens ostia post se,
Ut dare solamen nemo valeret ei,
Ingeminat luctus, vestes a pectore scindit,
Abrumpit crines, unguibus ora secat.
Interea Machomes animo flatuque resumpto
Tristicie causas querit et audit eas
Et dominam querit: thalamos intrare docetur.
Precipit, ut veniat: hostia clausa vetant.
Tunc per se Machomes accedit et ostia pulsat,
Que pulsata diu vix reserantur ei.
Ingressus dominam solari temptat, at illa
Nullum solamen ex ratione capit.
Blandiri Machomes domine molitur, at illa
Pro blandimentis evomit opprobria.
Commendat Machomes illius nobilitatem:
Illi de servis exprobrat illa genus.
At Machomes, quamquam sibi sit patiencia falsa,
Parte tamen domine sustinet opprobria,
Scilicet ut longo tandem saciata furore,
Vel sic suscipiat, que rationis erunt.
Res ita provenit: domine deferbuit ira,
Unde fit in Machomem iam minus ipsa gravis.
Letatur Machomes: supplex accedit ad illam
Atque salutantem taliter alloquitur.
„Si servum velles audire tuum pacienter —
„Nam Machomes domine non nisi servus erit —
„Si velles, inquit, mihi credere, protinus omnis
„Ira dolorque tuo cederet ex animo."
„Sic, inquit, patiar, tantum si vera loquaris,
„Si me non temptes fallere more tuo."

Respondit: „Nisi vera loquar, si fallere queram,
„Linguam fallacem gutture velle suo.“
Post posite prebens assensum conditioni
Annuit ore, manu. Protinus ille refert:
„Quod me spexisti nuper tormenta tulisse,
„Nulla fuit morbi passio, crede mihi. fol. 12
„De celo virtus in me descendit et illam
„Immensam fragilis ferre nequivit homo.
„Propterea cecidi spumans et membra voluptans,
„Non quia passio me leserat ulla mali.
„Sed nunc mandatis prebe celestibus aurem,
„Que mihi de celo nuncius explicuit.
„Sicut enim Gabriel archangelus ille Marie
„Adventus Christi nuncius ante fuit,
„Sic ventura Deus reserat mihi nunc per eundem
„Et pietate prius et pietate modo.
„Naturalis enim primos transgressio legis
„Infecit patres et genus omne suum.
„Postea scripta Dei digito Moysi data lex est,
„Quam mandante Deo detulit ad populum.
„Promisit populus domini se iussa tenere,
„Sed cito desiluit transgrediendo viam.
„His igitur causis moriendi lege tenemur,
„Exilium patimur tartareasque cruces.
„Sed Deus has hominum penas miserando recepit
„Naturam nostram virgine matre satus,
„In cunis positus intra presepe locatus,
„Contectus pannis vilibus et modicis,
„Esuriens panis, siciens fons, dives egenus,
„Preter peccatum cuncta gerens hominis,
„Ex infante puer, set ex puero iuvenescens,
„Denique vir factus discipulos habuit.
„Vitandum vitium, virtutem dixit amandam,
„Respuit erectos suscipiens humiles.
„Coniugio docuit preferri virginitatem,
„De qua preceptum non tamen ipse dedit.

„Coniugium castum mandavit, ut unus cum una
„Consociarentur federe legitimo.
„Nam reliquo quocunque modo se quisque fedaret,
„Turpis eum dixit criminis esse reum.
„Omnibus impendi sincerum iussit amorem,
„Omnibus ut cupiat, quod sibi quisque cupit.
„Hunc circoncidi carnem vetuit genitalem,
„Usque modo dicens: Ista figura fuit.
„Re presente figura vacet: baptismatis unda
fol. 13 „Isti succedat: hec stet et illa cadat.
„Agnus, ovis, vitulus et cetera signa recedant:
„Quo sol resplendet, non habet umbra locum.
„Jam Phariseorum procul absint tradiciones.
„Lex vetus impletur lege vigente nova
„Talia dum mandat, constant homo et Deus idem,
„Servit Judeus et Phariseus ad hec:
„Insidiantur ei, verborum retia tendunt,
„Se verbo verbum fallere posse putant.
„Quod quia non possunt, intendunt crimina falsa:
„Sed nisi cum voluit, fraus nihil illa fuit.
„Nam contra Dominum non est sapiencia, non est
„Consilium, virtus, sermo vel ingenium.
„Ergo cum voluit, tentus fuit, aspera lenis
„Sustinuit, clavos, verbera, probra, crucem.
„In cruce defunctus, terre mandatus adivit
„Tartara, confregit, cum spoliis rediit,
„Discipulis visus est quadraginta diebus,
„Thome palpandum prebuit ipse latus
„Corporeumque cibum sumpsit cernentibus illis,
„Ut monstraretur vivere vera caro.
„Denique iussit eos totum transire per orbem
„Et veram populis insinuare fidem,
„Ut credant, ut agant, ut sacro fonte laventur
„Et salvi fiant: sin alias, pereant.
„His dictis benedicit eis celoque receptus
„Promissoque patris munere firmat eos.

„Spiritus inter eos in linguis venit et igni,
„Ut per verba fluant, quos sacer urit amor.
„Ergo muniti linguis et amore calentes
„Securi Christi nomen ubique ferunt.
„Unde flagella, cruces, ignes, gladios paciuntur,
„Sed penis illos vincere nemo potest,
„Quin sibi magnarum virtutum munere reges
„Et populos Christi supposuere iugo.
„O nova res! Morum mutatio tanta fiebat,
„Ut qui maior erat, gaudeat esse minor,
„Qui fuerat quondam nutritus deliciose,
„Cum modico modicam pane requirit aquam,
„Qui prius ornari preciosa veste solebat,
„Nunc vili sacco rigida membra tegit. fol. 14
„Hic cibus, hic vestis, ita strinxerat ille pudenda,
„Quod vix inter eos quis nisi castus erat.
„Virginis hec votum sibi fecerat, ille maritus
„Servabat facti federa coniugii.
„Tantam christicole tenuerunt religionem,
„Dum data lex noviter, dum novus ordo fuit.
„Sed quod habere solet noviter novus ordo statutus,
„Ut primo vigeat, indę tependo ruat:
„Sic quoque religio decrevit christicolarum,
„Ut que summa fuit, postea corruerit.
„Invidie surgunt, sibi quisque requirit honorem
„Et frater fratrem ledere non metuit.
„Ebrius efficitur, qui sobrius esse solebat,
„Et parcus venter solvitur ingluvie.
„Fedantur mentes et corpora commaculantur,
„Virgo ruit vicio, castus adulterio,
„Nemo fidem Christo nec fidum servat amorem,
„Nemo castum se, ruit omnis homo,[1])
„Et quem iam Christus cruce, sanguine, morte redemit,
„Ut redimat rursus, non morietur item.

[1]) So im Ms.

„Sed tamen ex ipsa, qua preditus est, pietate
„Consilium statuit, ne penitus pereant.
„Legis onus minuet, tollet baptisma decemque
„Uxores unus dulcere vir poterit.
„Scibere mandavit Deus hoc me per Gabrielem,
„Cetera iussurus tempore queque suo.
„His mihi de causis Gabriele superveniente,
„Sicut vidisti, concido, spumo, tremo.
„Qui simul abscedit, ego mox virtute resumpta
„Gratulor archani conscius angelici.
„Tu quoque congaude, quia femina sola mereris
„Divinum mecum noscere consilium.“
His Machomes dominam se decepisse putabat,
Ut quicquid dicat, credere non dubitet.
Sed nihil illa putans verbis fallacius istis
Conviciis illum talibus aggreditur:
„Mendax, plene dolo, te sustinui pacienter,
„Expectando diu te mihi vera loqui.
„Sed quia nunc video non nisi falsa locutum
fol. 15 „Contra promissum, quo mihi vinctus eras,
„Me vix abstineo, quin excutiam tibi dentes,
„Quin oculos fodiam, quin caput ense cadat.“
Respondit Machomes: „Ut credas, profero testem,
„De cuius dictis sit dubitare nefas.
„Nos omnes scimus, quod in certo monte propinquo
„Est quidam magni nominis et meriti,
„A quo si quisquam, que sunt ventura, requirat,
„Quicquid respondit, indubitanter erit.
„Non prece, non precio nullove timore moveri
„A vero poterit: firma columpna manet.
„Hic tibi, que dixi, si denegat, omnia membra
„Per minimas partes, annuo, tolle mihi.“
Illa rapit verbum, sanctum commendat et: „Illum
„Cras, inquit, dicta conditione petam.“
Laudat et hoc Machomes et eum de nocte requirens
Cuncta refert et post talia commemorat:

„Praeteriere, puto, iam tres aut quatuor anni,
„Ex quo sancta domus hec mihi nota fuit.
„Tunc mihi dixisti, quod me faciente peribunt
„Lex nova, sacra fides, coniugium, lavacrum.
„His adiunxisti quam plurima more prophete,
„Antequam veniant, notificata tibi,
„Et si previdit per me Deus ista futura,
„Ut predixisti, res ita perveniet.
„Sic igitur Christi destructa lege fideque
„In baratri penas corruet omnis homo.
„Nam nisi quis fuerit baptismi fonte renatus,
„Ad Christi regnum nullum habebit iter.
„Attamen hec aliter fieri fortasse valerent,
„Si nostris velles credere consiliis:
„Christicolis aliis destructis, tu superesses
„Et templum tecum discipulique tui
„Et miserante Deo modico de semine posset
„Christicolarum surgere magna seges."
Sanctus ad hec: „Jura te non evertere templum
„Quodque mihi parcas discipulisque meis,
„Et faciam quecunque voles, tantummodo non sint
„Adversus Domini iussa sacramque fidem."
Et Machomes: „Christo contraria multa videntur,
„Que dispensantur, sepe licet fieri." fol. 16
Sanctus ait: „Sic est. Dic, quod placet: impleo. Tantum
„Servetur semen christicole populi."
Juravit Machomes et subdidit: „Est mihi coniunx
Excellens forma, divitiis, genere,
Qua nubente mihi venerunt prospera cuncta,
Sed cito turbavit gaudia nostra dolor.
Improvisus enim morbus mihi contigit et me
Seminecem stravit ante pedes domine.
Illa repentino casu turbata simulque
Tota domus flentes unguibus ora secant.
„Sic iacui similis defuncto pene per horam
„Et rursus sumpto flamine convalui,

„Et satagens mestos solari dissumulabam,
„Affirmans passum me nihil esse mali,
„Sed secreta Deus mittit mihi per Gabrielem,
„Cuius virtutem ferre nequiret homo.
„His illa non dante fidem, te nomino testem:
„Laudat et idcirco cras tua tecta petet.
„Hec tibi confiteor, hec antea dicere veni
„Quam veniat, ne tu dicta negare queas.
„Hec et in occulto teneas, cum venerit illa,
„Que si testaris, tuque tuique vivent,
„Et, quod iam dixi, sic christicole perimentur,
„Ut iam non valeat surgere vestra fides."
Tunc sanctus Christi plus quam sua commoda pensans
Dicere promittit, que Machomes monuit.
Regrediens Machomes aurore prevenit ortum,
Ne quis eum videat et referat domine.
Jamque die facto montem petit illa prophete,
Nescia, quod Machomes nocte fuisset ibi.
Omnia narrat ei. Querit, cur veniat. Ille
Que fuerat doctus a Machomete refert.
Illa redit gaudens tanto nupsisse marito,
Qui mundi mutat iura iubente Deo.
Jam veniam poscit, iam se peccasse fratetur,
Quod iussis eius improba restiterit.
Jam veneratur eum, iam prorsus subditur eius
Imperiis, cum se non reputet dominam.
Letatur Machomes ita se vicisse prophetam,
fol. 17 Ut per eum dominam sic sibi subdiderit,
Et dixit „Nosti, tibi me non falsa locutum,
„Certam me fecit ille futura videns.
„Nunc igitur quid agas te doctam convenit esse,
„Quando superveniet angelus ille mihi.
„Sicut iam dixi, virtutem ferre nequibo,
„Sed tremulus, spumans protinus ipse cadam.
„Tu vero statim me veste tegas preciosa,
„Donec item redeat angelus ad superos.

„Si quis enim videat me talem, nescius alti
„Consilii morbo me cecidisse putet.“
Illa refert: „Pro posse geram, quecunque iubebis.
„Intendent in te mens, manus, os, oculi.
„Contrastare tibi presumet nemo meorum
„Nam tua sunt melius quam ea, que mea sunt.“
Hic simulat Machomes vultum solito graviorem
Et velut e celo venerit, alta sonat.
Sic risum vitat et verba moventia risum,
Ut stupeat, quisquis antea nosset eum.

Sub terra Machomes cameram fieri sibi fecit,
In quam preter eum nullus haberet iter,
Quam Machomem coniunx ideo fecisse putabat,
Ut Domino posset vivere liberius.
Sed vitulum iuvenem Machomes absconderat intus,
Cuius erat potus Bachus et esca Ceres.
Qui sic doctus erat studio Machometis, ut eius
Se genibus flexis sterneret ante pedes,
Et persistebat in terra sicut adorans,
Donec surgendi signa daret Machomes.
Contigit, ut fierent illinc sollemnia quedam,
Atque convenit patria tota fere.
Per se magnates, per se plebs et muliebris
A maribus sexus dissociatus erat.
Femineus sexus in verbis semper habundat:
Dixeris archanum, vix reticere potest.
Sic uxor Machomis conventu dixit in illo,
Que celanda sibi crediderat Machomes.
Namque sui dum queque viri laudes memoraret,
Omnibus ipsa suum preposuit Machomem,
Dicens: „In vestris quicquid laudabile constat,
„Longe precellit in Machomete meo. fol. 18
„Quin etiam nova si qua Deus proponit agenda,
„Angelus illa meo nunciat ante viro,
„Et quia coniugii nos castus amor facit unum,

„Nulla putat Machomes non retegenda mihi.
„Unde fidem mihi facitis secreta tenere,
„Que vobis dicam, mira futura loquar."
Affirmant omnes se nulla prodere causa,
Donec eis Machomes ipsave precipiat.
Tunc quicquid Machomes secretum dixerat illi,
Ipsa revelat eis ordine queque suo.
Omnes mirantur, omnes hanc esse beatam
Dicunt, quod tanto sit sociata viro.
Finito festo redeunt ad propria quique
Atque domi referunt dicta vel acta foris,
Cumque referretur quorundam plurima virtus,
Virtutis Machomis mentio maior erat.
Nec tamen ullus adhuc procerum secreta sciebat,
Que dominabus erant tradita de Machome.
Que licet illarum fidei mandata fuisent,
Una nocte tamen non tacuere viris,
Scilicet archanis Machomem celestibus uti
Et ventura prius noscere quam veniant,
Quod lex a Christo data dura nimis moderanda
Per Machomem Domino precipiente foret,
Multaque preterea, que supra diximus atque
Sunt retegenda suo tempore sive loco.
Mirantur proceres super his secumque revolvunt,
Quidnam portenti talia significent.
Hii dubitant fieri tot tantaque per Machometem,
Hi dubitare putant de Machomete nefas.
Nam dum respiciunt virtutes anteriores,
Coguntur per eas his quoque ferre fidem.
Ne vero quisquam remaneret pendulus ultra,
De se dicturus ille vocatus adest.
Excipiens illum summo conventus honore
Auget et in primo dat residere loco.
Tunc Machomes causam conventus querit et unus,
Quem commendabat lingua, genus, probitas,
Cignea canicies — quis enim presumeret alter

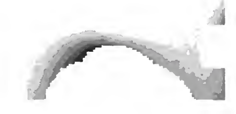
Aut scire aut tanto reddere verba viro? — fol. 19
Hic igitur talis ac tantus supplice voce,
Vultu demisso sic reverenter ait:
„O patrie custos, o spes et gloria nostra!
„Nos omnes servos noveris esse tuos,
„Nec servos, durum qui te dominum patiamur,
„Sed quos more patris corripiendo foves.
„Propterea quotiens audivimus grandia de te,
„Quisque velut proprio gaudet honore tuo.
„Que vero de te miranda modo referuntur,
„Extollunt celi nomen ad alta tuum.
„Nam si consiliis celestibus participaris
„Et Deus arbitrio tractat agenda tuo,
„Angelus aut deus es humano corpore tectus:
„Jam tibi divinus exhibeatur honor,
„Jam tibi donentur thumiamata, tura crementur,
„Ut te pacatum mundus habere queat."
Respondit Machomes: „Ne me iactare viderer,
„Propositum fuerat ista silere mihi.
„Sed que vult fieri per me divina potestas,
„Per me non fieri criminis esse reor.
„Ergo locus certus et terminus instituatur,
„In quo conveniant cum populo proceres,
„Ut referamus eis, que sit divina voluntas,
„Qualiter infirmis parcere provideat.
„Longinquas igitur percurrat epistola partes
„Nuncia conventus temporis atque loci."
Dictum laudatur, edictum mittitur. Omnes
Tam Machomis nomen quam nova fama movet.
Conventu facto Machomis facundia captat
Aures et mentes gestibus, ore, manu.
Inde satis miror, si vel fuit unus in illis,
Qui Machomis verbis nollet habere fidem.
Dixit, que supra iam me dixisse recorder,[1])

[1]) V. 455 ff.

Propter quod breviter sunt memoranda mihi:
Quod Moyses redeat Christo cedente vetusque
Ritus agatur item, lege cadente nova;
Quod sacramentum cesset baptismatis et quod
Circumcidendi mos iterum redeat;
Quod licite denas uxores ducere posit
fol. 20 Unus et una decem possit habere viros.
Hec postquam dixit Machomes et cetera, que se
Dicere dicebat precipiente Deo:
„Ascendamus, ait, montem, quem cernitis illic:
„Fortassis nobis celica verba sonant.
„Sic etenim quondam Moyses de monte refertur
„In tabulis legem dante tulisse Deo."
Hec pretendebat Machomes verissima, verum
Sub specie veri decipiebat eos.
Nam prius occulte montem conscenderat ipsum,
In quo mel multum lacque recondiderat.
Montis enim culmen qua nescio foderat arte,
Ut tecto liquidum quid retinere queat.
Mel igitur Machomes foveae commiserat uni,
Altera lac tenuit, dum Machomes voluit.
Sic quoque cespitibus fovearum texerat ora,
Ut nullus fosse posset habere notam.
Preterea taurus, quem me meminisse recordor,
Cuius erat potus Bachus et esca Ceres,[1])
Haud procul a foveis lactis mellisque latebat,
Leges confectas a Machomete ferens.
Huc igitur postquam Machomes, proceres populusque
Venerunt, Machomes quemque silere iubet.
Quo facto quasi consilium domini manifestat,
Quid de mutandis legibus instituat.
Sed cum nonnullos super his dubitare videret,
Immo perpaucos his exhibere fidem,
Sic ait: „A domino devote signa petamus,

[1]) V. 661 ff.

Que valeant servos certificare suos."
Tunc genibus flexis sternentes corpora terre
Ex desiderio cordis ad astra volant,
Cumque rogata diu pietas divina fuisset,
Surgens surgendum significat Machomes.
Post hec assumptis secum senioribus, illuc
Ducit eos, quo mel lacque recondiderat.
Erectis igitur oculis manibusque refertur
Ad dominum tales exhibuisse preces:
„O pater omnipotens, qui verbo cuncta creasti
„Quique creata regis cuncta, manens stabilis,
„Qui de te genitum fecisti sumere carnem,
„Qui mundo vitam mortuus ipse dedit, fol. 21
„Quique nove legis per eum mandata dedisti,
„Que si quis servet, vivere semper habet!
„Sed quia iam senuit mundus, vix illa tenere
„Quis valet, unde prope iam perit omnis homo.
„Si placet ergo tibi legis mollire rigorem,
„Quod te facturum me docuit Gabriel,
„Digneris preter solitum mundo dare signum,
„Per quod noscat in hac te sibi parte pium."
Sic prece finita Machomes inquirere cepit
Nunc hunc, nunc illum dissimulando locum,
Post tamquam casu fossas divertit ad illas,
Mel ubi lacque prius ipse recondiderat.
Porro cespitibus nunc hinc, nunc inde remotis,
Altera fossarum mel dedit, altera lac.
Quo magis indicio pietas divina placeret,
Dulcia mel superat, lacte quid altius est?
Attamen ut dubius Machomes probat ore saporem,
Post illum gustant, ordine quisque sua.
Tunc extollentes voces et corda manusque
Grates divinis laudibus accumulant,
Et Machomes lacrimis ficta pietate profusis
Atque diu tenso pectore sic loquitur:
„Ecce videtis, ait, quanta dulcedine mundus



„Et mundi leges conditor orbis agat.
„Melle figuratur, quod legis amara recedant,
„Lacte, quod ut genitos nos alet ipse suos."
His dictis rursus ita flesse refertur, ut omnes
Illius exemplum moverit ad lacrimas.
Tunc ait: „Oremus, ut sicut montis in alto
„Christum discipulis iura dedisse liquet
„Et sicut legem Moyses in monte recepit,
„Que fertur digito scripta fuisse Dei,
„Sic quoque nos scripto dignetur certificare,
„Qua genus humanum vivere lege velit."
Quo facto Machomes tanto clamore replevit
Aëra, quod celos contremuisse putes.
Tunc taurus, quem nutrierat, quod iam memoravi,
Qui iuxta gracili fune ligatus erat,
Exilit ad vocem Machometis, vincula rumpit
fol. 22 Et domini pedibus stratus adorat eum.
Hic igitur leges cornu gestabat utroque
Fictas et scriptas arte manu Machomis.
Quo viso Machomes cepit simulare stuporem,
Acsi non alio tempore nosset eum.
Tunc propius plebs et proceres accedere iussi
Sollerte vitulum scriptaque perspiciunt.
Inveniunt illic ea, que confixerat ille
Astutus Machomes mente, dolo, manibus,
Ut sacramentum baptismi destituatur,
Circumcidendi lege levante caput,
Ut Christi carnis et sanguinis occidat usus
Et redeant aries, hircus, ovis, vitulus,
Ut ducat denas uxores masculus unus,
Ut pereant casti federa coniugii.
Plurima preterea Machomes scripsisse refertur,
Que mihi certa minus duco tacenda magis,
Multaque multociens non est replicare necesse,
Que scio sepe suis me meminisse locis.
Verum quis poterit exponere sufficienter,

Quas laudes dederint plebs proceresque Deo?
Virtutes etiam Machometis ad astra levabant,
Quod sibi par hominum nullus in orbe foret,
Et satis atque super tauri mirando decorem,
De celo missum quisque putabat eum.
Hinc quae detulerat legis mandata probantes
Obsequium spondent nutibus ore, manu.
Exactis igitur solenniter octo diebus
Letus et admirans ad sua quisque redit.
Taurus cum solo solus Machomete remansit,
At Machomes illum clausit, ut ante fuit,
Et pascebat eum, dum vixit, ut ante solebat,
Se tamen excepto nemo videbat eum,
Cumque rogaretur Machomes, quo taurus abisset,
Per quem de celo lex nova missa foret,
Ad superos illum Machomes dicebat abisse,
Unde petisse prius una docebat eum.
Credebant quicquid Machometis ab ore sonabat,
Ac si celestis numinis ille foret.
Credebant igitur, quia taurus ad astra regressus
Virtutum numero consociatus erat. fol. 23
Credebant Machomem terris ideo superesse,
Ut presit mundo, cum Deus astra regat.

His ita transactis modico post tempore, cum iam
Gens sua tuta satis sub Machomete foret,
Insurrexerunt in eos gens effera Perse,
Omnia vastantes igne, fame, gladio.
Namque querebantur Idumeos fraude tenere
Juris Persarum predia, castra, domos,
Que nisi restituant, possessa minantur eorum
Subiicienda modis omnibus exicio.
Talibus auditis turbatur gens Idumea,
Et contra Persas bella movere parant.
Attamen inter eos qui consilio meliores
Esse videbantur, corde vel ore graves,

Ante requirendum persuadent a Machomete,
Quam contra Persas tale quid suscipiant.
Qui respondit eos non posse resistere Persis,
Cedendum potius, quod sibi iure petunt.
Tunc quidam iuvenes ingenti corde, lacertis
Fortibus, instructi spicula dirigere,
Muniri clipeis, etiam fugiendo sagittis
Hostes Partorum more ferire suos,
Sic aiunt Machomi: „Si sic dimittimus ista,
„Que repetunt Perse, tollere cuncta valent.
„Nam velut infirmos nos et pavidos reputantes
„A modicis tendent ad potiora manum,
„Nostraque libertas periet: sic nostra manebunt
„Regis Persarum subdita colla iugo.
„Sed Deus avertat, ut vivi sic pereamus
„Et nostre gentis vivat ad opprobrium.
„Nam cur portamus pharetras? Cur tela tenemus?
„Cur clipeis tegimur? Spicula cur gerimus,
„Si sic uxores, si sic sine sanguine terras,
„Si sic servitio pignora nostra damus?
„Per gladios veniant! Sit eis transire per hastas!
„Mors gentem nostram vincere sola potest.
„Si vinci tamen est, ubi non animus superatur,
„Sed caro sola iacet, dum caput ense cadit."
Omnes collaudant dictum Machomemque precantur,
fol. 24 Ut contra Persas dux sit et auctor eis.
Opponit Machomes etatis tempora longa,
Vires consumptas corpore iam vetulo:
Se bello modicum vel nullum ferre iuvamen
Quin magis ut senior ipse iuvandus erit.
Preterea celi dicebat abesse favorem,
Quo sine nil vires, nil valet ars hominum.
Has propter causas dixit se bella cavere,
Ne, quibus esse velit utilis, his noceat.
Ad quod dum victi tamquam ratione silerent,
Sic Machomi quendam verba dedisse ferunt:

„Quod dominus noster Machomes excusat inire
„Prelia, ne iuvenes impediat senior!
„Dicimus contra iuvenum minus acta valere,
„Si non consilium dirigit illa senum.
„Unum necesse reor, ut sis quoque corpore presens,
„Ut gens nostra tuum currat ad arbitrium.
„Preterea scimus te tot non esse dierum,
„Quin bene, si sit opus, arma movere queas.
„Scimus et audacem, melior te nemo fuisse
„Creditur: hec semper fama tui maneat.
„Quodque negas celum nobis ad bella movere,
„Ut culpam nostri criminis esse reor.
„Sed constat quoniam, Deus est summe pietatis,
„Parcens peccanti, si bene peniteat.
„Sic de flente Petro, sic de latrone beato,
„Sic de Matheo pagina sancta docet.
„Hi peccaverunt graviter, sed poenituerunt,
„Unde Dei pietas cuncta remisit eis.
„Sic et nos culpas nostras punire parati
„Omnia spondemus, quae facienda doces:
„Carnem tormentis quantislibet afficiemus
„Extensis sursum mentibus et manibus.
„Sic Ninivitarum non deprecamur ad instar,
„Placanda nobis si qua sit ira Dei
„Si magis hircorum, taurorum vel vitulorum
„Victima delectat, sacrificemus et hec.
„Quod cum fecerimus, qua te ratione retardes
„A servis dominus, a genitis genitor?
„Si placet, uxores, infantes, tota supellex
„Sit commissa tibi! Cum pueris sedeas: fol. 25
„Des modo consilium, nos prelia sustineamus!
„Nos feriant hostes, nos feriamus eos!
„Si superemus eos, laus sit tua; si superemur,
„Stulticie nostre deputet omnis homo."
Hoc laudant omnes: Machomes plorasse refertur,
Quod sic quisque suum tendit ad meritum.

Attamen assensum faciens, se spondet iturum,
Sicque datur pugne terminus atque locus.
Dicitur hoc Persis: verum nihilominus ipsi
Insistunt, rapiunt, excutiunt, perimunt.
Terminus advenit: locus insinuatur. Adesse
Perse non metuunt. Hostis uterque ruit.
Pugnant, oppugnant telis, mucronibus, hastis:
Sed socios Machomis bella premunt gravius.
Porro cernentes Idumei se superari
A Persis bello viribus et numero,
Dimittunt Machomen loculos aurumque ferentem,
Que natis reddat coniugibusque suis,
Ne si forte patres perimantur sive mariti,
Paupertas matres opprimat et pueros.
Dumque sedit Machomes, quorundam templa deorum
Temporis antiqui cernit et intrat ea,
In quibus argentum, loculos aurumque reponens,
Que sibi servanda gens sua tradiderat,
Exiit accludens et signans hostia post se
Et sic ad dominas tendit et ad pueros,
Tendit et ad reliquum vulgus, quod inutile bello
Dimissum fuerat haud procul in casulis.
Eius enim gentis mos dicitur iste fuisse,
Et fortassis adhuc istud idem faciunt,
Ut si quando procul vadant ad bella gerenda,
Ducant et portent mobile quicquid habent.
Ergo dum Machomes et vulgus inutile bello
Stat procul, eventum nosse rei cupiens,
Astute Machomes cunctis blanditur, ut etas,
Ut genus, ut sensus huius et huius erant,
Dicens: „O comites, vestri mihi cura relicta
„Et iuvenum pietas debilitasque senum,
„Et fragilis sexus monet et movet intima cordis,
„Usibus ut vestris commoda provideam.
fol. 26 „Scitis, quod nostris ad bellum volentibus ire
„Adversus Persas, ut facerent, vetui.

„Quod non fecissem, si non divinitus illud
„Prescissem vetitum precipiente Deo,
„Et quoniam vetitum divinum preterierunt,
„Omnes, ut timeo, destruet ira Dei.
„Sed vos insontes quid pene promeruistis,
„Infans, mater, anus, virgo, puella, senex?
„Ergo Deus vobis parcat vestreque puelle
„Et pueri talami federe convenient
„Taliter, ut denas sibi copulet unus et una,
„Si libeat, denos copulet ipsa sibi.
„Nec tamen ille Deo mandante putetur adulter,
„Nec putetur ob hoc criminis illa rea.
„Cultor enim terre si multos seminat agros,
„Messibus e multis horrea multa replet,
„Sic et ager quoniam multis versatur aratris,
„Si fuerat sterilis, fertilis efficitur.
„Sic geminet multos multis e matribus ille,
„Illa vel ex uno semine concipiet.
„Nam si de tot erit natura frigidus unus,
„Alter erit calidus et sobolem faciet,
„Sicque volente Deo sine fructu nulla manebit
„Nec sterilis metuet arboris ulla rogum."
Dum sic sermonem Machomes pretendit ad omnes,
Nuncius unus adest solus et ipse malus:
Omnibus occisis se clamat ab hostibus unum
Esse reservatum tanta referre mala.
Exoritur luctus, clamor tentoria replet.
Plorant, ad celos tollitur usque sonus.
Vir, matrona sonat, pater, infans, sponsa, marite,
Flet genitor genitum, servula flet dominum.
Tunc Machomes inquit: „Deus hoc previderat esse:
Non aliter decuit! Parcite iam lacrimis!
„Quin magis oremus omnes domini pietatem,
„Ut nos et nostros cunctaque nostra regat,
„Et quibus abstraxit solacia tanta virorum,
„Vobis vel loculos reddere sustineat."

His dictis precedit eos ad templa deorum,
fol. 27 In quibus ipse prius abdiderat loculos.
Tunc velut ignorans girabat, denique tamquam
Munere divino repperit introitum.
Ingrediens reperit loculos, et signa quibusque
In loculis monstrant, singula cuius erant.
Femina queque sui cognoscit signa mariti
Et recipit, iuris quod potest esse sui.
Inde maritantur iuxta legem Machometis
Et vivunt omnes eius ad arbitrium.
Plurima pax illis viguit Machomete vigente,
Pacatis cunctis hostibus arte sua.
Unde deum Machomem putabant atque per illas
Partes illius nomen erat celebre.

Transactis igitur in tanta pace diebus,
Qui spacium vite Machomis extiterant,
Mortuus est Machomes et premia digna recepit
Inferni penas, ut tenet alma fides.
At sua gens credens, quod spiritus eius ad astra
Transisset, metuit subdere corpus humo.
Instituens igitur operis mirabilis archam,
Intus eum posuit melius quam potuit.
Nam sicut fertur, ita vas pendere videtur,
Inter quod Machomis membra sepulta iacent,
Ut sine supposito videatur in aëre pendens,
Sed nec idem rapiat ulla cathena super.
Ergo si queras ab eis, qua non cadat arte,
Fallentis Machomis viribus hoc reputant.
Sed vas revera circumdatur undique ferro
Quadrateque domus sistitur in medio
Et lapis et adamas per partes quatuor edis
Mensura distans inde vel inde pari,
Qui vi nature feretrum sibi sic trahit eque,
Ut vas ex nulla cadere parte queat.
Sic igitur Machomem divo venerantur honore

Et venerabuntur, dum Deus ista sinat.
Urbs, ubi dicuntur Machometis membra sepulta,
Non sine portento Mecha vocata fuit.
Nam Machomes immundicie tocius amator
Mechiam docuit, mechus et ipse fuit.
Sic ob preteritos actus vel signa futura
Multis imponi nomina sepe solent. fol. 28
Sic est dicta Babel, quod eam qui constituebant,
Dum per eam vellent scandere summa poli,
His Deus indignans linguas confundit eorum,
Ut linguam nemo nosceret alterius.
Sic reor Egiptus tenebre sonat ob tenebrata
Et ducis et populi corda, futura docens.
Plenius hoc dicit Moyses: ego tedia vito,
Tu Moysen, si vis cetera nosse, lege.[1])

---

[1]) In dem Ms. folgt, als ob sie noch zu dem Gedichte Gautiers gehörte, diese Reihe von Versen:

Litera nona datur, partim si prima rimatur,
Ostendit numerum, sapiens quo reperit unum.
Altera virgineum designat nomine fructum:
Tot fuerant anni per tempora pene peracti,
Ex quo conceptum verbum fuit et caro factum,
Jerusalem cum capta fuit sub preside Christo.
Idus adhuc Julii renovantur signa triumphi,
Post bis quingentos et centum circiter annos,
Ex quo virgineus de neumate floruit alvus:
Anno centeno Julii quinto duodeno
Jerusalem nostris cesserunt menia Francis.

Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 7. März 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Der Klassensekretär legt vor eine Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Dr. E. Schlagintweit in Zweibrücken:

Die Lebensbeschreibung von Padma Sambhava dem Begründer des Lamaismus. II. Teil. Leben und Wirken in Indien. Aus dem Tibetischen übersetzt.

Dieselbe wird als Fortsetzung des 1899 veröffentlichten I. Teils in den Denkschriften erscheinen.

Herr von Bechmann hält einen Vortrag:

Das geschichtliche Verhältnis der condictio furtiva zu den Eigentumsklagen des römischen Rechtes.

Der Vortrag, welcher das Verhältnis sowohl nach der prozessualen als nach der materialen Seite sowie in chronologischer Beziehung erörterte und zur Vergleichung auch die actio rerum amotarum heranzog, ist ein Bruchstück aus umfassenderen Studien über die Geschichte der römischen Eigentumsklagen und zu selbständiger Veröffentlichung nicht bestimmt.

Herr von Amira hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die grosse Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm.

In verschiedenen Pergamentblättern zu Heidelberg und München werden Überbleibsel einer zerstörten Handschrift vom Willehalm des Wolfram von Eschenbach nachgewiesen, die genau so wie die grossen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels den Text in Parallelkolumnen mit einer ununterbrochenen Reihe kolorierter Federzeichnungen, etwa 1380 an der Zahl, begleitete. Sie wurde um 1250 in Ostmitteldeutschland gefertigt und stellt sich sonach als das Mittelglied zwischen den Werken der älteren Buchillustration und der Illustration des Sachsenspiegels dar.

Historische Klasse.

Herr von Riezler hält einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Kriegstagebücher aus dem ligistischen Hauptquartier 1620.

Herzog Maximilian I. von Bayern betraute seinen Sekretär Mandl während des österreichisch-böhmischen Feldzugs von 1620 mit der Führung eines genauen Tagebuchs. Nach Mandls Erkrankung von einem oder zweien Beamten des Hauptquartiers fortgesetzt, wurden diese Aufzeichnungen die Grundlage des offiziellen bayerischen Berichtes über den Feldzug, der unter dem Titel: Böhemisch Journal in München im Druck erschien. Es verlohnt sich aber, auch die Abweichungen der ursprünglichen Rezension kennen zu lernen, die, unter den ersten Eindrücken im Feldlager selbst entstanden, noch nicht gleich dem Journal durch politische Rücksichten beeinflusst ist. Ausser diesen Varianten gedenkt der Vortragende drei weitere, bisher unbekannte Tagebücher aus demselben Feldzuge und dem ligi-

stischen Hauptquartier zu veröffentlichen und zu erläutern, verfasst von Maximilians Beichtvater Buslidius, seinem Hofprediger Drexel, beide S. J., und von einem Karmeliter aus Siena, Pietro von der Muttergottes, dem Begleiter des bekannten P. Dominikus. Der Vortragende hebt einiges hervor, was sich aus diesen neuen Quellen für Maximilians Charakterbild und für die Rolle des P. Dominikus ergibt. Weitere Ausbeute bezieht sich auf die Stärke des ligistischen Heeres und seines Trosses, die ausserordentliche Sterblichkeit, die eine Lagerseuche, das sogenannte „ungarische Fieber", verursachte, das auf diesem Feldzuge zum erstenmale organisierte Feldspital, das Verpflegungswesen, endlich die Plünderungen, die trotz Maximilians und Tillys strenger Abwehr auch seitens des ligistischen Heeres einen grossen Umfang annahmen.

Herr von Heigel macht Mitteilungen über:

Handschriftliche Memoiren aus dem Nachlass des bayerischen Staatsrats Georg Ludwig von Maurer.

Die eigenhändigen Aufzeichnungen zerfallen in drei Teile. Der erste bezieht sich auf die Geschichte der Bildung der griechischen Regentschaft im Jahre 1832 und die Geschichte ihrer Auflösung im Jahre 1834; der zweite erzählt von Maurers Sendung nach Griechenland, 1854 beabsichtigt, 1858 ausgeführt zur Feststellung der Thronfolge des Prinzen Adalbert von Bayern; der dritte Teil berichtet über das Ende der bayerischen Dynastie in Griechenland 1862 und seine Ursachen.

Das Manuskript wird später der Kgl. Hof- und Staats-Bibliothek in München überlassen werden. Der Vortrag — mit kurzen Auszügen aus den Memoiren — wird in den Sitzungsberichten erscheinen.

Wielands „Pervonte".

Von **Franz Muncker.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 7. Februar 1903.)

Unter den kleineren Erzählungen in Versen, die Wieland zur Zeit seiner vollen künstlerischen Reife im ersten Jahrzehnt seines Lebens in Weimar verfasste, nimmt „Pervonte" einen eigenartigen Platz ein. Während die vorausgehenden Dichtungen teils morgenländischen Märchen, teils mittelalterlichen Rittergeschichten der französischen Literatur nachgebildet sind, wandte sich Wieland mit „Pervonte", dem unmittelbaren Vorläufer seines Meisterwerks, des „Oberon", wieder zur italienischen Poesie, von der er schon oft fruchtbarste Anregung empfangen hatte, und trug zugleich hier zum ersten und einzigen Male während seiner ganzen, reichen dichterischen Tätigkeit seinen Lesern ein richtiges Volksmärchen vor.

Der Stoff seiner neuen Geschichte, die zuerst unvollendet, wie sie im März und zu Anfang Aprils 1778 entstanden war,[1]) in drei aufeinander folgenden Heften des „Teutschen Merkur" vom November 1778 bis zum Januar 1779 unter der Überschrift „Die Wünsche oder Pervonte" erschien, stammte aus dem „Pentamerone" des Neapolitaners Giambattista Basile, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Dichters aus dem Kreise

[1]) Vgl. Wielands Briefe an Merck vom 12. April und vom Oktober 1778 und vom 22. Februar 1779 (Briefe an Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1835, S. 147 und 156; Briefe an und von Merck, Darmstadt 1838, S. 130).

Marinis, der von 1608 an bis in sein Todesjahr 1632 allerlei lyrische und epische Versuche veröffentlichte, meist Gelegenheitsdichtungen im schlimmsten Modegeschmack voll künstlicher Spielereien und Tüfteleien, ohne eigenartige Bedeutung oder künstlerischen Wert, die längst der verdienten Vergessenheit anheim fielen. Wirklich lebendig erhielten sich von seinen literarischen Erzeugnissen nur die derber und possenhafter gearteten, die er neben den anscheinend wichtigeren, in der gemeinitalienischen Schriftsprache verfassten Leistungen als nächster Nachfolger seines Freundes Cortese, des Neubegründers der neapolitanischen Dialektdichtung, unter dem Namen Gian Alesio Abbattutis in der Mundart seiner Heimat geschrieben hatte. Unter ihnen aber steht weitaus am höchsten die Sammlung von fünfzig Märchen, die nach Basiles Tod ein sonst unbekannter Herausgeber Salvatore Scarano in den Jahren 1634 bis 1636 zu Neapel nach und nach erscheinen liess, „Lo Cunto de li Cunti overo Lo trattenemiento de' Peccerille“, in eine Rahmenerzählung nach dem Muster des auch sonst mannigfach nachgebildeten Boccaccio eingefasst, in fünf „jornate“, jede zu zehn Geschichten, eingeteilt und schon vom ersten Herausgeber (wenn auch nicht auf dem Titelblatte) mit dem bequemen und daher auch später beibehaltenen Namen „Pentamerone“ bezeichnet. Es war nicht der erste Versuch in Italien, alte Märchen, die vorher nur mündlich im Volke erzählt worden waren, in der Literatur auch für die gebildeten Leser festzuhalten; aber es war die reichhaltigste und urwüchsigste, in ihren Stoffen wie in der Vortragsweise echteste und treueste Sammlung von Volksmärchen, die — nach dem massgebenden Urteil der Brüder Grimm — nicht nur Italien, sondern auf manches Jahrhundert hinaus überhaupt irgend ein europäisches Land hervorgebracht hat.

In der Heimat hochberühmt, oft gedruckt, in andere Mundarten wie in die gemeinitalienische Sprache übersetzt, von Pompeo Sarnelli in neapolitanischen Dialektgeschichten, aber auch von Lorenzo Lippi in seinem „Malmantile riacquistato“, von Gozzi stellenweise in den dramatischen Märchen „L' Amore

delle tre melarance“ und „Il Corvo“ nachgeahmt,[1]) wirkte der „Pentamerone“ doch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur wenig über die Grenzen Italiens hinaus. In Deutschland insbesondere scheint vor Wieland kein Schriftsteller aus diesen Märchen Anregung zu eignem dichterischem Schaffen gewonnen zu haben. Auch in den nächsten Jahren, nachdem er von Pervontes wunderbaren Schicksalen berichtet hatte, traf der ihm persönlich nahe stehende und künstlerisch durch ihn mannigfach bestimmte weimarische Märchenerzähler Musäus nur vereinzelt einmal mit Basile im Inhalt einer Geschichte zusammen; die „Bücher der Chronica der drei Schwestern“ im ersten Teil seiner „Volksmärchen der Deutschen“ (1782) wiederholen in der Hauptsache die dritte Erzählung des vierten Tags aus dem „Pentamerone“.[2]) Doch bleibt es trotz aller Ähnlichkeit noch sehr fraglich, ob Musäus unmittelbar aus dem Märchen Basiles schöpfte. Bekannter wurde in Deutschland der „Cunto de li Cunti“ erst im Zeitalter der ausgehenden Romantik. Clemens Brentano, der das Buch als eine besondere, seinen Freunden noch ganz fremde Seltenheit besass, begann schon um Weihnachten 1805 mehrere Geschichten daraus frei nachzudichten, schob ihre Veröffentlichung dann aber immer weiter hinaus und änderte noch nach Jahrzehnten mancherlei an seiner Arbeit, die in der Hauptsache erst 1846, mehrere Jahre nach seinem Tode, den deutschen Lesern mitgeteilt wurde.[3]) Inzwischen hatten, durch ihn zuerst über Basile unterrichtet, die Brüder Grimm 1812 im ersten und wieder 1822 im dritten Bande der

---

[1]) Vgl. die inhaltsreiche Einleitung von Benedetto Croce zu seinem Neudruck des „Cunto de li Cunti“, Neapel 1891, in der „Biblioteca Napoletana di Storia e Letteratura“, Nr. II, Bd. 1.

[2]) Vgl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 2. Aufl., Bd. III, S. 409 (Berlin 1822); auch Richard Andrae, Studien zu den Volksmärchen der Deutschen von J. K. A. Musäus (Marburg 1897), S. 13, und Erich Bleich, Die Märchen des Musäus, im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. CVIII, S. 283 ff. (1902).

[3]) Vgl. die gründliche, aber im Urteil gegen Basile nicht immer gerechte Untersuchung von H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, Köln 1895 (dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1895).

„Kinder- und Hausmärchen“ mit nachdrücklichem Lob auf die neapolitanische Sammlung hingewiesen und zugleich einen guten Auszug aus allen Märchen derselben gegeben.[1]) Und nun bemühte sich um ihre Einbürgerung bei uns neben andern Übersetzern und Bearbeitern[2]) besonders auch Julius Mosen durch seine dichterisch freieren Nacherzählungen von mehreren dieser Geschichten im „Gesellschafter“ (seit 1827),[3]) bis endlich Felix Liebrecht 1846 den ganzen „Pentamerone“ mit ausserordentlichem stilistischem Geschick treu im Inhalt wie im Ton ins Deutsche übertrug.

Aber nicht nur für Basile, sondern überhaupt für das Volksmärchen zeigte die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts recht wenig Liebe und Verständnis. So wollte denn auch Wieland von ihm im allgemeinen nichts wissen, so lebhaft ihn auch jederzeit kunstvoll ausgestaltete Feenmärchen anzogen, in denen das geistreiche Spiel einer zügellos kühnen Phantasie schliesslich einem moralischen oder satirischen Zwecke diente, so mannigfach er auch solche Feenmärchen, die ihm meist aus der französischen Literatur zukamen, letzten Endes aber oft in das Morgenland zurückwiesen, in seinen verschiedensten Dichtungen bald genauer, bald freier nachbildete.[4]) „Ammenmärchen, im Ammenton erzählt,“ wollte er, wie er 1786 in der Vorrede zu „Dschinnistan“ erklärte, nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt, aber nicht durch den Druck literarisch festgehalten wissen. Mochte sich daher auch vereinzelt das eine oder andere Mal ein wirkliches Volksmärchenmotiv in seinen Dichtungen einstellen, so stammte es doch nicht unmittelbar aus einem echten Volksmärchen, sondern aus jenen

[1]) Bd. I, S. XVII f.; Bd. III, S. 276—371.

[2]) Die wichtigsten von ihnen nennt Liebrecht im zweiten Bande seiner Übersetzung, S. 336 f.

[3]) Vgl. Philipp Henss, Beiträge zur Kenntnis von Julius Mosens Jugendentwicklung, München 1903, S. 46 ff.

[4]) Vgl. darüber besonders K. Otto Mayer, Die Feenmärchen bei Wieland, in Bernhard Seufferts Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Bd. V (Weimar 1892).

kunstvollen Feengeschichten orientalischen oder französischen Ursprungs. Einer einheimischen volkstümlichen Überlieferung verdankte er nur einmal den gesamten Stoff einer Erzählung in Versen, bei dem Gedicht „Sixt und Klärchen oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein“, das er zuerst im März und April 1775 im „Teutschen Merkur“, dann noch einige Male mit unwesentlichen Veränderungen in seinen poetischen Werken veröffentlichte. Aber das war nicht sowohl ein Volksmärchen als vielmehr eine an einer bestimmten Örtlichkeit haftende volkstümliche Sage. Dagegen lag dem „Pervonte“ in der Tat ein echtes Volksmärchen zu Grunde aus der bunten Gruppe jener Geschichten von einem dummen Burschen, dem unvermutet ein grosses Glück zuteil wird,[1]) ein bei verschiedenen Völkern verbreitetes Märchen, dessen eigentümliche Ausgestaltung, wie sie Wieland für seine Nachdichtung verwertete, aus der italienischen Literatur stammte.

Mit wenigen Worten deutete Wieland selbst im „Teutschen Merkur“ (November 1778, S. 99) auf die Herkunft seines „Pervonte“ hin: „Wer gern aus der Quelle schöpft, kann das Original dieses Gedichts, welches eigentlich ein uraltes Neapolitanisches Ammen-Mährchen ist, finden in dem *Pentamerone* del Cavalier Giovan Battista Basile, overo, lo Cunto delli Cunti, trattenemiento de li Peccerille, di Gian Alesio Abbatutis. Napoli 1674. (conf. Biblioth. Univ. des Romans. *Juin.* et *Septembre.* 1777.)“ Darnach sollte man wohl meinen, Wieland habe sich aus Basile selbst den Stoff seiner Geschichte geholt. Das wäre an sich schon auffallend; denn vor dem „Pervonte“ hat Wieland niemals den Inhalt einer grösseren Dichtung im ganzen unmittelbar aus dem Italienischen genommen, sondern hielt sich immer zuerst an deutsche und englische, dann vornehmlich an antike und französische Vorlagen. Auch nachher wurde das nicht anders. Zwar berief er sich 1783 bei „Clelia und Sini-

[1]) Fügten es doch auch die Brüder Grimm unter der Aufschrift „Hans Dumm“ ihren deutschen „Kinder- und Hausmärchen“ ein (Bd. I, S. 250 ff., Nr. 54 der ersten Ausgabe von 1812).

bald“ nur auf Caviceo als seinen Gewährsmann für den wunderbaren Traum, auf dem sich diese Novelle zum guten Teile aufbaut; aber, wie schon verschiedene sprachliche Anmerkungen zu derselben Dichtung vermuten lassen, hatte er Giacopo Caviceos 1508 erschienenen Roman „Il Peregrino“, aus dem er den Stoff zu der ironisch-satirischen Legende gewann, nur in der verkürzten französischen Bearbeitung im zehnten Bande der „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque“ (Paris 1780) benutzt.

Desto fleissiger spielte er dafür in seinen Werken auf einzelne Charaktere und Begebenheiten der italienischen Literatur an, zitierte Verse und Gedanken italienischer Dichter, bildete gewisse Motive von ihnen nach, suchte sich den Ton und Stil ihrer Poesie anzueignen. Fast bis auf die Anfänge seiner literarischen Entwicklung reicht dieses Bestreben zurück. Während das Schulheft aus dem Sommer 1748, das uns von dem damals noch nicht fünfzehnjährigen Zögling des Klosters Bergen erhalten ist, noch keine Spur von Kenntnissen in der italienischen Dichtung zeigt, weist das im Anfang des Jahres 1751 ausgearbeitete Erstlingswerk der Wielandischen Muse, das Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“, schon einige Male deutlich auf Ariosts und Tassos grosse Epen hin. An den Abschied Rinalds von Armida im sechzehnten Gesange des „Befreiten Jerusalem“ und die Verwandlung des Wunderreichs der Zauberin nach der Flucht des Geliebten (ebenda Stanze 69 f.) erinnern die Verse im zweiten Buche des Lehrgedichts, die das Erwachen des Menschen, den die Wollust in ihren Bann gezogen hatte, aus seinem Wahne schildern:[1])

„Wo lauter Anmuth war, sieht er erstarrte Klippen
Und gelben Sand gehäuft; Armidens süsse Lippen,
Und was er kaum genoss, ist mit dem leichten Schwarm
Der Liebesgötter fort; er sieht vom dürren Arm
Des Ekels, von der Reu begleitet, sich umfangen.“

---

[1]) S. 46 f. des ersten Druckes (Halle 1752), in den späteren Ausgaben nur wenig verändert.

Im dritten Buch aber (S. 61 der ersten Ausgabe) nennt der junge Dichter „Ariostens Mond“ neben „Platons Staat“, um das Reich des Unwirklichen zu bezeichnen. Beim späteren Abdruck der „Natur der Dinge“ im ersten Band seiner „Poetischen Schriften“ 1762 und wieder 1770 fügte Wieland hier eine erläuternde Anmerkung über die phantastische Erdichtung des „eben so anmuthigen als abentheurlichen Italiänischen Poeten“ bei und mehrte auch noch durch eine weitere Anmerkung zum zweiten Buch die Anspielungen auf Tassos Rinald.[1]) Jene älteren, bereits aus dem Jahr 1751 stammenden Anspielungen setzen freilich noch keine Vertrautheit mit dem italienischen Text der Dichtungen voraus, denen sie galten: Wieland mochte sich an deutsche Übertragungen halten, deren ja seit Dietrich von dem Werders Versuchen einige vorlagen — das „Befreite Jerusalem“ hatte erst 1744 wieder Johann Friedrich Kopp (in paarweise gereimten Alexandrinern) übersetzt —; ja den kurzen Hinweis auf Ariost konnte er am Ende auch aus zweiter Hand haben und brauchte dazu den „Rasenden Roland“ nicht einmal in deutscher Nachbildung gelesen zu haben.

Auch in den wenige Monate nach dem Lehrgedicht verfassten „Moralischen Briefen“ verwertete Wieland seine Lektüre Tassos. Wieder spielte er auf den sechzehnten Gesang des italienischen Epos an, auf den er diesmal in der Anmerkung ausdrücklich verwies, und wieder zwingen uns seine Verse durch nichts zu der Annahme, dass er die „Gerusalemme“ damals schon italienisch gelesen haben müsse. In dem später völlig gestrichenen neunten Briefe der ersten Ausgabe von 1752 (S. 118) versicherte er der schwesterlich mit reinster Liebe geliebten Freundin Doris, dass die Vereinigung mit ihr ihm auch eine Wüste zum Paradiese machen würde:

„Mich darf das Schicksal nicht in Paradiese setzen,
Mit dir soll mich der Sand Numidiens ergötzen.
Ich darf der Insel nicht worein mit Zauberkraft
Den Reitz der gantzen Welt Armid herbey geschaft,

---

[1]) 1762: Bd. I, S. 72; 1770: Bd. I, S. 101.

Wo jugendlich die Flur in stetem Morgen lachet,
Ein zauberischer West die Blumen ewig machet,
Wo ein nectarscher Duft aus allen Kräutern raucht,
Und alles lebt und fühlt und matte Wollust haucht."

Im elften Brief aber (der in den späteren Ausgaben als zehnter gezählt ist) nahm der achtzehnjährige Dichter, um die entsetzliche Angst des Gottesleugners vor dem Tode zu malen, seine Zuflucht gar schon zu Dante:[1])

„In welchen Schauern starrt sein nie erschüttert Hertz,
Wenn sich der Tod ihm naht? Wie marternd ist sein Schmertz?
Mein Geist erliegt bestürtzt den jammervollen Bildern,
Ihr Schatten schrekt ihn schon; sie mag ein *Dantes* schildern!"

Die erst 1770 beseitigte Anmerkung zu dem Namen des damals in Deutschland noch sehr wenig bekannten Florentiners „Ein berühmter Italiänischer Dichter des 14. Jahrhunderts, der in einem Epischen Gedichte Himmel, Fegefeuer und Hölle geschildert hat" beweist in ihrer Dürftigkeit, Farblosigkeit und verkehrten Reihenfolge bei der Nennung der drei Teile der „Divina Commedia" nahezu sicher, dass Wieland das ewige Gedicht damals nur vom Hörensagen oder etwa aus einer kurzen Angabe darüber in einem Gelehrtenlexikon oder einer Zeitschrift kannte.[2])

Derartige Anspielungen, in diesen ersten Versuchen Wielands noch selten und besonders in den grösseren Jugenddichtungen, in denen er sich als unmittelbaren Nacheiferer Klopstocks verriet, fast gar nicht anzutreffen, mehrten sich nach einigen Jahren, als er auch in der Erlernung der italienischen Sprache weit genug fortgeschritten war, um Ariost und Tasso und ihre Landsgenossen im Original zu lesen. Wie wir aus dem kurzen Abriss seiner Lebensgeschichte schliessen

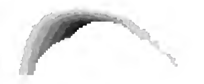
---

[1]) S. 149 der Ausgabe von 1752; in den „Poetischen Schriften" von 1762 Bd. II, S. 98; 1770 Bd. II, S. 91, stets mit unverändertem Wortlaut.

[2]) Vgl. Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Literatur: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. VIII, S. 475 ff. und Bd. IX, S. 453 ff.

dürfen, den er am 28. Dezember 1787 für den Schweizer Ästhetiker Leonhard Meister niederschrieb, war das schon in Zürich der Fall; bei Bodmer, dem reich belesenen Kenner ausländischen Schrifttums, war auch er, wie mit der französischen und englischen, so mit der italienischen Literatur „sehr bekannt“ geworden. Das zeigten sogleich italienische Verse über oder unter einigen Oden, die er bereits im ersten Jahre seines Züricher Aufenthaltes im engsten Anschluss an Klopstockische Vorbilder seiner Sehnsucht nach der fernen Geliebten widmete. Nicht minder gaben davon die Neubearbeitungen der grösseren Jugendwerke für die Sammlung der „Poetischen Schriften“ von 1762 und wieder von 1770 Zeugnis. Die Anspielungen auf italienische Literatur wurden in den Jugenddichtungen selbst wie in gelegentlichen Anmerkungen zu ihnen etwas zahlreicher; hie und da stellte sich jetzt sogar ein italienisches Zitat als Motto ein (so z. B. seit 1762 hinter dem „Lobgesang auf die Liebe“ drei Verse über die Allmacht der Liebe).

Seit dem Entwurf des unvollendeten „Cyrus“ (1759) bemühte sich Wieland auch, wie er in den Vorberichten zu diesem Heldengedichte selbst und zu der eng damit verbundenen dialogischen Geschichte „Araspes und Panthea“ (1760) bekannte, Grundeigenschaften der Hauptcharaktere aus den Epen Ariosts und Tassos auf den Helden seiner Phantasie zu übertragen und überhaupt die künstlerischen Vorzüge dieser italienischen Dichter in dem eignen Werke zu vereinigen. Cyrus sollte die Tugenden des kühnen Achill, des klugen Odysseus, des weisen Gottfried von Bouillon, des hochherzigen Leonidas in seinem Wesen verbunden zeigen, sollte grösser und besser erscheinen als Achill, Aeneas, König Artus und der rasende Roland; der Dichter wünschte in diesem Epos, je nachdem es sein Gegenstand oder seine künstlerische Absicht forderte, sich bald der einfältigen Grösse und der wilden Schönheit Homers und Ariosts, bald des blühenden Kolorits und des sanften Feuers Virgils und Tassos, bald wieder der Mischung von Stärke und Lieblichkeit bei Thomson und der nervichten Schönheit Glovers zu bemeistern.



Ein neues, gründlicheres Studium italienischer Dichtungen begann Wieland in Biberach, als er in seiner eignen Poesie Bahnen einschlug, die ihn in Nachbargebiete des romantischen, ungebunden aus Phantasie und scherzhafter Laune entsprungenen Epos der Hochrenaissance führten. Am 4. Mai 1764 erbat er sich von Gessner neben einer guten Ausgabe des Petrarca auch „eine artige kleine Edition vom Ariost“, den er dem Freund als einen der angenehmsten Dichter rühmte. Vier Jahre später bekannte er in der Vorrede zum „Idris“, dass Ariost um seiner eigentümlichen Schönheit willen schon lange sein gewöhnliches Taschenbuch sei. In dem Ton eines leicht und übermütig hervorsprudelnden Geplauders, den kein früherer Epiker so meisterhaft wie Ariost anzuschlagen wusste, verfasste Wieland zunächst, doch ohne unmittelbare Anlehnung an den Sänger des „Orlando furioso“, die „Komischen Erzählungen“ und andere Dichtungen verwandten Charakters. Bald bildete er auch, wenn schon mit allerhand Freiheiten, den Ariostischen Strophenbau der ottave rime in seinem „Idris“ nach. Ja, er wollte geradezu, wie er am 3. Dezember 1767 an Zimmermann schrieb, mit diesem Werke einen Versuch machen, „ob man in unserer Sprache nicht auch Ariost seyn könne, wenn man wolle“, freilich nur „in Absicht der Laune, des Styls, der Lebhaftigkeit und der Versification“, nicht auch, was die abenteuerliche Verwicklung und Ausdehnung der Handlung durch zahllose Gesänge betreffe. Aber selbst nach dieser Seite hin lockte ihn Ariosts Muster schon im „Idris“ und noch mehr einige Jahre später im „Neuen Amadis“ zur Nachfolge: auch Wieland erprobte sich gern als Meister in der Kunst, zahlreiche Fäden der Handlung in der mannigfaltigsten Weise durcheinander zu schlingen und untereinander zu verknüpfen und als Erzähler mit grösster Leichtigkeit und zugleich mit drastischer Wirkung von einem Abenteuer seiner Geschichte auf das andere überzuspringen, die Schicksale des einen Helden im spannendsten Augenblick durch die Taten und Erfahrungen anderer Helden und Heldinnen humoristisch zu unterbrechen. Die Handlung selbst in ihrem hauptsächlichen Gange wies

zwar mehr auf französische Feenmärchen als auf das romantische Epos der Italiener zurück; einzelne Nebenmotive aber, wie z. B. gelegentlich einmal die Ausmalung eines Kampfes oder Liebesabenteuers, stammten doch aus der Nachahmung des „Rasenden Roland“, und so spielte denn Wieland auch im Text wie in den Anmerkungen des „Idris“ und des „Neuen Amadis“ mehrfach in aller Kürze auf Personen und Vorgänge aus den Dichtungen Ariosts, Tassos, Marinis oder anderer Italiener an. Mit manchen unter diesen Dichtern gab er sich freilich nur flüchtig ab; so bekannte er z. B. ausdrücklich 1771 in der Vorrede zu seinem „Amadis“, dass er von dem gleichnamigen Epos des Bernardo Tasso auch nicht einmal den zehnten Teil zu durchlesen vermocht habe. Dass ihm aber andere, durch eigenartigen Reiz lebhafter anziehende Dichtungen der italienischen Literatur in jenen Jahren genauer vertraut wurden, zeigen auch seine Briefe, in denen sich von da an die Anklänge an derartige Lektüre mehren und namentlich seit etwa 1767 die Einflechtung italienischer Worte in seine ohnedies schon buntfarbig genug aus französischer, deutscher, lateinischer und englischer Sprache zusammengewobene Rede häufiger wird.

Auch als Wieland nach dem „Neuen Amadis“ die Ariostische Laune und Erzählungstechnik in seinen Dichtungen wieder weniger nachbildete, blieb er sich doch in der Liebe zu den italienischen Meistern, deren Epen ihn entzückt hatten, getreu und las diese und verwandte Werke bei Gelegenheit noch öfter im Wortlaut der Originale. So hätte ihm denn auch höchst wahrscheinlich das Verständnis des „Pentamerone“ im italienischen Gewande keine Schwierigkeit bereitet, wenigstens nicht, wenn ihm die — freilich sehr schlecht geratene — Bearbeitung dieser Märchensammlung in gemeinitalienischer Sprache von 1754 oder 1769 in die Hand gefallen wäre. Aber er selbst führte in der oben erwähnten Anmerkung im „Teutschen Merkur“ ausdrücklich eine Ausgabe des ursprünglichen, mundartlichen Textes an, die wegen ihrer sprachlichen Korrekturen philologisch merkwürdige, auch wegen ihrer massgebenden

Bedeutung für die folgenden Drucke geschichtlich wichtige, von Pompeo Sarnelli besorgte Ausgabe von 1674, die erste, die den Namen „Il Pentamerone" schon auf dem Titelblatte trug. Dass nun aber Wieland imstande gewesen wäre, die Märchen Basiles im neapolitanischen Dialekt ohne Beihilfe einer Übersetzung zu lesen, und namentlich, dass bei einer derartigen, mit allerlei Schwierigkeiten verbundenen Lektüre diese Märchen ihm einen so mächtigen künstlerischen Eindruck hätten machen können, dass er sich dadurch zu eigner dichterischer Tätigkeit getrieben fühlte, ist an sich schon im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Zwar, dass Wieland sich von den fünfzig Geschichten Basiles gerade nur die von Peruonto zur Nachbildung ausgesucht hat, dürfte auch in einem solchen Falle nicht befremden. Denn die übrigen Erzählungen des Neapolitaners passten in der Tat fast alle nicht für den gesellschaftlich und künstlerisch gerade in den letzten Jahren strenger geläuterten Geschmack des Weimarer Dichters. Die meisten waren zu urwüchsig derb, ihre Grundmotive oft von einer plumpen Unanständigkeit, mit der selbst die nichts weniger als schüchterne Kunst Wielands kaum etwas anzufangen gewusst hätte. In andern wieder war die märchenhafte Erfindung so kindlich naiv, so verstandeswidrig wunderbar, dass der aufgeklärte Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, der in seinen tollsten Feenmärchen stets eine philosophische Wahrheit oder sittliche Lehre zu veranschaulichen trachtete, keinen nutzbaren Sinn in ihnen zu entdecken vermochte und darum auch keinen Sinn für sie hatte. Schon auffallender könnte es aber scheinen, dass Wieland in seinen Briefen oder sonstigen Schriften nie etwas von einer unmittelbaren Bekanntschaft mit dem „Cunto de li Cunti", besonders wenn sich diese auf die ganze Märchensammlung erstreckt haben sollte, verraten hätte, dass er vornehmlich 1805 in der Einleitung zum „Hexameron von Rosenhain", wo doch die ähnliche Benennung seines Buchs einen Hinweis auf Basiles Werk nahe legen musste, zwar den „Decamerone" des Boccaccio und den „Heptameron" der Königin von Navarra, nicht aber

den „Pentamerone" erwähnte: hätte er ihn einst mühsam und vollständig im Original gelesen, so würde er damals wohl nicht vergessen haben, ihn mit anzuführen.

Aber schon 1778 im „Teutschen Merkur" nannte Wieland neben der italienischen Ausgabe der Märchen Basiles, freilich nur nebenher und nicht eigentlich als Quelle seiner Dichtung, den französischen Auszug daraus in der vom Grafen Tressan herausgegebenen „Bibliothèque universelle des romans" vom Juni und September 1777. Das reichhaltige, vielfach von Wieland benutzte französische Sammelwerk brachte zunächst im Juni 1777 einige kurze, nicht eben tief gründende Bemerkungen über Basile sowie über den literarischen Wert und das schwierige Verständnis seines „Pentamerone", der auch nicht eine vernünftige, tragische oder interessante Novelle, sondern nur tolle Ammenmärchen enthalte, an denen höchstens kleine Kinder Spass finden könnten. Daran schloss sich eine freie, im einzelnen mehrfach verändernde und selbständig ausschmückende Nacherzählung der die neapolitanischen Märchen als Einleitung und Schluss umrahmenden Geschichte. Im September darauf bot die „Bibliothèque" ihren Lesern ausführliche Bearbeitungen der Märchen von Peruonto (Tag 1, Geschichte 3), von Sapia Liccarda und der Puppe aus Zuckerteig (Tag 3, Geschichte 4) und von Rosella (Tag 3, Geschichte 9), um dann ausdrücklich auf weitere Mitteilungen aus den lustigen und närrischen Einfällen der süditalienischen Sammlung zu verzichten. Von diesen Nacherzählungen gab die des „Peruonto" (S. 162—180 der „Bibliothèque") den Inhalt des neapolitanischen Märchens noch verhältnismässig am getreuesten wieder, obwohl sich der französische Bearbeiter auch hier manche Abweichungen vom Original erlaubte. Überall aber, wo er dies tat, finden wir ziemlich dieselben Abweichungen auch bei Wieland. Es steht daher ausser allem Zweifel, dass der deutsche Dichter den französischen Auszug aus dem „Pentamerone" als Vorlage für seine Arbeit benutzte. Fraglich könnte nur sein, ob er daneben auch noch gelegentlich einen Blick in den italienischen Grundtext tat. Recht wenig spricht für eine solche Annahme, viel dagegen.

Den Titel der neapolitanischen Märchensammlung zunächst schrieb Wieland wortgetreu[1]) aus der „Bibliothèque" (Juni 1777, S. 207) ab, die sich gleichfalls nur auf die Ausgabe von 1674 berufen hatte. Auch der Doppeltitel der deutschen Dichtung wies auf den französischen Auszug zurück, wo die Geschichte „Pervonte, ou les Dons des Fées" überschrieben war. Nur aus dem Französischen ferner lassen sich die gegen das Italienische mannigfach veränderten Namensformen der Hauptpersonen bei Wieland erklären. Aus Basiles „Peruonto" hatte schon der französische Bearbeiter „Pervonte" gemacht; genau so nannte Wieland den Helden seines Märchens. Dessen Partnerin in der drollig-wunderbaren Geschichte, die Königstochter, hiess im Italienischen Vastolla. Der Franzose hatte den Namen im Grunde unangetastet gelassen, aber in einer Kleinigkeit, die überdies für die französische Aussprache gleichgültig war, anders geschrieben: „Vastole". Aus dieser Form bildete nun Wieland mit veränderter Betonung, so dass der Hauptton jetzt auf die erste Silbe fiel, „Vástola". Peruontos Mutter, im Grundtext Ceccarella geheissen (wohl nach einer Figur aus der alten neapolitanischen Posse), blieb ebenso wie der schon im Italienischen unbenannte König im Französischen namenlos; demgemäss wusste auch Wieland die beiden nicht zu benennen und machte sich über diesen Mangel gleich zu Anfang seiner Dichtung im Übermut seiner Laune selbst lustig. Im italienischen Märchen wohnt Peruontos Mutter zu Casoria, einem kleinen, etwa zwei Stunden von Neapel entfernten Orte; der König residiert natürlich zu Neapel selbst. Der französische Bearbeiter machte die wackere Mutter des Tölpels in einem Häuschen auf dem Lande, nicht weit von der Stadt Salern, heimisch; den königlichen Palast verlegte er dem entsprechend nach Salern und machte aus dem Herrscher selbst einen „Prince de Salerne",

[1]) Nur schrieb er „lo Cunto delli Cunti", während die „Bibliothèque" im Juni „de li cunte" zitierte. Im September (S. 162) aber brachte sie dafür „delle Cunte". Daraus konnte Wieland leicht seine Lesart gewinnen, wenn er, was nicht unwahrscheinlich wäre, das e in den Maskulinformen für einen blossen Druckfehler hielt.

dem er doch auch wieder oft genug den königlichen Titel gab, und von dessen Reich er an manchen Stellen sprach, wie wenn es sich um das Königreich Neapel handle. Gleich ihm berichtete Wieland nur von einem König von Salern, doch ohne sich auch jene unbestimmten Hinweise auf Neapel anzueignen, und dachte sich Pervonte in der nächsten Umgegend Salerns wohnhaft; der Name Casoria begegnet bei ihm so wenig wie bei dem Franzosen.

Ebenso wie die Namen ist die Charakteristik der Personen in Wielands Dichtung fast durchweg von der französischen Darstellung abhängig. Basile hatte, wie es sich für den Erzähler eines richtigen Volksmärchens gebührt, nur mit wenigen kräftigen Strichen seine Figuren gezeichnet. Beinahe ganz ohne charakterisierende Züge liess er Peruontos Mutter: sie war ihm nur „na magna femmena de Casoria“ und im Hinblick auf ihren tölpelhaften, faulen Sohn eine „scura mamma“, eine „sfortunata“. Der französische Bearbeiter wusste schon viel mehr von ihr zu berichten. Er machte sie zu einer braven Frau, die von ihrem kleinen Vermögen in einem Häuschen auf dem Lande lebt; sie ist keine grosse Dame, hat aber, was sie mit ihrem Sohn und einer Dienerin zum Leben braucht, und wäre bei ihren bescheidenen Ansprüchen glücklich und zufrieden, wenn ihr dieser Sohn nicht so schweren Kummer verursachte. Wieland fand mit Recht diese Schilderung etwas zu vornehm; er eignete sich aus ihr hauptsächlich den ersten Satz an „elle n'étoit point grande dame“ und malte demnach hübsch die kleinen Verhältnisse der „guten Frau“ aus,

„die manchen Winter schon
im Wittibstande sich und ihrem Sohn das Leben
mit Spinnen fristete — ein braves flinckes Weib,
das früh und spat sich Müh zu geben
gewohnt ist, keinen Zeitvertreib
als ihres Haspels Knarren kennet,
und sehr zufrieden ist, wenn auf dem kleinen Heerd
ein wenig dürres Reiss zur Mittagssuppe brennet,

wirthschaftlich dann den Rest zusammenkehrt
und in den Ofen trägt, der in der engen Hütte
dem scharfen Frost nur sparsam wehrt." [1])

Die Dienerin, die der Franzose ganz unnötiger Weise dem kleinen Haushalt beigesellt hatte, verabschiedete Wieland mit gutem Grunde wieder. Sicherlich kam auch seine Auffassung der Vorstellung näher, die Basile sich von der wackern Frau zu Casoria gemacht hatte; aber diese Auffassung ergab sich für den deutschen Dichter ohne weiteres aus der Geschichte selber, aus der Arbeit etwa, zu der Pervonte von der Mutter in den Wald geschickt wird, aus den bescheidenen Wünschen, die er nachher beim Besuch des Volksfestes in Salern verfolgt: eine Bekanntschaft mit dem italienischen Text ist daraus in keiner Weise zu schliessen. Dass die Sorge um den blöden, zu nichts zu brauchenden Sohn die „einzige Plage" der Mutter war, hob Wieland übrigens auch wieder im Einklang mit dem französischen Bearbeiter hervor.

Enger schloss er sich an ihn in der Schilderung dieses Sohnes selber an. Kurz genug hatte Basile ihn bezeichnet als „lo chiù scuro cuorpo, lo chiù granne sarchiopio, e lo chiù sollenne sarchiapone, c'avesse crejato la natura . . . che no era buono pe no quaglio de cane". Des weiteren malte der Italiener die Trägheit, Rohheit und Dummheit Peruontos nicht in ruhiger Schilderung aus, sondern zeigte sie vielmehr in der bewegten Handlung selbst. Auf eine genauere Beschreibung der Hässlichkeit seines Helden wollte er zwar nicht verzichten; sehr geschickt verschob er diese aber auf eine spätere Gelegenheit, wenn der König den missgestalteten Burschen zum ersten Mal erblickt und voll Entsetzen in ihm den Vater seiner Enkel erkennt. Da zählt uns der Dichter alles der Reihe nach auf, wodurch schon die blosse Erscheinung Peruontos Ekel erregen muss: „otra che aveva lo capo de velluto, l'uocchie de cefescola, lo naso de pappagallo, la vocca de cernia, era scauzo e vrenzoluso, che, senza leggere lo Fioravante, potive pigliarete na vista de li secrete." Auch der

[1]) Teutscher Merkur, November 1778, S. 103.

französische Bearbeiter hielt sich bei den abstossenden Gemüts- und Geisteseigenschaften des Märchenhelden nicht lange auf, desto mehr jedoch bei seiner äusseren Missgestalt; aber auch diese schilderte er schon am Anfang der Geschichte, gleich bei der ersten Erwähnung Pervontes. Wieland folgte ihm darin. Die Aufgabe selbst, um die es sich dabei handelte, war für ihn weder neu noch schwer; hatte er doch seit dem Gemälde der Donna Mergelina im „Don Sylvio“ (Buch II, Kapitel 2) schon manche Probe von seiner Kunst gegeben, körperliche Hässlichkeit drastisch zu beschreiben. So hielt er sich denn auch jetzt im einzelnen nicht allzu streng an das Bild, das sein nächster Vorgänger von dem widerlichen Äusseren des Burschen entworfen und selbst völlig frei gegenüber der Zeichnung des Italieners ausgeführt hatte. Um Augen, Lippen und Zähne kümmerte er sich weniger als der Franzose; auch die Ungleichheit der Schultern und Beine ersetzte er durch andere Unschönheiten derselben Körperteile. Immerhin blieb mehr als ein Zug von Hässlichkeit, den er unmittelbar der „Bibliothèque“ verdankte. Hier hatte es von Pervonte geheissen: „Il avoit le teint fort noir et les cheveux très-roux, un oeil petit et verd, l'autre plus grand et bleu; son nez étoit gros, ses levres étoient très-épaisses, et deux longues dents jaunes comme deux défenses de sanglier, sortoient de sa bouche, d'ailleurs mal garnie: il avoit une épaule plus haute que l'autre, et la jambe plus courte du côté opposé.“ Wieland stellt uns den „jungen Kerl“ vor, wie er sich im Kopf kratzt,

„im dicksten Kopf, den je der weite Sund
von einem Ochsenmaul in zwoo Halbkugeln trennte,
mit rothem Haar garniert, das borstenweise stund,
und um die schmale Stirne rund
wie angezündte Stoppeln brennte,
die Ohren ellenlang, die Nase kurz und dick
wie Hals und Leib, die Schultern breit, die Beine
wie Pfosten — kurz, der *Kruditäten* eine
des alten Mütterchens . . .“ [1])

[1]) Teutscher Merkur, November 1778, S. 102 f.

Aber auch die Dummheit und die gegen alles gleichgültige Trägheit Pervontes, der wie ein Tier nur den Trieb nach Nahrung in sich fühlt, schilderte Wieland mit ausführlicheren Worten. Dabei klang namentlich ein Satz seines französischen Vorgängers in seiner Darstellung nach: „Ignorant en tout, bête jusqu'à ne rien comprendre: si c'est être bon garçon que de n'avoir aucune volonté à soi, et de ne former aucune espece de desirs, il avoit cette qualité.“ Nur umständlicher sprach Wieland ungefähr den gleichen Gedanken aus und verbrämte ihn überdies mit ironischen Einfällen und Anspielungen, auf die weder Basile noch der Verfasser des französischen Auszugs gekommen wären:

„Da war auch keine Spur von Neugier noch Verstand;
nichts gieng in seinen Kopf, nichts gieng ihm von der Hand . . .
. . . im Uebrigen ein gutes Vieh,
den nie der Kitzel stach, nach wann, warum, und wie,
bey irgend einem Ding zu fragen,
und den, ist nur sein Wanst, womit es sey, gefüllt,
nichts weiter in der Welt bekümmert;
das wahre Seitenstück zum Bild
des *Weisen beym Horaz*, dem's mächtig gleichviel gilt
wozu die Götter wohl diess schöne Rund gezimmert,
dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert,
kurz, der fein warm und dicht in — Dummheit eingehüllt,
nichts liebt noch hasst, nichts billigt und nichts schilt.“ [1])

Noch freier verfuhr Wieland mit seiner Vorlage in der Charakteristik der fürstlichen Personen. Das Wesen des Königs hatte Basile überhaupt nirgends mit besondern Worten angedeutet, sondern liess es nur aus seinen Reden und Handlungen erkennen; ganz ebenso der Franzose. Wieland dagegen zeichnete mit manchem Wortaufwand den König als einen ausserordentlich schönen Mann, der jedoch allmählich zu altern beginnt. Von seinen Charaktereigenschaften erfahren wir zu-

[1]) Ebenda S. 104.

nächst auch im deutschen Gedichte nichts; nur hören wir, dass er sich eben nicht sehr beeilt, seine Tochter, die in ihrer Schönheit ihm täuschend ähnlich ist, zu vermählen. In Wielands Vorlagen stand kein Wort von dieser Ähnlichkeit; ja Basile erwähnt nicht einmal die Schönheit Vastollas ausdrücklich: sie versteht sich für ihn wohl von selber. Er erzählt uns nur, dass die Prinzessin „pe naturale malenconia“ noch niemals gelacht hatte, bevor sie Peruonto erblickte. Diesen angeborenen Trübsinn verwandelte schon der französische Bearbeiter in masslosen Stolz, dem er nun auch verschiedene rühmlichere Eigenschaften entgegenzustellen sich verpflichtet fühlte. So schilderte er die Fürstentochter als „belle, charmante, qui avoit de l'esprit et des talens, mais de la hauteur, de la fierté, et dédaignoit tous les amans qui se présentoient en foule pour lui faire la cour.“ Wieland entwarf das nämliche Charakterbild von seiner Vastola; nur malte er sowohl die Schwärme ihrer Anbeter wie auch neben der Schönheit der Prinzessin, des „Abgotts von Salern“, die Koketterie der stets „Eiskalten“ und „Kieselharten“ gegen ihre Werber breiter aus, ihr „Zauberlächeln“, das die Freier „zum Nichtermüden frischt“, zugleich aber ihren Trotz und ihre Verachtung, womit sie die eben Ermutigten wieder von sich stösst und jeder Hoffnung beraubt. Dazu fügte er etwas später, bei der Erzählung nämlich, wie Vastola zum ersten Male den Pervonte sieht, noch einen weiteren Charakterzug, mürrische Launenhaftigkeit, die ihr den Gegenstand des allgemeinen Spasses nur zum Verdruss und Ekel gereichen lässt.

Nicht so bedeutsam wie die Charakteristik der wichtigeren Personen bildete Wieland die überlieferte Handlung des Märchens um, auch hierin seinem französischen Vorgänger ähnlich. Nur breiter machte zuerst dieser und dann noch einmal der deutsche Dichter alles, Einzelheiten schoben sie beide ein, auch die Anordnung der Teile der Geschichte, die Reihenfolge der erzählten Vorgänge änderten sie hie und da ein wenig.

Basile hatte seinem Märchen einige kurze moralische Bemerkungen vorausgeschickt, wonach es zeigen sollte, wie keine

gute Tat in der Welt unbelohnt bleibt. In der „Bibliothèque“ war diese Erörterung gestrichen worden; der Bearbeiter begann hier sofort mit dem „Il y avoit une fois“. Wieland, der gerade den kürzeren epischen Gedichten aus dem ersten Weimarer Jahrzehnt eine philosophierende oder moralisierende Betrachtung vorauszusetzen liebte, deutete in dreissig einleitenden Versen so ziemlich auf dasselbe „Nil admirari“ des Horaz, auf das er einige Seiten später bei der Charakterzeichnung Pervontes wieder anspielte,[1]) um den Gedanken des alten Lehrmeisters in der Lebenskunst ganz ähnlich fortzuspinnen wie dort: Wie der Weise, zufrieden mit den Gaben des Geschicks, in seiner Weisheit nichts wünscht, so wünscht auch der Dümmste nichts, aus Dummheit; so gleicht sich in der Welt alles gegenseitig aus, und darum mögen Weise und Narren in brüderlicher Liebe nebeneinander als Kinder Einer Mutter friedlich leben. Mit unbedingt zwingender Gewalt ergibt sich diese Lehre nicht aus dem folgenden Märchen; es wäre darum doppelt befremdlich, dass Wieland sie, ohne auch nur mit einer Silbe der Moral Basiles zu gedenken, an deren Stelle gesetzt hätte, wenn er eben diese Moral in dem neapolitanischen Druck gelesen haben sollte.

Die eigentliche Geschichte beginnt im Italienischen wie im Französischen mit der Schilderung Peruontos und seiner Mutter; Wieland schiebt die Charakteristik des Königs und seiner Tochter voraus und springt dann ziemlich unvermittelt zu der Beschreibung des bäuerlichen Paares über. An sich bedeutete diese Umstellung keinen Vorzug des deutschen Dichters; bei der Umständlichkeit aber, womit er seine Figuren auszumalen pflegte, konnte er sich nicht wohl anders helfen. Er vermied es so, seine Erzählung gerade da, wo die Handlung ohne grossen Schaden unmöglich stillstehen durfte, durch die Schilderung des Fürsten und der Prinzessin ungebührlich lang zu unterbrechen. Für seine sehr viel kürzer charakterisierenden Vorgänger bestand diese Gefahr überhaupt nicht.

---

[1]) Vgl. oben S. 138.

Eine unwesentlichere Verschiebung in den ersten Vorgängen der Geschichte selbst hatte schon der französische Bearbeiter vorgenommen, dem Wieland hier getreulich folgte. Wie Basile erzählte er den Auftrag der Mutter an ihren müssigen Sohn, aus dem Walde Holz für die Küche zu holen, und dessen Vollzug durch Pervonte. Das im Italienischen anschaulich und breit dargestellte langsame Einhertrödeln des faulen Schlingels beachtete er zunächst nicht, liess ihn nach zwei Worten im Wald angekommen sein, sein Reisigbündel zusammenlesen und nun erst „en niaisant et en dandinant“ sich auf den Heimweg machen. Wieland fühlte hier, wie sonst öfters, die Lust und die Pflicht, den Vorgang in seine einzelnen Teile zu zergliedern, so dass wir Schritt vor Schritt die Handlung sich entwickeln sehen, gleich als ob er die Abschnitte des „Laokoon“, welche dieses Verfahren bei Homer rühmen, neuerdings gelesen hätte, vielleicht aber auch nur in unbewusster Ausübung der einst den Fabeln La Fontaines und ähnlichen Mustern abgelernten Technik. So hatte er schon vorher Pervontes Mutter sagen lassen: „Nimm deinen Hut, lauff in den Wald!“ Nun erzählte er Zug für Zug, wie der Bursche sich aufrafft, in den Wald „schlendert“, hier zuerst stehen bleibt und nach den Bäumen herumgafft, dann ans Werk geht, in die Hände spuckt, unter den Bäumen herumkriecht und sein Bündel dürres Holz sammelt, sich vergebens nach Hause getragen wünscht und endlich sich das Bündel auflädt und den Heimweg antritt. Wenn sich Wieland bei dieser epischen Ausführlichkeit seines Vortrags auch in gewissem Sinne der Darstellung des italienischen Textes näherte, so bedurfte er dazu doch keineswegs einer unmittelbaren Kenntnis dieses Textes. Gegen eine solche Annahme scheint es vielmehr zu sprechen, dass er gleich dem französischen Bearbeiter Pervonte erst nach getaner Arbeit die Feen erblicken liess, wie er aus dem Wald wieder auf das freie Feld heraustritt. Bei Basile begegnet er den drei mit Wunderkraft begabten Wesen bereits auf dem Wege zum Wald. Hier sind es aber Jünglinge, Söhne einer Fee, die da mitten in der heissesten Sonne schlafen. Nur die der neapolitanischen

Mundart eigene Bildung des männlichen Plurals auf e („tre guagnune“, „ste poverielle“, „chille giovane“ und in einigen Ausgaben auch „figlie de na fata“ u. s. w.) führte den französischen Bearbeiter irre, so dass er die Schlafenden für Mädchen nahm. Wieland schloss sich um so unbedenklicher an ihn an, als ihm Feen zweifellos geläufiger waren als zauberkräftige Söhne von Feen.

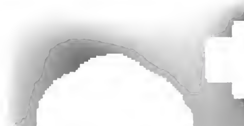
Auch die Art, wie Pervonte die der Sonnenglut ausgesetzten Frauen, deren Schönheit ihn rührt, durch ein Laubdach schützt und endlich erweckt, nahm er in der Hauptsache aus dem Französischen, das hier durch manche kleine Züge die italienische Vorlage erweitert hatte. Schon in der „Bibliothèque“ breitet der mitleidige Bursche über die drei Laubdächer, die er hier errichtet, seine Schürze, seinen Rock und sein Schnupftuch. Bei Wieland nimmt er zum selben Zwecke sein Wamms und Halstuch. Dann lacht er herzlich über seinen guten Einfall und „yahnt aus vollem Rachen

so laut als eine Eselin,
bis unsre Nymfen dran erwachen.“

Sein Gelächter, hatte es im Französischen geheissen, „étoit éclatant, et ressembloit beaucoup au braiement d'un âne“. Im Italienischen fehlte das Lachen überhaupt und somit auch der drastische Vergleich. Die drei Jünglinge erwachen hier von selbst, sehen, wie gefällig sich ihnen der Bauernbursche erwiesen hat, und sagen ihm ohne weitere Zwischenreden sogleich, dass ihm alles zuteil werden solle, was er wünsche. Im Französischen fragen ihn die Feen zuerst, ob sie ihm für die liebenswürdige Aufmerksamkeit verpflichtet seien, und Pervonte antwortet auf diese Frage wie hernach auf die Mitteilung der Dankbaren, dass sie ihm ein Geschenk machen wollen, mit Reden, die trotz der Unbeholfenheit und Plumpheit des Ausdrucks zu viel Zartgefühl verraten, auch zu verständig und besonders zu wortreich sind, als dass wir sie dem Tölpel zutrauen sollten. Viel richtiger schweigt er bei Wieland mit gesenktem Blick und schmunzelt bloss und dreht den Hut. In den Reden der Feen klingt übrigens auch hier mehrfach

das Französische nach. Ebenso in den Versen, in denen beim Verschwinden der drei Wunderfrauen Pervonte, der von allem nichts begriffen hat, sein Befremden ausspricht, dass sie ihn trotz aller guten Worte nicht mit klingender Münze belohnt hätten; auch davon steht bei Basile nichts.

Wieder genau nach dem Französischen auch in jenen die Handlung Schritt vor Schritt uns vorführenden Einzelzügen, über die der italienische Verfasser achtlos hinweggegangen war, erzählt Wieland den Ausruf des heimkehrenden Pervonte, dass das Reisigbündel, das er tragen soll, lieber ihn tragen möchte, die augenblickliche Erfüllung dieses Wunsches und den Ritt des bald von einer johlenden Menge begleiteten Burschen auf dem Bündel am königlichen Schlosse zu Salern vorbei. Vor dem Schlosse macht das Bündel, wie Basile in gedrungenster Kürze sagt, Volten und Kurbetten zum Erstaunen („fece rote e crovette da stordire“). Der französische Bearbeiter hatte es schon auf dem Wege zum Schloss die verschiedenartigsten Sprünge machen lassen („le fagot... se met à gambader, à pirouetter, et à caracoller“), die Wieland gar nicht alle nachbilden konnte. Vor den Fenstern des Fürsten aber machen in der „Bibliothèque“ Pervonte und das Bündel gleichfalls absichtlich Halt und zeigen alle ihre Künste: „le cavalier et le fagot même jugerent à propros de s'arrêter quelque temps dans cet endroit, et d' y faire tous leurs exercices.“ Diese Übertreibung, die überdies für den gedankenlosen, auch jetzt den Zusammenhang der Dinge noch nicht begreifenden Pervonte in keiner Weise passte, liess Wieland mit Fug und Recht beiseite. Ebensowenig eignete er sich die ungeschickte Zutat des Franzosen an, dass vom Schloss aus die Prinzessin in Gesellschaft ihres Vaters dem lächerlichen Schauspiele zusah. Nur ihre Damen befinden sich bei ihr, im Deutschen wie im Italienischen, das aber durch diese Übereinstimmung wieder nicht als notwendige Vorlage Wielands zu erweisen ist: sein eigner künstlerischer Sinn konnte ihm schon sagen, dass der König vor dem Volksfest Pervonte nicht zu Gesicht bekommen darf.



Bei Basile lacht die trübsinnige Fürstentochter beim Anblick des seltsam springenden Bündels mit seinem Reiter zum ersten Mal in ihrem Leben laut auf, und der Bursche, ärgerlich über diese Verhöhnung, ruft ihr alsbald zu: „O Vastolla, va, che puozze deventare prena de sto fusto!“ Der französische Bearbeiter führt die Szene weiter aus: die Königstochter lacht zuerst tüchtig, dann ruft sie laut, dass Pervonte es hören muss: „Assurément le cheval n'est pas beau; mais le cavalier est encore plus vilain, plus mausade, et plus ridicule.“ Nun erst, durch diese Worte gereizt, schreit der Bursche ihr seinen groben Wunsch zurück, auch wieder umständlicher und im einzelnen genauer bestimmt als im Italienischen: „Ah, ah, Mameselle la Princesse, vous ne me trouvez donc pas à votre gré? Eh bien, je souhaite que vous soyez grosse de moi de deux enfans, afin de voir, après cela, comment vous me trouverez.“ Wieland hält sich durchaus, manchmal fast wörtlich, an den Franzosen, erweitert und verstärkt ihn aber überall und strebt nach genauerer Begründung des Einzelnen. Die Prinzessin ist gerade schlechter Laune und lacht deshalb überhaupt nicht über Pervonte, der ja so, wie ihn Wieland zeichnet, ein herzhaftes Lachen nicht leicht übel nehmen würde; sondern

Sie rümpft die Nase, wirft sich in die Brust,
und ruft: „Seht doch den Bärenhäuter,
„den Vogelschreck! — Sein Pferd ist freylich schlecht,
„und doch ists noch zu schön für einen solchen Knecht.
„Das missgeschafne Thier!“
Pervontens lange Ohren,
wiewohl sein Witz so dick war als sein Fell,
verlohren
kein Wort von diesem Lobe — „So? Mamsell
Princessin, ruft er, bin ich nicht nach ihrem Schnabel?
Gut! Wär' ich auch der grosse Bel zu Babel,
so wünsch ich, dass sie auf der Stell
mit Zwillingen, versteht sie, schwanger gienge,
und das von mir!

Dann wollten wir doch sehn, eh sie von Thür zu Thür
mit ihren Krabben betteln gienge,
ob sie dem missgeschafnen Thier
mit Freuden nicht sich an den Gürtel hienge!" [1])

Nach diesem Zornesausbruch reitet er stracks nach Hause. Über seine Ankunft daselbst berichtet Basile nur, dass die Mutter vor den nachfolgenden Gassenjungen schleunigst die Türe zusperrt. Ob sie auch ihren Sohn über seinen seltsamen Ritt befragt, wird uns nicht verraten; das Märchen kehrt sofort zum Schicksal der Prinzessin zurück. Erst der französische Bearbeiter, und in engem Anschluss an ihn Wieland, erzählt von den Fragen der erstaunten Mutter, von Pervontes verworrenen Antworten, aus denen niemand klug wird, und von seinem ferneren müssigen Leben, während man das ganze Abenteuer allmählich vergisst: ohne Zweck und Plan, lebt der träge Tölpel auch ohne Wunsch weiter, so dass er Jahre lang nicht dazu kommt, die — unbewusst ihm eigene — Feengabe zu erproben.

Etwas rascher ging die „Bibliothèque" über die im Italienischen mit naiver Derbheit geschilderte wunderbare Schwangerschaft und schliessliche Niederkunft der Prinzessin hinweg: nur betonte sie, dass Vastole beständig ihre Unschuld versichert und in diesem Gefühle gerade jetzt doppelt spröde gegen alle Bewerber ist. Wieland folgte seinem französischen Vorgänger hier in allem und jedem; doch malte er selbständig in grösster Breite das Gerede am Hofe und in der Stadt über den unerklärlichen Vorgang aus. Den Zorn des Königs, der „vor Gift und Galle gelber als eine Quitte wird", deutete er dagegen ebenso wie der Franzose nur mit wenigen Worten an, während sich bei Basile der Wütende in langen Reden voll der spitzfindigsten Wortspiele ergeht, den Tod seiner Tochter schon vor ihrer Entbindung und ebenso unmittelbar darnach verlangt und sich nur durch die gleichfalls wort- und wortspielreichen Vorstellungen seiner Räte bestimmen lässt zu

[1]) Teutscher Merkur, November 1778, S. 109 f.

warten, bis er mit der Verführten auch ihren jetzt noch unentdeckten Verführer bestrafen kann. So wachsen die Kinder der Prinzessin inzwischen unbehelligt heran. Basile bezeichnete sie ausdrücklich als „dui mascolune, comme a dui pomme d'oro"; der Franzose machte daraus „deux petites filles", und so erzählte auch Wieland von zwei „holden Töchterchen", über deren — im Französischen als selbstverständlich nicht besonders erwähnte — Schönheit er ein paar allgemeine Worte beifügte.

Auf das erneute Drängen des Königs nach sieben Jahren schlägt im Italienischen ein Ratgeber vor, ein grosses Festmahl zu veranstalten, zu dem „ogne tetolato e gentelommo de sta cetate" oder, wie es hernach heisst, „tutte le perzune de ciappa e de cunto" zu erscheinen haben; aber die herbeigeholten Zwillinge verraten zu keinem der Anwesenden die geringste Zuneigung. Aus dem einfachen Ratgeber machte der französische Bearbeiter „un sage Ministre du Roi", Wieland, der nur bis zum sechsten Jahre der beiden Kinder wartete, einen Seneschall, den er ironisch als „Mann von grossem Kopf" bezeichnete. Die ausführliche direkte Rede des Ratgebers bei Basile hatte der Franzose in einen kurzen Satz zusammengedrängt und sich dazu der Form der oratio obliqua bedient. Wieland griff wieder auf die direkte Rede zurück, legte aber seinem Seneschall Worte in den Mund, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Italienischen aufweisen. Die Gesamtheit des Adels, die der Franzose ungefähr ebenso wie Basile ausgedrückt hatte („toute la Noblesse", „tous les grands Seigneurs du Royaume, jeunes et vieux"), umschrieb er eigenartig: „vom Hühnerstopfer an bis zu den[1]) Herrn mit Stäben, was königlich sich schreibt". Erst die späteren Ausgaben seiner Dichtung (seit 1785) brachten dafür: „Vom kleinsten Junker an bis zu den Herrn mit Stäben, Was *Ahnen* hat".

Nun lässt bei Basile der König auf den Vorschlag seiner Räte sogleich ein zweites Gastmahl, an einer langen langen Tafel, für die niedrigen Leute und alles Gesindel der Stadt

[1]) Im „Merkur" (Dezember 1778, S. 196) steht verdruckt: dem.

geben (das im Italienischen weitläufig aufgezählt wird), um hier vielleicht den Vater der Zwillinge zu entdecken, „perchè la femmena s'attacca sempre a lo peo“. Zu diesem Gastmahl begibt sich auf Zureden seiner Mutter auch Peruonto, und kaum erscheint er, so laufen die beiden Kinder auf ihn zu und überhäufen ihn mit Liebkosungen. Der französische Bearbeiter setzte an die Stelle eines regelrechten Gastmahls „une cocagne“ für das Volk von Salern und schilderte nach Berichten solcher, die Süditalien bereist hatten, einzelne Einrichtungen eines derartigen Volksfestes, besonders die „Pyramide“, die man dabei dem Pöbel zur Plünderung überlässt, einen auf offnem Platze hoch aufgerichteten, mit allerlei Esswaren umsteckten Mastbaum. Wieland folgte wieder dem Franzosen, schob aber vor der — genau nach seiner Vorlage, nur etwas breiter geschilderten — „Cocagne“, deren Namen er sogar beibehielt, noch einen zweiten, erfolglosen Versuch, einen Ball für die Bürger von Salern, selbständig ein und leitete sowohl zu diesem zweiten wie dann zu dem dritten Versuche durch lebhafte Reden zwischen dem König und seinem Seneschall hinüber.

Zu dem Volksfest treibt in der „Bibliothèque“ die Mutter den Pervonte: „Vas-y . . . tu m'en rapporteras du moins un cervelas“. Fast die nämlichen Worte spricht sie bei Wieland:

„. . . geh, du auch; du wirst doch eine Wurst
zum wenigsten von diesem Spass erhaschen;
lauf was du kannst!“

Die letzte Ermahnung, die den bei der Trägheit Pervontes nicht recht wahrscheinlichen Erfolg hat, dass der „Rothkopf keuchend angelauffen“ kommt, stammt aus der kurzen, auch wohl nicht so buchstäblich zu nehmenden Bemerkung des französischen Bearbeiters „et le benêt y court“. Wie im Italienischen und Französischen, eilen auch bei Wieland die Kinder „mit offnen Armen“ („les bras ouverts“) auf Pervonte zu. Das in der „Bibliothèque“ nur ganz allgemein angedeutete Erstaunen des Hofes und den Zorn des Fürsten drückte aber Wieland sehr glücklich mit humoristischer Wirkung durch ein kurzes

Gespräch zwischen dem über den Erfolg seines Vorschlags erfreuten Seneschall und dem wütenden König aus. Damit näherte er sich wieder der Darstellungsweise Basiles, der hier gleichfalls zur direkten Rede gegriffen hatte. Auch aus der im Italienischen hier erst eingefügten Schilderung der äusserlichen Hässlichkeit des Burschen, die Wieland gleich dem Franzosen ja schon viel früher gebracht hatte, scheint doch noch ein Zug hier in das deutsche Gedicht herüberzuwirken und zwar ohne Vermittlung der französischen Nacherzählung. Barfuss und zerlumpt („scauzo e vrenzoluso“) kommt Basiles Peruonto zu dem Gastmahl; und Wieland beschreibt ihn

„. . . . so schmutzig als er da
in seiner Jacke steht, mit ungekämmten Haar
und ohne Schuh“.

Doch beschränkt sich auch hier die Ähnlichkeit auf einen einzigen, nebensächlichen Zug, auf den der deutsche Dichter sehr leicht von selbst ohne jede fremde Anregung kommen konnte. Die Worte aber, die er dem König in den Mund legte, unterscheiden sich so sehr von den italienischen, dass man auch hier kaum auf eine unmittelbare Benutzung des neapolitanischen Textes wird schliessen dürfen.

Ein weiterer, gleichfalls selbständig ausmalender Zug Wielands ist es, dass der erzürnte Fürst, sobald die arme, sich keiner Schuld bewusste Vastola anfangen will, sich zu verteidigen, „ihr Arm und Bein zu brechen“ droht. Die Strafe, zu der er die Prinzessin samt dem Burschen und den beiden Kindern verurteilt, dass sie zusammen in ein Fass gesteckt und ins Meer geworfen werden sollen, und der sofortige Vollzug dieser Strafe wird im Italienischen, Französischen und Deutschen ziemlich gleichmässig dargestellt. Nur fällen bei Basile die Räte, bei dem Franzosen und bei Wieland, der sich auch hier wieder der direkten Rede bedient, der König selbst in seiner Leidenschaft den Spruch, und bei ihnen steht auch schon das Fass bereit von dem Volksfest her, wo man es, mit Wein gefüllt — Wieland nimmt an, mit „ziemlich saurem Wein“ —

dem Pöbel preisgeben wollte. Dagegen fiel schon in der „Bibliothèque“ die Bemerkung Basiles weg, dass einige jammernde Hofdamen der Prinzessin in das Fass noch ein kleines Fässlein voll Rosinen und getrockneten Feigen werfen, damit ihre unglückliche Herrin wenigstens für eine kurze Zeit zu leben habe. Der Satz fehlte demgemäss auch bei Wieland.

Im Zusammenhange damit entwickelte sich denn auch die nächste Szene formal verschieden im neapolitanischen Märchen und in seinen beiden Bearbeitungen. In jenem fragt die verzweiflungsvoll weinende Vastolla, die vorläufig an kein Wunder denkt, nach dem eben Erlebten aber an der Vaterschaft Peruontos nicht mehr zweifelt, diesen in der naiv-unanständigsten Weise, wie er es angestellt habe, sie in diese entsetzliche Lage zu bringen. Der Tölpel antwortet auf diese wie auf jede folgende Frage und Bitte regelmässig: „Si vuoie che te lo dico, tu damme passe e fico“, und als seine Esslust befriedigt ist, erzählt er die ganze Geschichte. Der französische Bearbeiter des achtzehnten Jahrhunderts konnte die urwüchsigen Derbheiten des Italienischen seinen Lesern unmöglich zumuten. So hielt er die Frage nach dem Wie, auf die sein Pervonte keine Antwort weiss, ganz allgemein, doch so, dass sie zugleich den vollen Unglauben zeigte, mit dem die Königstochter die Lösung des langjährigen Rätsels aufnimmt, und liess unmittelbar darauf die Versicherung der Prinzessin folgen, dass sie den mit ihr verurteilten Burschen überhaupt noch nie gesehen habe, wofern er nicht etwa jener Geselle sei, der vor etwa acht Jahren auf dem Reisigbündel am königlichen Schlosse vorbeiritt. „Eh! mais vraiment c'étoit moi-même“, erwidert da Pervonte, „à telles enseignes que vous me trouvates vilain, et que, piqué de cela, je souhaitai que vous fussiez grosse de moi de deux enfans tout d'un coup. Oh Dame! Tout ce que je souhaitois dans ce temps-là, arrivoit sans faute; parce que j'avois rendu service à trois Fées qui m'avoient dit que je n'avois qu'à desirer.“ Das in seiner regelmässigen Wiederkehr für das echte Volksmärchen so bezeichnende gereimte Sprüchlein mit dem Verlangen nach Rosinen und Feigen konnte bei

einer derartigen lebhafteren Gestaltung des Gesprächs keine Stelle mehr finden; darum strich der Bearbeiter das ganze Motiv.

Wieland folgte hier durchweg in freier Weise der „Bibliothèque". Hatte diese das Entsetzen und die Verzweiflung der Prinzessin eben auch nur genannt, so malte er die fürchterliche Lage der mit Pervonte zusammengesperrten, dem Tode preisgegebenen Fürstentochter mit kräftigen Strichen genauer aus und legte dabei den Nachdruck besonders auf das Widerliche und Schmachvolle der Situation für die spröde, stolze Vastola. So zeugen denn auch ihre Reden von einem Ekel und einer Verachtung ihres Schicksalsgenossen, die im Französischen nicht wahrzunehmen sind. Mit Abscheu und unbedingtem Unglauben weist sie den Gedanken an seine Vaterschaft zurück. Breiter und derber als in der ganz abgeblassten Darstellung der „Bibliothèque", zugleich jedoch noch lebendiger und natürlicher in Rede und Gegenrede gegliedert, entwickelt sich hier ihr Gespräch mit dem plumpen Burschen. Auf ihren Ausruf „Ich, die dich nie in meinem Leben sah!" unterbricht sie dieser:

„Was das betrift Frau Donna Vastola,
da möchtet ihr die Wahrheit ziemlich sparen."

Und nun entspinnt sich zwanglos mit dramatischer Munterkeit der Dialog:

Ach! nun besinn ich michs — an deinen rothen Haaren
und an dem weitgespaltnen Maul —
Bist du vielleicht der Schuft, der auf dem Steckengaul
bey unserm Schloss vor sieben Jahren
vorbeygeritten kam?
„Ey freylich, bin ich der!
Ich weiss es noch als wärs von gestern her;
besinne mich gar wohl, wie ihr das Näschen rümpftet,
und wie ein Sperling auf mich schimpftet,
und hiesst mich Vogelschreck und Zeidelbär,
und was vors Maul euch kam — Es kroch mir übern Magen,
das läugn' ich nicht; und, mit Respect zu sagen,
da wünscht' ich euch, ihr möchtet straks von mir

mit Zwillingen ein wenig schwanger gehen:
Ihr solltet, dacht ich, Spass verstehen;
Wie ihr Ernst draus gemacht und zu den Püppchen hier
gekommen seyd, da möcht ihr selber sehen.
Ich, wie ihr wisst, weiss weder Gicks noch Gacks
davon. Das weiss ich nur: ich hatt' es von den Feen
dass damals, was ich wünschte, stracks
geschehen musste.“
Wie? das hattest du von Feen?
„Nicht anders! Meine Reuterey
auf einem Bündel Reis bey euerm Schloss vorbey
kam bloss daher.“ [1])

Daran schliesst sich dann im Deutschen wie im Französischen ganz von selbst, und zwar mit beinahe wörtlicher Übereinstimmung, die Frage, ob Pervonte diese Feengabe noch immer habe, und seine Antwort, dass er dies nicht wisse, da er bei seiner Mutter immer genug zu essen, also nichts zu wünschen gehabt habe. Im Italienischen fehlt auch diese Erwägung; Vastolla hat hier kaum vernommen, wie vor acht Jahren alles vor sich ging, so bittet sie den noch eben Geschmähten mit den freundlichsten Worten — sie nennt ihn „Frate mio“ und „Bello giovane mio“ —, dass er das Fass in ein schönes Schiff und, als es Abend wird, das Schiff in ein herrliches Schloss, endlich sich selbst in einen schönen, feinen jungen Mann verwandelt wünsche. Und Peruonto verlangt jedes Mal seine Handvoll Feigen und Rosinen; dann spricht er den Wunsch aus, der sich alsbald erfüllt. Die überraschende Vollkommenheit dieser Erfüllung, das geschäftige Treiben auf dem Schiffe, die prächtige Einrichtung des Palastes, die nunmehrige Schönheit Peruontos, schildert Basile mit wenigen, aber bezeichnenden und durchaus genügenden Strichen.

Der französische Bearbeiter wandte schon beträchtlich mehr Worte auf, obgleich bei ihm Pervonte ohne jede Gegen-

[1]) Teutscher Merkur, Januar 1779, S. 5 f.

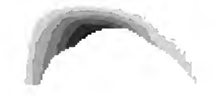
forderung sogleich den Bitten der Prinzessin Gehör schenkt. Zuerst wünscht er hier nur Lebensrettung überhaupt, worauf das Fass flott und sicher auf den Wogen dahinschwimmt, dann erst ein schönes, mit allem Nötigen bequem ausgestattetes Schiff, hernach in einem anmutigen, aber unbewohnten Tal am Ufer ein prächtiges Schloss mit Park, Obstgarten, Weideplätzen, allerlei Tieren, dazu Diener, Dienerinnen und sonstiges Gefolge. Die beiden letztern Wünsche spricht ihm die Prinzessin Wort für Wort vor. Im Schlosse setzen sich die Geretteten zu Tisch, begeben sich dann, müde von den Aufregungen des Tages, bald zur Ruhe, und erst beim nächsten Mittagsmahl wünscht sich Pervonte der Prinzessin zuliebe persönliche Schönheit.

Obgleich fast doppelt so umfangreich wie das Italienische, verhält sich doch die Erzählung in der „Bibliothèque“ zu Wielands Darstellung dieser nämlichen Vorgänge wie eine knapp andeutende Skizze zur breitesten Ausführung. „Mon cher Pervonte“, hatte auch im Französischen die Prinzessin sogleich begonnen, als sie von der Feengabe hört, die ihr sonst nur Abscheu erweckender Gefährte besitzt. Wieland lässt sie zuerst noch grob auf seine Dummheit schimpfen, die ihn die ganzen Jahre her nie zu einem Wunsch hat kommen lassen; dann sucht sie ihn — nicht ohne Ironie — zum Wünschen zu bewegen. Und nun weigert sich der durch ihre Schmähungen gekränkte Pervonte und gibt ihren Bitten erst nach, als sie ihm „einen derben Schmatz“ gewährt, dessen Widerlichkeit für die stolze Vastola Wieland nachdrücklich hervorhebt. Also auch hier lässt sich der Tölpel seine Bereitwilligkeit zu wünschen durch eine Gegengabe abkaufen wie bei Basile, im Gegensatze zur französischen Fassung. Doch scheint auch dieses Motiv nicht aus dem italienischen Texte zu stammen: der Verfasser der „Komischen Erzählungen“ und der folgenden, geistig verwandten Dichtungen brauchte keinen fremden Lehrmeister, um zu schildern, wie eine spröde Schöne sich in der Not gegen den, der sie retten kann, nachgiebig erweist.

Die beiden ersten Wünsche der französischen Bearbeitung

drängte Wieland in einen zusammen: sein Pervonte muss sich sogleich „die schönste kleine Barke“ wünschen, wohl versehen mit allem Nötigen und bemannt mit rüstigen Matrosen. Auch hier kehrte der deutsche Dichter doch wohl unbewusst zu der Fassung des italienischen Originals zurück. Sie ergab sich ihm ganz natürlich von selber: wenn die Prinzessin die Erhörung ihrer Bitte so teuer, durch einen Kuss, bei dem widerlichen Gesellen erkaufen muss, kann sie sich auch nicht mit der Kleinigkeit begnügen, zu wünschen, dass sie in dem Fasse nicht ertrinken möchten, sondern darf sogleich mehr, ein schönes Schiff, begehren. In der Ausmalung des „Feenwerks“, das auf den kaum ausgesprochnen Wunsch erscheint, verfuhr Wieland ganz selbständig, mit behaglichster Breite und mit Aufwand aller möglichen Anspielungen auf geschichtliche Vorgänge und philosophische Lehrsätze. Wenn die Matrosen bei ihm „belebten Bildern gleich“ unermüdlich ihre Arbeit „nach dem Takt in tiefster Stille“ tun, so ist dies das gerade Gegenteil von der lärmenden Geschäftigkeit der Schiffsleute bei Basile, die freilich auch dem süditalienischen Volkscharakter besser entsprach: hätte Wieland den neapolitanischen Text gekannt, so hätte er wohl auch das Leben auf der Barke mehr im Einklange mit ihm geschildert. Sicherlich unabhängig von Basile, bei dem auch nach der Verwandlung des Fasses in ein Schiff und in einen Palast die getrockneten Feigen und Rosinen ihre Rolle weiter spielten, obgleich sie doch nur in dem sonst an Vorräten leeren Fass eine Bedeutung hatten, kam Wieland auf den Einfall, dass Pervonte sich hauptsächlich an die „Mundprovisionen“ hält, die natürlich in dem wohl ausgerüsteten Schiffe nicht fehlen und ihm, der ja in der deutschen Erzählung bisher nichts zu essen bekommen hat, erwünschter als alles andre sind. Die Frage, wie verschieden das Wunder auf ihn und auf Vastola wirken solle, musste den Dichter naturgemäss auf diesen Charakterzug seines plumpen Helden bringen.

Auch im folgenden führte Wieland den Gegensatz zwischen dem, was Pervonte und die Prinzessin empfinden und wünschen,



wirksam fort. Im wörtlichen Anschluss an den französischen Text schilderte er zunächst, wie die Barke ein Vorgebirge „dubliert“ („elle doubla ensuite heureusement un petit cap“) und „vor Abend noch am schönsten Ufer“ anlangt. Noch bevor aber Vastola hier ihren neuen Wunsch formulieren kann, fällt ihr Pervonte, dem der Sinn nur nach Essen steht, mit dem drolligen Ausdruck seiner Begierde ins Wort. Ärgerlich unterbricht sie ihn und spricht ihm ihr Verlangen nach dem „schönsten Schloss“, dessen Einrichtung und Umgebung sie nach allen Einzelheiten beschreibt, so langatmig vor, dass Pervonte in der Tat mit einem gewissen Recht ihr Einhalt gebietet:

„He! ists noch nicht vorbey?
die Feen können's ja nicht all im Kopf behalten:
Ihr wollt auch gar zuviel auf einmal!“

Unmittelbar an die Erfüllung dieses Wunsches schliesst sich auch bei Wieland das Abendessen in dem durch seine Herrlichkeit immer neues Staunen erregenden Schlosse an. Aber statt, wie im Französischen, müde die Ruhe zu suchen, bringt im deutschen Gedichte Pervonte schon beim Nachtisch durch seine plumpe Zärtlichkeit Vastola zur Einsicht, dass ihr, wie die Dinge einmal liegen, nur die Vermählung mit ihm übrig bleibt, und so bestimmt sie ihn auch sogleich dazu, sich Schönheit zu wünschen. Bei Basile hatte das Eine Wort „Narciso“ die Schönheit des Verwandelten ausgedrückt. Schon im Französischen aber hatte es geheissen, die Erfüllung dieses letzten Begehrens habe Pervontes eigne Wünsche übertroffen, sich aber vollkommen im Einklang mit denen der Prinzessin gehalten. So veränderte denn Wieland schon das Wort Pervontes „Je veux bien être beau“ in den Ausruf: „Lasst, vom Ballen zum Schopf, mich seyn wie ihr mich haben möcht!“ Zugleich entwickelte er sorgfältig die Gedanken Vastolas, die den hässlichen Burschen zwar zu einem Adonis umgeschaffen, aber mit der Muskelkraft eines Milon von Kroton ausgestattet sehen möchte, und schilderte mit lebendigen Zügen, wie sie alsbald errötend sich in ihren geheimsten Wünschen von den

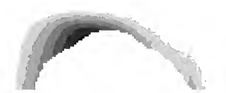
Feen ertappt und Pervonte in „ein Ideal, vollkommen in der Mitten vom Herkules und vom Antinous“ verwandelt erblickt.

Mit der Schönheit des Jünglings sind bei Basile alle Wünsche der Königstochter befriedigt: vor Freude ausser sich schliesst sie den Verwandelten in ihre Arme. Auch der französische Bearbeiter berichtete, wie verliebt sich nunmehr die Prinzessin gegen den erweist, den sie vorher als verächtliches Scheusal behandelt hat. Ausdrücklich fügte er aber noch hinzu: „Elle ne se pressa pas de lui faire desirer de l'esprit“. Wohl aber beeilt sie sich, von einem durch Feenkunst in das Schloss geführten Priester sich mit Pervonte rechtmässig trauen zu lassen. Erst nach einigen Tagen weist sie ihren Gatten an, sich auch Verstand zu wünschen, aber genau so viel davon, als er brauche, um glücklich zu werden und seine Frau glücklich zu machen. Und kaum ist auch dieser Wunsch erfüllt, so erklärt ihr Pervonte, dass sie nun zufrieden sein und die Feen künftig nicht mehr beunruhigen wollen. Und so leben sie, mit sich selbst und der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt, glücklich und wunschlos in ihrem Schlosse weiter.

Auch Wieland machte sich den Zusatz der „Bibliothèque“ wohl zu Nutze. Nur die kirchliche Trauung, die zu dem ganzen Charakter des Märchens wenig passte und nur wie eine äusserliche Formalität erschien, liess er mit Recht beiseite. Ausführlich schilderte er die Verliebtheit der Prinzessin in ihren verwandelten Gefährten, über dessen Schönheit sie volle acht Tage lang seine angeborne Dummheit ganz und gar vergisst. Erst wie der einförmige Genuss sie zu langweilen beginnt, bittet sie ihren Freund, sich auch Verstand von den Feen zu wünschen. Aber erst nach längerem Widerstreben, durch das gerade die Albernheit Pervontes noch einmal hell beleuchtet wird, entschliesst er sich, ihre Bitte zu erfüllen; er ruft:

„Nun wohlan,
so gebt mir dann Verstand, ihr lieben Feen,
und zwar vom guten! Denn es heisst,
es sey nicht alles Gold, was gleisst.“ [1])

[1]) Teutscher Merkur, Januar 1779, S. 18.



Wie sehr ihn auch diesmal die Feen erhören, beweist er gleich seinem französischen Vorbilde sofort durch den Entschluss, nun keine neuen Gaben von seinen Wohltäterinnen mehr zu erpressen:

„Lass durch Genuss uns nun verdienen, was wir haben!
Uns lieben, Vastola, und alles um uns her
mit unserm Glück erfreuen und beleben,
sey unser Loos! Was könnten wir noch mehr
uns wünschen, oder was die Feen mehr uns geben?"

Mit diesen Versen bricht Wielands „Pervonte" im „Teutschen Merkur" 1779 ab, und stünden darunter nicht ausdrücklich die Worte „Die Fortsetzung künftig", die wenigstens die Absicht des Dichters bekunden, sein Märchen noch weiter zu führen,[1]) so könnte die Rede des glücklichen und zufriedenen Titelhelden recht gut als Schluss des Ganzen gelten. Jedenfalls war für den dichterischen Eindruck der Ausgang des Märchens entbehrlich, wie ihn Basile und breiter, aber sonst nichts weniger als glücklich der französische Bearbeiter erzählte, die Einkehr des in der Nachbarschaft jagenden Königs im Schlosse seiner Tochter, seine Begegnung zuerst nur mit seinen Enkelchen, dann mit ihren Eltern und endlich die fröhliche Versöhnung aller. So fehlte denn auch beim Wiederabdruck des „Pervonte" im fünften Bande von Wielands „Auserlesenen Gedichten" 1785 (und wohl ebenso in der mir nicht zugänglichen neuen Auflage von 1791) jede Andeutung einer beabsichtigten Fortsetzung: die Verse, in die 1779 die Dichtung nur vorläufig ausgeklungen war, erschienen jetzt als der volle, endgültige Abschluss des Ganzen.

---

[1]) Vgl. auch Wielands Brief an Merck vom 22. Februar 1779 (Briefe an Merck, Darmstadt 1835, S. 156 f.): „*Pervonte* ist, soweit er fertig ist, im März und den ersten 8 Tagen des Aprils 1778 gemacht worden. Die hernach plötzlich eingetretene Kälte unterbrach die Vollendung, und seit dieser Zeit ist es mir unmöglich gewesen, das Ding fertig zu machen. Denn das Denouement fehlt noch, wiewohl es *zur Noth* auch da, wo ichs abgebrochen habe, aufhören könnte."

Der Hinweis auf die italienische Quelle lautete übrigens in diesem spätern Abdruck noch bestimmter als früher im „Teutschen Merkur“: „Das *Süjet* ist aus dem *Pentamerone* oder *Cunto delli Cunti* di Gian Alesio Abbatutis genommen, wovon sich in der Biblioth. Univers. des Romans vom *Jun.* und *Septemb.* 1777 ein Auszug befindet.“ Dass trotzdem Wieland aller Wahrscheinlichkeit nach nur diesen französischen Auszug, jedoch nicht den italienischen Grundtext zur Vorlage hatte, lässt sich nun aber auch noch durch gewisse Unterschiede zwischen seiner Dichtung und dem neapolitanischen Märchen in der stilistischen Form beweisen.

Bei aller Treue gegen den alten Inhalt der Märchen und gegen die derbe Ausdrucksweise der untersten Klasse unter den Einwohnern Neapels war doch Basile kein volkstümlicher Erzähler im strengsten Sinn, der nur die einfache, unverkünstelte Sprache des Volkes redete. Vielmehr verrät seine Darstellung mit ihren vielen Anspielungen auf Geschichte und Literatur schliesslich immer den gelehrt gebildeten Schriftsteller. Besonders aber weist sie eine bestimmte stilistische Manier auf, die Basile der italienischen Kunstliteratur seiner Zeit abgelernt und für den drastisch-witzigen Vortrag seiner Märchen in eigner Weise ausgebildet hatte. Gleich allen Schülern Marinis liebte auch er Antithesen und Wortspiele, überhaupt eine bildliche, künstliche, uneigentliche Ausdrucksweise. Prächtige Beispiele dafür bieten in unserm Märchen vor allem die Reden des erzürnten Königs: die Gesuchtheit der Einfälle und Redewendungen verschwindet hier stellenweise fast völlig hinter der urwüchsigen Derbheit und unmittelbaren Wirksamkeit des muntern Witzes. So, wenn der König, nachdem er in einigen recht gezwungenen Bildern seinen Räten den Zustand Vastollas angedeutet, auch in die ärgerliche Klage ausbricht: „Già sapite, ca pe carrecareme la fronte, s'ha fatto carrecare lo ventre“, oder wenn er bei dem abschreckenden Anblick Peruontos wütend seiner Tochter zuruft: „Ah, nfamma, cecata fauza, che metamorfose so cheste? deventare vacca pe no puorco, azzò ch'io tornasse piecoro?“

An solchen Stellen müsste Wieland seine helle Freude gehabt haben; wären sie ihm bekannt geworden, so hätte er sie sich für seine Nachbildung gewiss nicht entgehen lassen. Denn während der nüchterne, wenig naive französische Bearbeiter derartige Spuren eines kräftigen, wenn auch nicht eben sehr feinen Witzes erbarmungslos beseitigte, liebte Wieland sie ebenso sehr, wie er andrerseits die Freude Basiles an gelehrten Anspielungen teilte, die der Franzose gleichfalls samt und sonders unterdrückte. Wob doch Wieland deren noch ungleich mehr als der italienische Erzähler in seine Dichtung ein, von der Schilderung der Schönheit Vastolas an gleich am Anfang der Geschichte bis zu den verschiednen Wünschen Pervontes, mit deren wunderbarer Erfüllung sie schliesst, Anspielungen auf antike Sage und Geschichte, Literatur und Kunst, auf alte und neue Philosophie, ja selbst auf abgelegene geographische Namen (z. B. auf die Marianeninsel Tinian), Anspielungen, die hauptsächlich zur sinnlichen Verdeutlichung und zum rednerischen Schmucke dienen sollten, mit denen Wieland aber auch bisweilen ironische oder humoristische Absichten verfolgte. Doch gerade die Anspielungen, die sich bei Basile finden, sucht man bei Wieland vergebens, und ebenso wenig trifft man bei ihm die für den Italiener bezeichnenden Derbheiten und volkstümlich-niedrigen Wendungen an, soweit sich nicht etwa ein schwacher Rest davon in die französische Bearbeitung hinüber gerettet hatte. Auch jene derb-witzigen Wortspiele und Antithesen, die ja im Deutschen leicht genug nachzubilden gewesen wären, begegnen uns nicht bei Wieland; an die bildlich-uneigentliche Ausdrucksweise Basiles erinnert bei ihm so gut wie nichts.

Dagegen traf er unbewusst mit glücklichem Takte den von dem Italiener angeschlagenen und von dem Franzosen fast durchweg verfehlten humoristischen Ton. Er brauchte ja nur im grossen und ganzen wieder die Sprache zu reden, die er erst vor wenigen Monaten mit grosser Geläufigkeit im „Schach Lolo“ und viel früher schon nicht ganz so fliessend in einzelnen Abschnitten seines „Urteils des Paris“ und anderer

Gedichte, desgleichen hie und da in den komischen Kapiteln seiner Prosaromane gesprochen hatte. So würzte er denn auch jetzt seinen dichterischen Vortrag überall mit derbem, volkstümlichem Witz, wählte gern niedrige und plumpe Ausdrücke, gelegentlich sogar mundartliche oder veraltete, nur noch landschaftlich hie und da im Gebrauch erhaltene Worte und Formen,[1]) sparte auch charakteristische Schimpfwörter, Wendungen des Unmuts, des Zorns, der Geringschätzung nicht, trug bei Schilderungen die Farben etwas dick auf und gab den Reden seiner Personen mit Vorliebe etwas Polterndes, Dummdreistes oder Hochfahrendes. Ja selbst, wo eine gutmütige Regung Pervontes Seele beschleicht, wie beim Anblick der schlafenden Feen, drückt er sein Gefühl äusserlich plump aus:

„'s ist Schade doch für diese Dirnen da,
so in der Sonne, wie die Kälber,
zu liegen, unbeschirmt!" [2])

Um aber seine Hässlichkeit und Trägheit zu beschreiben, verwendet Wieland gleich im Anfang des Märchens neben allerlei karikaturenhaften Zügen auch mehrere zweifelhafte Ehrennamen wie „Lümmel", „Faultier", „gutes Vieh" und dergleichen, und diese Liste erfährt im weiteren Verlauf der Geschichte, so oft von dem Titelhelden die Rede ist, eine ganz beträchtliche Vermehrung.

Wo etwa schon der französische Bearbeiter einen derberen Ausdruck braucht, vergröbert ihn Wieland oder malt den Sinn anschaulicher, wirksamer, nur freilich mit nichts weniger als zarten Farben, aus. „On s'apperçoit que son ventre grossit", heisst es in der „Bibliothèque" von der Prinzessin, nachdem Pervonte im Ärger ihr Zwillinge gewünscht hat. Stellenweise mit wörtlichem Anschluss an diesen Ausdruck und doch breiter, deutlicher und derber schreibt Wieland:

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, Bd. IV, S. 110 mein Laur, flacken; 1779, Bd. I, S. 7 bis so gut, S. 10 durchnistern, lüstern (als Zeitwort), u. s. w.

[2]) Teutscher Merkur, November 1778, S. 106.

„Fünf Monden waren kaum
vorbey, so muss bereits der Kammerschneider
der schönen Vastola ganz ingeheim mehr Raum
für Ihrer Hoheit Weichen machen . . .
. . . Bey allem dem schwillt ihr der jungferliche Bauch.“ [1])

Nach der Geburt der Kinder berichtet der Franzose farblos genug: „Le Prince est dans la plus grande colere“. Viel anschaulicher nnd volkstümlich-lebendiger schildert Wieland die hilflose Wut des Fürsten:

„. . . und dass der Grosspapa vor Gift und Galle gelber
als eine Quitte wird, und sich nicht trösten kann,
von einem *ungenannten* Mann
so grob vexiert zu seyn — versteht sich von sich selber.“ [2])

Ähnliche Beispiele bietet der Druck der Dichtung im „Teutschen Merkur“ nahezu auf jeder Seite dar, und die späteren Ausgaben haben gerade in dieser Beziehung nichts Wesentliches geändert, wenn auch etwa in ihnen der eine oder andere mundartliche Ausdruck einem hochdeutschen den Platz räumen musste.

Sonst aber wies die Dichtung schon 1785 eine im einzelnen sorgfältig durchgefeilte und umgebildete Gestalt auf. Zunächst wurde die lange und nicht sehr geschickt philosophierende Einleitung gestrichen, so dass nunmehr das Ganze richtig mit dem üblichen „Es war einmal“ begann. Auch auf den unmittelbar folgenden Seiten kürzte Wieland viel, besonders bei der Charakteristik des Königs von Salern. Was ihm nun ein blosses Spiel nichtigen Witzes und leeres Geplauder schien, fiel weg; inhaltlich und künstlerisch war dabei nichts verloren. So gründlich übrigens wie auf den ersten zwei bis drei Seiten ging er im weitern Verlauf der Dichtung nicht mehr mit seinen Änderungen und Strichen vor. Noch immer feilte er fleissig und fast ausnahmslos mit Einsicht und Geschmack;

---

[1]) Teutscher Merkur, Dezember 1778, S. 193.

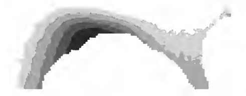
[2]) Ebenda S. 195.

aber seine Verbesserungen bezogen sich von nun an meistens nur auf einzelne Worte und Formen. Änderungen, die eine, wenn auch nur kleine, Wörtergruppe, einen ganzen Vers und dergleichen betrafen, wurden, je weiter die Dichtung vorrückte, desto seltener.

Wieland ersetzte 1785 mehrfach landschaftliche und veraltete Wort- und Flexionsformen durch die gemeinüblichen hochdeutschen Formen. Statt den Mehrheitsbildungen „Daume“, „Stängen“ schrieb er „Daumen“, „Stangen“; „Pflaum“ vertauschte er mit „Flaum“, „gelüstig“ mit „lüstern“, „zwo“ mit „zwei“, „so hättens wohl“ mit „so hätten sie“ u. s. w.; für „mein Laur“ setzte er, wohl hauptsächlich, weil er das Wort doch nicht in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht hatte, das viel weniger sagende „mein Krauskopf“. Überflüssige Worte, besonders Eigenschaftsworte, die nicht viel bedeuteten, doch auch sonst kleine, entbehrliche Flickwörter, strich er öfters, nicht immer. Auch aus Pervontes ungefüger Anrede an die Prinzessin „Frau Donna Vastola“ (Merkur 1779, I, 5) musste das mittlere Wort entfallen. Von etwas grösseren Satzgliedern wurde nur eines vollständig getilgt, bei dem Garten, den Vastola sich rings um ihr Schloss wünscht, die Worte „noch schöner als der beste im Homer“ (ebenda I, 11); ganz unmöglich wäre es übrigens nicht, dass dieser Vers 1785 nur übersehen worden wäre. Auch von den reichlich in den Text eingestreuten Fremdwörtern beseitigte Wieland nach und nach wenigstens die, die unverändert in ihrer fremdsprachlichen Gestalt geblieben waren. Nur selten konnte er sie einfach wegstreichen[1]) oder bequem mit deutschen Worten vertauschen;[2]) meistens musste er den ganzen Satz anders wenden. Hatte es von dem Lächeln, mit dem Vastola am Hof ihres

[1]) So im Merkur 1779, I, 8 „Che gusto!“

[2]) So z. B. ebenda I, 13, wo er aus der „präsumtiven Braut“ ohne viele Mühe eine „künftige“ machte, oder I, 10, wo er „to be or not to be“ vortrefflich dem Sinn der Stelle gemäss mit dem Wort „die Möglichkeit“ übersetzte.



Vaters zahllose Verehrer an sich kettet, früher geheissen (Merkur 1778, IV, 101):

„Doch immer war in dieses Zauberlächeln,
in diesen Blick, der sie zum Nichtermüden frischt,
ein Trotz, der freylich ihr gar schön liess, eingemischt,
mit zwey, drey Gran Verachtung, quantum satis,
versetzt, womit sie euch ganz sachte von sich stiess,
und, jemals anders ihr als gratis
zu dienen, wenig Hofnung liess"

so wurde nun die ganze weitschweifige Beschreibung in vier Verse zusammengezogen (Auserlesene Gedichte, Bd. V, S. 216):

„doch immer war darein ich weiss nicht was gemischt,
das ihm die kraft, die anmuth, kurz, was lächeln
zum lächeln macht, auf einmal wieder nahm,
so dass den Herr'n nicht viel davon zu gute kam."

Namentlich strebte Wieland 1785 nach grösserer Prägnanz des Ausdrucks; viele Änderungen, die sich nur auf ein Wort oder auf ein paar Silben erstreckten, dienten dem Zwecke, die oder jene Kleinigkeit bezeichnender auszumalen. Pervontes Stirne hiess nun nicht mehr „schmal" (Merkur 1778, IV, 102), sondern „platt"; das Reisig, das der Bursche seiner Mutter holen soll, lag jetzt nicht bloss „schon abgebrochen" (ebenda IV, 105) im Wald, sondern „vom Sturm gebrochen"; bei dem Volksfest sollte, statt „an Zierlichkeit und Pracht" (ebenda IV, 198), nunmehr „an Überfluss und Pracht" nichts fehlen; bei der letzten Bitte Pervontes an die Feen, ihm Verstand zu geben

„und zwar vom guten! Denn es heisst,
es sey nicht alles Gold, was gleisst"

wurde nun ausdrücklich hervorgehoben:

„Ihr seht, beym ersten wort, erhörten ihn die Féen,"

während früher viel allgemeiner dafür nur gesagt war, dass sie ihn „auch diesesmal" erhörten. Durch das ganze Gedicht

hindurch begegnen immer wieder Verbesserungen dieser Art. Auch dem Wohllaut zuliebe, um die rasche Wiederkehr des nämlichen Wortes zu vermeiden, änderte Wieland hie und da. Das Reisigbündel trug 1778 (IV, 108) seinen Reiter „so schnell als einen kaum der schnellste Klepper tragen konnte“; 1785 wurde, um mehr Wechsel in den Ausdruck zu bringen, das erste „schnell“ mit „hurtig“ vertauscht.

Auch von den derben Worten und Wendungen des ersten Druckes mussten 1785 einige weichen. Aus der höhnenden Rede der Prinzessin über den auf dem Reisigbündel reitenden Pervonte, die überhaupt etwas verändert wurde, strich Wieland die Schimpfworte „Vogelschreck“ und „das missgeschaffne Tier“ und setzte dafür die zahmeren Ausdrücke „Wechselbalg“ und „Unhold“. Die gleiche Milderung des Wortlauts musste dann natürlich auch in der Antwort des gekränkten Burschen durchgeführt werden. So schwoll denn auch hernach der verwünschten Prinzessin nicht mehr „der jungferliche Bauch“ (vgl. oben S. 160), sondern bloss „zusehends ihr Contour“. Wenn dagegen Pervonte die mit ihm dem Tode preisgegebene Vastola an jenes erste Zusammentreffen erinnert, warf er ihr 1785 derber als 1779 vor, dass sie damals auf ihn „wie ein Rohrspatz“, nicht bloss „wie ein Sperling“, geschimpft habe.

Ein paar Male feilte Wieland prosaische Redewendungen recht glücklich weg. Der schlecht gelaunten Prinzessin macht 1778 „der Gegenstand der allgemeinen Lust“ Verdruss und Ekel; 1785 verdriesst sie „die allgemeine Lust“ selber. Als Pervonte nach ihrem Wunsch Schönheit von den Feen erhält, erscheint er ihr 1779 als „ein Ideal, vollkommen in der Mitten vom *Herkules* und vom *Antinous*“. Viel kunstreicher und edler heisst es dafür 1785:

„ein Ideal, worin *Antinous*
und *Hercules* so um den vorzug stritten,
dass jeder siegt und keiner weichen muss.“

Wie hier, so wandte auch sonst noch ein und das andere Mal Wieland 1785 geringfügige Zusätze auf, um eine Rede

oder Handlung lebhafter auszumalen. Verlegen schmunzelt Pervonte 1778 vor den erwachten Feen und „dreht den Hut“; nun lässt er viel anschaulicher „den abgegrifnen hut im kreis um seinen daumen treiben“. Der Seneschall, dessen Rat den König zur Veranstaltung des Volksfests bestimmt, trägt 1778, nachdem er sich zu Anfange seiner Rede öfters unterbrochen hat, die Hauptsache ziemlich fliessend vor (IV, 196):

„es sey so ein — *Instinctus* von Doctoren
„genannt, den Kindern angebohren“ . . .

Viel besser wird 1785 das Zögernde, Stammelnde, aber zugleich mit falscher Gelehrsamkeit Prahlende seiner Rede, wie in den vorausgehenden Versen, so auch hier gemalt:

„es sey — wie hiessen's doch auf griechisch die Doctoren
so ein — so ein — *instinct* den kindern angebohren“.

Einen etwas grösseren Zusatz brachte 1785 nur die das Gedicht beschliessende Rede Pervontes, in die vor den letzten fünf Zeilen die lehrhaften Verse neu eingeschoben wurden:

„Nichts ist nunmehr uns noth als die begnügsamkeit;
allein mit dieser muss der mensch sich selbst begaben“.

Verhältnismässig viele Änderungen erfolgten endlich aus metrischen Gründen. Wieland hatte den „Pervonte“ wie seine meisten kürzeren Erzählungen in sogenannten vers irréguliers geschrieben, in Jamben von verschiedener Länge und willkürlicher Reimstellung. Er war dabei über die sonst meistens üblichen Freiheiten noch um einen Schritt hinausgegangen und hatte nicht nur zwei- bis sechsfüssige Verse bunt miteinander wechseln lassen, sondern zweimal sogar einen Einfüssler eingeschmuggelt (Merkur 1778, IV, 98 und 109), gern auch denselben Reim über drei und mehr Verse erstreckt, während nur äusserst selten eine Zeile reimlos geblieben war. Jetzt ging er augenscheinlich darauf aus, die grosse Anzahl der kurzen Jamben zu beschränken, namentlich die häufige Wiederkehr solcher kurzer Verse unmittelbar hintereinander zu beseitigen. Die beiden Einfüssler und mit ganz ausser-

ordentlich wenigen Ausnahmen auch die zahlreichen Zwei- und Dreifüssler wurden entfernt, die Vierfüssler oft um zwei oder vier Silben vergrössert und, wo sie blieben, wenigstens mehrfach durch längere Jamben unterbrochen, so dass ein bunterer Wechsel von verschieden langen Versen eintrat und, wo dieser Wechsel nicht völlig durchzuführen war, doch lieber längere als kürzere Verse, namentlich Fünf- und Sechsfüssler (auch die letzteren gegen die erste Ausgabe sichtlich vermehrt), nebeneinander standen. Ein Beispiel unter vielen! Nachdem Pervonte Schönheit erlangt hat, war im „Merkur“ (1779, I, 15) die Schilderung von Vastolas dankbarer Freude über das Feengeschenk mit den vier Versen eingeleitet worden:

„Wir wollens nur gestehn,
(bedungen, dass ihr guter Nahme
nicht drunter leiden soll) die liebe Dame
schien in der Dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.“

Bei der verschiedenen Länge der vier Zeilen war von seiten des Wohllautes an ihnen schwerlich etwas auszusetzen; dass die Jamben in regelmässigem Fortschritt von Vers zu Vers um je einen Fuss zunahmen, dürfte auch ein empfindliches Ohr kaum verletzen. Aber Wieland wollte 1785 die Dreifüssler, wo es nur irgend anging, ausmerzen und überhaupt die Verse breiter, voller gestalten und änderte daher ohne Rücksicht selbst darauf, dass seine Jamben jetzt an Länge gleichförmiger wurden:

„Wir wollen's nur geradezu gestehn
(bedungen, dass ihr guter nahme
nicht drunter leiden soll) die liebe junge Dame
schien in der dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.“

Zugleich mit den kurzen Versen suchte Wieland nun aber auch die allzu häufige Wiederkehr des gleichen Reimes zu beschränken. Manchmal ging das sehr leicht Hand in Hand und machte sich wie von selbst: die Zeilen brauchten bloss äusserlich anders abgeteilt zu werden, ohne dass auch nur

ein Wort verändert werden musste. Hatte er 1779 (I, 11) geschrieben:

„Begnüge dich
mir nachzubeten“,

so schrieb er die vier Worte 1785 einfach in Einer Zeile und hatte damit zwei Verse kürzester Art und von vier gleichklingenden Reimen wenigstens einen weggeschafft. In andern Fällen musste er freilich auf ein neues Reimwort sinnen. Dann und wann fielen aber beim Entfernen der kurzen Verse auch Reime weg, die keineswegs über mehr als zwei Zeilen sich erstreckten und nichts weniger als Gleichförmigkeit des Klangs bewirkt hatten; so, als 1785 von den folgenden Versen des ersten Drucks (Merkur 1778, IV, 105) der zweite und dritte und wieder der fünfte und sechste in je Eine Zeile zusammengezogen wurden:

„. . . . so wenig Lieb' und Lust
er auch zur Arbeit hat, — so raft
er doch am Ende
sich auf, und schlendert in den Wald;
steht da und gaft,
als ob er gar besonders fände . . .“

Wurde auf solche Weise die Dichtung 1785 um mehrere Reime ärmer, so tilgte Wieland andrerseits damals doch auch die wenigen Verse, die in der ersten Fassung ohne Reim geblieben waren. Nur eine reimlose Zeile[1]) blieb, vielleicht bloss durch ein Versehen, unverändert, und wohl durch weiteres Versehen schlichen sich nun neuerdings zwei solche Verse ohne Reim ein, der eine gleich zu Anfang in die Charakteristik Vastolas,[2]) der andere in die Schilderung von Pervontes Rückkehr zu seiner Mutter.[3])

[1]) Merkur 1779, I, 17 „Izt endlich merckt die Dame, wo es fehlt“.

[2]) Auserlesene Gedichte, V, 216 „stand ihnen frey; mit unter wurden sie“.

[3]) Ebenda V, 226 „auf seinem bündel reis in ihre hütte ein“.

Als Wieland 1796 den „Pervonte“ in den achtzehnten Band seiner „Sämmtlichen Werke“ aufnahm,[1]) stattete er weder diese drei Verse nachträglich mit Reimen aus noch brachte er jetzt überhaupt an Vers und Reim nennenswerte Verbesserungen an. Nur sehr selten wurde durch Ausfall oder Einfügung eines Versfusses die Länge einer Zeile verändert. Erwähnung verdient fast nur, dass in dem einzigen Falle, wo Wieland auch 1785 noch zwei besonders kurze Verse hintereinander hatte stehen lassen, er nunmehr wenigstens einem von ihnen eine grössere Länge gab. Als Pervonte keuchend zum Volksfest nach Salern gelaufen kommt, hatte es 1785 genau wie 1778 geheissen (Auserlesene Gedichte, V, 235):

„Kaum werden sein, so schmuzig als er da
in seiner jacke steht, mit ungekämmtem hâr
und ohne schuh,
die kinderchen gewahr,
so laufen sie zu aller welt erstaunen
mit ofnen armen auf ihn zu.“

Bei der letzten Ausgestaltung seines Werks wiederholte der Dichter im vierten Vers die Anfangsworte des Satzes „Kaum werden sein die Kinderchen gewahr“ und erweiterte so den dreifüssigen Vers zu einem Fünffüssler von tadelloser Länge.

Die Änderungen, die der Text des „Pervonte“ in dieser Ausgabe letzter Hand erfuhr, waren überhaupt spärlich und beschränkten sich durchweg auf Kleinigkeiten. Dann und wann wurde ein entbehrliches Wort gestrichen, einmal freilich auch ein Adjektivum eingefügt, das gleichfalls als entbehrlich gelten kann, um so mehr, als genau an derselben Stelle die Ausgabe von 1785 ein früher hier bereits stehendes Eigenschaftswort getilgt hatte. Für die Barke nämlich, in die sich die alte Tonne verwandeln soll, wünschte sich Vastola im „Merkur“ 1779 (I, 8) „zwanzig junge starke Matrosen“, 1785 (V, 244) nur „zwanzig starke Matrosen“, 1796 (Bd. XVIII, S. 153)

[1]) In wie weit die neue Auflage der auserlesenen Gedichte von 1791 Textänderungen enthielt, muss ich dahin gestellt sein lassen, da mir diese Ausgabe nicht vorliegt.

wieder „zwanzig tücht'ge starke Matrosen". Sonst beseitigte Wieland nunmehr einige Fremdwörter sowie etliche ältere oder mundartliche Formen, die 1785 noch Gnade vor seinen Augen gefunden hatten. So wurde z. B. einmal (Auserlesene Gedichte, V, 243) „aut aut" einfach gestrichen, ein andermal (ebenda V, 229) „vexiert" durch „gefoppt" ersetzt, wieder an einer andern Stelle (V, 219) das Wort „Apathie" durch eine andere Wendung des Satzes vermieden. Aus „Wittibstand" wurde „Wittwenstand", „früh und spat" in „früh und spät", „Reisicht" in „Reisig", „bis so gut" in „sey so gut" verwandelt. Wieder mussten auch ein paar volkstümlich-niedrige Ausdrücke weichen (z. B. V, 240 „Ich . . . weiss weder giks noch gaks davon"); auch „spie" jetzt Pervonte bei der Arbeit im Walde nicht mehr in die Hände, sondern durfte nur noch darein „spucken". Hie und da wurde der Ausdruck prägnanter, bedeutender, so wenn V, 214 das nichtssagende „allenfalls" in dem Satze

> „Was mancher allenfalls vor seinem spiegel dachte
> gieng zollfrey durch"

in das sinnreichere „in geheim" verbessert oder kaum vierzig Verse später von der stolzen Sprödigkeit der Prinzessin gesagt wurde, keiner ihrer höfischen Bewerber sei schön genug gewesen, um als Gemahl „zur Rechten" (statt nur „zur Seite") ihr zu stehn. Weniger glücklich freilich berief sich der ratgebende Seneschall jetzt nicht mehr beide Male (wie früher V, 230 und 232) auf Terenz, sondern an der zweiten Stelle auf Ovid. Auch den Wohllaut endlich sollte es vermutlich befördern, wenn es nunmehr gleich im Anfange von Vastola hiess, sie schien dem Vater „aus den Augen ausgeschnitten" (statt „aus dem aug' herausgeschnitten").

Doch alle diese und andere Verbesserungen der Ausgabe von 1796 waren an sich geringfügig und verloren vollends jede Bedeutung gegenüber der einschneidenden Veränderung, die hier der Schluss des „Pervonte" aufwies. Den beiden Teilen, aus denen die Dichtung bisher bestanden hatte, war

nun ein dritter angehängt, der an Umfang den zwei vorausgehenden beinahe gleichkam.

Schon 1779 hatte Wieland ja im „Merkur“ eine Fortsetzung seines Märchens für künftig versprochen. Hätte er damals gleich sein Wort eingelöst, so wäre er wohl, wie in dem bisherigen Gang der Geschichte, so auch in ihrem Schluss inhaltlich genau der Erzählung in der „Bibliothèque“ gefolgt. Hier war nun freilich gerade das Ende des Märchens, das Wiedersehen Vastolas und ihres Vaters, recht unlebendig geschildert, und die breiten, gekünstelten Reden der Kinder, die naiv sein sollten, es aber durchaus nicht waren, konnten einem natürlich gearteten und wahrhaft künstlerisch gebildeten Geschmacke nicht zusagen. Sollten diese Mängel seiner Vorlage Wieland abgestossen haben, so dass er die versprochne Fortsetzung damals nicht lieferte? Oder, was beinahe wahrscheinlicher ist, drängte ihn nur die Arbeit am „Oberon“, für die er alle Kraft anspannte, von der geplanten Vollendung der kleineren Dichtung ab? Als er fünfzehn Jahre später zu dieser zurückkehrte, hielt er sich von der französischen Bearbeitung des Märchens völlig frei und erfand einen ganz neuen, weder hier noch bei Basile irgendwie vorgebildeten Schluss zu seinem „Pervonte“. In gewissem Sinne war es eine novellistische Veranschaulichung der Lehre, die in den letzten Worten der bisherigen Dichtung lag, dass Genügsamkeit und gegenseitige Liebe das durch Feengunst geschenkte Glück erst zum wahren, dauernden Glücke mache. Pervonte war nach seiner ganzen Charakteranlage geeignet, ein Beispiel solcher Genügsamkeit darzubieten, während Vastola, „die alles gleich verliert, so bald sie's hat“ (wie Wieland sie schon früher gekennzeichnet hatte), ihm gegenüber zeigen konnte, wie ihre stets nach neuen Wünschen lüsterne Unzufriedenheit ihren Gatten und schliesslich sie selbst um alles Glück bringt.

So schilderte denn Wieland, wie die Königstochter, des idyllischen Landlebens bald überdrüssig, nach rauschenderen und prunkreicheren Vergnügungen begehrt und Pervonte, der in der glücklichen Weltabgeschiedenheit und seiner Liebe die

image
not
available

Gemahl mit dem König von Salern wieder zusammentreffen, und das ungläubige Staunen des Königs über diese Herrlichkeit. Aber jenes Wiedersehen von Vater und Tochter ist im Deutschen ganz anders geschildert als im Französischen und zudem ziemlich nebensächlich behandelt. Dass Wieland zu dieser Episode durch die Darstellung in der „Bibliothèque“ angeregt worden sei, ist daher zum mindesten sehr zweifelhaft. Das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden der beiden Feengünstlinge am Hofe zu Salern stammt wohl ebenso wie das sich stets neu füllende Geldbeutelchen aus der Fortunatussage. Die im schönsten Glück unbefriedigte Begierde der Frau, die endlich sie samt ihrem Gemahl aus dem Wunderreiche treibt, kann vielleicht auf die biblische Erzählung vom Sündenfall zurückgeleitet werden, und Wieland selbst scheint sogar gleich auf den ersten Seiten ein wenig daran erinnern zu wollen, wenn er die Frage aufwirft, wie Vastola allein mit einem Gatten zufrieden sein könnte, „wär's auch im Paradies“. Unverhältnismässig näher ist aber die Verwandtschaft zwischen Wielands Erzählung und dem plattdeutschen Märchen „Von den Fischer und sine Fru“ (in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm Nr. 19). Auch hier wünscht die Frau immer neue und höhere Dinge zum Verdruss des Mannes, der gleichwohl ihre Wünsche dem wunderwirkenden Wesen vorträgt, und auch hier ist diese Masslosigkeit des Begehrens zuletzt schuld, dass der Zauber aufhört, der unbegreifliches äusserliches Glück gebracht hatte, dass die, die ihn erfuhren, plötzlich aus dem höchsten Glanz und Reichtum in ihre ursprüngliche Armut und Niedrigkeit zurückversetzt werden und überhaupt das Geschehene am Ende ungeschehen gemacht wird. Freilich ist der Inhalt der einzelnen Wünsche, der äussere Verlauf der ganzen Geschichte und so besonders auch die Art, wie die Katastrophe herbeigeführt wird, durchaus verschieden in den beiden Märchen. Nur das Grundmotiv Wielands scheint aus dem plattdeutschen Volksmärchen zu stammen, das er irgendwie durch mündliche Überlieferung kennen gelernt haben muss — denn gedruckt lag es damals

noch nirgends vor —; die Ausführung im einzelnen war ganz und gar sein Werk. Auch aus den vielen sonstigen Märchen und Erzählungen, die er zu andern Zeiten fleissig genutzt hatte, entlehnte er hier nichts. Für die Schilderung von Neapel und Venedig begnügte er sich mit dem Allgemeinsten, und so brauchte er auch hiefür aus keinen besonders reichen Quellen zu schöpfen. Auch nur etwa auf eine erneute Lektüre der Anfangsseiten von Heinses „Ardinghello“ deuten die paar Zeilen über das Vermählungsfest des Dogen von Venedig nicht.

Vielleicht hätte durch eine emsigere Ausnutzung der älteren Märchen- und Erzählungsliteratur der letzte Teil des „Pervonte“ an Leben und bunter Fülle gewinnen können. Denn Wielands Erfindung ist nicht sonderlich reich und mannigfaltig. Das nämliche Motiv kehrt zu wiederholten Malen wieder und zwar ohne wirksame Steigerung. Daraus erfolgt eine gewisse Gleichförmigkeit der Handlung, ja sogar auch der ziemlich häufigen Beschreibungen. Es fehlt inneres Leben, wechselnde Bewegung, sichtbarer Fortschritt der Entwicklung.

Dazu kommt nun noch der gegen die früheren Teile der Dichtung merklich, aber nicht glücklich veränderte Ton der Darstellung. Zwar, wie sich Wieland einmal den Grundgedanken dieses Schlusses zurecht gelegt hatte, konnte er den derbvolkstümlichen Ton nicht mehr so keck und unbedingt anschlagen wie ehedem. Denn seitdem Pervonte mit Verstand begabt ist, steht er geistig wie gesellschaftlich auf einer zu hohen Stufe, um in seinem Reden und Tun noch etwas von dem früheren ungehobelten Lümmel zu verraten. Der Gegensatz zwischen seiner Ausdrucksweise und der der Prinzessin musste nunmehr aufgehoben sein; die Darstellung wurde dadurch notwendig feiner, aber auch wieder einförmiger. Gleichwohl hätte Wieland noch immer Gelegenheit genug gehabt, durch den frischen, derben Humor der älteren Gesänge auch den letzten Teil des Werkes zu beleben. Aber dem alternden Dichter scheint dazu die Fähigkeit noch mehr als die Lust gemangelt zu haben. Denn hie und da sieht es doch so aus, als ob er wenigstens vereinzelt den ehemaligen Stil nachzu-

bilden gesucht hätte. Da flocht er drastische Ausdrücke und Wendungen wie „Lümmel“, „Mund und Augen aufsperren“, „den Kragen sich abschneiden“ und ähnliche, auch ein veraltetes Wort wie „zwier“ in seine Sprache ein und schraubte einmal eine kurze Rede des Fürsten von Salern beinahe — freilich doch nur beinahe — auf den früheren niedrig-plumpen Ton zurück. In der Hauptsache jedoch bediente er sich jetzt einer gesellschaftlich feineren, aber auch gleichmässig ruhigeren, konventionelleren, weniger frischen und charakteristischen Sprache; alles klang buchmässiger und näherte sich nun im Stil und Ton so ziemlich jener französischen Nacherzählung Basiles in der „Bibliothèque des romans“, von deren Darstellungsweise sich Wieland vordem so glücklich entfernt hatte.

Zugleich wurde sein Vortrag nun immer breiter und lehrhafter. Je ärmer an unmittelbar treffendem Witz sich der Erzähler fand, desto eifriger jagte er jetzt der Moral nach, an die er trotz aller subjektiven Betrachtungen in den früheren Teilen der Dichtung doch kaum recht gedacht hatte. Auch Satire stellte sich nun reichlich ein, auf launenhaft begehrende, mit kluger Berechnung heuchelnde und schmeichelnde Frauen, auf junge, in der Verführungskunst erfahrene Stutzer, auf vergnügungssüchtige Toren, die auch auf dem Lande nur die Freuden der Stadt wiederfinden wollen, und dergleichen. Aber diese Satire war in den meisten Fällen gerade herausgesagt, nicht künstlerisch verkleidet und in Handlung eingeschlossen.

Mit allem dem kam Wieland wieder weit ab von dem Charakter des echten Volksmärchens, zu dem er immerhin einst mit dem „Pervonte“ einen erfreulichen Anlauf genommen hatte. Aber vielleicht traf er gerade damit den Geschmack seiner Zeitgenossen, deren Mehrzahl eben gleich ihm für das richtige Volksmärchen noch nicht reif war.

Für die frühere Fassung seines Gedichts hatte er neben dem Beifall anderer Freunde das warme Lob von Goethes Mutter geerntet, die ihm am 12. März 1779 schrieb: „Gestern Abend ... lasse ich Pervonte oder die Wünsche, hatte darob eine solche Freude, fühlte so ganz, was Ihr vor ein herrlicher Mensch,

vor ein lieber Wieland seyd, und dass keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch seyn wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt."[1])

Jetzt sprach dem Dichter des „Pervonte" vornehmlich Herder seine freudige Anerkennung aus in einem — bisher ungedruckten — Briefe, der auch noch von einer andern Seite her ein helleres Licht auf die späte Fortsetzung unsers Märchens wirft. Er befindet sich in einem Sammelband von „Damenbriefen an Wieland" unter den Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden[2]), in den er wohl wegen einer kurzen Nachschrift von Herders Gattin geraten ist. Er füllt die beiden Seiten eines grossen Quartblattes weissen Papiers und ist mit saubern, hübschen, deutlichen Zügen geschrieben. Das Datum fehlt; doch stammt der Brief, wie sich aus einem Schreiben Wielands ergibt, das ziemlich bestimmt als seine Antwort darauf gelten muss, vom 9. Januar 1795 oder aus den unmittelbar vorhergehenden Tagen. Er lautet:

> Empfangen Sie meinen besten Dank, lieber holder Jugend-Dichter für Ihr vollendetes Mährchen. Es ist mit so reifer Weisheit, so angenehm-täuschend vollendet, dass man in ihm die ganze Geschichte des menschlichen Herzens, des Charakters beider Geschlechter, insonderheit die ganze Fabrik des prinzesslichen Herzens zu sehen und zu lesen glaubt.[3]) Die Begebenheiten sind im letzten Gesange etwas gedrängter, aber sehr natürlich herbeigeführt. Ist es eine Täuschung gewesen? oder es stockt etwas im Gange der Begebenheiten ohngefähr um die Gegend des Nachtbesuchs auf dem Schloss zu Salern; vielleicht würden sich da einige Züge wegbringen lassen, die den sonst durchaus raschen Gang aufzuhalten scheinen. Doch kann dies auch der Irrthum des Moments seyn,

---

1) Cotta'sches Morgenblatt 1855, S. 759 f.

2) Genaueres über diesen Sammelband s. unten S. 184 ff. im Anhang.

3) Das Wort ist in der Handschrift nachträglich eingefügt.

im Hören und Lesen. Das Gleichniss vom Gähnen und der Hyäne will mir auch nicht recht ein; das Gähnen in solchen Augenblicken ist nicht tröstlich; aber doch der Rachen der Hyäne? —

Nun aber hätte ich eine Hauptbitte für den braven Pervonte. Er kann unmöglich hinter diesen Erfahrungen, auch nur im Feentraum durchlebt, uns als der alte Lümmel dargestellt werden. Verstand, noch dazu vom bessten, den er vor unsern Augen so oft und lange erwiesen hat, der ihm also, wenn auch nur im Traum, eigen geworden ist, ist eine zu edle und innige Gabe, als dass sie sich mit der Zauberruthe einem braven, noch dazu durchquälten braven Menschen nehmen liesse. Auch im philosophischen Mährchen, mein lieber H. und Freund, muss Recht und Billigkeit herrschen. Die Princessin muss von den Narrheiten der durchträumten Nacht Eindrücke behalten, die ihr ausgewünschtes und ausgebrauchtes Herz in ihrem neu-alten Zustande sich[1]) und[1]) andern[1]) noch unerträglicher machen; und Pervonte kann vor seiner Mutter durchaus nicht als der alte Lümmel darstehn, oder Sie arbeiten selbst Ihrer Kunst entgegen. Wenigstens müssten Sie im Anfange des Gedichts einige Züge an[1]) ihm[1]) mildern: oder wenn es auf diese zu erst angelegt war, Dichter des Feenlandes, so müssen Sie ihn hinten nach mit etwas entschädigen. Er muss gewinnen, und Vastola die Kosten bezahlen; Compensation findet hier nicht statt.

Guten Morgen, lieber. Machen Sie uns noch mehr solcher Mährchen; es ist in ihnen die Summe der Philosophie und Lebensweisheit. H.

Ich darf nur noch hinzusetzen, dass wir das Gedicht mit einer eigenen, lange nichtgenossenen Freude gelessen haben und dass Sie uns aufs neue theuer und lieb geworden sind, freundlicher, wohlthätiger Genius!

Ihre C. H.

---

[1]) Das Wort ist in der Handschrift nachträglich eingefügt.

Da Herder den letzten Gesang des „Pervonte“ zu Anfang des Jahres 1795 zu lesen bekam, so wird ihn Wieland vermutlich unmittelbar vorher im Herbst oder Winter 1794 gedichtet haben. Dieser Gesang muss aber in der Handschrift, aus der ihn Herder kennen lernte, noch nicht ganz die Fassung gehabt haben, in der er hernach veröffentlicht wurde. Denn was Herder in seinem Briefe über eine Stockung im Gang der Begebenheiten „um die Gegend des Nachtbesuchs auf dem Schloss zu Salern“ schreibt, trifft auf das gedruckte Gedicht nicht mehr zu. Wieland scheint also in der Tat hier einige hemmende Nebenzüge weggebracht zu haben. Vielleicht war gerade in ihnen auch das Nächtliche des ganzen Abenteuers stärker betont: jetzt findet der Besuch in Salern zwar auch noch zur Nachtzeit statt; aber mit ausdrücklichen Worten ist das nirgends gesagt, und der Leser denkt demgemäss auch kaum daran, dass er es mit einem „Nachtbesuch“ zu tun hat.

Auch das Gleichnis vom Gähnen und dem Rachen einer Hyäne, das Herder tadelt, sucht man in dem gedruckten „Pervonte“ vergebens. Wo es, wahrscheinlich nicht ganz ohne Schuld des Reims, früher gestanden haben mag, lässt sich nicht einmal bestimmt behaupten. In dem gedruckten Schlussgesang ist zweimal vom Gähnen die Rede, gleich auf den ersten Seiten dicht hinter dem Selbstgespräch, in welchem Vastola ihre Unzufriedenheit mit dem zärtlichen Schäferleben zuerst verrät, und wieder später, als Pervontes Unbehagen bei dem Besuch der Gäste aus Neapel auf seinem Landgute geschildert wird. Der Rachen der Hyäne kann natürlich aber auch an einem andern Orte erwähnt gewesen sein, da Wieland möglicherweise mit dem Gleichnis auch das Gähnen selber weggelassen hat.

Deutlicher lässt sich aus Herders Worten der ursprüngliche Ausgang des Märchens erkennen: Pervonte kehrte nicht bloss arm und hässlich, sondern auch plump und dumm wie früher in die Hütte seiner Mutter zurück, und Vastola blieb ohne quälende Erinnerung an das verscherzte Glück. Es fehlten also in der Handschrift, auf die sich Herders Brief bezieht,

sicher die letzten neunzehn Verse des Druckes; das Gedicht schloss hier höchst wahrscheinlich mit den Worten: „Kurz alles setzet sich in seinen alten Stand.“ Ebenso fehlten zwei oder drei Seiten vorher die Verse, in denen es ausgesprochen war, dass Pervontes Verstand nicht mit den übrigen Feengaben verschwinden sollte, also das die Rede der Feen abschliessende Reimpaar:

„Nur den Verstand, den du gehörig zu verwalten
Gelernt hast, sollst du, uns zu Ehren, noch behalten!“

und ferner die letzten vier oder auch fünf Zeilen in den Worten, mit denen der heimkehrende Pervonte die erstaunte Mutter begrüsst. Alle diese Verse lassen sich ohne jegliche Störung des Reimgefüges und ohne eine auffällige Lücke im Sinn oder im Fluss der Darstellung aus dem gedruckten Texte wegstreichen, so dass wir am Ende nur ihr Fehlen anzunehmen brauchen, um die ursprüngliche Gestalt des Schlusses unsrer Dichtung aus der spätern Fassung herauszuschälen. Doch dürfte damit bloss bei den auf Vastola bezüglichen Sätzen das Richtige getroffen sein. Dagegen möchte man nach Herders Brief vermuten, dass in den dem Pervonte selbst gewidmeten Schlusszeilen dieser ausdrücklich wieder als der alte Lümmel geschildert, ja wohl auch wörtlich so bezeichnet war; Wieland hätte demnach hier, als er dem Rate des Freundes folgte, nicht nur einige neue Verse einzusetzen, sondern auch ein paar überflüssig gewordene ältere zu streichen gehabt.

Augenscheinlich auf Herders Brief über den „Pervonte“ antwortet Wielands Schreiben vom 9. Januar 1795, das im vierten Band seiner „Ausgewählten Briefe“ (Zürich 1816, S. 34 f.) längst gedruckt vorliegt: „Aus vollem Herzen danke ich Ihnen, mein innigstverehrter Freund, für Ihren aufmunternden Beyfall, und noch mehr für die Erinnerungen, deren Richtigkeit ich so ganz fühle, und die ich gewiss nicht auf die Erde fallen lassen werde. Mündlich nächstens das Mehrere hierüber. Jetzt muss ich Ihnen nur mit zwei Worten sagen, wie glücklich mich dieser Beweis Ihrer Liebe macht. Ich fühle unbeschreiblich

mehr hierbey, als ich sagen kann und will. Möchten Sie in meine innerste Seele blicken können! Doch gewiss Sie können's und sonach kein Wort weiter von einem Gefühl, das zu rein ist, um ausgesprochen zu werden. Ich möchte Ihnen meine Dankbarkeit gern sichtbar darstellen können, und weiss mir nicht anders zu helfen, als dass ich Ihnen und meinen nachsichtsvollen Freunden nun auch die *Wasserkufe* vorlege."

Dass dieser Dank ehrlich gemeint war, bewies der Dichter am besten dadurch, dass er die kritischen Bemerkungen des feinsinnigen Beurteilers samt und sonders sich zu Herzen nahm und bei den Verbesserungen, an die er sich alsbald gemacht haben dürfte, sich durch die Winke des Freundes auch im einzelnen geradezu leiten liess. Auffallend bleibt an Herders Brief nur, dass er die Begebenheiten im letzten Gesang „etwas gedrängter" herbeigeführt fand; wir empfangen heute vielmehr fast den entgegengesetzten Eindruck, dass, wenn auch ein grösserer Zeitraum in diesen dritten Teil eingeschlossen ist als etwa in den zweiten, doch die Begebenheiten nicht so gedrängt aufeinander folgen wie dort, wenigstens nicht so wie dort einen ununterbrochenen Fortschritt der eigentlichen Handlung bewirken. Schade, dass kein Wort Herders diese zunehmende Breite der Darstellung im Schlussgesange rügte; vielleicht hätte ein solcher freundschaftlicher Tadel den Verfasser angespornt, bei der letzten Durchfeilung des Gedichts zum Besten der künstlerischen Gesamtwirkung noch an verschiednen Stellen gewisse Züge „wegzubringen", die den raschen Gang allzu sehr aufzuhalten scheinen.

In das Lob Herders stimmten die übrigen Weimarer Freunde ein. Johannes Falk rühmte den „Pervonte" als Wielands „genialischestes Product", in welchem er „unvermuthet selbst schaffend geworden" sei.[1]) Er hat uns auch die schönen Worte aufbewahrt, mit denen Goethe am Begräbnistage des befreundeten Dichters (25. Januar 1813) an die Vorzüge des „Per-

[1]) Karl August Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838, Bd. I, S. 257.

vonte“ erinnerte.[1]) Goethe hatte, um sich von den trüben Gedanken der letzten Tage zu befreien, gerade zu dieser Dichtung des Verstorbenen seine Zuflucht genommen und pries nun sie und, von ihr ausgehend, Wielands poetische Eigenart überhaupt mit warmer Begeisterung: „Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Producten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, aufs allerbeste, was uns Vergnügen macht. Der unvergleichliche Humor, den er besass, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, dass er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte . . . . Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie 'Pervonte' und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fodert indessen einige Vorbereitung. Wieland's Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen seyn, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturel, was in ihm vorherrscht. Alles Fluss, Alles Geist, Alles Geschmack! Eine heitere Ebene ohne den geringsten Anstoss, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergiesst und, je nachdem die Capricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die Einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwidermacht, oder wol gar auf immer verleidet . . .“

Übrigens war Wieland selbst mit seiner Arbeit wohlzufrieden. Seinem Schwiegersohn Karl Leonhard Reinhold berichtete er in einem langen Briefe vom 25. und 26. Dezember 1794 mit stolzer Freude, wie fleissig er im letzten Jahre gewesen sei: „Auch hab' ich zum *Pervonte*, einem meiner besten Mährchen, das aber mit dem 2. Theil noch nicht vollendet war, den dritten Theil hinzugefügt, wodurch er nun ein Ganzes,

---

[1]) Johannes Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Leipzig 1832, S. 156 f.

und (wenn ich selbst eine Stimme dabey hätte) eines meiner besten Machwerke geworden ist. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, dass ich noch Verse machen kann, und ich stehe nicht dafür, dass mich dieser wenigstens eingebildete Success nicht noch zu einigen Thorheiten in diesem genre verleiten könnte.“ [1])

Auch in den weiteren Kreisen der Leser scheint „Pervonte“ den verdienten Beifall gefunden zu haben. Ein jüngerer, in gelehrter und schöner Literatur gleichmässig tätiger Schriftsteller, Georg Gustav Fülleborn in Breslau, verfasste sogar im letzten Jahre seines kurzen Lebens (1802), nachdem er eben Wielands morgenländische Erzählung „Hann und Gulpenhee“ zu einem komischen Nachspiel umgearbeitet hatte, eine komische Oper in drei Aufzügen „Pervonte oder die Wünsche“. Über ihren Inhalt berichtete ausführlich Johann Gottlieb Schummel in der kleinen Schrift „Garve und Fülleborn“ (Breslau 1804, S. 33—51) und teilte bei dieser Gelegenheit zahlreiche Bruchstücke daraus im Wortlaut mit; später wurde noch fast der ganze erste Aufzug in dem von Kotzebue und August Kuhn herausgegebenen Unterhaltungsblatt „Der Freimüthige“ vom 30. Juni und 1. Juli 1808 abgedruckt.

Fülleborn musste aus Rücksicht auf die Bühne und auf die musikalischen Erfordernisse eines regelrechten Operntextes von der Wielandischen Dichtung, die er seiner Arbeit durchweg zu Grunde legte, mehrfach abweichen. Um den Szenenwechsel möglichst zu beschränken, setzte er erst mit der „Cocagne“ ein und schob der eigentlichen Darstellung des Volksfestes nur eine Szene im Königsschlosse voraus, die uns über den Grund dieser Veranstaltung, über die unerklärliche Geburt der Zwillinge vor mehr als sieben Jahren, unterrichtet, in der zugleich die Prinzessin dem ungläubigen Vater ihre Unschuld versichert. Dabei machte er es sich freilich in jeder

[1]) Vgl. die Dresdener Abendzeitung vom 29. Dezember 1825, Nr. 311, S. 1242; dazu Alexander Meyer Cohn, Katalog einer Autographensammlung zur Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1886, S. 18.

Beziehung sehr bequem. Er liess einen von Vastolas höfischen Bewerbern, einen Grafen Imperiali, der seinen Namen vermutlich nur dem „Fiesco“ Schillers verdankte, von einer langen Reise gerade zurückkehren, und ihm, der in seiner Liebe zu der spröden Königstochter schon fürchtet, das Volksfest möchte die Feier ihrer Vermählung bedeuten, setzt nun der Seneschall, meist mit Wielands eignen Worten (und zwar nach den Lesarten der späteren Ausgaben des Gedichts), das Geschehene auseinander. So wiederholt er z. B. ziemlich silbengetreu die Verse, in denen Wieland die Bemühungen der Gelehrten von Salern verspottete, die unbegreifliche Herkunft der Zwillinge zu erklären, und namentlich die Schilderung Wielands von den beiden dem Volksfest vorausgehenden Versuchen, den Vater der Kleinen unter den Herren des Hofes oder unter den Bürgern der Stadt zu entdecken. Wenn die Szene von Anfang an für die musikalische Komposition berechnet war, sind die wörtlich von Wieland herübergenommenen Versgruppen nicht immer glücklich ausgelesen; mehr Beifall verdient dagegen ihre Wahl, wenn Fülleborn, was auch in der Tat wahrscheinlicher ist, sich die Szene nur gesprochen dachte. Die von ihm selbst hinzugefügten Partien des Dialogs jedoch und besonders die Arie der Prinzessin und die des Seneschalls über die Kraft des Instinkts fielen recht schwach aus; jene ist ganz konventionell gehalten, dichterisch ohne jeden Wert, und diese wirkt nicht komisch, wie sie nach der Meinung des Verfassers sollte, sondern nur äusserst läppisch. Auch die Chorgesänge bei dem Volksfest zeichnen sich weder durch Geist noch durch Humor aus. Dagegen ist das Erscheinen Pervontes, den die Kinder liebkosend begrüssen, das Entsetzen aller über seine Hässlichkeit, der Urteilsspruch des Königs, ebenso das von Fülleborn hinzugedichtete allgemeine Flehen für Vastola und Imperialis vergebliches Anerbieten, ihr seine Hand zu reichen, endlich der Vollzug des Urteils zwar in konventionellen, poesielosen Versen (die übrigens im Wortlaut nur ganz selten an Wielands Dichtung anklingen) und ohne jede schärfere Charakterisierung im einzelnen, aber theatralisch nicht ungeschickt und namentlich im

Hinblick auf die musikalische Behandlung einer bewegten, personenreichen Ensembleszene äusserlich wirkungsvoll ausgeführt.

Der zweite Akt beginnt mit der Landung der Tonne, in der die Verurteilten staken, an einem öden Felsenstrande. Hier erst klärt Pervonte die Prinzessin über die Herkunft der Kinder auf und bewirkt alsbald, nachdem sie seine Willfährigkeit durch einen Kuss erkauft hat, die Verwandlung der wüsten Gegend in ein herrlich ausgestattetes Schloss mit Garten, Meierei und allem Zubehör. Um aber dem Musiker Gelegenheit zu mehrstimmigen Gesängen zu verschaffen, lässt sich Vastola gleich nachher auch zwei Zofen und den Grafen Imperiali herbeiwünschen. Dann dringt sie mit einer grossen Arie, die sich in den banalsten Gedanken und Versen bewegt, in den heftig und angeblich komisch widerstrebenden Pervonte, dass er sich Schönheit wünsche. Er gibt endlich nach, bedingt sich aber — augenscheinlich aus bühnentechnischen Gründen —, dass die Metamorphose erst in der Nacht, das heisst in der Pause zwischen dem zweiten und dritten Aufzug, erfolge.

Diesen dritten Aufzug eröffnet eine erneute, leidenschaftliche Werbung Imperialis um die Liebe der Prinzessin. Sie aber fühlt sich durch „heil'ge Bande" an Pervonte gefesselt und umarmt voll Entzücken den zum Adonis Verwandelten, der zum frohen Erstaunen aller jetzt hereintritt. Seine albernen Reden, mit denen nur leider Fülleborn keine witzige Wirkung zu verbinden wusste, bestimmen Vastola gar bald, Verstand für ihren Gatten von den Feen zu erbitten. Sobald ihm auch diese Gabe zuteil geworden, wünscht er sich mit den Seinigen an den Hof von Salern zurück, wo der trauernde König sie mit „namenlosem Entzücken" begrüsst, ohne dass diese plötzliche Wandlung seines Herzens auch nur mit einem Worte begründet würde. Er erhebt Pervonte zu sich auf den Tron, ernennt Imperiali zum Herzog, und alle stimmen moralisch-lehrhafte Gesänge, denen nur die Poesie fehlt, über das weise und gnädige Walten der Vorsehung an. Da erleuchtet plötzlich ein Zauberglanz den Saal, und in ihm lassen sich von weitem die Stimmen der Feen hören, die, weil nun Pervonte glücklich

am Ziele ist, die Gabe des Wünschens ihm wieder nehmen, und jubelnd fallen alle in die Verse des Feengesanges ein.

Während Fülleborn für den zweiten Akt seiner Oper noch einige Male Wielands Dichtung wörtlich benutzte, scheint er im dritten Aufzug dazu fast keine Gelegenheit mehr gefunden zu haben. Mehr und mehr suchte er selbständig seinem Vorbilde gegenüber zu treten; zuletzt erfand er für die märchenhafte Handlung einen neuen Schluss, der beinahe wie eine Verschmelzung des Ausgangs im ursprünglichen Märchen (auch in der „Bibliothèque des romans“) und des flüchtigen Besuchs im Schloss zu Salern bei Wieland aussieht. Von Wieland stammt dabei auch die erneute Erscheinung der Feen, die jedoch nach Fülleborns Meinung nicht auf die Bühne selbst heraustreten sollten. Aber wie diese Stimmen der Feen bei ihm ohne rechten Grund und tieferen Sinn ertönen, so vermisst man auch vorher in dem, was nicht unmittelbar aus Wielands Dichtung herübergenommen ist, und oft auch in der Art, wie das wortgetreu Entlehnte theatralisch verwertet wird, jede wirklich künstlerische Begabung. Die allerbescheidensten Forderungen psychologischer Wahrheit und lebendiger Charakteristik bleiben unerfüllt; von einer auch nur notdürftig dramatischen Gestaltung des Stoffes und dichterischen Ausführung des Einzelnen in Vers und Sprache kann nicht die Rede sein. Das ernste Pathos missglückt dem Verfasser ebenso sehr wie der komische Witz; selbst die äusserliche theatralische Wirkung hätte er mit Leichtigkeit viel höher steigern können. Aber unter den trivialen Operntexten, mit denen sich die deutschen Tonsetzer um jene Zeit fast ohne Ausnahme behelfen mussten, mochte sich Fülleborns Arbeit immerhin als ein besserer Versuch ausnehmen; das überschwängliche Freundeslob freilich, das ihr der Herausgeber Schummel spendete, verdiente sie in keiner Weise.

Schummel komponierte auch in seiner Begeisterung, obwohl er sich nur als Dilettanten fühlte, sogleich probeweise einige Verse des ersten Aktes und teilte den nicht übel gelungenen, nur recht unselbständigen Versuch 1804 im Anhang

zu seiner Schrift über Fülleborn mit. Die ganze Oper setzte kurze Zeit darauf — vor dem Abdruck des ersten Aufzugs im „Freimüthigen“ von 1808 — ein Mitglied des Breslauer Theaters, J. Miller, in Musik. Ob sie hernach auch zur Aufführung gelangte und mit welchem Erfolge, darüber ist nichts bekannt.

Auch von späteren musikalischen oder sonstigen dramatischen Bearbeitungen des Wielandischen Märchens verlautet nichts. Ein Jahr nach dem Druck des vollendeten „Pervonte“ traten Tiecks Volksmärchen ans Licht; damit kam die neue Gattung des romantischen Märchens auf, dessen unvergleichlich kühnere, oft dazu mit Satire und Ironie gewürzte Phantastik mit den andern einfacheren Märchen der Aufklärungszeit auch Wielands anmutige, aber in ihrem letzten Teile gleichfalls einer aufklärerischen Moral dienende Feengeschichte für die nächsten Jahrzehnte aus der Gunst des deutschen Publikums verdrängte.

Anhang.

Unter den Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindet sich ein Sammelband von 205, zum grössten Teile beschriebenen Blättern mit der Aufschrift „Damenbriefe an Wieland, besonders von S. La Roche“. Er enthält im ganzen 97 Briefe von 12 Verfasserinnen und 3 Verfassern, die meistens aus irgend einem äusserlichen Grunde in die weibliche Gesellschaft geraten sind: neben Herder, dessen Schreiben ich oben S. 174 f. mitgeteilt habe, sind nämlich auch Georg Michael Frank von La Roche, Sophiens Gatte, mit zwei Briefen und der Dechant Damian Friedrich Dumeiz in Frankfurt a. M. mit einer kurzen Nachschrift zu einem Briefe Sophiens vertreten. Dazu kommt ein mittelmässiges Gedicht des Prinzen August von Sachsen-Gotha an Thümmel („An den Verfasser der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, im Jahr 1785 bis 1786“), ein grösserer Abschnitt aus Sophiens Roman „Rosaliens Briefe“ (Bd. II, S. 1 ff., Brief 64, aber mit mehrfachen, grösseren Abweichungen vom gedruckten

Texte), eine schwärmerische Betrachtung Sophiens über Joseph II. (wohl in der Hauptsache identisch mit dem mir nicht zugänglichen Schriftchen „Joseph II. nahe bei Speier im Jahre 1781"), endlich eine dürftige Probe aus den Gedichten Julie von Bechtolsheims.

Für die literargeschichtliche Forschung sind diese Handschriften bisher nur wenig benutzt und nur selten einmal das eine oder andre Blatt daraus abgedruckt worden. Und doch bieten sie nicht nur für die Geschichte von Wielands Leben und Werken manchen beachtenswerten Aufschluss, sondern gewähren uns auch mehrfach einen belehrenden Einblick in das Treiben seiner Freunde und namentlich in die Weimarer Verhältnisse. Nicht alle Briefschreiberinnen zwar vermögen noch heute unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Verschiedne sprechen nur ihre Verehrung für den Dichter und Menschen in begeisterten Worten aus oder berichten über eigne literarische Versuche, für die sie Wielands Rat und Urteil, gelegentlich auch die Aufnahme in den „Teutschen Merkur" oder eine Äusserung des berühmten Mannes als Vorwort erbitten; so Julie von Bechtolsheim, Susanne von Bandemer, geb. von Franklin, Gräfin Tina Brühl, Madame de la Fite und andere. Auch ein langes, um Unterstützung in bitterster Not flehendes Schreiben von Julie Penz, die später einen Sprachlehrer de Roquette heiratete, sich übrigens auch gelegentlich in Gedichten versuchte, befindet sich unter den weniger anziehenden Stücken des Sammelbandes. Dagegen lohnen einige andere Briefe aus Wielands Weimarer Zeit eher eine genauere Betrachtung. Sie rühren von Damen der Weimarer Hofgesellschaft, von der Herzogin Anna Amalia selbst und von der Karschin her. Veröffentlicht wurde bisher darunter nur das zeitlich erste Schriftstück, der lange, französische Brief der Herzogin vom 29. März 1772, den Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay 1874 in seinem Buche „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch" (S. 242 ff.) mitteilte. Die übrigen mögen hier teilweise oder vollständig, je nachdem sie des Abdrucks würdig erscheinen, genau nach dem Wortlaute der

Handschriften folgen,[1]) mit allen Verstössen gegen Grammatik und Rechtschreibung, an denen mehrere von ihnen nur allzu reich sind.

Bei chronologischer Anordnung machen zwei Briefe ohne Unterschrift den Anfang, aus „Steden“ datiert, worunter Stedten bei Erfurt oder der gleichnamige, von Weimar ziemlich gleich weit entfernte Ort bei Kranichfeld verstanden sein kann. Nach einer bibliothekarischen Bemerkung aus neuerer Zeit, die freilich durch keine Angabe genauerer Gründe gestützt ist, wäre als Verfasserin vielleicht eine Gräfin Hatzfeld zu vermuten, die selbstverständlich nicht dieselbe Person wie die in den Briefen Wielands an Frau von La Roche erwähnte Gräfin Luise von Hatzfeld sein könnte. Ich glaube jedoch die beiden Briefe vielmehr der Freifrau von Keller, Gemahlin des gothaischen Staatsministers von Keller, zuweisen zu sollen, die auch im Subskribentenverzeichnis zum „Agathon“ von 1773 als „Frau Geheime Räthin von Keller, geb. von Bechtolsheim, zu Stedten“ — Stedten bei Erfurt ist hier gemeint — und zwar als Bestellerin von vier Exemplaren erscheint. Ihre Tochter Julie, von Wieland als Psyche besungen, war mit dem Bruder ihrer Mutter, dem gothaischen Oberamtmann Johann Ludwig Freiherrn von Bechtolsheim, der dann als Vizekanzler der weimarischen Landesregierung nach Eisenach kam, vermählt — im zweiten der folgenden Briefe ist mehrfach darauf angespielt — und ist dieselbe Dame, die in einigen viel späteren Briefen unsers Sammelbandes (vgl. oben S. 185) Wieland um Rat über ihre eignen dichterischen Versuche bittet.

Der erste Brief der Freifrau von Keller, auf die beiden ersten Seiten eines in 8° gebrochenen Quartblattes mit flüchtigen, nicht immer ganz deutlichen Zügen geschrieben, redet von einer unmittelbar bevorstehenden, schweren Operation, deren

[1]) Für die bereitwilligst gewährte Erlaubnis, diese Handschriften längere Zeit in München zu benutzen und nach Belieben Briefe daraus mitzuteilen, sei dem Direktor der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden, Herrn Geheimen Hofrat Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, auch hier der ergebenste Dank ausgesprochen.

zweifelhaftem Ausgange die Dame mit ruhiger Ergebung entgegensieht, nur von Sorgen für das Glück ihrer Kinder erfüllt. Diesen Gedanken fügt sie erst am Schluss des Briefes einige literarische Bemerkungen bei, die sich auf Gotters „Epistel über die Starkgeisterey“ im „Teutschen Merkur“ vom Juli 1773 (S. 3—38), auf Mendelssohns „Phädon“ und auf die letzten Kapitel des soeben in zweiter Auflage erschienenen „Agathon“ beziehen. Ich beschränke mich auf die Mitteilung dieser Schlusssätze:

a St. ce 27. d'Oct. 1773.

— — — — — — — — — — — —

Je me ferai lire demain l'admirable Epitre de Gotter, et je reviendrai apres a mon Cher Phaedon, pourquoi hélas cette Philosophie d'Argitas dont nous avons tant parlé ne se trouve-t elle pas en Agathon, ou plutot pourquoi n'etes vous pas a meme de venir en nourir mon ame.

Der zweite Brief (ebenfalls ein in 8° gebrochenes Quartblatt, das auf allen vier Seiten mit flüchtigen, aber deutlichen Zügen beschrieben ist) knüpft an den Weimarer Schlossbrand vom 6. Mai 1774 an, spricht mit grösster Verehrung von dem Grafen Johann Eustach von Görtz, dem Erzieher Karl Augusts, mit schwärmerischer Begeisterung von dem Prinzen selbst und handelt in seiner zweiten Hälfte, von der ich im folgenden nur die Schlusssätze mitteile, von Familienangelegenheiten der Schreiberin, bei denen sie gelegentlich Wielands Rat und Hilfe in Anspruch nimmt.

a Steden ce 7. Juin 1774.

Il y a un Mois d'ecoulé, Cher Ami, depuis le malheur arrivé a notre Cher Weimar, trop discrette 'pour vous ecrire dans les premiers jours de cette Calamité, je me suis contentée des peu de mots que mon Gendre a pris sur lui, de vous dire de ma part. Vous savés ce que je pense pour vous, pour notre Ami le C^{te}, et pour votre jeune Maitre c'est vous dire, ce que je dois avoir senti a cette affreuse nouvelle. Je benis Dieu de ce que la Santé de tout ce qui nous est cher, n'a pas souffert de cette cruelle Catastrophe, et

penetrée d'admiration de tout ce que j'ai oui dire de votre jeune Heros, je me suis ecrié, avec l'enthousiasme du Sentiment (lorsqu'un me racontoit une ancienne prediction, que Weimar trouveroit un immense tresor quand son Chateau seroit consumé par les flammes) Le tresor est tout trouvé, c'est son Prince.[1]) Que Dieu vous conserve ce tresor inestimable dont l'existence fait les delices de son Peuple, et dont Sa vie, fera la Gloire et le bonheur. *Heros* par le Sang qui coule dans ses veines, *Sage* par principe, *Prince Ami de l'humanité, Pere de ses Sujets* et *Legislateur Philosophe,* il etonnera son Siecle, et les suivants citerons[2]) ses vertus comme un exemple a suivre par les Dieux de la terre. Je vous felicite Cher Wieland d'avoir été élu Danischmende de cet imcomparable jeune Souverain, et j'admire, et je benis le Comte, d'avoir porte[2]) a ce degrés de perfection l'Education d'un Prince Hereditaire au milieu de sa Cour. C'est bien lui qui est cet Architecte Athenien, auquel vous m'avés fait l'honneur de me comparer, lorsqu'a votre Satisfaction j'avois fini un Ouvrage d'une bien moindre importance que celle que notre Comte vient de finir aussi glorieusement. Dites lui si vous en trouvés le moment que je le nomme notre Comte, parceque je le crois mon Ami, et parceque je compte[3]) gouter les fruits de ses traveaux en partageant avec mes Enfants, s'ils vont s'etablir a Eisenach le bonheur de vivre sous les douces et Sages Loix du Lycurgue Son Eleve. — — — — — — — — —

Pardon de la peine que je Vous donne, mais vous etes mon Ami, ce titre, cette qualité precieuse, est mon excuse,

[1]) Vgl. dazu auch Wielands Brief an Zimmermann vom 3. Juni 1774: „Wünschen Sie mir zu meinem Prinzen Glück. Er hat sich am sechsten May und in den folgenden Tagen wie ein Held und wie ein Menschenfreund aufgeführt. Was ist ein halb abgebranntes Schloss gegen die herzliche Liebe seines Volkes, die er durch sein ganzes Betragen in diesem Unfall gewonnen hat."

[2]) So in der Handschrift.

[3]) In der Handschrift ist das Wort verschrieben: compter.

Qu'elle soit mon egide contre tous mes Ennemis, et pour tous les tems de ma vie la Consolation de mes jours, comme elle a fait la felicité d'une des plus heureuses anuées de mon existence.

Aus den folgenden Jahren enthält der Dresdener Sammelband zwei zum grössten Teile gereimte Briefe von Anna Luisa Karschin, die vielleicht auch wegen der wiederholten Bezugnahme auf Goethe Beachtung verdienen; dem ersten dieser Briefe war ja auch die Antwort der Dichterin auf Goethes Schreiben vom 17. und 28. August 1775 beigeschlossen. Im übrigen klärt uns dieser nämliche Brief der Karschin noch etwas genauer über die Gründe auf, aus denen Wieland seit dem Beginn des Jahres 1776 keine Theaterberichte mehr in seinem „Merkur“ brachte, als dies bisher aus seiner eignen Erklärung im Januarheft seiner Monatsschrift von diesem Jahre (S. 92 f.) zu ersehen war. Er rechtfertigte hier seinen Entschluss durch die Beschwerden und Klagen, die ihm die früheren Berichte zugezogen hatten, und durch die eigne, beständige Furcht vor ungerechten Urteilen, zu denen ihn etwa die unzuverlässigen Mitteilungen seiner Korrespondenten veranlassen könnten, und führte als Probe für diese Unzuverlässigkeit das — allerdings grausame — Verdikt an, das er auf Grund solcher Mitteilungen im September 1775 (S. 280) über die Schauspielerin Frau Henisch bei der Döbbelinschen Truppe in Berlin gefällt hatte: „Madam *Henisch,* die in Berlin wegen — wegen ich weiss selbst nicht was — gefallen; vielleicht wegen ihrer Figur und Jugend. Sie hat noch den schleppenden langweiligen Ton, und das nichts sagende Gesicht, das sie als Demoiselle *Gieranek* hatte.“ Nun, im Januar 1776, berief er sich auf das ganz ungemeine Lob, das in einem Privatbriefe an ihn derselben Frau Henisch wegen ihrer alles bezaubernden Kunst wie wegen ihres sittlichen Charakters gespendet werde, und erkannte dieses Lob als ein „ganz vollgültiges Zeugnis“ vor allem deshalb an, weil es „von einer Frau“ herrühre, „die, in Sachen worüber Genie und Gefühl zu erkennen haben, unter den *Männern* eine

Stimme hat". Wir erfahren jetzt, dass dieser Brief, aus dem das Januarheft des „Merkur" einen grösseren Abschnitt mitgeteilt hatte, von der Karschin verfasst war. In demselben Aufsatz über das Berliner Theater aus dem September 1775 (S. 279) hatte es nun aber auch geheissen: „Demoiselle *Huber* ist der Abgott des Berlinischen Publikums, und ist es mit Recht. Besonders glaub ich, dass sie in den lebhaften Rollen, und in der Operrette uns die ehemalige Demoiselle Steinbrecher ersetzen wird." Auch dagegen verwahrt sich in unserem Briefe die durch Wielands Nachgiebigkeit gerührte und durch sein Lob geschmeichelte Dichterin, doch wohl in der Meinung, dass er jetzt auch dieses Urteil in seiner Zeitschrift widerrufen solle. Doch erwies ihr Wieland diesen Liebesdienst nicht; vielleicht vermutete er als letzten Beweggrund zu ihren absprechenden Worten über die Huberin doch ihre einseitig-persönliche Vorliebe für deren Nebenbuhlerin, die auch in unserm Briefe mehrmals erwähnte Madame Henisch. Auch das Lied auf diese Freundin, von dem am Schlusse des Schreibens die Rede ist, druckte er im „Merkur" nicht ab.

Welchen „edlen Basler Mann" der zweite Brief der Karschin bei Wieland einführen sollte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Beide Briefe sind mit deutlichen (der zweite auch mit ziemlich grossen) Zügen, die stets alle vier Seiten füllen, geschrieben, der erste auf ein in 8° gebrochenes Quartblatt, der zweite auf einen halben Bogen in 4°. Mit der Orthographie und oft auch mit der Grammatik nimmt es die Verfasserin sehr wenig genau; besonders verwechselt sie gern Dativ- und Akkusativ-Endungen. Ich gebe im folgenden beide Briefe möglichst genau wieder; Majuskel und Minuskel lassen sich aber manchmal in der Handschrift der Karschin kaum sicher unterscheiden.

1.

Lass dich den Stolz nicht übermeistern
inn der entzükung die du hast
Ja lieber Wieland ja der Schönste vonn den Geistern

die Schöngeschaffen sind ist dieser Theure Gast
den Weymahr froher auffgenommen
als Syracus den weisen Mann
der aus Athen dahin gekommen —
O dass Ihm[1]) doch dein Arm nicht zu uns bringen kann
Versuche deine Macht imm überredungszwange
und komme mitt Ihm ann die Spree
und wenn du kommen willst dann bleibe mir nicht lannge
Beginne deinem[1]) flug so bald der frische Klee
dass Junge Veilchen will versteken
Bring auch dein Süsses Weib und deine Kinnder mitt
Die Musen sollen Euch hier Ihre Taffel deken
und Flora soll vor Eurem Tritt
auss unssrem feuerheissen Sannde
mitt nie gesehner wunder Krafft
so schöne Blumen ziehn als gingt Ihr in demm lannde
wo Sulzern die natur zwoo neue lungen schafft,

Dass wäre doch Ein Götterfest für mich, und für viele, bester Wieland, machen Sies möglich. Gleim kömmt gewis nach Berlin imm May Mond, und ich würde wieder jung wenn Er, und Wieland und Göthe mitt mir im Hayn gingen, geben Sie doch Ihrem Gastfreunde mein beygeschlossnes schuldopfer ab, ich binn Ihm anntwort schuldig seit den ersten Tagen des Traubenreichen Herbstes, Er wird die Verhinndrungsuhrsache finnden im Brieffe, und sehn dass mein Schweigen nicht Einmahl zu den untterlassungsSünden gehört, Ihr Jüngsterhaltnes Brieffchen hatt mir viel freude gemacht, lies michs vergessen dass Sie mir so lannge nicht schrieben, ich habs abgeschrieben meiner Cloee geschikt, dass wird Ihr gut gethan haben, Sie wird Ihren Sohn oder Ihre Tochter nun mitt leichtteren[1]) schmerz bringen, ich hoffe davon alle Tage nachricht, Sie war schon vorher entzükt, über Einem[1]) Kopf der Calliste, den mir Codowieky so leicht, so meisterhafft, und so getroffen auff milchweissen[1]) Dafftband hinnwarff, dass michs staunen machtte,

[1]) So in der Handschrift.

ich Mahlt Ihm in drey oder vier Zügen den Kopf meiner Cloee vor, und der Treffliche Künstler behielt die Idee, machtte keinen fehler, als Einem[1]) worann ich selbst schuld war, ich hatte vergessen, ich hatt Ihm nicht gesagt dass mein original etwas schmalwanngicht wäre, dass gesicht ward ein wenig zu voll, aber dass auge, der Mund, die gannze Seele in die[1]) Miene, imm Blik ausgegossen, alles war da, war so lebhafft hinngetuscht dass mann die Henischin erkantte, Sie mein liebster Wieland verdienen noch Ein halbes Duzend Brieffchen, und zwannzig lieder wenn ich Sie Sinngen könntte wegen der Güthe des herzens die aus Jeder Zeile Ihres Brieffchens hervorleuchttet, Dank Tausend Dank davor, ich hätte nicht verlangt dass Ihr mercur dem[1]) Theaterarttikel künffttig weglassen soltte, aber dieser geflügeltte Bohtte müsstte wahrheitsliebhaber wählen die weder zu viel noch zu wenig sagtten, die unparteisch wären, und selbst die fehler Ihrer lieblinge, selbst die volkommenheitten Ihrer wiederwärttigen annzeigtten, ich habe den arttikel über unssere bühne nicht gelesen, find aber dass man Ihnen die Huberrin als die volkommenste Actrice vorgemahlet, ich habe mirs sagen lassen, man log Ihnen, Sie ist lebhafft im comischen, aber Sie heült im hohen Tragischen Spiel, und ward seit der Zeitt schlechtter dass mann Sie zu sehr lobtte, Ihre Figur hatt nichts annziehendes für die Kenner des feinen, für den Lieber der schönen natur, doch genug hiervon, ich wiederhohle meine erkäntliche aussruffung, haben Sie Dank Tausend Dank liebe gutte männliche Seele, behaltten Sie mich im freundesanndenken, grüssen Sie alles was Ihnen anngehört von mir, ob ich gleich allen cörperlich unbekant binn, leben Sie schäfferfrölich, geben Sie der wellt bald wieder Eine neue Geistgebuhrt, und denken Sie sehr herzlich auff die reise nach Berlin wegen Ihrer herzlichsten freundin

Berlin den 17 feb. 1776.

meine Tochtter grüsst Sie Ehrbiettig, A. L. Karschin

[1]) So in der Handschrift.

und ich bitte, wenns noch Zeit ist:
im liede auff Madam Henisch an stat
Gärtner Mädchen rosen Mädchen zu
sezen, doch ists erste auch gut.

2.

Dir lieber Wieland muss mein Herz noch Grüsse sagen
durch Einem[1]) Edlen Basler Mann
der sich bey uns ergözt inn schönen Blumentagen
und es nicht möglich machen kann
noch länger hier zu sein wo Er mannch Herz gewan —
Er ist Ein liebenswehrt Geschöpfe
aus Jenem lannde bergverschannzt
wo sich die dennkart freyer Köpfe
von Sohn zu Sohne fortgepflannzt
Du kennst diss lannd, bist da gewesen
Kennst Seine Bürger, hast alda
dir mannchen freund von Herzen ausserlesen
dem[1]) dein verstand des Wahlrechts würdig sah —
must auch gewis den Schweizer lieben
sonnst würd Er nicht nach Weymar hinn
mitt so viel schneligkeit getrieben
Er kömmt und saget dir dass ich offt kränklich bin
amm cörper, aber nicht am Geiste
Ich aber sage dir durch Ihn
dass ich schon monndenlanng mich mitt der hoffnung Speisstte
du kämst ann Götens Hand von Weymar nach Berlin
Ihr kommt nicht, lasse mich doch wissen
ob Gleim den rosen Monnd bey Euch genoss
ich hab auff Briefe lauren müssen
und dennke dass Er sich entschloss
auff Eures fürsten flur Sich rosen abzubrechen
Die Süsser dufftten, und vielleicht
nicht so wie anndre rosen stechen

---

[1]) So in der Handschrift.

weill Ihr durch Süsgesang die Flora habt erweicht
Sie ohne Dorn hervorzubrinngen
Ich möchtte gern für Eurem ohr
mein unnharmonisch liedchen sinngen
vielleicht käms Euch doch lieblich vor
denn selbst die Grasemüke reizet
Zum horchen nächst der nachttigall gesanng
Ich käme mitt den[1]) Mann der sehr nach liedern geizet
und bliebe bey Euch wochenlanng
Ich käme warrlich — aber frage
nur nicht was mich zurük kann ziehn
was hülfft es dass ich dirs erst sage
Genug mich lässt ein Gott nicht von der Stelle fliehn
ich binn gefesselt ann Berlin
und hoffe dennoch eh mich Cahron überkahnet
Euch und die schöne schweiz zu sehn
mir ward schon mannches weg gebahnet
den ich vorher nicht sah, mir ist schon viel geschehn
was ich mir nicht geträumt imm schlummer
und nicht imm wachen mir gedacht.
Die Götter ordnetten des Mennschen lust und kummer
Sie haben Ihren Plan gemacht
und schlagen Einem[1]) auff die finnger
wenn mann zu naseweiss Ihn selber künnsteln will
und davor fürchttete mein Herz sich als ich Jünnger
und grambeladner war, ich schwieg geduldig Still
und sahe weitter nicht als wie Ein wanndrer Siehet
der grades weges geht, nie auss dem gleise weicht
und wenn Er über Berg und Thäler sich bemühet
Die Herberge zulezt erreicht —

Berlin den 27 Juny 1777

A. L. Karschin.

Aus der ersten Woche des Jahres 1781 stammt ein kurzer, undatierter Brief der Herzogin Anna Amalia an Wieland,

[1]) So in der Handschrift.

auf die erste Seite eines in 8° gebrochenen Quartblattes mit deutlichen und sauberen Zügen ganz eigenhändig geschrieben. Er bildet die dankende Antwort auf die Verse „An Olympia. Ueber eine Handzeichnung von Oesern, die H. Marie Magdalene nach Cignani vorstellend“, die nach Seufferts Angabe[1]) vom 4. Januar 1781 stammten, übrigens auch im Januarheft des „Merkur“ von 1781 (S. 41 f.) veröffentlicht wurden. In der Oeserschen Zeichnung, die die Herzogin besass, wollte Wieland keine fromme Büsserin mehr erkennen, sondern vielmehr ein „Nymfchen“, ein „Griechsches Mädel“, ja „Amors Schwester“ selbst, „die lieblichste der Charitinnen“, welche die „Grazien Apells“ dem von ihnen stets umschwebten, begeistert seinem heiligen Urbild nachzeichnenden Künstler neckisch untergeschoben hätten. Darauf erwiderte Anna Amalia, doch wohl sogleich nach dem Empfang der anmutigen Verse:

Ich solte zwar hübsch höflich und Galant seyn und auf so schönen[2]) Reimelein, durch die schöne Magdalene, Ihnen lieber Wieland und den Grazien ein Opfer bringen; wenn meine Fantasie, die mir leider nur zu öfters dume Streiche spielet, nicht auch jetz[2]) den Possen thät und nichts in dem Bilde des Freund Oesers zeigte als eine arme Sünderin der[3]) ich änhlich[2]) werden möchte und sie darum in meinen[2]) Cabinet hängen habe.

Solte aber jemals meine Fantasie das in dem Bilde sehn, was Ihnen die Musen so schön sagen lassen; so werd ich nichts eiliger zu thun haben als es von meinen Augen weg unter Ihre Obhut zu geben.

Bis dahin hoffe ich der Schönen Sünderin desto öfters[4]) Ihre Gegenwart zu verdancken, wodurch sie mir nur um so lieber wird.

Amelie.

---

[1]) Wielands höfische Dichtungen, im Euphorion, Bd. I, S. 698 (1894).

[2]) So in der Handschrift.

[3]) In der Handschrift verbessert aus: die.

[4]) In der Handschrift verbessert aus: öffterer.

Fast anderthalb Jahrzehnte später, in den Spätsommer oder Herbst 1795, fällt ein gleichfalls undatierter Brief von Frau Caroline Herder, auf die beiden ersten Seiten eines in 8⁰ gebrochenen Quartblattes mit grossen, deutlichen Zügen geschrieben. Das Datum ergibt sich aus dem Abdrucke des in dem Briefe genannten Gedichts von Friedrich von Köpken „An Teutschlands Horaz des vorigen Jahrhunderts", dem Wieland eine grössere, mit wärmstem Lob auf Herders „Terpsichore" verweisende Anmerkung beigab, im Oktoberheft des „Merkur" von 1795 (S. 202 ff.). Karoline Herder schreibt:

Theuerster Freund. Da mein Mann eigentlich nicht selbst Ihnen eine Ode zusenden kann, worinnen seiner in Ehren gedacht wird, so nehme ichs auf mich und übersende sie Ihnen zutrauensvoll, mit unsrer beider Bitte, sie gefällig in den Merkur einzurücken, wenn Sie nichts dagegen haben. Ein H. von Köpken aus Magdeburg, den Sie vielleicht kennen, ist der Verfasser; er wünscht dass Sie sie aufnehmen möchten.

Vielleicht finden Sie es auch, dass diese Ode ihrem Verfasser nicht zur Unehre gereicht und nicht unwerth sey, auf den patriotischen Altar gelegt zu werden. Vielleicht gefällt es Ihnen, in einer Note, zur Verständlichkeit des Gedichts, mit wenigen Reihen, das *Daseyn* der Terpsichore zu bemerken, das denn für Ihren Freund sehr erfreuend seyn würde. Wir wünschen Ihnen alles Gute, Glückliche, was Sie erfreuen kann. Meine liebe Freundin küsse ich herzlich.

Ihre

C. H.

Endlich findet sich auf einem kleinen Quartblatte, das nur auf einer Seite mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben ist, folgender undatierte, wohl dem Jahre 1799 angehörige Brief von Henriette von Knebel:

Sie haben mir, mein verehrungswerthester Freund, durch die gütige Mittheilung Ihres Agathodämon ein ganz unbe-

schreibliches Vergnügen gemacht und ich weiss kaum wofür ich Ihnen zuerst dancken soll: vor diese süssen Früchte Ihres Geistes selbst, welche, wie unter einem griechischen Himmel erzogen, den schönsten und unvergänglichen Samen in sich tragen — oder vor die liebreiche und gefällige Art womit Sie solche meinen Händen anvertraut haben.

Jedes Opfer des Dancks und der Verehrung, das ich Ihnen bringe, wird mir so leicht, weil es zugleich aus dem Herzen kommt; daher hoffe ich auch, dass Sie, mein vortrefflicher Freund, dieses mit Güte und Wohlwollen annehmen werden!

Ihre
ergebenste Freundinn
Henriette von Knebel.

Den Hauptbestand der Dresdener Sammelhandschrift bilden aber Briefe von Wielands Cousine und Jugendgeliebten Sophie von La Roche. Nicht weniger als 76 Briefe, darunter zwei an Johann Georg Jacobi, rühren von ihrer Hand her. Sie beginnen mit den Jahren 1759—1761, setzen nach längerer Pause dann wieder 1767 ein, werden überaus zahlreich in den Jahren 1769—1772, besonders solange Sophiens Sohn Fritz in Wielands Hause zu Erfurt weilte, und stellen sich endlich nach einer neuen Unterbrechung wieder, doch nicht so häufig wie zuvor, von 1777 bis 1784 ein. Zwei Briefe ihres Gatten und eine kurze Nachschrift von Dumeiz sind, wie bereits bemerkt wurde, zwischen Sophiens meist umfangreiche Episteln eingeschoben.

Diese letzteren sind zum grossen Teil Antworten auf längst bekannte Briefe Wielands; mehrere von ihnen lassen sich aber auch in den Zusammenhang der bisherigen Veröffentlichungen dieser Art nicht eingliedern, so z. B. gleich die beiden ersten, ergebnisreichen Briefe unsers Sammelbandes, die zusammen mit einem verlorenen Schreiben vom 12. Juni 1759, das herbe Vorwürfe gegen Wielands Mutter enthalten zu haben scheint, die durch Sophiens Vermählung 1754 abgerissene Verbindung mit Wieland wieder anknüpfen sollten und Sophie liebevoll ent-

gegenkommend, Wieland dagegen zunächst in verletzender Zurückhaltung zeigen. Ob an dieser etwa nur äussere Zufälligkeiten, die mit seiner fast gleichzeitigen Übersiedelung nach Bern zusammenhingen, schuld waren, lässt sich vorläufig nicht erkennen. Jedenfalls aber löste sich die Spannung zwischen ihm und der einstigen Geliebten bald wieder, wie die folgenden Briefe unseres Bandes, übrigens auch schon früher veröffentlichte Briefe Wielands aus jener Zeit beweisen.

Auch in den späteren Blättern der Dresdener Handschrift ist noch mehrmals von vorübergehenden Missverständnissen und Zerwürfnissen zwischen Wieland und Sophie die Rede. Fast immer aber fleht sie dann leidenschaftlich-innig den verstimmten Freund um Versöhnung an. Überhaupt zeigt fast jedes Schreiben von ihrer Hand, wie warm und treu ihr Gefühl für Wieland ist. Ihre wiederholte Versicherung, dass seine Briefe vornehmlich das Glück ihres Lebens ausmachen, ist keine leere Redensart. Beständig beschäftigt sie die Sorge um seine Gesundheit, um sein geistiges und gemütliches Wohlbefinden, um sein äusseres wie um sein seelisches Glück, und dann und wann mischt sich in die Beteurungen aufrichtigster Freundschaft auch eine elegische Erinnerung an die ehemalige schwärmerische Liebe ein. Offen spricht sie von ihren eignen Verhältnissen und Familiensorgen mit dem alten Freunde. Ebenso handeln die späteren Briefe mehrfach von Sophiens schriftstellerischen Arbeiten und enthalten lobende Urteile über Wielands neue, von ihr stets mit freudigster Teilnahme aufgenommene Werke. Auch seine Freunde und literarischen Beziehungen kommen gelegentlich zur Sprache. So sucht z. B. 1771 Sophie vermittelnd in einen Zwist zwischen Wieland und den Brüdern Jacobi einzugreifen, und tief erschüttert schreibt sie ihm 1778 nach dem Tode Julie von Bondelis.

Diese Briefe Sophiens verdienten aus mehr als einem Grunde eine nahezu vollständige Veröffentlichung. Da mir eine solche vor der Hand nicht möglich ist, teile ich hier wenigstens die beiden ersten Briefe ganz und von den folgenden einige — vorwiegend literargeschichtlich ergiebige — Proben

mit, natürlich genau in der regellosen Schreibung der Originale, die zudem zwischen Minuskel und Majuskel, Acutus und Gravis oft kaum unterscheiden lässt. In den Anmerkungen beschränke ich mich auf das Allernotwendigste.

1.[1])

Mayence ce 26 Juin 1759.

Il y à quince jour, que je vous ai[2]) ecrit; il faut que la lettre vous soit parvenûe, et il faut aussi, que vous en soyes indigné, parceque vous ne me repondes pas malgré les instançes, que je vous en fit. Soit, cest un coup que je me suis porté, moi meme, ma triste ma cruelle maladie, etoit donc destiné, de me montrer, non seulement, toutes les malignités Cachées de mon sang, mais aussi celles de mon coeur, j'en profiterai, pour l'un, et pour L'auttre, j'en rens grace à Dieu, en le demandant, une guerison aussi parfaite, pour mon Coeur, et Esprit, quil à doné à mon corps; je ne seroit donc plus vaine, ni presomtueuse, sur une lettre, ou j'aurois montré mon coeur, avec ses merites, et ses desffauts, je ne dementirai plus, mon Caractere, qui apres Cinq ans et plus, dé souffrançe courageuse, et suportable (parceque j'avois bien dé l'inocence devant moi) fait une demarche, qui detruit le fruit, de tout cela, enfin j'en suis punie, par votre silence, peutetre encore par un nouveau[3]) sacrifice, à faire de ma reputation, à Mad: votre Mere. Si vous lui comuniques ma lettre, je ne m'en plaindrai pas, et si je le faisois, ce seroit injustement, j'ai trop dit d'elle, pour ne vous pas faire souhaiter, quelle soit justifiée, et que j'aye tort; ah pourquoi, ma pauvre raison, à t'elle tant souffert de cette Couche douloureuse avant terme, pourquoi mon imagination etoit elle trop vive, trop agisante. Dieu à permis tout cela, pour me humilier, il me faloit encore perdre, les restes de votre amitié que la pitié, et l'incertude,[4]) si j'etois aussi coupable qu'on

---

[1]) Ein Foliobogen, auf den drei ersten Seiten mit saubern, deutlichen, etwas verblassten Zügen beschrieben.

[2]) ai (nachträglich in der Handschrift eingefügt).

[3]) Verbessert aus: nouvelle.

[4]) So in der Handschrift.

me faisoit,[1]) m'avoit conservé,[2]) je me soumet, toujour destiné à souffrir, dans la partie, la plus sensible de mon Coeur. desormais je me defierai des agremens, que je croirai pouvoir me procurer, par ma droiture, par un epanchement de Coeur, je n'ai d'auttre consolation, que de ne vous avoir ecrit, aucun mensonge, Mad: votre Mere, dusse t'elle m'en donner le defi milles fois. mon coeur ne sera plus donné, à juger à aucun homme au monde, Dieu, Dieu seul, le verra et le jugera à l'avenir et de l'autre Coté du tombeau, come dit mon cher *Joung*. je vouloit avoir le plaisir, de vous voir justifié, dans l'Esprit de la Roche, qui me croyoit prevenûe, pour vous, et contre votre Mere, je ne vouloit pas me venger, mais rentrer dans votre Estime, en vous laissant le juge de mes actions de l'année 1753, depuis le Juin jus qu'à mon mariage. il est bon, il est salutaire que je reconoisse, tous les plis, et replis de mon coeur, je me renfermerai en moi meme, et mes devoirs, de mere, et d'Epouse, rien pour ceux, dont j'ambitionai l'Estime, et les auttres n'etant rien pour moi — adieu Wieland, dans l'auttre monde, vous me reveres, vous ne[3]) me meconoitres plus, vous me rendres plus de justice, et je ne ferai plus de fautes, car graçe, à Dieu, je n'ai pas[4]) comis des crimes. Faites de mà lettre du 12, et de celleci, tout ce qui bon vous semblera — je ne contredirai pas à rien.

Dieu vous Benisse, Dieu recompense votre vertû, je lis, vos *Empfindungen des Christen*, come on les doit lire; oublies moi, ne vous faites au moins point d'image, de ma Conduite, de mes sentiments vous etes si loing, de me prendre au juste que je vous prie, de me laisser; ne me voyes plus, que come je suis, en ce moment, j'ai ma petite Louise sur mes genoux, Frizle, mon charmant beau Frizle est à mes pieds, et joue, la Max est à deux pas, de[5]) moi pres de la Cousine et court

---

[1]) Verbessert aus: m'avoit fait.
[2]) Verbessert aus: gardé.
[3]) ne (nachträglich eingefügt).
[4]) Verbessert aus: je ne.
[5]) Vorher „ches" durchstrichen.

pour sa poupée, et me demande, mama pourquoi pleures vous? je prie Dieu, de vous donner un Coeur vertueux, et une destinée, plus heureuse que la miene. cest le seul Coupd'oeil que je vous permet; je suis sur, que plusieurs moments de ma vie, plusieurs sentiments, de mon coeur, qui vous regardent, seront conservé, et que vous les verrés dans l'auttre monde, et les aprouveres pour me recompenser, de tout les maux, que les votres m'ont fait souffrir. adieu!

Sophie La Roche.

2.[1])

Mayence ce 18 Juillet 1759.

Monsieur, et tres Estime Cousin.

voici une lettre, que je voulois envoyer à Zürich je n'en ferai rien, je suis resignée sur vous, ainsi ne craignes rien de L'avenir, car c'est la derniere fois, que vous verres de mon odieuse ecriture; je ne vous demande plus reponse, à mes lettres precedentes, mais seulement la Complaisance de faire dire par Mad: votre Mere, à ma soeur de Hillern, que vous les aves recûes. Souvenes vous s'il vous plait, qu'un jour, vous m'aves dit bien de Choses au desavantage de mon Pere, sans quil me soit venû dan L'Esprit, d'en faire la mine, encore moins aurois je eté capable, de marquer une haine, et un mepris aussi complet, dont vous venes de me traitter, mais il faut, que vous ne soyes plus, ce meme Wieland d'auttrefois, vous n'aures Jamais sû en agir de cette facon sur ma premiere lettre, encore[2]) moins sur la seconde. enfin c'est le dernier trait, de mon sort, je suis sur, de n'en plus eprouver de pareil. Soyes heureux mon Cousin, autant qu'on le peut etre, tranquilises vous, en oubliant la facon, dont vous venes de me traitter bien injustement.

Sophie La Roche.

---

[1]) Ein Foliobogen, nur auf der ersten Seite mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben.

[2]) Das Wort ist verschrieben: encorce.

3.[1])

Mayence ce 7 8br: 1760.

Monsieur et tres Estimé Frere.

— — — — — — — — — — — — — —

Toujours mon Frere n'oublies pas, que je n'ai plus ases de vanité, pour faire des pretensions, et que je regarderai, tout ce qui me viendra de vous, come des presens genereux.

je vous ai ecrit au mois d'aout, que notre voyage pour Warthause, etoit reculé jusque au printems prochain, je vous ai marqué le deplaisir, que cela me Causoit; la datte du mois d'apresent m'a doné un rayon de plaisir en me montrant, que nous somes deja avancé d'un mois vers le terme de mon depart, et de la satisfaction de me retrouver ches moi, de corps et d'Esprit. vous qui ne conoisses que trop, le sauvage de mon imagination, representes vous[2]) les douceurs quelle me fait envisager, du voisinage d'un frere et d'une soeur, come j'ai à Biberac. Dieu vous Conserve, et laisse à ma soeur la Consolation, de votre amitié, et de votre Comerçe. on m'à mandé toutes les bonnes intentions, que vous aves pour mon pauvre frere Cadet, je vous en remercie millions de fois. ayes toujour ce Coeur unique dans son Espeçe, ce Coeur auquel je doit tant et tant. nourisses y toujour quelque sentiment d'amitié pour moi. adieu penses quil n'est pas possible de Considerer, et d'Estimer quelqun plus parfaitement que vous L'etes, de[3])

4.[4])

Mayence ce 10 Novembre 1760

quelle Lettre m'ecrives vous mon Frere. Sans L'anglois quil y à au bout, je ne croyrais jamais, que vous L'aves ecrite.

[1]) Ein Foliobogen, auf den ersten drei Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben; vom zweiten Blatt ist ein Stück mit der Unterschrift weggeschnitten. Im Anfang des Briefes bittet Sophie um Auskunft über die Gesundheit ihrer Schwester Cateau von Hillern in Biberach.

[2]) vous (nachträglich eingefügt).

[3]) Hier fehlt die Unterschrift.

[4]) Ein kleiner Foliobogen, auf 2½ Seiten mit saubern, deutlichen, nur etwas verblassten Zügen beschrieben. Im weiteren Verlauf des

vous etes donc persuades, quil y à des moments ou la Philosophie s'en va, au Nües pour nous laisser faire, tout à notre aise, un petit tour terestre, materielle, tout à fait; et vous en parles meme, dans un ton naturel, satisfait de cette decouverte. j'en suis bien aise, et meme j'en suis Charmée plus que vous ne penses peutetre; je vous verrai plus souvent, car je ne doute point, que cette jolie humeur, dans laquelle vous m'ecrivies cette Lettre, ne vous reprenne de tems, en tems et dans ces moments la, vous aimeres, L'Esprit, de Warthause, on osera vous prier ches nous, ou on vous Estime, et ou on craignoit seulement, votre austerité, mais nous parlerons de Cela au mois de Mars plus amplement — — — — — — — — — — — — — — —

5.[1])

ce 16. Juillet 1761.

je suis bien charmée de L'impression que La Roche à fait sur vous, croyes toujour mon Frere, que L'agrement de sa Figure, et de sa conversation, sont ses moindres merites, vous le dires avec moi, quand un jour vous le conoittres mieux du coté du caractere.

vous ne reves pas si juste que moi, car Mos. le Comte veut vous voir, et pense · meme vous voir souvent, mais je devine qu'on veut avoir la Biblioteque arangé pour etre sous les Armes, à votre premiere aparition. — — — — — — — — — — — — — — —

Briefes, der auf Wielands Schreiben vom 25. Oktober 1770 (bei Robert Hassencamp, Neue Briefe Wielands, Stuttgart 1894, S. 9 ff.) antwortet, charakterisiert Sophie unter anderm ihr eignes, in seiner Schönheit nunmehr verblichenes Aussehen, von dem ihr ehemaliger Liebhaber nichts mehr zu fürchten habe.

[1]) Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. In demselben Briefe bittet Sophie unter anderm dringend, Wieland möge ihr sein Lustspiel (die Übersetzung des „Sommernachtstraums“) zum Lesen geben. La Roche pflege niemals ihre Briefe neugierig zu durchstöbern; Wieland könne ihr also ganz gut etwas anvertrauen, was nur für ihre Augen bestimmt sei.

6.[1])

Warthause 11 fevrier 1770

Diogene attendu come le Messie, est arivé vendredi. vous auries du voir, avec quelle vitesse je dechirai les envelloppes et parcourait les vignettes. mais avec quel regrett, je pensois à mes yieux qui ne me permirent pas de lire. La Roche qui attendait ces plaintes, me dit quil m'en ferait la lecture, et se mit à l'instant à Coté de ma petite table, à la plaçe que vous occupies du tems de mon heureux voisinage avec vous; et juges si Diogene nous plait. La Roche en à continué la lecture jus qu'aujourdui ou nous sommes resté à la Republique. Tout est bon tout nous plait. mais Nro 33 jus qu'à la Republique[2]) nous enchantait preferablement, parceque nous y croyons voir Wieland avec son Genie et son Coeur, L'histoire de Lamon;[3]) la preface, et cent traits dans les Nro 32. qui precedent, nous charmaient, et nous delectaient, mais le detail est impossible à l'heure quil est, ou nous devorons le tout avec avidité. la Comtesse vous fais milles remerciements, elle est touchée de l'honeur que vous lui aves fait, elle vous ecrira elle meme, chaque feuille L'enchante. il y à un seul mot quelle n'aimait point, et dont L. R. à pris la defense en disant quil falait que Diogene parle sans macher les expressions. le mot est dans l'article des diferentes facons d'aquerir des richesses.[4])

Lamon m'à touchée. Clicerion m'à rapellé un tems que vous passies heureusement, eloigné de tout le monde, ou votre maison etait l'univers pour vous. me suis je trompée? je crois que non. vos tableaux du bonheur d'une Ame sensible pour les beautés de la nature. j'aurais voulu m'y trouver à coté de vous. — — — — — — — — — — — —

---

[1]) Ein kleiner Foliobogen, auf drei Seiten mit deutlichen, saubern Zügen beschrieben; auf S. 4 die Adresse. Die zweite Hälfte des Briefes enthält verschiedne persönliche Mitteilungen von geringerer Bedeutung. Wielands Antwort auf diesen Brief ist schon von Franz Horn (Wielands Briefe an Sophie von La Roche, Berlin 1820, S. 116 ff.) veröffentlicht.

[2]) In der Handschrift verschrieben: Replublique.

[3]) Kapitel 7—9 des „Diogenes".

[4]) Wohl im 28. Kapitel.

adieu Wieland je vous remercie de votre ecriture dans Diogene, je vous remercie que vous y ayies mis mon nom Sophie. ah si les riens ne faisaient, le bonheur des ames sensibles — toutes les richesses de mots et de biens ne le feroient pas. vous me conoisses — vous voyes mon coeur dans cette Phatasie.[1]) — — — — — — — — — — — —

7.[2])

Warthausen d. 25. Februar 1770

Sie wollen in Zukunft lautter teutsche Briefe von mir haben; und Sie sagen mir so gute ursachen dazu, dass ich diesen vorschlag, um mein selbstwillen annehmen muss. — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Diogenes mein Freund, Gefält der Geistlichkeit nicht und kan den meisten nach dem „Esprit de leur Corps“ nicht ganz gefallen. ich bin froh das Wieland als Wieland nicht so von der Liebe, und andren Bewegungen unsrer Seele denkt, als er, als Diogenes davon spricht. Die Gräfin und ich waren ein paarmahl böss über Sie, da Sie uns bey dem vorlessen erröthen machten, weil wir nicht so geschwind waren als La Roche es gewessen, Wieland und Diogenem zu unterscheiden. Eine Betrachtung kam mir dabey, die zu einer Frage wurde. ich war sicher dass die rothmachende Züge in Ihrem Diogenes, eben so viel mühe und überwindung gekostet hätten, als mich der Character meines Bössewichts: Woher komt aber dass eben diese stellen in Ihrem Buch, und diesse Briefe in meinem die Lebhafteste sind, und stärkere eindrüke, als die übrige machen. — — — — — — — — — — — —

[1]) So in der Handschrift.

[2]) Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. Die hier nicht mitgeteilten Abschnitte des Briefes handeln unter anderm von der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, an der Sophie gerade arbeitete; auch Wieland hatte Mehreres davon schon gelesen und wahrscheinlich der Freundin nur darum geraten, ihre Briefe deutsch zu schreiben, damit sie so für ihren Roman eine grössere Leichtigkeit im deutschen Stil gewinne.

8.[1])

Warthausen d. 18 Merz 1770

Sie plagen mich Wieland, mit Ihren deutschen Briefen, ohngeachtet ich fühle dass Sie recht haben. aber es dünkt mich, alles was ich Ihnen zu sagen habe, und für Sie empfinde liegt in dem gefach meiner francösischen Wörter, und, dass ich es erst übersezen muss, daher finden Sie auch meine Briefe troken und kalt. — — — — — — — — — —

9.[2])

(Von Georg Michael Frank von La Roche.)

Warthausen ce 4 Juin 1770.

Tlantlaquacapatli, Aboulfaouaris etc. et Combabus sont arrivés sains et saufs. Je les ai devoré. Voulez vous que je vous dise la Verité? Je prefere ces *geheime Beyträge* même à Diogene. Il y a bien long temps que je n'ai rien lu qui fut plus à mon Gout. Et il n'y a que vous qui soyez en etat de parler Nature. il semble que vous l'ayez pris sur le fait, et que vous l'ayez forcé a vous decouvrir le fort et le foible de ses Ressorts. Enfin c'est une production qui doit vous faire honneur parmi tous les Etres pensants. Nargue a Bavus, Kollbornius[3]), et autres vermisseaux, qui ne manqueront

---

[1]) Ein kleiner Foliobogen, auf drei Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben; auf S. 4 die Adresse. Meist handelt es sich in dem sehr herzlich gehaltenen, halb deutsch, halb französisch abgefassten Briefe um weniger bedeutende persönliche Mitteilungen. Derselbe bunte Wechsel der Sprache findet sich auch noch oft in den folgenden Briefen; ja selbst ganze Briefe schreibt Sophie später noch französisch, besonders wenn ein leidenschaftliches Empfinden in ihr nach Ausdruck verlangt.

[2]) Ein kleiner Foliobogen, nur auf den beiden ersten Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. Da Sophie mit der Gräfin Maximiliane Stadion gerade einen Ausflug gemacht hatte, schrieb diesmal statt ihrer ihr Gatte, obgleich auch er nur wenig Zeit hatte, da er den Umzug nach Schloss Bönnigheim vorbereitete.

[3]) Abbé Kolborn, Kanonikus von Mainz, Erzieher des Grafen Philipp Stadion.

point d'y trouver à redire, parceque ce n'est pas le ton du Schulzen-Stofel. — — — — — — — — — —

Je suis de Coeur et d'ame

Votre Amy Cousin et tres humble serviteur

La Roche.

10.[1])

14 Xbr 1770

— — — — — — — — — — — — — —

vous saves que je possede vos gracieuses filles de genie, je les ai lu deux fois, elles sont charmantes, et je me loue, d'avoir deviné votre Danaë[2]). Phillis la simple et modeste Phillis[3]), ne tient elle pas les graces, de sa naiveté, des doutes de son amabilité, du Caractere de votre Epouse, Ces yieux rempli de larmes de joye ce sentiment de vous[4]), qui lui tient lieu de tout, la sincerité avec laquelle, elle loue les Charmes de ses Compagnes, tout est tiré de l'ame de mon Amie Wieland, dites lui, que si en lisant les Graces, j'eusse eté ches vous, je me serait levé, et L'aurais pressé contre mon Coeur, et la elle aurait vu aussi des larmes de tendresse, dans mes yieux à demie eteint. — — — — — — — — — — — —

11.[5])

Ehrenbreitstein 28 Juin 1771

— — — — — — — — — — — — — —

Wissen Sie das meine Sternheim dem Herder gefält, diesses hätte ich mir nicht vermuthet, und es freut mich nicht wenig. — — — — — — — — — — — — — —

---

[1]) Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit grossen, deutlichen Zügen beschrieben. Wie Sophie in den vorausgehenden Briefen mehrfach mit gespannter Erwartung von den „Grazien“ spricht, so lobt sie das Werk auch nochmals kürzer in dem folgenden Schreiben vom 18. Dezember 1770.

[2]) Die ganze Erzählung in Wielands „Grazien“ ist an Danae gerichtet.

[3]) Die schönste der arkadischen Hirtinnen in den „Grazien“.

[4]) In der Handschrift verbessert aus: de votre Mere.

[5]) Ein halber Bogen 4⁰, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben.

12.[1])

18 Juillet 1771

— — — — — — — — — — — — — —

j'ai recû une lettre de Merk, et de la petite Flachsland Amie de Herder, qui me comunique toutes les Poesies du dernier, et les louanges quil donne au ton Melancholique de ma Sternheim, et à la verité morale quil y trouve, l'aprobation de cet homme me fait plaisir. — — — — — — — — — —

13.[2])

(Von Damian Friedrich Dumeiz.)

[27. September 1771.]

— — — — — — — — — — — — — —

je pense m'arreter encore vne huitaine de jours ici,[3]) et puis aller retirer votre Agathon des mains d'vn moine à qui je l'ai preté, et qui en fait des extraits pour precher votre evangile au peuple, jugez par là de l'excellence de votre ouvrages,[4]) puisque le gros sens monacal le[4]) sent.

14.[5])

d. 16 Juny 1772

— — — — — — — — — — — — — —

aber den golden[4]) Spiegel habe ich doch schon durchblättert, und mit trähnen dess danks, mit überfliesenden Thränen der besten empfindung habe ich Sie meinen Wieland geseegnet. O wie schön werden Ihre Männliche Jahre — mein Lieber

[1]) Ein in 8⁰ gebrochenes Quartblatt, auf allen vier Seiten mit flüchtigen, mitunter nicht recht deutlichen Zügen beschrieben. Der Brief enthält noch weitere Mitteilungen über die freundliche Aufnahme der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim".

[2]) Ein halber Bogen 4⁰, auf allen vier Seiten beschrieben, grossenteils von Sophie; am Schluss fügte Dumeiz eine kurze Nachschrift bei, aus der ich hier nur die auf den „Agathon" bezüglichen Sätze mitteile Die Unterschrift von Dumeiz' Namen fehlt in dem Briefe.

[3]) Nämlich bei Sophie in Ehrenbreitstein.

[4]) So in der Handschrift.

[5]) Ein in 8⁰ gebrochenes Quartblatt, auf allen vier Seiten mit grossen, deutlichen Zügen beschrieben.

theurer Wieland — Gott belohne Ihre mühe, durch den eindruk den es, auf Fürsten, und rathgeber Seelen machen soll, dass schöne fürtrefliche Meisterbuch — — — — — — — — — — — La Roche ist über Ihre Scheschianische Gemählde entzükt, Sie wissen das ers nicht oft ist — — —

Ihre Sophie

15.[1])

Coblenz d. 6 aprill 1780.

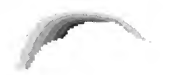
Ihr *Oberon*, Lieber Wieland ist gekommen etlichen recht guten Menschen freude zu geben — La Roche war just an einem bössen hässlichen geschwür im Naken sehr krank, und unmuthig, seine beste freunde wussten ihm nichts zerstreuendes mehr zu sagen — seine Bücher, und sein Naturalien Cabinet hatten auch ihre reize für ihn verlohren — da kam *Oberon* — eilig bring ich ihn hinauf, la Roche lächelt ihn mit Hofnung eines vergnügens an, lässt mich gleich wieder gehen — und liesst — biss kein Buchstabe mehr zu lessen ist — den Abend komt unsser minister von Hohenfeldt[2]) dem sucht er diese — jene stelle nach — und erzählt auch mir — und den zweyten tag liesst er nochmals ganz — so dass ich ihn erst den vierten bekam — und noch dem minister lassen musste. Nun soll ich Ihnen für das vergnügen danken, das beyde durch Oberon genossen. Ihre Jahre sollen so viel, und so glüklich seyn als die minuten die *Oberon* ihnen beyden gaab. nur eine frage entstund — warum machen die protestanten so oft spottende anspielungen auf Theile der Catolischen Religion —

Oberon gefiel Ihnen doch?
Sein Bau — der Geist der in ihm lebt, wie soll das nicht gefallen? und ich helfe doch auch Souscripenten für die schöne aussgaabe samlen, zu deren betrieb ich Sie aufmuntren solle,

---

[1]) Ein halber Bogen 4°, auf allen vier Seiten mit deutlichen, meist grossen Zügen beschrieben.

[2]) Christoph Philipp Wilibald Freiherr v. Hohenfeld, Generalvikar des Fürstbischofs zu Speyer, 1777—1780 auch Konferenzminister und wirklicher geheimer Staatsrat des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, gestorben 1822.



da die frage mehr auss besorgnis entstanden sey es möchten, die religions artikel Ihrem Buch schaden weil das Catolische Teutschland doch auch viele menschen zählte — aber ich weiss viele Catoliken, die im Ernst ärgerliche sachen sagen und schreiben — das ist wahr — man erlaubt sich selbst aber mehr als einem Fremden — Oberon hat jede vorsprache in sich — und in guten köpfen — so weit zwey Männer.

. Mich — lieber Wieland! freut, der reichtum und die heiterkeit Ihres Geists — der Himmel lass Sie diese güter lange geniessen, und möchte ich die hofnung haben *Sie* und Ihre Famillie beysamen zu sehen — ich wäre sehr glüklich — wenn ich *Sie* die liebe würdige Mutter Ihrer Kinder die Gross-mutter davon, und das rührende gewühl von Wielands Kinder um mich her sähe, in Weimar wo ich doch die nähste verwandtin von Ihnen allen wäre, und also auch antheil an Herz und Blut fühlte — es freute mich mehr als ich sagen kan — aber die beste freuden, sind erscheinungen eines ideals — erheben den Geist, machen dass Herz wallen und entfliehen, in die Welt dess vollkommenen auss der sie herunter steigen, uns einige stunden recht süss — recht schön zu machen —

die herrliche — zerreissende Bilder dess 9. und 10 gesangs, die Sie meinem Herzen gönten — habe ich auch — ich kan sagen geherzt — ein Geist voll obermacht — hat Sie dass schmerzliche und süsse der liebe malen machen. dank Wieland! tausend dank, dass Sie mir es gönten und eigneten —

Göthens Billet[1]) — ist seiner und Ihrer würdig — er hat alles in sich — was durchdringende einsicht fodert — der Zufall mag ihn, allem ansehen nach gegen mich böss gemacht haben — ich bin nur Weib — aber ich werde nie ungerecht — und nie klein seyn — aber wenn verstunden Sie unter *prophanen* Menschen? — und wo liegts? das Klopstok — und die Stolberge — und Göthe die alle so glühend zusamen

[1]) Es ist wohl das Briefchen vom Grünen Donnerstag (23. März) 1780 gemeint, das Goethe mit einem Lorbeerkranz für den „Oberon" an Wieland sandte.

waren nun kalt sind und die Jacobis — Ach Wieland wo liegt das — in Männern voll kentnissen — voll Seele — sagen Sie mirs ich bitte Sie lieber Theurrer Wieland! wo liegts. Lessen Sie doch, es liegt meinem Herzen daran Lessen *Sie* meine Rosalie — *Wieland* soll meine Rosalie lessen, und die güte haben — *alte* und *neue* güte mir was darüber zu sagen, ich bitte bitte — Herder war meiner Sternheim gut — ich wolte er wär es auch Rosalien — seiner Frau die ich so liebte — der ich anders dargestelt wurde — O Wieland! was unterschied zwischen Feinheit des gefühls der Seele — die zu verwunden fürchtet — und Feinheit dess geists — der nur dolche schleift — adieu Sie alle[1]) — mein Friz — ist Lieutenant, im Francösischen Reg^{t}. Zweibrüken und schift nach amerika — vogue la galere — sagte der alte Graf.

---

[1]) Das Folgende ist am obern Rand der letzten Seite des Briefes nachträglich noch beigefügt.

Die grosse Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm.

Von **Karl v. Amira.**

(Mit 3 Tafeln.)

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 7. März 1903.)

In der kürzlich veröffentlichten Einleitung zu meiner Ausgabe der Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels habe ich als eine der nächsten Vorläuferinnen der Sachsenspiegelillustration eine grosse Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm genannt, die zwar nicht mehr vollständig, doch in Bruchstücken zu Heidelberg und München erhalten sei. Nach diesen Bruchstücken habe ich a. a. O. auch in aller Kürze eine Beurteilung der Willehalm-Illustration gegeben. Es konnten jedoch dort nur Behauptungen aufgestellt werden. Ihre Begründung nebst Ergänzungen und einer genaueren Charakteristik des bedeutenden Werkes sollen jetzt nachfolgen.

Keines jener Bruchstücke war bisher unbekannt. Das zu Heidelberg besprachen schon F. J. Mone in dessen *‚Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit‘* V 1836 Sp. 177 ff. und Fr. Kugler in seinen *‚Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte‘* I 1853 S. 6. Beide begleiteten ihre Mitteilungen mit Proben der Bilder in Umrissen. Mone bot auch einen, allerdings sehr ungenauen, Abdruck des Textes. Ohne die Monesche Veröffentlichung zu kennen gab 1872 K. Bartsch einige Notizen über das Fragment in Pfeiffers *Germania* XVII 434 (recte 443), und in seinen *‚Altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek zu Heidelberg‘* verzeichnet er

es unter Nr. 443.[1]) Die Münchener Bruchstücke sind zuerst von B. J. Docen in der *Oberdeutschen allgem. Literaturzeitung* 1810 Nr. 127 Sp. 1021 erwähnt, dann in der Willehalm-Ausgabe von Lachmann benützt und dort mit w bezeichnet. Ausserdem hat Fr. Pfeiffer in seinem ‚*Quellenmaterial*' II 1868 S. 83 f. einen Teil des Textes abgedruckt.

Nirgends jedoch war von Beziehungen zwischen den Heidelberger und den Münchener Bruchstücken die Rede. Nirgends auch waren diese so beschrieben, dass sich ohne weiteres Beziehungen hätten erkennen lassen. Eine genaue Beschreibung ist aber schon darum nötig, weil sich vielleicht mit ihrer Hilfe noch andere zugehörige Bruchstücke auffinden lassen.

Das Bruchstück auf der Heidelberger Universitätsbibliothek — *Cod. Heid. 362a, 86* (2°), hier mit **H** bezeichnet, — besteht aus einem ursprünglich in zwei Blätter gefalzten vollständigen Pergamentbogen, der nach Auflösung des Codex zum Überzug eines Buchdeckels von 21,5 × 31,5 cm verwendet wurde. Um 1820 hat Mone den Bogen abgelöst. Er berichtet aber nicht, was das Buch enthielt oder woher es stammte. Nach möglichster Glättung der durch das Überziehen entstandenen Falten ergibt sich ein Umfang der beiden Blätter von 30—30,4 cm Höhe und 20,8—22,4 cm Breite. Die grösste Breite des ganzen Bogens misst 43 cm. Die Bruchstücke auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München — *Cgm. 193 [e 13]*, hier mit **M** bezeichnet, — bestehen aus zwei stark zugeschnittenen Blättern eines Pergamentbogens, der ebenfalls als Überzug eines Buches dienen musste. Letzteres war ungefähr 6 cm dick und hatte eine Decke von ca. 15 × 20 cm Umfang. Auch von diesem Bogen lässt sich die Herkunft nicht über das 19. Jahrhundert zurück verfolgen. Docen gibt a. a. O. an, er habe ihn von Reinwald in Meiningen erhalten.[2]) Gemeint ist W. Fr. Rein-

[1]) Als Ms. ‚Bartsch' figuriert es in dem Verzeichnis der Willehalm-Hss. bei P. Piper *Wolfram v. Eschenbach* I (1890) S. 196.

[2]) Auf diese Angabe geht wohl die Bemerkung von Schmeller in seinem Fragmentenverzeichnis S. 17 zurück, dass der Bogen ‚aus Reinwalds Besitz' stamme.

wald, Schillers Schwager, Bibliothekar zu Meiningen, † 1815. Aus Docens Besitz ist dann das Bruchstück in die Staatsbibliothek gekommen. Bis 1809 scheint es übrigens Docen noch unbekannt gewesen zu sein, da er es unter den Wolframfragmenten seiner ‚*Miscellaneen*' II 114 ff. nebst Anhang (1809) nicht erwähnt. Nur schwache Spuren führen weiter zurück, bis etwa ins 16. Jahrhundert. Auf dem vorderen Deckel (= fol. 2a) stehen rechts[1]) oben in der Ecke mit schwarzer Tinte von fester Hand geschrieben die Worte:

ΠΟΙΚΙΛΩΝ
ΛΕΚΤΩΝ
Vol. II

Ein griechisches Buch unter einem solchem Titel ist auch den besten Kennern der spätgriechischen Literatur unbekannt. Vermutlich deckte der Einband überhaupt kein griechisches Werk, sondern die ‚bunten Aufnahmswürdigkeiten' oder m. a. W. das Notizbuch eines Humanisten, der es nicht in seine Bibliothek einstellte, sondern beständig vor sich auf dem Pult oder Schreibtisch liegen hatte. Hierauf deuten auch die vielen Klexe, die mit derselben schwarzen Tinte, womit der griechische Titel geschrieben ist, auf die Titelseite gespritzt wurden. Durch die Ablösung von dem Buchdeckel haben die Münchener Pergamentblätter im Gegensatz zu denen von Heidelberg neue und zum Teil sehr schwere Verletzungen erlitten, so dass sich ihre Masse nur annähernd bestimmen lassen: Höhe etwa 24 und 25,7, Breite ungefähr 18 und 22 cm, wobei aber zu bemerken, dass der untere Rand und von fol. 1 auch der äussere Seitenrand weggeschnitten ist. Die grösste Breite des wieder zusammengesetzten Bogens misst jetzt noch 41 cm. Dass die Münchener Blätter einst das nämliche Format wie die zu Heidelberg hatten, wird sich alsbald im Zusammenhang mit der Lineatur ergeben.

Die Einteilung ist in H und M im wesentlichen die gleiche. Eine Vertikallinie spaltet jede Seite in zwei Kolumnen,

[1]) Rechts und links sind in dieser Abhandlung heraldisch zu nehmen.

wovon stets die innere und die schmalere von der Schrift, die äussere und fast doppelt so breite von der Illustration eingenommen wird. Eine zweite Vertikallinie grenzt die Schriftkolumne gegen den inneren Seitenrand hin ab. Die Breite der so begrenzten Schriftkolumne beträgt in H 7—7,2 cm, in M 7—7,5 cm, die Breite des inneren Randes zwischen Schriftkolumne und Falz in H 1,2—2 cm, in M ungefähr 1,8 cm. Horizontallinien hat nur die Schriftkolumne. Es war also jede Seite von vornherein dazu angelegt, neben dem Text fortlaufende Illustrationen aufzunehmen. Die Zahl der Horizontallinien in den Schriftkolumnen beträgt stets 30 mit einem gegenseitigen Abstand von 8—9 mm. Die gesamte Lineatur ist mit brauner Tinte hergestellt. Die Breite des Randes über und unter den Schriftlinien lässt sich nur für H feststellen, da in M diese Ränder teils weggeschnitten, teils abgerissen sind. Der obere Rand misst in H 1,5—2 cm, der untere 4,8—5,4 cm. Ergänzt man den Fuss der Münchener Blätter mit diesem unteren Rand von H, so erhält man eine Blatthöhe von ungefähr 29,4—30,5 cm, woraus die ursprüngliche Übereinstimmung der Formate von H und M erhellt.

Die Bogenlagen des Codex, wozu H gehörte, waren signiert. H selbst war zufolge der am Fuss von fol. 2b erhaltenen Signatur der äussere Bogen von Lage XIII.

Die Schrift steht über den Linien, rührt von kräftiger Hand und ist mit derselben braunen Tinte wie die Lineatur mit Sorgfalt ausgeführt. Die Buchstaben sind gotisch, sehr deutlich und gleichmässig und innerhalb der Verszeilen etwa 4 mm hoch. Höhere Buchstaben eröffnen die Verszeilen. Abwechselnd rote und blaue Initialen stehen am Beginn der einzelnen Abschnitte, zu denen Bilder gehören. Der Schreiber hat sie dem Miniator in feiner und kleiner Schrift angegeben. Eine Verschiedenheit der Schreiberhand zwischen H und M vermag ich nicht zu erkennen und ebensowenig einen Unterschied unter den Initialen. Auch die Schreibregeln, die in H und M beobachtet wurden, sind, soweit feststellbar, die nämlichen. Über *i* steht gewöhnlich der Strich, doch nicht

vor langen Buchstaben und nicht vor *c*. Rundes *r* folgt auf *o, d, b*. Langes *ſ* im Wortauslaut findet sich selten, wohl zufällig nur in H *(waſ, dinſ, vnſ)*. Bogenverbindung pflegt einzutreten zwischen *d* oder *b* und folgendem *e* oder *o*, zwischen *p* und folgendem *p* oder *o*; zuweilen kommt sie auch vor zwischen *v* oder *w* und folgendem *o* oder *e*. *ů*[1]) steht häufig und zwar nicht nur vor oder nach *m* oder *n*, sondern auch zwischen *v* und *r*, *w* und *r*, *r* und *r*, *h* und *r*, *k* und *r*, *s* und *z*, *w* und *s*, *l* und *c*, *l* und *k*, *k* und *r*, *r* und *d*, *v* und *l*, *l* und *t*, *t* und *t*. Anderseits kommt aber sogar vor oder nach *m* und *n* auch blosses *u* vor. *v* = *u* gebraucht der Schreiber oft neben *n* (stets in *vnde*) oder *m* oder *z* und nach *i*, *v̊* = *u* in *kv̊m, kv̊n, sv̊n, genv̊c*, aber auch in *zv̊, nů, tv̊*. *u* = *v* setzt er zwischen *y* und *y (fyuyanz)*, abwechselnd mit *v* vor *a (uater* und *vater, geuaren* und *gevarn, varen, vant, vanen)*, vor *o (uor, uolgen, geuochlichen*, aber auch *vor, von, vogel)*, vor *e (uelt, uerre, ueste*, aber auch *veste, veder, vetter*, und regelmässig *ver)*, vor *i (uil, virgunt)*, ferner gewöhnlich vor *r* und *l*. *y* oder *ẙ* liebt der Schreiber in Fremdwörtern und im Diphthongen *ey*. Die häufigsten Abbreviaturen sind ꝭ = *er* (so regelmässig in *dᷤ, vᷤ*, ferner in *hᷤ, ůbᷤ, andᷤ, wedᷤ, besundᷤ, tochtᷤ, itslichᷤ, tᷤramere*) und – über *n* in *vn̄ (= vnde)*. Ausserdem findet sich noch übergeschriebenes *a* = *ra* in *spͣch*. Ein Punkt pflegt den Schluss eines Verses zu bezeichnen. Selten dagegen dient er zur syntaktischen Interpunktion.

Der Textinhalt von H und M besteht ausschliesslich aus Stücken von Wolframs Willehalm und zwar stehen, verglichen mit Lachmanns Text, auf H fol. 1 die Verse 220, 24–222, 27, auf H fol. 2 die Verse 235, 15—237, 15, auf M fol. 1 die Verse 388, 21—390, 21, auf M fol. 2 die Verse 403, 13—405, 14. In der Regel beginnt mit jedem Vers eine neue Zeile. Nicht selten jedoch, in H fünfmal, schliesst sich ein Vers an den vorausgehenden noch in derselben Zeile an. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes berechnet sich aus den zwischen den beiden Heidelberger Blättern fehlenden 377 Versen

---

[1]) Woraus Mone immer *uo* gemacht hat.

und aus den 382, die zwischen den Münchener Blättern fehlen, der Ausfall von je drei Bogen. Wahrscheinlich haben wir es also auch in M mit dem äusseren Bogen eines Quaternio zu tun.

Die 13986 Verse des ganzen Gedichtes würden, das Blatt nur zu 60 Versen gerechnet, rund 233 Blätter erfordert haben. Bringt man die Zeilen mit Doppelversen in Anschlag, so ermässigt sich die Zahl der erforderlichen Blätter, womit die Bemerkung „*230 blletter*“ übereinstimmt, die mit einer Cursive von alter Hand in H fol. 1a den inneren Rand entlang hingeschrieben ist. Sie scheint den Umfang des Codex anzugeben, dem H entstammt.

Eingeteilt ist der Text in bald längere, bald kürzere Abschnitte, die ausschliesslich durch das Bedürfnis der Illustration gegeben sind und mit den dreissigzeiligen Abschnitten des Lachmannschen Textes nichts zu schaffen haben.

Die Sprache ist sowohl in H als in M mittelhochdeutsch, aber dort wie hier durchsetzt mit mitteldeutschen, ja niederdeutschen Einsprengungen. Sowohl M als H bieten *i* = *e* in *ir-* (*irhaben*, *irwarp*, *irgienc*, *erbis*, *telis*) und gewöhnlich *men* = *man*, *se* neben *siu*, *sie*, *de* neben *diu*, sowie regelmässig anlautendes *sc* (*scon*, *scar*, *scarte*, *scalte*, *scaffe*, *-scaft*), ausserdem H regelmässig *her* = *er*, ferner *tel* neben *teil*, *worf* = *wurf*, *vor* = *für*, *truwe*, *vrunde* neben sonst regelmässigem *iu* (*stiure*), *verterben*, *durc*, *sic*, *markrabe*, *itslich*, *itswa*, *we* = *wer*, *we*, *swe* = *wie*, *swie*, dazu dann M *iz* = *es*, *ode* = *oede*, *hokgemut*, *nach* = *nacht*, und das niederdeutsche *dat*.

Die Abschrift enthält verschiedene Fehler. So steht in 222, 1 *irwarp* anstatt *der warp*, in 222, 10 *se* für *siz*, in 236, 9 *de konden* für *die kumenden*, in 236, 19 *der kvninc marroch*, anstatt *der kvninc von marroch*, in 236, 21 *anders* statt *ander*, in 237, 10 *den zeme oth div selbe sprache* für *den zeme ein tiuschin sprache*, in 338, 26 *men anders gicht* statt *man dort siht*, 389, 10 *beret* statt *erret*, in 389, 11 *der kuninc* statt *rois*, in 390, 1 *siner thioste* statt *sinen tjosten*, in 390, 6 *wenet* für *wan lât*, in 403, 22 *alvisanz* für *alitschanz*, in 404, 27, 28 Umstellung der beiden Verse, 404, 30 *des endes* statt *den endes*.

Bis hieher ergibt sich Übereinstimmung zwischen M und H in Bezug auf Material, Raumeinteilung, Anordnung des Textes, Schrift und Sprache. Dieses Zusammenpassen wiederholt sich im illustrativen Teil.

Sowohl in M wie in H stehen regelmässig drei Bilder in einer Kolumne übereinander. Nur wo, wie in M fol. 2, figurenreiche Kampfschilderungen einen grösseren Raum beanspruchen, wird die Kolumne von zwei Darstellungen ausgefüllt. Zuweilen (M fol. 1a) zieht sich zwischen zwei Bildern eine wagrechte schwarze Trennungslinie hin. Die Beziehungen des einzelnen Bildes oder auch einer Bildergruppe zum illustrierten Textabschnitt zeigt die Initiale des letzteren an, die in gleicher Gestalt und Farbe innerhalb der Bildfläche wiederkehrt.

Die Illustrationen bestehen aus schwarzen Federzeichnungen, die teils mit Lasur- teils mit Deckfarben koloriert sind. Sie wurden nach Vollendung der Schrift angelegt, da sie mehrmals (in M), diese umgehend, in die Textkolumne übergreifen. Anderseits reichen sie, wo vollständig erhalten, bis zum äussersten Blattrand und erstrecken sich nötigenfalls auch noch über den Rand unter dem Text.

Dargestellt sind auf H 1a in 3 Bildern die Unterredungen der zu Orange eingeschlossenen Gyburg mit ihrem Vater Terramer (Beispiele bei Kugler *Kleine Schriften und Studien* S. 4 und Taf. I zu gegenwärtiger Abhandlung), auf 1b zunächst ein Gespräch zwischen ihr und ihrem früheren Gatten Tybald, dann die Belagerung von Orange (bei Mone a. a. O. Taf. III) und der Kriegsrat Terramers, auf H 2a, b das Heranrücken der französischen Entsatztruppen und deren Lager vor der Stadt, auf M 1, 2 verschiedene Szenen aus der zweiten Schlacht auf Alischanz, insbesondere die Taten des starken Rennewart und das Voranstürmen der Heidenkönige vor dem Wagen der Götzen (Taf. II und III zu gegenwärtiger Abhandlung).[1]

[1] Von photomechanischer Reproduktion des Originals war wegen der Falten und der vielen Flecken im Pergament Abstand zu nehmen. Ich musste mich daher auf Strichätzungen nach meinen Bausen beschränken.

Die Zeichnung beschränkt sich meist auf die Umrisse. Den Erdboden lässt sie grundsätzlich unangedeutet. Auf Einzelnheiten an den Figuren wie das Gefälte der Gewänder, Zierraten der Kronen geht sie nur mit Zurückhaltung ein. Doch vergisst sie nie das Geflecht der Kettenpanzer durch jene kurzen Striche zu charakterisieren, die auch sonst in der Malerei des 13. und 14. Jahrhunderts diesem Zweck zu dienen pflegten. Was Kugler an den figuralen Partien von H hervorhob, der derbe Zug, die kurzen, schweren Verhältnisse, der Mangel feineren Lebensgefühls, das alles trifft auch bei M zu. Dort wie hier auch die gleiche schematisch steife Seitenansicht der Rosse, die in der Regel vorspringende Schädel, gerade Nasen, zurückliegende Augen, dicke Beine mit heraldisch zugespitzten Gelenkknochen haben und selbst im Kampfgetümmel im Trab oder gar nur im Schritt gehen, sowie der Reiter, die kerzengerad sitzen bleiben, auch wenn sie zum wuchtigsten Hieb ausholen, und denen fast immer der Steigbügel fehlt, in den sie die weit vorgestreckten Beine stemmen könnten. Dort wie hier die stereotypen Gewandmotive an den Schössen der Waffenröcke, die mit einer vorderen und einer hinteren Falte an den Seiten des Pferdes herabhängen, die gleiche Bildung der breiten menschlichen Gesichter mit überragenden Stirnen, starken und meist steilen Nasen, grossen und weitaufgerissenen Augen unter normal wagrechten Brauen. Dort wie hier die fast gänzliche Gleichgültigkeit des Zeichners gegen das Minenspiel, das sich höchstens im veränderten Zug eben jener Augenbrauen kundgibt.

Die Farben, deren sich die Illumination bedient, sind, soweit bei dem schlimmen Zustand von M noch erkennbar, Mennige, Zinnober, Krapprosa, Smalte, Okergelb, Permanentgrün, Schwarz, Gold. Gewöhnlich sind sie flächig und stark deckend aufgetragen. Der Hintergrund bleibt stets weiss. Aus den weissen Gesichtern sind Lippen, Wangen und Stirnen, öfters auch die Nasenbeine mittels leichter mennigroter Tupfen und Linien hervorgehoben. Die Haare wurden gelb angetuscht. Modellierung kommt nur bei den Eisenteilen der Rüstungen

vor, deren Glanzlichter man freigebig aus dem Blau der Schatten aussparte. Über der deckenden Farbe der Kleider zog man die Umrisse in kräftigen tiefschwarzen Linien nach. Die Topfhelme erscheinen allemal gelb, ebenso die Parierstangen und Knäufe der Schwerter, das Zaumzeug, die Sattelgurten, die Sattelbogen und alles sonstige Holzwerk. Die Pferde sind bald rot, bald blau, bald grau geapfelt, Gebäude und Zelte rot oder grün, Gold zeichnet nur (in H) den Nimbus um das Haupt Christi und den Stern auf Schild und Brust Willehalms aus.

Alle unsere bisherigen Beobachtungen führen uns zu dem Schluss, dass H und M einem und demselben Codex des Wolframschen Gedichtes angehört haben. Nicht dagegen sprechen gewisse Unterschiede, die zwischen H und M hinsichtlich der Zeichnungen obwalten. Allerdings nämlich haben in M die Pferde meist kürzere Beine als in H, mitunter sogar bis ins Abbreviaturmässige verkürzte, laufen ferner die Striche, welche das Panzergeflecht charakterisieren, in H nach der Längs-, in M nach der Querrichtung, haben endlich die Schilde dort noch durchgängig die sogenannte normannische Form ohne Wappen, hier dagegen stets die Dreiecksform mit heraldischer Bemalung und sind auch die Topfhelme dort anscheinend etwas anders konstruiert als hier. Diese Unterschiede würden jedoch bei der sonstigen Übereinstimmung in den Zeichnungsmanieren von M und H nicht einmal dazu ausreichen, um die Annahme zu sichern, dass am nämlichen Codex zwei verschiedene Zeichner beteiligt gewesen seien, wenn auch freilich diese Möglichkeit nicht bestritten werden kann. Denn ebensogut liesse sich denken, dass ein und derselbe Zeichner beim Fortschreiten seiner Arbeit von H bis zu M in nebensächlichen Dingen gewisse Abänderungen seiner Gewohnheiten sich gestattet habe.

Die Blätter H und M sind nicht die einzigen Überbleibsel jener illustrierten Willehalm-Handschrift, von denen wir Kunde haben. Zuerst im Jahre 1839 gab Karl Roth in der Vorrede zu seiner Ausgabe ‚Deutscher Predigten‘ S. XXI Nachricht von zwei Pergamentblättern mit andern Stücken aus dem Text

von Wolframs Willehalm und mit zugehörigen Bildern. Er glaubte auch zu erkennen, dass diese Blätter mit M einem und demselben Codex entstammten. Nun sind sie freilich seit geraumer Zeit wieder verschwunden. Wenigstens war es mir trotz vieler Bemühungen [1]) unmöglich, die Schicksale zu ermitteln, die ihnen seit etwa 1850 beschieden waren.[2]) Immerhin besitzen wir eine, wenn auch knappe Beschreibung von ihnen, die Karl Roth a. a. O. und in seinen *Denkmählern der deütschen Sprache* (1840) S. XIV gegeben hat, ferner einen Abdruck ihres Textes in eben diesen *Denkmählern* S. 73—76. Seine Mitteilungen reichen aus, um den Schluss auf die Zusammengehörigkeit der Rothschen Blätter mit M und H zu rechtfertigen. Das Format war ‚Kleinfolio', die Einteilung die gleiche wie in H und M, insbesondere wie hier der Text auf 30 Zeilen der inneren Kolumne und zwar teilweise in Doppelversen, die ‚ausgemalten Figuren' auf der breiteren äusseren Kolumne jeder Seite und zwar wiederum in ‚drei Reihen' übereinander untergebracht. Die Schrift war ‚stark' und ‚deutlich' und wurde von Roth in die ‚Mitte des 13. Jahrhunderts' gesetzt. Die Initialen der einzelnen Abschnitte waren ‚abwechselnd rot und blau'. Die Textstücke entsprechen den Stücken 161, 20—163, 26 und 210, 9—212, 14 von Lachmanns Ausgabe. Demnach entstammten die beiden Blätter verschiedenen Bogenlagen des Codex. Die Mundart war nicht, wie Roth meinte, ‚thüringisch', sondern genau so wie in H und M mittelhochdeutsch mit Beimischung mitteldeutscher und niederdeutscher Elemente, wovon hier anzuführen sind: *i* = *e* *(iz, alliz, libiz, ir-)*, *se* = *si*, *de* = *die*, *vor* = *ver-* *(unvorlorn, vordroz)*, *vorsten* = *vürsten*, anlautend *sc* *(gescach, scur, marscalc, -scaft)*, *her*

[1]) Neuerdings (April 1903) auch einer öffentlichen Anfrage im *Literaturblatt für germ. u. rom. Philol.* XXIV Sp. 141 f. und im *Centralblatt für Bibliothekswesen* XX S. 208.

[2]) Die Angabe von Piper *Wolfr. v. E.* I 193, wonach die Rothschen Bruchstücke mit den von Lachmann mit w bezeichneten in München sein sollen, beruht auf einem Irrtum.

= *er, uch, uwer, truwe* neben sonst regelmässigem *iu*, ferner *durc, nakebur, markrabe, prubet*, die Schreibweisen *imber, wapfen.*

An Fehlern der Abschrift sind zu vermerken: der Mangel der Verse 27, 28 in 161, ferner *vrowede* anstatt *helfe* in 162, 5, *zil* anstatt *spil* in 162, 23, *alle de sint* für *die halt sint* in 162, 28, *maklusin* für *malvesin* in 163, 16, *ich ne er* statt *jâ möcht ich* in 163, 22, der Mangel von *mit* in 210, 13.

Über die Herkunft seiner Fragmente macht Roth keine genaueren Angaben. Er bemerkt nur, sie stammten ‚aus Sachsen' und seien ihm 1838 von Freundeshand aus weiter Ferne zugesandt worden. Wahrscheinlich hatten auch sie so wie H, M und N als Bucheinband gedient. Denn die Hälfte der Gemälde des zweiten Blattes war der Länge nach weggeschnitten. Die Schrift war an mehreren Stellen unleserlich oder abgerieben.

Teils besser teils schlechter als mit den Rothschen Fragmenten steht es mit zwei Pergamentblättern, von denen A. Essenwein in einem Aufsatz über mittelalterliches Waffenwesen im *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 1882 Sp. 117—120 Mitteilungen machte und Zeichnungsproben veröffentlichte.[1]) Besser, — denn diese Blätter, die ich mit **N** bezeichne, liegen noch heute vor im Germanischen Museum zu Nürnberg unter H z 1104, 1105.[2]) Schlechter, — denn sie ermangeln alles und jeden Textes. Sie befanden sich früher in der Sammlung des Grafen Botho v. Stolberg und sind, wie die durch beide Blätter laufenden Längsfalten beweisen,

[1]) Letztere wiederholte er teilweise in seinem *Kulturhistorischen Bilderatlas* Taf. XXXXIII.

[2]) Mit Unrecht habe ich also in meiner zitierten *Einleitung* S. 22 die Angabe von Essenweins *Bilderatlas* über den Fundort für falsch erklärt. Ich kannte damals nur diese, wendete mich mit einer Anfrage wegen der Handschrift ans Germanische Museum und erhielt von dort die Antwort, das Museum besitze keine derartige ‚Handschrift'. Erst als ich mich auf Essenweins Aufsatz im *Anzeiger* berufen konnte, wurden mir die beiden Blätter nach München überschickt, wofür ich hier meinen Dank abstatte. In der Tat stellen sie sich heute nicht mehr als ‚Handschrift' dar.

von Buchdeckeln abgelöst. Über ihre weitere Herkunft ist nichts bekannt. Jedes der beiden Blätter ist der Länge nach wohl schon vom Buchbinder so durchschnitten worden, dass selbst ein Teil der Bilder verloren ging. Es lässt sich also ihre ursprüngliche Breite nicht mehr bestimmen; die heutige beträgt bei N 1 (= Nr. 1104) 11,5, bei N 2 (= Nr. 1105) 11,7 cm. Die Höhe misst bei beiden Blättern jetzt 30,1 cm, was der ursprünglichen Höhe nahe kommen mag, da eine Verkürzung nur durch Zusammenschrumpfen des Pergaments eingetreten sein kann. Der Grösse nach würde also N zu H passen. Die Blätter sind auf beiden Seiten mit leidlich gut erhaltenen, kolorierten Federzeichnungen bedeckt. Von irgend einer Lineatur ist nichts zu bemerken. Dass einst neben den Bildern ein Text stand, ist schon darum wahrscheinlich, weil von den Bildern nur sehr kleine Stücke fehlen, die Blätter aber sehr viel breiter gewesen sein dürften als ca. 12—13 cm. Lief nun ein Text nebenher, so kann er wie in H und M nur die innere Kolumne eingenommen haben. Wie in H und auf den Rothschen Fragmenten, wie ferner der Regel nach auch in M, so stehen auf jeder in N vorliegenden Illustrationskolumne drei Bilder übereinander, und zwar, wie in H und teilweise auch M, ohne durch Querlinien voneinander getrennt zu sein. Zeichnung und Kolorit verraten auf den ersten Blick die allerengste Verwandtschaft mit M und insbesondere mit H. Die kurzen menschlichen Leiber von knapp fünf Kopflängen und mit den weit aufgerissenen Augen in den breiten Gesichtern, die kräftigen schwarzen Umrisse, die Beschränkung des Farbenvorrats auf Mennige, Smalte, Permanentgrün und Gold ist die gleiche wie dort. Wie dort, so sind auch hier die Farben flächig und stark deckend aufgetragen, die Umrisse über den Farben der Kleider schwarz nachgezogen, aus den weissen Gesichtern Lippen, Wangen, Stirnen und Nasenbeine mittelst mennigroter Linien hervorgehoben,[1]) die Eisenteile der Rü-

[1]) Dieselbe rote Modellierung ist auch auf allen andern nackten Körperteilen durchgeführt.

stungen blau modelliert, die Hintergründe weiss gelassen. Der Boden, worauf die Figuren stehen, ist bloss auf N 2 a[1]) angegeben. Die Bilder auf N 1 gehören, wie schon Essenwein bemerkte, zu der gleichen Szene wie die von von H 1 a. Sie zeigen denn auch genau das gleiche Kompositionsschema, die gleichen Kostüme, die nämliche Zeichnung der Gesichter, der Pferde, der Gebäude, die nämliche Charakterisierung des Panzergeflechts. Wahrscheinlich aus diesen Übereinstimmungsmerkmalen hat denn auch Essenwein auf die Zusammengehörigkeit von N und H geschlossen, ein Schluss, worin er sich nur bestärkt gesehen hätte, wenn er M gekannt hätte. Denn die aus M bekannte Figur des Rennewart tritt genau so in N 2 a auf, während hier ausser dem allgemeinen Charakter von Zeichnung und Malerei weitere Vergleichungspunkte fehlen. Jedenfalls beziehen sich die Illustrationen auf Szenen aus Wolframs Willehalm. Die sechs Bilder auf N 1 (unvollständige Beispiele bei Essenwein a. a. O.) schildern die oben S. 219 erwähnte Disputation zwischen Gyburg und Terramer etwa von 216, 6—219, 16, so dass sich an N 1 unmittelbar H 1 anschliesst. Auf N 2 dagegen sind die letzten Begebenheiten zu Orange vor dem Ausrücken Willehalms und seiner Gäste zur Schlacht von Alischanz dargestellt, wie sie die Verse 311, 10—312, 28 beschreiben. Man sieht, wie der alte Heimrich den Tischgenossen ihre Plätze anweist, wie Willehalm allein es fertig bringt, Rennewarts Stange wenigstens bis über seine Knie aufzuheben, wie aber dann Rennewart die Stange mit einer Hand über sein Haupt schwingt „wie eine Sommerlatte“. Man sieht ferner in zwei bunten Reihen die Tischgenossen an den Tafeln, an der ersten den Rennewart neben der Gyburg, nur stückweise erhalten, aber kenntlich gerade noch an dem erhaltenen Stück seines Eisenhutes, — man sieht endlich, wie die Fürsten unter Heim-

[1]) Sowohl Nr. 1104 als Nr. 1105 sind jetzt auf den Untersatzkartons verkehrt aufgeheftet, so dass die Rektoseiten, die ich mit a bezeichne, die Rückseiten bilden.

richs Führung Urlaub nehmen. N 2 ist also nach H 2 zu setzen. Was nach all dem vielleicht noch einen Zweifel daran wecken könnte, dass wir es in N wirklich mit Bruchstücken desselben Codex zu tun haben, von dem H und M herrühren, das ist das Fehlen von Buchstaben in den Bildern. Auch auf den weggeschnittenen Innenrändern der letzteren können Buchstaben kaum gestanden sein, weil diese Ränder zu schmal waren. Man wird aber auf diesen Mangel kein Gewicht legen dürfen. Denn die Anfänge der einschlägigen Abschnitte des Gedichtes können auf verlorenen Blättern illustriert gewesen und dort mögen auch ihre Initialen gestanden sein. Man wird vielmehr ruhig annehmen dürfen, dass uns in N 1 das letzte Blatt von Lage XII erhalten ist, während N 2 etwa der XVIII. Lage angehörte.

Damit ist nun aber der Vorrat an Bruchstücken des zerstörten Buches, die bis jetzt ermittelt werden konnten, auch erschöpft. Er ist kümmerlich genug, reicht aber doch aus, um uns wenigstens eine deutliche Gesamtvorstellung von dem Codex zu verschaffen. Es war ein Band von ungefähr 30,4 cm Höhe und 22,4 cm Breite, zusammengesetzt aus 28 bis 29 Lagen zu je 4 Pergamentbogen. Den einspaltig und wahrscheinlich ganz von einer und derselben Hand geschriebenen Text zu regelmässig 30 Zeilen abgesetzter Verse begleiteten ohne Unterbrechung breite Kolumnen mit kolorierten Federzeichnungen, gemeiniglich je 3 auf einer Kolumne. Die Wiederkehr der abwechselnd roten und blauen Initialen der Textabschnitte erhielt die Verbindung der letzteren mit den zugehörigen Bildern oder Bildergruppen aufrecht. Die Illumination hat wahrscheinlich nicht der Zeichner selbst ausgeführt. Denn in N finden sich Korrekturen der Zeichnung, die von des Malers Hand herrühren. Dreimal hat er auf 1 b fehlendes Zaumzeug ergänzt. Auf 2 a hat er die Stellung eines Fusses verbessert. Die Zahl der Bilder muss sich auf rund 1380 belaufen haben, wenn der Kodex, wie wir annehmen müssen, aus 230 Blättern bestand. Es war wohl die reichhaltigste Bilderhandschrift, von der wir zwischen 1200 und

1350 Kunde haben, — reichhaltiger insbesondere als selbst die grossen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, deren Darstellungen an Zahl um mehrere Hunderte hinter denen der Willehalm-Handschrift zurückblieben. Wir dürfen daher den zerstörten Kodex ohne weiteres als die ‚grosse' Bilderhandschrift des Willehalm bezeichnen.

Zu einem Vergleich mit den eben genannten Sachsenspiegel-Handschriften fordert aber unsere Willehalm-Handschrift auch noch in mehreren andern Beziehungen auf. Nur mit ihnen hat sie die ununterbrochene inhaltliche wie räumliche Parallele zwischen Text und Illustration gemein, insbesondere die Aufreihung der Bilder in Kolumnen Seite für Seite,[1]) wobei durch die ausschliessliche Anordnung der Bilder in der äusseren Kolumne der Oldenburger Sachsenspiegelcodex die nächste Verwandtschaft zum Willehalm-Codex zeigt. Durch diesen Parallelismus von Wort und Bild unterscheidet sich unsere Willehalm-Handschrift von andern illustrierten Handschriften desselben Gedichtes ebenso wie die codices picturati des Sachsenspiegels von den sonstigen mit Bildern gezierten Handschriften dieses Rechtsbuches. Gemeinsam ist ferner allen jenen Handschriften und nur ihnen die Verbindung der Illustrationen mit dem Texte durch die Initialen. Gemeinschaftliche Charakterzüge zeigen sich aber auch im Stil der Illustration. Schlachtschilderungen freilich mit einem solchen Menschengedränge wie in M (z. B. Taf. II, III), werden wir unter den Sachsenspiegelbildern vergeblich suchen. Abkürzende Darstellungen ferner, wie sie H 2 vom Herannahen der fränkischen Heerscharen entwirft, auch das lebhafte Geberdenspiel der Hände, wie wir es in N und H antreffen, liegen durchaus im Geiste der Malerei des hohen Mittelalters überhaupt. Anders verhält es sich jedoch mit der vorwaltend symbolisierenden Richtung dieser Illustrationen. So summarisch zeichenhaft wie

---

[1]) In dieser Beziehung hatte schon Mone H mit der Heidelberger Bilderhs. des Sachsenspiegels verglichen, *Teutsche Denkmäler* I 1820 Sp. XII und *Anzeiger f. Kunde d. deut. Vorzeit* 1836 Sp. 178.

hier ist die menschliche Gestalt und insbesondere das menschliche Antlitz nicht nur nicht in den Bildern zu Werinhers Marienleben, sondern auch nicht in solchen Zyklen wie der Berliner Eneidt oder dem Münchener Tristan, dagegen durchaus in den Bildern zum Sachsenspiegel behandelt. Gemütsbewegungen finden lediglich in Handgeberden ihren Ausdruck, die, wenn man aus N weitergehende Schlüsse ziehen darf, ziemlich mannigfaltig waren. Es kommen dort vor: der bekannte Trauergestus (bei Essenwein Sp. 119), das Fingeraufstrecken als Gestus der Aufmerksamkeit und des Befehls, das Übereinanderlegen der gesenkten Hände an den Gelenken zum Zeichen der Bescheidenheit. Tieferem Eingehen ins Individuelle, wie es doch bei den Grössenverhältnissen der Figuren möglich gewesen wäre, war wohl die Massenhaftigkeit der Produktion hier ebenso hinderlich, wie bei den Zeichnungen zum Sachsenspiegel. Eine Ausnahme macht der Zeichner nur bei Rennewart, dem er wenigstens in M riesenhaften Wuchs verleiht. Aber bei dieser Gestalt symbolisiert eben die individuelle Grösse die riesenhafte Leibeskraft, womit das Gedicht den Rennewart ausstattete. So symbolisiert in M und N der Bart das Alter von Terramer und Heimrich, ein Symbol, das genau die gleiche Bedeutung auch in den Sachsenspiegelbildern hat.[1] So symbolisiert ferner den Gegensatz von Heiden und Christen die Form des Kopfschutzes. Die Heiden tragen den altmodischen eisernen Spitzhelm über der Halsberge, die das Gesicht frei lässt, die Christen den modernen Topfhelm. Eine gekrönte Frauengestalt bedeutet Gyburg, *diu küneginne*, ein alter Mann mit der Grafenmütze auf dem Kopf den Grafen Heimrich von Narbonne. Besondere Beachtung aber verdient ein symbolisches Stück der Tracht, das wir genau in der nämlichen Form und in der nämlichen Bedeutung wie in N 2 auch in den Zeichnungen zum Sachsenspiegel der Y-Gruppe wiederfinden, — die Bundmütze, über deren hinteren Teil ein schwarzer Reif mit drei lilienartigen

[1] S. die *Einleitung* zur *Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels* S. 25.

Blumen oder Blättern gelegt ist. Man vergleiche mit dem unten gegebenen Beispiel aus N 2 Taf. XXV Nr. 1, IV Nr. 2—5, V Nr. 8 der *Teutschen Denkmäler* und Taf. 62 a Nr. 2—4, 67 a Nr. 4, 68 b Nr. 2, 74 a Nr. 3, 85 a Nr. 3, 86 a Nr. 2—4, 89 b Nr. 2, 91 b Nr. 1—5 meiner Ausgabe der *Dresdener Bilderhandschrift.*[1]) Dort wie hier charakterisiert die mit einem solchen Schapel gezierte Bundmütze den ‚Fürsten', und von ‚Fürsten' redet denn auch im Gedichte der zu N 2 gehörige Text.

Dem symbolisierenden Grundzug der bildnerischen Erfindung entspricht nun durchaus jene naive Wortinterpretation, die alle kompositionellen Rücksichten beiseite setzt und gleich weit eigentlich nur wieder in den Zeichnungen zum Sachsenspiegel getrieben ist.[2]) Es ist als besonderer Glücksfall zu betrachten, dass uns hierüber N 1 und H 1 mit einer Reihe derbster Beispiele belehren, zunächst in den Bildern zur Disputation zwischen Gyburg und ihrem Vater Terramer. Oben aus dem rundbogigen Fenster eines Turms beugt sich in Halsberge und Waffenrock eine gekrönte Frau, Gyburg, die in

[1]) An den vielen andern Stellen der Dresdener Hs. ist die Zeichnung des Schapel durch Übermalung unkenntlich geworden.

[2]) S. hierüber die citierte *Einleitung* S. 23 ff.

Abwesenheit ihres Mannes die Verteidigung von Orange gegen Terramer leitend *selbe dicke wâpen truc.* Unten hält ein Reiter, ebenfalls in voller Rüstung und so gross, dass sein Kopf sich auf gleicher Höhe wie Gyburgs Fenster befindet. Eine Krone um seinen Helm will ihn uns als den König Terramer zu erkennen geben. So neunmal. Das erste Mal (bei Essenwein Sp. 117) deuten beide mit Fingern auf einen zwischen ihnen schwebenden grossen Stern. Er ist der Repräsentant der Sterne, denen nach den Worten Gyburgs *‚Altissimus‘* seinen Lauf gab. Unten am Fuss der Feste wälzt ein Fluss seine Wogen, weil Gyburg von ‚Altissimus‘ sagt, dass er *al sîn dinc sô spæhet, mit fluzze ursprinc der brunnen.* Auf dem zweiten Bilde deuten die Beiden auf das in Gold nimbierte Haupt Gottes, das innerhalb eines grösseren roten Nimbus zwischen ihnen erscheint. Der Beschauer soll sehen, auf wen sich Gyburg beruft und wessen Kräfte Terramer anzweifelt. Das dritte Bild zeigt uns nur Vater und Tochter in leidenschaftlicher Gestikulation. Auf dem vierten dagegen deutet Terramer rückwärts auf ein Götzenbild, unterhalb dessen noch ein Stück von einer auf ihn zeigenden Hand erhalten ist. Das Götzenbild stellt ‚Mahumet‘ vor, auf den sich in seiner Erwiderung Terramer beruft. Die Hand gehörte entweder dem Tybald oder dem *‚bâruc‘*, auf die Terramer die Schuld an der Heerfahrt schiebt. Auf dem fünften Bilde deuten Vater und Tochter wieder auf das in Gold nimbierte Haupt Gottes, Gyburg zugleich auf die unten am Fusse der Feste stehende nackte Gestalt der Eva, die sich mit der Rechten, wie in mittelalterlichen Darstellungen allgemein üblich, einen Laubbüschel vor die Scham, die Linke aber vor die Brust hält. Damit will der Zeichner den Vorwurf der Gyburg veranschaulichen, *daz du mich scheiden wilt von dem, der frouwen Even gap die schem daz si alrerst verdact ir brust.* Das nächste Bild zeigt die gleiche Gestikulation von Gyburg und Terramer. Aber diesmal deuten beide auf eine gelbe Scheibe, worin eng beieinander drei Häupter, das mittlere mit Goldnimbus, sichtbar werden. Das ist die *trinitat* von der Gyburg behauptet,

Terramer bestreitet, dass sie Adam und sein Geschlecht aus Höllenbanden erlöst habe. Eben darum deutet Gyburg gleichzeitig noch auf eine Szene am Fusse ihrer Burg, wo ein Teufel einen Menschen in den Höllenrachen hinabstösst, *die hellecliche vart*, die *Adams geslähte fuor* um Evas Schuld. Die unmittelbar folgende Bildergruppe (H 1 a) führt sich zwar mit der Initiale von 221, 1 (*Mines toufes scone ich gerne*) ein. Doch gehört das erste Bild noch zum Vorausgehenden von 219, 18 an. Die Geberden von Gyburg und Terramer sind die gleichen wie zuvor. Aber beide zeigen jetzt auf das in Goldnimbus zwischen ihnen schwebende Haupt Christi, weil Terramer bezweifelt, der am Kreuz gestorbene Jesus von Nazareth habe die Höllenpforte gebrochen, und weil Gyburg erwidert, während Jesu Menschheit am Kreuze den Tod erlitten, sei sein Leben aus der göttlichen Stärke erblüht und habe die Gottheit der Menschheit das Leben erworben. Am Fusse der Burg aber hat der Zeichner den Schild Willehalms angebracht, weil Gyburg erklärt, dem treu bis in den Tod bleiben zu wollen, den man *‚dienestlîchen sach under schiltlîchem dache bî sölhem ungemache dâ man den lip durch wirde zert‘*. Man sieht ferner dort ein mächtiges Schliesseisen mit Kette, weil Gyburg sich rühmt: *‚von pogen* (Fesseln) *unde von andrem versmiden* (geschmiedeten Banden) *machete ich in ledich an allen liden.‘* Wie in der vorigen Szene auf Christi Haupt, so zeigen in der nächsten (bei Kugler a. a. O.) Vater und Tochter auf eine zwischen ihnen schwebende Krone, weil Gyburg ganz beiläufig einfliessen lässt, in Todjerne habe Terramer sie gekrönt. Auf dem dritten Bilde derselben Kolumne, dem letzten dieser Gruppe (Taf. I) deuten die beiden auf ein zwischen ihnen hingezeichnetes Oval, worin man ein befestigtes Gebäude erblickt; es ist das Land Todjerne, Gyburgs Heimsteuer, worauf sie zu Gunsten ihres früheren Gemahls Tybald verzichten will, oder aber überhaupt eines der verschiedenen Länder, auf die nach ihrer Aussage Tybald Anspruch erhebt. Auf der nächsten Kolumne (bei Mone a. a. O.) macht die Unterredung zwischen Gyburg und Tybald den Anfang. Wieder schaut Gyburg, diesmal jedoch

ungerüstet, aus dem Turmfenster herab. Unten halten zwei gewaffnete Reiter, deren Helme von Kronen umgeben sind. Wir sollen in ihnen Tybald und seinen und Gyburgs Sohn Echmereiz erkennen. Beide reichen wieder mit ihren Köpfen bis zum Burgfenster hinauf. Tybald hält der Gyburg eine starke Schlinge hin, die ‚*wide*', womit er ihr nach dem Text drohte, während Echmereiz ihn beschwichtigend am linken Arm packt. Auch auf den beiden andern Bildern derselben Kolumne erscheint Gyburg im Turmfenster. Das zweitemal liegen am Fusse des Burgberges zwei Krieger, die Toten, deren *smac da groz was.* Auf der linken Hälfte desselben Bildes, wo Terramer Kriegsrat hält, erblickt man hinter der Szene, auf dem Rande unter dem Text, die Zeichnung eines Schiffes, weil *daz her in al gemeine bat, er solte keren gein der habe.* Bis ins einzelne stimmt also in der symbolisierenden Interpretation des Wortes die Willehalm-Illustration mit der Sachsenspiegel-Illustration überein. Dort wie hier die bildliche Darstellung von nur gedachten Gegenständen; dort wie hier die Handgeberden, womit die Menschen ihre Rede nicht begleiten, sondern dem Beschauer des Bildes symbolisieren; unter den Symbolen des Redeinhalts endlich eines, wozu sich Seitenstücke gerade nur wieder in den Bildern zum Sachsenspiegel finden, das Zeichen für ein bestimmtes Land oder Gundstück.[1])

Diese Belege subjektiver Symbolik des Künstlers liefern zugleich wieder den Beweis dafür, wie wenig auf derartige Illustrationswerke die Bilderschrifttheorie zutrifft.[2]) Weit entfernt, auf lesensunkundige Beschauer zu rechnen, setzen die Bilderreihen zum Willehalm gerade so wie die zum Sachsenspiegel die Lesung des Textes voraus, ohne den sie gar nicht verstanden werden können und auf den die Bildbuchstaben verweisen. Sie beleuchten aber auch die ganze Haltlosigkeit derjenigen Theorie, wonach die Möglichkeit der deutschen Illustra-

[1]) Vgl. die angeführte *Einleitung* S. 23.
[2]) Vgl. die angeführte *Einleitung* S. 20 f.

tionstechnik des späteren Mittelalters auf dem Reichtum der überlieferten nationalen Rechtssymbolik beruhe und erst auf der Grundlage der Rechtssymbolik ein Verständnis der Eigentümlichkeiten dieser Technik erwachse.[1]) Nichts deutlicher vielmehr als die Leichtigkeit, womit noch am Ende des Hochmittelalters die Phantasie naiver Zeichner sich ihre eigenen Symbole erfindet, sobald sie im Dienst des obersten Zweckes der Illustration, des Veranschaulichens, symbolisierender Darstellungsmittel zu bedürfen glaubt.

Bei der nahen Verwandtschaft, die sowohl hinsichtlich des Zwecks und Stils der Zeichnungen als auch in Bezug auf die äussere Anlage zwischen den grossen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels einer- und jener des Willehalm andererseits obwaltete, muss der Versuch, Zeit und Heimat der letzteren genauer zu ermitteln, ein besonderes Interesse gewinnen. Wir sehen uns da allein auf Schlussfolgerungen aus dem Inhalt der Bruchstücke angewiesen. Vorweg sei darum bemerkt, dass in diesen nicht etwa eine Kopie, sondern das Original der Illustrution vorliegt, was sich zweifelsfrei aus der Art ergibt, wie in M die figurenreichen Schlachtenbilder grossenteils in den von den Schriftzeilen freigelassenen Raum hineinkomponiert sind.

Zur Begrenzung der Heimat haben wir Anhaltspunkte nur in den mundartlichen Eigenheiten des Textes. Diese sind, wie schon erwähnt, überwiegend mitteldeutsch. Eine sorgfältigere Sichtung ergibt, dass es sich nur um ostmitteldeutsch handeln kann. Die Substitution von *vor* für *ver* und *für*, von *vorsten, worf* für *vursten, wurf*, von *iz, ir-* für *es, er-* der Abfall von *t* in *nackt*, die Schreibungen *nakebur, hockgemut, markrabe, pruben,* dann aber auch *durc, sic* sprechen mit Entschiedenheit dafür. Gleichwohl dürfte die Annahme, der Schreiber sei ein Ostmitteldeutscher gewesen, ausgeschlossen sein. *dat* und *swe* = *swie,* ferner auch *de, se, men,* die anlautenden *sc*

---

[1]) So K. Lamprecht im *Repertorium für Kunstwissenschaft* VII 1884 Seite 408.

erklären sich weit eher in der Feder eines Niederdeutschen, der im übrigen dazu neigte, gewissen Schreibgewohnheiten seines ostmitteldeutschen Aufenthaltsortes zu folgen. Dann aber dürfen wir um so sicherer auf ostmitteldeutschen Entstehungsort schliessen, eine Annahme, der das wenige, was wir von der Herkunft der einzelnen Bruchstücke wissen, nur zustatten kommen kann. Die münchener Blätter befanden sich, bevor sie an ihren jetzigen Verwahrungsort gelangten, in Meiningen. Die Rothschen Fragmente stammten ,aus Sachsen'.

Was das Alter betrifft, so behauptet Mone, H gehöre dem ,Anfang des 13. Jahrhunderts' an, ebenso wie vermeintlich die heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, und er glaubte, sie sei für den Landgrafen Hermann von Thüringen gefertigt, der den Dichter des Willehalm mit seiner französi- Quelle bekannt gemacht hat. Essenwein wäre sogar geneigt, wegen gewisser Waffenformen in N und H die Handschrift noch ins 12. Jahrhundert hinaufzurücken und eine Bemerkung auf den Untersatzkartons zu N gibt denn auch an: ,12.—13.Jhrh.' Bartsch dagegen nennt, ohne Gründe anzuführen, als Zeit von H das ,XIV. Jahrhundert'. Gegen eine so späte Datierung würde nun freilich schon der Schriftcharakter sprechen: offenes *a*, *z* ohne den mitten durchgehenden Querstrich, der noch ziemlich gerade Unterscheidungsstrich über dem *i*, langes *s* am Wortende, alle diese Merkmale kommen miteinander schwerlich noch in einer mitteldeutschen Schrift nach 1300 vor. Andererseits erweisen sich die Mone-Essenweinschen Zeitbestimmungen als verfrüht. Sie lassen ausser acht, dass das Gedicht nicht vor dem Tode des Landgrafen Hermann[1]) (April 1217), ja kaum vor 1220[2])

[1]) Lachmann, *D. Gedichte Walthers v. d. Vogelw.*[6] S. 139 (zu 17, 11 f.). San Marte in *Ersch u. Gruber* I Bd. 38 S. 32. P. Piper *Wolfram v. E.* I S. 30. Vogt in Pauls *Grundriss*[2] II S. 197.

[2]) In 240, 241 erzählt Wolfram, seine Vorlage umdichtend, es hätten Heimrich le chêtif und Giselbert sich im Dienst des Patriarchen von Aglei an einem Krieg gegen Venedig beteiligt. Ein solcher Krieg lässt sich zu Wolframs Zeit in den Jahren 1220 und 1221 nachweisen. Auf der einen Seite standen der Patriarch Berthold von Aquileja und die

vollendet wurde. Die Verwandtschaft der heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels aber, wenn sie überhaupt einen sicheren Schluss zuliesse, würde auf eine sehr viel spätere Entstehungszeit des Willehalm-Codex führen, seitdem wir wissen, dass jene frühestens dem Ausgang des 13. Jahrhunderts angehört.[1]) Jedenfalls müssen wir mit der Zeitbestimmung tiefer herabgehen. Dazu nötigt schon die Fehlerhaftigkeit des Textes. Eine so grosse Menge von Verderbnissen — neben einer nicht minder grossen Menge von z. Z. nicht näher zu beurteilenden Varianten —, wie sie die wenigen Bruchstücke aufweisen, verträgt sich nicht nur nicht mit einer Art von offizieller Abschrift, sondern auch schwer mit einer Abschrift, die der Abfassungszeit sehr nahe stehen würde. Auch die nicht mehr sehr festen Schreibregeln deuten auf eine spätere Zeit als die ersten Jahrzehnte nach 1200.

Etwas genauere Schlüsse gestatten die Bilder. Unter den Werken der thüringisch-sächsischen Malerei in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie wir sie jetzt aus Haseloffs Darlegungen kennen, und ebenso unter denjenigen vom Schlag der Hamerslebener Bibel im Domgymnasium zu Halberstadt oder der illuminierten Federzeichnungen im Cod. Helmst. 425 zu Wolfenbüttel würde die Willehalm-Illustration fast ebenso isoliert dastehen wie die heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Höchstens die Zeichnung der Haare in Parallellinien und der überwiegende Gebrauch deckender Farben erinnert an jene ältere Kunstweise. Dazu stimmen nun auch kostümliche Beobachtungen. Unter den verschiedenen Formen des flachen Dreieckschildes, die in M vorkommen, herrscht diejenige vor, die an den geradlinigen Oberrand die rein sphärischen Seitenränder rechtwinkelig ansetzt. Diese Form findet sich zwar schon auf einem Hennebergischen Siegel von

---

Stadt Padua, auf der andern Venedig im Bunde mit Treviso. Die Feindseligkeiten waren so heftig, dass im September 1221 der Patriarch als *incendiarius* bezeichnet werden konnte. Rolandinus Patav. *Chron.* II 1 (*Mon. Germ. SS.* XIX 47 f.), Winkelmann *Jahrb. Friedrichs II.* I S. 175.

[1]) S. die citierte *Einleitung* S. 17.

1212,[1]) hat aber weitere Verbreitung erst im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts erlangt. In der grossen Sammlung der ‚*Westfälischen Siegel*', die eine ausreichende Menge von Vergleichsobjekten aus einem geschlossenen Gebiet enthält, trifft man sie nicht vor 1241[2]) und auch von da an bis zum dritten Drittel des Jahrhunderts nur selten.[3]) Sogar die während dieser Zeit herrschende Form, bei der die sphärischen Seitenränder in spitzem Winkel ansetzen, reicht unter jenen Siegeln nicht über 1240 zurück.[4]) Bis dahin und noch später waren vorzugsweise der verkürzte normannische Schild mit sphärischem Oberrand und abgerundeten Oberecken,[5]) wie man ihn auch in der Berliner Eneidt-Handschrift sieht, und der Dreieckschild[6]) mit geradlinigen Rändern in Gebrauch. Zum nämlichen Ergebnis gelangt man aber auch, wenn man die Beispiele in Seylers *Geschichte der Siegel* durchmustert. Abgesehen von dem oben genannten Hennebergischen ist dort das älteste Siegel, das einen Dreieckschild mit rechtwinklig ansetzenden Seitenrändern zeigt, von 1233, die nächsten von 1242—1254 und

---

[1]) Bei A. Seyler *Gesch. der Siegel* Nr. 237.

[2]) *Westfäl. Siegel* IV 1 Taf. 157 Nr. 1.

[3]) *Westfäl. Siegel* IV 2 Taf. 205 Nr. 1 (1254), II 1 Taf. 45 Nr. 9 (a. 1261). — S. dagegen IV 3 Taf. 263 Nr. 4 (a. 1274), IV 2 Taf. 195 Nr. 1 (a. 1275), IV 3 Taf. 263 Nr. 1 (a. 1280), 247 Nr. 3 (a. 1284), 242 Nr. 1 (a. 1286), 262 Nr. 1 (a. 1287) u. s. w.

[4]) *Westfäl. Siegel* I 2 Taf. XXIX Nr. 2 (a. 1240), IV 2 Taf. 184 Nr. 8 (a. 1240) I 2 Taf. XXVI Nr. 6 (a. 1250), XXXII Nr. 10, 11 (a. 1251), IV 3 Taf. 263 Nr. 3 (a. 1251), I 2 Taf. XXXII Nr. 9 (a. 1254), XXIV Nr. 11 (a. 1254), IV 2 Taf. 217 Nr. 1 (a. 1256), IV 3 Taf. 231 Nr. 1, 2 (a. 1258, 1259), 222 Nr. 1 (a. 1259), IV 1 Taf. 149 Nr. 1 (a. 1260, I 2 Taf. XXIX Nr. 3 (a. 1260), I 2 Taf. XXXIV Nr. 3 (a. 1261), XXXII Nr. 8 (a. 1261) u. s. w.

[5]) *Westfäl. Siegel* I 2 Taf. XXXV Nr. 2 (a. 1217), XXXI Nr. 1 (a. 1218), XL Nr. 1 (a. 1220), XXXV Nr. 5 (a. 1229), XXXIX Nr. 1 (a. 1240), IV 2 Taf. 220 Nr. 1 (a. 1244), I 2 Taf. XXIV Nr. 10 (a. 1247), XXVI Nr. 5 (a. 1250), IV 2 Taf. 220 Nr. 8 (a. 1251), IV 1 Taf. 142 Nr. 1 (a. 1270).

[6]) *Westfäl. Siegel* I 1 Taf. X Nr. 1 (a. 1213), I 2 Taf. XXXV 3 (a. 1221), XXXVII Nr. 7 (a. 1229), 10 (a. 1238), Taf. XXX Nr. 8 (a. 1246), IV 3 Taf. 236 Nr. 1 (a. 1250), 2 Taf. 184 Nr. 1 (a. 1263) u. s. w.

1250.[1]) Auf Siegeln kommt der Dreieckschild mit rechtwinkligen Oberecken seit 1225 vor,[2]) doch im 13. Jahrhundert seltener als die Form mit spitzwinkligem Ansatz der Seitenränder.[3]) Die Siegel der thüringischen Landgrafen kennen während derselben Zeit neben dem verkürzten normannischen Schild und seinen Varianten nur den Dreieckschild mit spitzwinkligen Oberecken,[4]) wogegen allerdings der noch erhaltene Schild des Landgrafen Konrad († 1241) in der Elisabethkirche zu Marburg rechtwinklige Oberecken hat.[5]) Wie die Form des Dreieckschildes, so führt uns auch die des Topfhelmes in die Nähe des Jahres 1250. Er reicht fast ebenso tief im Genick wie unter das Kinn herab und hat die Barbier, wie wir sie noch in der Berliner Eneidt-Handschrift sehen und wie sie nach Ausweis der Siegel noch gegen 1250 hin in Deutschland getragen wurde,[6]) völlig verdrängt. In Mitteldeutschland hat er sich in dieser Gestalt erst während des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts verbreitet.[7]) Eben die Gestalt des Topfhelms in H und M verbietet uns nun aber auch, dass wir mit unserer Zeitbestimmung um ein erhebliches über 1275 herabgehen. Der Helm steigt hinten ganz geradlinig und vorn fast geradlinig auf und schliesst mit völlig flacher Scheitelplatte ab, ist also nahezu zylindrisch gestaltet, entbehrt auch

---

[1]) Seyler a. a. O. Nr. 206, 304, 204 a, 198.

[2]) Posse *Die Siegel der Wettiner* Taf. III 4 (a. 1225), 6 (a. 1231), IV 4 (a. 1256), X 6 (a. 1285).

[3]) Posse a. a. O. Taf. XII 3, 4 (a. 1224, 1233), X 1 (a. 1242), V 4—6 (a. 1261, 1268, 1267), IV 5 (a. 1268), X 4 (a. 1269), XVI 5 (a. 1269, 1271), VI 4 (a. 1279).

[4]) Posse a. a. O. Taf. XIII 3, 4 (a. 1233, 1234); — ferner Taf. XI 5 (a. 1216), XII 3, 4 (a. 1224, 1233), XIII 3 (a. 1233), XII 5 (a. 1241).

[5]) F. Warnecke, *Die mittelalterl. heraldischen Kampfschilde in der Elisabethkirche zu Marburg* Taf. 1.

[6]) z. B. nach einem Anhaltischen Siegel von 1243 bei Posse a. a. O. Taf. XXVII 3.

[7]) Posse a. a. O. Taf. XII 3(?)—5 (a. 1224?—1241), III 6 (a. 1231), XIII 3 (a. 1233), X 1 (a. 1242), V 4—6 (a. 1261—68), IV 4, 5 (a. 1266, 1268), X 3 (a. 1267). — Nach Philippi *Westfäl. Siegel* I 1 S. 7 kommt der Topfhelm in der westfälischen Sphragistik erst gegen 1250 auf.

der Decke. Die Verjüngung des Topfhelms in seiner obern Hälfte soll um 1267 begonnen haben.[1]) Die Helmdecke kommt in Mitteldeutschland ungefähr um ein Jahrzehnt später in Gebrauch.[2]) Freilich wurden damit der zylindrische und der deckenlose Topfhelm nicht sogleich ganz und gar verdrängt. Aber der Zeichner des Willehalm-Codex beabsichtigt doch, die Franzosen mit dem modernsten Kopfschutz auszurüsten, den er kennt. Auch die schwarzen Beinlinge, wie sie in N 2 a zur Haustracht des Marquis gehören, sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als Kleidungsstück der Vornehmen abgekommen. In der Mode waren sie zur Lebenszeit Neidharts von Reuenthal († um 1240) und zur Abfassungszeit von Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst (um 1255).[3]) Die älteste unserer Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, die zu Heidelberg, kennt diese schwarzen Beinlinge nicht mehr. Dem Allen nach empfiehlt sich die Zeitgrenze 1250—1275. Hiezu stimmt auch die noch etwas altertümliche Heraldik, die ausser dem Stern im Wappen Willehalms, soweit wir zu sehen vermögen, nur sehr einfache Heroldsfiguren verwendet (Schrägbalken, Kreuz, Pfahl, Sparren). die Einfarbigkeit der Waffenröcke, während doch schon die Berliner Eneidt-Bilder den heraldisierten Waffenrock zeigen, der dann in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts allgemein üblich wird, insbesondere aber das Vorkommen des rein normannischen Schildes als einer nicht nur ‚heidnischen‘, sondern sogar noch französischen Waffe in H. Die letzten Siegel wettinischer Fürsten mit diesem Schild sind von 1200 und 1205, das letzte derartige Siegel eines thüringischen Landgrafen von 1216, das letzte anhaltische von 1243.[4]) An westfälischen lassen sich einige wenige noch bis 1251 an-

---

[1]) A. Schultz *D. höfische Leben*[2] II 67.

[2]) Siegel von 1279 bei Posse a. a. O. Taf. VI 4.

[3]) S. die Stellen bei M. Heyne *Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer* III 283 Note 126, ferner Hottenroth *Handbuch d. deutschen Tracht* 203 f.

[4]) Posse a. a. O. II 5, 6, XI 5, XXVII 3.

führen,[1]) wobei wir berücksichtigen müssen, dass eine Schildform sich noch im Siegeltypus erhalten konnte, nachdem sie im Waffenwesen ausser Gebrauch gekommen war.

Fällt nun die grosse Bilderhandschrift des Willehalm ins dritte Viertel des 13. Jahrhunderts, vielleicht eher noch um 1250, so ist damit das Mittelglied gefunden, das die grosse Sachsenspiegel-Illustration (1291—1295) mit der älteren profanen Buch-Illustration verbindet. Die Beziehungen zur kirchlichen, wovon ich in der citierten Einleitung S. 30 sprach, brauchen wir darum nicht in Abrede zu stellen. Dass aber in der Gesamtanlage wie in Einzelheiten, namentlich auch solchen der subjektiven Symbolik, die Willehalm-Handschrift dem ersten Illustrator des Sachsenspiegels zum Muster diente, werden wir jetzt um so weniger bezweifeln, als wir wissen, dass auch er in Ostmitteldeutschland arbeitete.

An kunstgeschichtlichem Ruhm allerdings erleidet damit die Illustration des Rechtsbuches einigen Abbruch. Betrachtungen darüber, warum ‚die neue Illustrationstechnik sich sofort dem anscheinend schwierigsten Gegenstand, den sie wählen konnte, der Erläuterung von Rechtsbüchern, zuwendet‘,[2]) werden gegenstandslos, und auch der ‚Eroberungszug in die Welt der Wirklichkeit‘, worin man[3]) die Bedeutung der Sachsenspiegel-Illustration für die Entwicklungsgeschichte der Malerei finden wollte, verliert einigermassen an der ihm nachgerühmten Kühnheit, wenn wir auch zugeben werden, dass den Illustrator des Rechtsbuches im Vergleich zu seinem Vorgänger die Vielseitigkeit begünstigte, wodurch sein Stoff den des ritterlichen Epos übertraf, und dass sie den Zeichner zu entschlossenem Weiterführen der subjektiven Symbolik antrieb. Dafür aber gewinnt die Geschichte der Malerei selbst, insonderheit der mitteldeutschen, an Reichtum des Inhalts. Wir sehen, wie schon um ein

---

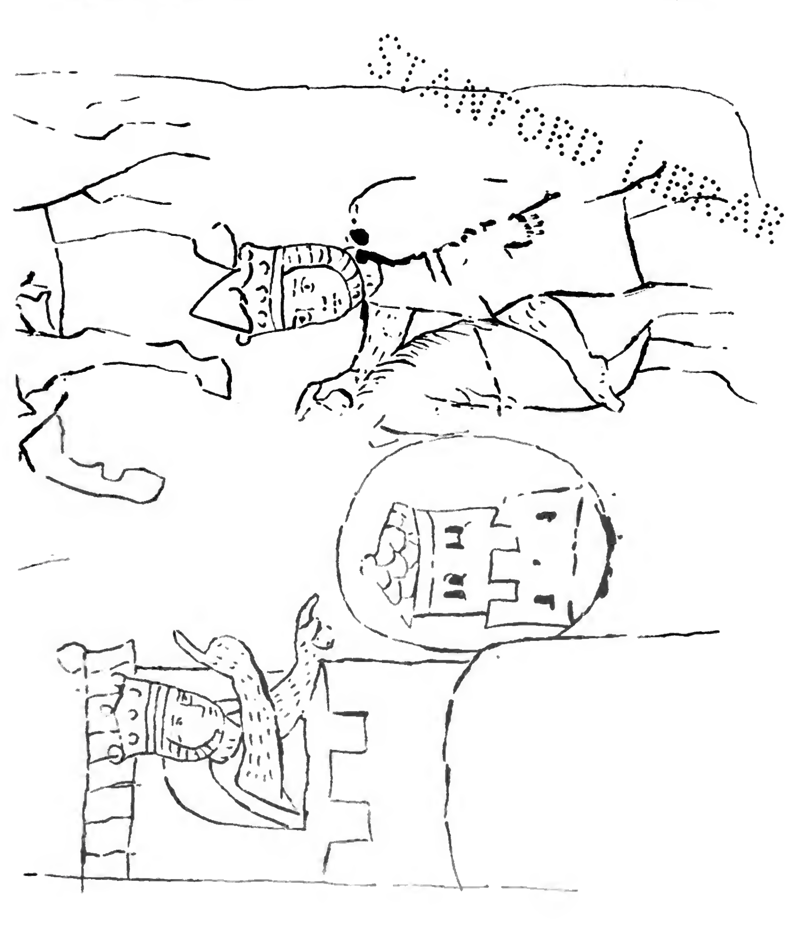
[1]) *Westfäl. Siegel* I 1 Taf. X Nr. 2 (a. 1226), XIII Nr. 1 (a. 1233), IV 2 Taf. 220 Nr. 1 (a. 1244), 220 Nr. 8 (a. 1251).

[2]) So K. Lamprecht im *Repertorium f. Kunstwissenschaft* VII 407.

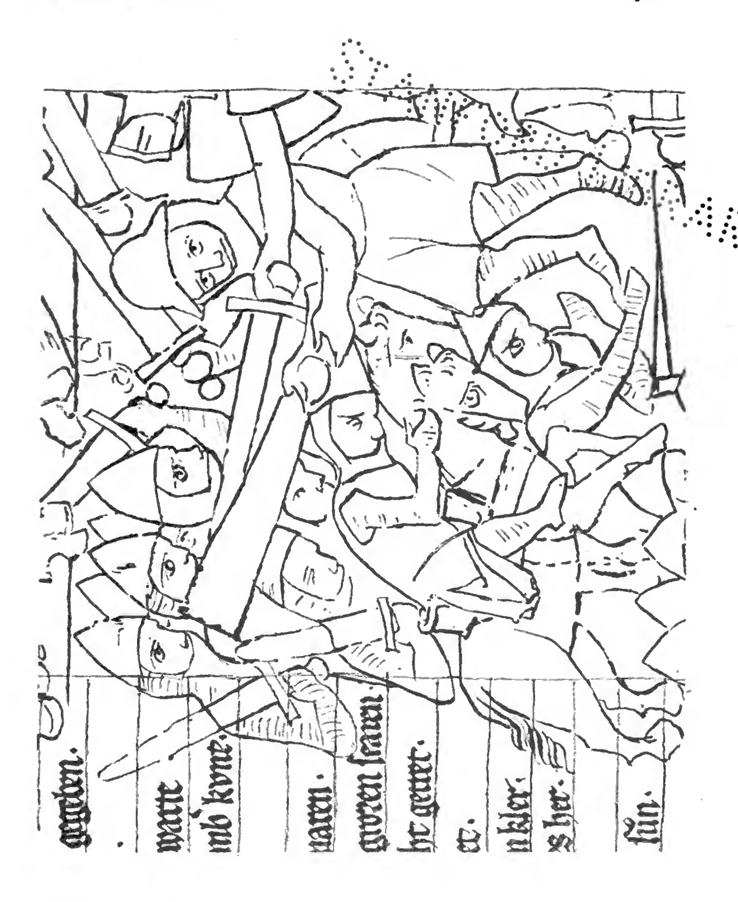
[3]) Janitschek *Gesch. d. deut. Malerei* S. 118.

Menschenalter vor dem grossen juristischen Bilderwerk ein ganz ähnliches, aber viel umfangreicheres Unternehmen innerhalb der nämlichen Gesellschaftskreise zur Ausführung gelangt ist, — ähnlich nicht nur in äusserer Anlage und Technik, sondern auch durchaus in der künstlerischen Denkweise, das uns obendrein auch zu einer deutlicheren Vorstellung von der Kunstweise des verlorenen Urcodex der Sachsenspiegel-Illustration verhilft, wenn wir die von diesem abgeleiteten Handschriften zur Vergleichung heranziehen. Um 1250 hebt mit der grossen Bilderhandschrift des Willehalm eine zweite sächsisch-thüringische Illustratorenschule an, deren jüngste Arbeiten nach anderthalb Jahrhunderten die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zu Dresden und Wolfenbüttel sind.

Wann die grosse Bilderhandschrift des Willehalm zerstört wurde, lässt sich nur mutmassen. Wahrscheinlich befand sie sich im 16. Jahrhundert in den Händen eines Humanisten, der in ihr nur den verabscheuungswürdigen Nachlass eines barbarischen Zeitalters erblickte und nichts besseres mit ihr anzufangen wusste, als sie zum Einbinden seiner Bibliothek und seiner Notizbücher zu verwenden, — ein anschauliches Beispiel dafür, wie selbst umfangreiche und kostbare Bilderhandschriften während der Neuzeit fast spurlos verschwinden konnten. Hiernach lässt sich aber auch hoffen, dass beim Ablösen von Überzügen alter Einbände noch andere Bruchstücke des merkwürdigen Denkmals zutage kommen werden.



Digitized by Google



Digitized by Google

image
not
available

STANFORD LIBRARY

Öffentliche Sitzung

zur Feier des 144. Stiftungstages

am 11. März 1903.

Die Sitzung eröffnete der Präsident der Akademie, Geheimrat Dr. K. A. v. Zittel, mit folgender Ansprache:

Die Kgl. Akademie der Wissenschaften begeht heute ein Doppelfest. Wir feiern zunächst den 144 jährigen Bestand unserer Korporation und sodann die 100 jährige Wiederkehr des Geburtstags von Justus von Liebig. Aus berufenstem Munde werden Sie durch unser korrespondierendes Mitglied Professor Dr. Knapp aus Strassburg ein Lebensbild des grossen Mannes erhalten, welcher mehrere Jahrzehnte unserer Akademie als Mitglied und Präsident angehörte und ihr Ansehen durch den Glanz seines weltberühmten Namens vermehrte.

Dank der unveränderten Huld unseres hohen Protektors und der wohlwollenden Unterstützung durch die Kgl. Staatsregierung und den Landtag kann die Akademie mit Befriedigung wieder auf ein Jahr fruchtbarer Tätigkeit zurückblicken. Wie aus dem Umfang und dem Inhalt unserer Druckschriften hervorgeht, herrscht ein reges wissenschaftliches Leben in den drei Klassen und auch die der Akademie angeschlossene historische Kommission, die Bearbeiter des Thesaurus linguae latinae und die Kommission für die Erforschung der Urgeschichte Bayerns haben im verflossenen Jahre eine Fülle verdienstlicher Arbeit geleistet.

Aus unseren Stiftungen konnten eine Anzahl wissenschaftlicher Unternehmungen unterstützt und angeregt werden.

So wurden aus den Renten der Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung bewilligt:

1. 3000 M. für eine Sammel- und Informationsreise des Garteninspektors Bernhard Othmer in die Tropen, ferner

2. 1500 M. zur Erforschung des Kretinismus in Franken an den Privatdozenten der Kgl. Universität Würzburg Dr. Wilhelm Weygandt.

Aus der Königs-Stiftung für chemische Forschungen wurden verliehen:

Herrn Professor Karl Hofmann 330 M. für Untersuchung radioaktiver Stoffe und 470 M. Herrn Professor Piloty für Untersuchungen über Murexit.

Aus den Renten der Savigny-Stiftung, welche für das Jahr 1903 unserer Akademie zur Verfügung stehen, wurde auf Vorschlag der Savigny-Kommission bewilligt:

1. 600 M. zur Unterstützung des Honorarfonds der Savigny-Zeitschrift,

2. eine Summe bis zu 2500 M. für einen zweiten Band der von unserer Akademie angeregten Magdeburger Schöffensprüche, welche die Herren Liesegang und Friese herausgeben,

3. 300 M. an Herrn Oberlehrer Knod in Strassburg i. E. zur Unterstützung und Herausgabe seines Werkes „Die deutsche Nation zu Orleans“.

Aus dem Thereianos-Fond wurde zunächst ein Preis von 800 M. verliehen an Herrn Dr. Boll, Sekretär der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, für dessen jüngst erschienenes Werk „Sphaera“.

Ferner wurden genehmigt:

1200 M. an Professor Spyridion Lambros in Athen für seine Arbeiten über Theodoros von Kyzikos, über das sogenannte Chronicon breve und über die Geschichte des Despotats der Palaeologen im Peloponnes,

1500 M. zur Unterstützung der Byzantinischen Zeitschrift,

1000 M. als zweite und letzte Rate für den Index der ersten zwölf Bände der Byzantinischen Zeitschrift,

200 M. für die Ausarbeitung eines Programms zur Herausgabe eines Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit, welches der Internationalen Association der Akademien im Jahre 1904 vorgelegt werden soll, ferner

2300 M. zur Fortsetzung des von den Herren Furtwängler und Reichold herausgegebenen Werkes über „Griechische Vasenmalerei".

Leider hat im vergangenen Jahre der Tod eine reiche Ernte unter unseren einheimischen und auswärtigen Mitgliedern gehalten und uns einige der angesehensten und berühmtesten Forscher entrissen. Über diese Verluste bitte ich nunmehr die Herren Klassensekretäre des Näheren zu berichten.

Darauf gedachten die Klassensekretäre der seit März 1902 verstorbenen Mitglieder.

Die philosophisch-philologische Klasse verlor das ordentliche Mitglied Konrad von Maurer (gest. am 16. September 1902), welchem in der öffentlichen Sitzung im November 1903 eine besondere Gedächtnisrede wird gewidmet werden, und das auswärtige Mitglied Gaston Paris, Professor der romanischen Philologie am Collège de France, den hervorragendsten und vielseitigsten Vertreter dieser vaterländischen Wissenschaft in Frankreich (gest. am 6. März 1903).

Die historische Klasse verlor am 10. Februar 1903 ihren Senior, Karl Adolf von Cornelius, auf den in einer späteren Sitzung eine Gedächtnisrede gehalten werden wird.

Am 24. November 1902 starb das ausserordentliche Mitglied der historischen Klasse Edmund Freiherr von Öfele.

Öfele, der Urenkel des berühmten Herausgebers der Scriptores rerum Boicarum, wurde am 6. Dezember 1843 geboren, besuchte das Gymnasium zu Regensburg und studierte an der Universität München Jurisprudenz und Geschichte. Trotz seiner inneren Neigung zur geschichtlichen Forschung ergriff er die juristische Laufbahn, verliess sie aber nach bestandenem Staatskonkurs und trat 1870 als Praktikant in das K. Reichsarchiv ein. Seit 1874 Kreisarchivsekretär in Würzburg, Bamberg und München, stieg er dann rasch zum Assessor und Rat, 1895 zum Direktor des K. Reichsarchivs empor.

Öfele erweckte schon als Studierender grosse Hoffnungen. Denn bereits als solcher gab er im 26. Band des Oberbayerischen Archivs (1865—6) das im Nachlass seines Urgrossvaters gefundene „Rechnungsbuch des oberen Vizedomamtes Herzog Ludwigs des Strengen 1291—1294", d. h. Oberbayerns südlich der Donau mit dem Hauptsitze München, heraus. Die Veröffentlichung nach den neueren Editionsgrundsätzen und mit trefflichen Erläuterungen bedeutete in mancher Hinsicht eine willkommene Erweiterung unserer historischen Erkenntnis. Im nächsten (27.) Bande des Oberbayerischen Archivs (1866—7) folgte „Otto von Krondorf. Ein Beitrag zur Kritik Aventins."

Grosses Aufsehen erregte Öfele, als er 1867 in dem urgrossväterlichen Nachlass Aventins Abschrift der Annales Altahenses maiores fand. Seit Aventin verschwunden, hatte Giesebrecht im Jahre 1841 sie aus späteren Zitaten grossenteils wieder herzustellen versucht, und begreiflich war die Spannung gross, wie sich diese Restitution zu den wirklichen Annalen verhalte.

Der Fund wurde aber nicht blos eine glänzende Bestätigung von Giesebrechts scharfsinniger Arbeit, er trug Öfele auch die Ehre ein, mit seinem Lehrer die Annales für den 1868 erschienenen XX. Band der Monumenta Germaniae historica bearbeiten und edieren zu dürfen.

Daneben löste Öfele zugleich die 1867 von der hiesigen philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe „Die Geschichte der Grafen von Andechs. Urkundliche Feststellung der Genealogie und ihrer Besitzungen sowie Aufhellung ihrer Tätigkeit im Reiche."

Man darf sagen, dass nicht oft eine Universität in der Lage sein wird, einen Schüler zu entlassen, der sich bereits einen wissenschaftlichen Namen gemacht hat, wie Öfele. Er blieb aber auch später der historischen Forschung treu, obwohl er alles den kargen, vom Amte freigelassenen Stunden und einem schwächlichen und kränklichen Körper abringen musste.

Zunächst arbeitete er mit einem Bienenfleiss seine Preisschrift zu einer erschöpfenden Geschichte des einst so mächtigen und einflussreichen Geschlechtes der Andechser aus (1877). Ein Jahr darauf veröffentlichte er „Leonhard Widmanns Chronik von Regensburg" in den „Chroniken der deutschen Städte" (Bd. 15, 1878), welche die Historische Kommission bei unserer Akademie herausgibt.

Als eine wahre Festgabe zum Wittelsbacher Jubiläum darf man Öfeles Ausgabe der bis dahin ungedruckten „Topographie von Bayern" Philipp Apians, des ausgezeichneten Lehrers der Mathematik an der Universität Ingolstadt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bezeichnen. Sie ist ein ausführlicher erläuternder Text, den Apian, nachdem er längst Bayern aus religiösen Gründen hatte verlassen müssen, zu der von ihm im Auftrag Herzog Albrechts V. aufgenommenen, 485 Quadratschuhe grossen, künstlerisch ausgestatteten Karte von Bayern vom Jahre 1563 schrieb, und der, in sämtliche hiesige Archive zerstreut, gänzlich unbekannt war, wie auch diese Karte selbst, nach mancherlei seltsamen Schicksalen gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu Grunde gegangen, nicht zur Kenntnis der Geographen

gelangt zu sein scheint. Kein Land war im 16. Jahrhundert so getreu kartographisch dargestellt und wohl auch topographisch beschrieben, als Bayern durch Philipp Apians Karte und Topographie. Nunmehr hat die Topographie nur noch einen historischen Wert, indem sie uns die damalige Gerichtsbarkeit vieler Orte erst kennen lehrt und insbesondere die Übergangsformen der Ortsnamen aus dem Mittelalter in die Neuzeit zeigt. Darauf wandte sich Öfele hauptsächlich dem berühmten bayerischen Geschichtschreiber Aventin zu und wurde, nachdem er im Kloster St. Peter in Salzburg neues Material entdeckt und einiges daraus in seinen Aventiniana (Oberb. Arch. XLIV, 1887) veröffentlicht hatte, von der Aventin-Kommission unserer Akademie mit der Bearbeitung eines Ergänzungsbandes zu den von ihr herausgegebenen Werken Aventins betraut. Leider konnte er unter dem Drucke des Dienstes und bei dem zunehmenden körperlichen Übelbefinden die Aufgabe nicht mehr lösen. Und ähnlich ging es mit der von ihm übernommenen Herausgabe der Monumenta boica. Nachdem er einen Band (46) bearbeitet hatte, musste er den beinahe vollendeten zweiten Band anderen Händen überlassen.

Öfele, der sich in seinen Schriften und zahlreichen Abhandlungen und Mitteilungen als einen überaus sorgfältigen und zuverlässigen Arbeiter bewährt hat, wird stets eine ehrenvolle Stelle unter den Forschern auf dem Gebiete der bayerischen Geschichte behaupten.

Es sind ferner gestorben die auswärtigen Mitglieder Lord Acton in Cambridge, Julius von Ficker in Innsbruck, Ernst Dümmler in Berlin und das korrespondierende Mitglied Eugen Müntz in Paris.

Am 19. Juni 1902 starb auf der gräflich Arcoschen Villa am Tegernsee Lord Acton, früher Sir John Dalberg Acton, von mütterlicher Seite Sprössling und Erbe des Hauses Dalberg, Rheinischer Linie.

Geboren am 10. Januar 1834 in Neapel, wo mehrere Actons in hohen Staatsämtern gestanden, erhielt er seine erste Bildung in dem katholischen College St. Mary Oscott und kam 1850 nach München, um unter der Leitung Döllingers, bei dem er auch wohnte, die Universität zu besuchen. Mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet und von mächtigem Wissensdrange getrieben machte er glänzende Fortschritte, und kaum nach England zurückgekehrt verrät er in seinen fortlaufenden Briefen an Döllinger eine Weite des Blickes und Reife des Urteils, verbunden mit einem Umfange des Wissens, die man in so jungen Jahren selten finden wird. Sein Wissensdurst war damit aber keineswegs gestillt; er drängte ihn immer weiter, und bald bestand sein Verhältnis zu Döllinger in einem gegenseitigen Geben und Empfangen, wie denn meistens die Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschungen in Bibliotheken und Archiven erst durch die Hände Döllingers gingen, ehe sie in Aldenham niedergelegt wurden.

Im Görreskreise, soweit er damals noch bestand, hoffte man zwar, dass „die katholische Partei in England an ihm dereinst eine hervorragende Stütze finden könnte"; es kam aber nicht so. Durch Döllingers Einfluss hauptsächlich der kirchenhistorischen Forschung zugewandt, wollte Acton mit einigen englischen Freunden im Rambler auch seine kirchengeschichtlichen Anschauungen zur Geltung bringen. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, und der englische Klerus, der das „bei seinem Mangel an aller historischen Bildung und folglich an allem historischen Urteil überhaupt" nicht begriff, stand gegen ihn und seine Mitarbeiter auf. An Ramblers Stelle trat 1862 Home and Foreign Review, das der gleiche Hass verfolgte, weil man auch in ihm „die germanisierende Schule unter den jüngeren Katholiken in England" tätig sah und „die Germanisierung der Kirche als ihre tötlichste Gefahr" betrachtete. Auch dieses Review ging nach wenigen Jahren wieder ein. In dieser Bedrängnis mochte Acton wohl klagen: „Sie (Döllinger) sehen, man ist nicht impune Ihr Schüler", aber niederbeugen liess sich der Mann nicht. Er zog wie viele andere während des

Konzils 1869/70 nach Rom, und, nachdem es offen ausgesprochen, kann ich es bestätigen, dass der Hauptteil des Materials, aus dem Döllinger die „Briefe vom Konzil“ für die Augsburger Allgemeine Zeitung redigierte, von ihm stammte. Nach dem Konzil schrieb er ein „Sendschreiben an einen deutschen Bischof des vatikanischen Konzils“ (1870) und im North British Review in gedrängter Übersicht eine „Geschichte des vatikanischen Konzils“ (1870, auch ins Deutsche übersetzt), von der jedoch ein deutscher Beurteiler nicht mit Unrecht bemerkt hat, „dass er an Stelle des diplomatischen Silberstifts, dessen sich Lord Acton bei seinen Aufzeichnungen bedient hat, durchweg eine dunklere Farbe und einen härteren Griffel gewünscht hätte“. Lord Acton liebte es überhaupt, manchmal, wie Döllinger in einem Briefe an Gladstone es bezeichnet, „*οἰκονομικῶς* zu schreiben“.

Als Hauptverdienst Actons in jenen Jahren bezeichnete Döllinger, als er ihn 1876 zum auswärtigen Mitglied unserer Akademie vorschlug, dass „er in den Zeitschriften Rambler — Home and Foreign Review — North British Review und anderen die nicht-englische historische Literatur und mit besonderer Vorliebe und ebenso gründlich als umfassend die deutsche dem britischen Publikum bekannt gemacht habe. Die kritisch referierenden Artikel von seiner Hand dürften, gesammelt, wohl zwei Bände füllen, und man könne sagen, Acton habe mehr als irgend ein lebender Engländer oder Amerikaner für Bekanntwerdung und gerechte Würdigung der deutschen Geschichtsliteratur im Bereiche der englisch lesenden Nationen geleistet“. Er befähigte sich dadurch zu dem Artikel German Schools of History (deutsch von Imelmann 1887), der das von ihm, Stubbs, Freeman, Döllinger u. a. 1886 gegründete English Historical Review eröffnete und in Deutschland grosses und berechtigtes Aufsehen erregte.

Acton gehört zu den Männern, denen es in erster Linie um die Förderung ihrer eigenen Erkenntnis zu tun ist, und die meistens nur durch äussere Umstände veranlasst werden, Mitteilungen aus dem Schatze ihres Wissens an andere zu machen.

Was er aber schrieb — eine kritische Geschichte der Bartholomäusnacht (meist nach handschriftlichen Quellen) — der Krieg von 1870 — Geschichte der Freiheit im Altertum und das Christentum — George Elliot — der Kardinal Wolsey u. s. w. — ruht auf den gründlichsten und umfassendsten Studien, ist stets tief durchdacht und hat nur den Fehler, dass es für uns Deutsche oft schwer verständlich ist, was Döllinger, der es ebenfalls fand, dem Umstande zuschrieb, dass „es nicht das gewöhnliche Englisch ist, sondern unter deutschem Einfluss zu stehen scheint".

Den Lehrstuhl der Geschichte, den Acton seit 1895 als Regius Professor an der Universität Cambridge inne hatte, und um den er, wie mir vor einigen Jahren von dort gemeldet wurde, von Jahr zu Jahr mehr Zuhörer sammelte, konnte er wegen Kränklichkeit schon einige Zeit nicht mehr besteigen, und auch die Veröffentlichung der auf zwölf Bände berechneten Allgemeinen Geschichte der modernen Zeit, die er im Verein mit hervorragenden Historikern unternommen, sah er nicht mehr.

Acton galt zuletzt als der erste Gelehrte in England, was Geschichte, Nationalökonomie und dergleichen betrifft, — ein Ruhm, den sich meines Wissens noch keiner seiner Standesgenossen erworben hat.

Am 10. Juli 1902 schied Julius von Ficker, einer der ersten deutschen Geschichtsforscher, zu Innsbruck aus dem Leben.

Von Geburt Westfale und wie viele seiner engeren Landsleute mit dem preussischen Wesen unversöhnt, wurde Ficker (geb. 30. April 1826) nach Annahme eines Rufes an die damals noch unvollständige Universität Innsbruck (1852), wie ich aus meinem häufigen Verkehr mit ihm weiss, fast österreichischer als die meisten Österreicher, ohne dass dieser Umstand auf die Objektivität seiner Forschungen einen besonderen Einfluss gewonnen hätte. Ficker ist aus keiner historischen Schule hervorgegangen, aber schon nach seinen ersten Schriften: De Henrici VI. imperatoris conatu electiciam regum in imperio Romano Germanico successionem in haereditariam mutandi (1850), einer

Promotions- und Habilitationsschrift zugleich, „Rainald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof von Köln 1156—1167“ (1850), „Engelbert der Heilige, Erzbischof von Köln und Reichsverweser“ (1853) und „Die Münsterischen Chroniken des Mittelalters“ in den „Geschichtsquellen des Bistums Münster“, I. Bd. (1851) nannte Döllinger ihn bei seiner Wahl in unsere Akademie (1855) „einen der tätigsten und hoffnungsvollsten unter den jüngeren Geschichtsforschern in Deutschland“ und „einen gründlichen Quellenforscher“. Die Beschäftigung mit einer Geschichte Ludwigs des Bayern führte ihn, als er den dabei zu lösenden verfassungsgeschichtlichen Fragen nachging, in ganz andere Bahnen und zu den wichtigsten, oft grundlegenden Ergebnissen, die er in seinen Schriften „Über einen Spiegel deutscher Leute“ (1857), „Über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem deutschen Spiegel“ (1859), „Vom Reichsfürstenstande“ (1861) und „Vom Heerschilde“ (1862) niederlegte. Man kann überhaupt sagen: wo Ficker die Hand anlegte, förderte er neue Erkenntnisse zu Tage. So auch in seinem Zusammenstoss mit H. v. Sybel, der 1859 in seiner Festrede „Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ andere Anschauungen ausgesprochen hatte, als Ficker in seiner aus Vorträgen im Ferdinandeum in Innsbruck entstandenen Schrift „Das deutsche Kaisertum in seinen universalen und nationalen Beziehungen“ (1861). Dem Angriff Sybels „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ (1861) setzte Ficker entgegen „Deutsches Königtum und Kaisertum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung H. v. Sybels: Die deutsche Nation und das Kaisertum“ (1862), und so heiss der Kampf und so gross die daraus hervorgegangene Spannung damals war, die Historiker auf beiden Seiten haben aus dem Streite gelernt.

Mit seinem Übertritt in die juristische Fakultät und der Übernahme der Reichs- und Rechtsgeschichte (1863) nahmen Fickers Forschungen wieder eine neue Wendung. Die Erscheinung, dass unter den staufischen Königen in Italien in oberster Instanz nach den römisch-kanonischen Rechtsformen

verfahren wurde, nahm sein Interesse in Anspruch, und seine eindringenden Untersuchungen führten zu vier Bänden „Forschungen zur italienischen Reichs- und Rechtsgeschichte“ (1868—1874), der ersten Geschichte der Reichsverfassung Italiens von der Karolingerzeit bis ins 14. Jahrhundert und einer ganz neuen Grundlage für die Geschichte der Stauferzeit. Daneben beschäftigte ihn das literarische Vermächtnis Johann Friedrich Böhmers, unter dessen Einfluss er bei einem längeren Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1848 gekommen war, und der ihn zugleich mit W. Arnold und J. Janssen zu seinem Testamentsvollstrecker eingesetzt hat. Während er einen Teil der Arbeiten seinen Schülern überliess, bearbeitete er selbst ein drittes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern (1865), die Acta imperii selecta (1866—1870) und die „Regesten des Kaiserreichs von 1198—1272“ (1880—1883), in deren Einleitung er eine wesentlich neue, von der Darstellung Böhmers durchaus abweichende Auffassung Kaiser Friedrichs II. begründete, — eine Leistung, auf die er stolz sein konnte und auch stolz war, wie ich selbst wahrnahm, als er mir die Einleitung überreichte.

Bei diesen Arbeiten stiess er nach zwei Richtungen auf Schwierigkeiten, einmal in Bezug auf die Behandlung und Wertbeurteilung der Urkunden, dann in Bezug auf das germanische Eherecht, die ihn zu den scharfsinnigsten Untersuchungen fortführten, und das Ergebnis hinsichtlich des ersten Punktes, das er in zwei Bänden „Beiträge zur Urkundenlehre“ (1877/8) veröffentlichte, war so durchschlagend, dass man ihn seitdem auch zu den ersten Diplomatikern zählte. Aus den Forschungen über das germanische Eherecht, die seine letzten Jahre ausfüllten, gingen aber die fünf Bände „Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte“ (1891—1902) hervor. Mit Begeisterung sprach er mir oft davon, und die vollständig neuen Ergebnisse, die er gewonnen zu haben überzeugt war, schienen seine Arbeitskraft zu verjüngen. Doch sah er voraus, dass er auch auf vielfachen Widerspruch stossen werde. Es ist aber dennoch vieles davon schon bleibendes

Gut, und auch die von ihm angeregte Diskussion wird zur Förderung der Wissenschaft dienen.

Ein anderes unschätzbares Verdienst erwarb sich Ficker durch sein 1854 eröffnetes historisches Seminar. Hier brauche ich aber statt aller Worte nur an die Namen seiner hervorragenderen Schüler, der Reichsdeutschen v. Druffel, Scheffer-Boichorst, Stieve, Busson, und der Österreicher Alf. Huber, Mühlbacher, Jung, v. Ottenthal, Redlich, Hirn, v. Zallinger, Wiesinger, zu erinnern, und jedem ist sofort klar, was das bedeutet, und wie viel die Geschichtswissenschaft Ficker auch wegen der Ausbildung dieser Männer verdankt.

Ein rastloses, aber auch mit seltenem Erfolge gekröntes Leben im Dienste der Wissenschaft ist mit ihm erloschen.

Einen gleich schmerzlichen Verlust erlitt die Geschichtswissenschaft durch den Tod Ernst Dümmlers am 11. September 1902.

In Berlin am 2. Januar 1830 geboren und wissenschaftlich gebildet, bekleidete Dümmler lange Jahre die Professur der Geschichte in Halle, bis er im Jahre 1888 als Waitz' Nachfolger in der Leitung der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica in seine Vaterstadt zurückkehrte.

Von Rankes Schülern war Dümmler vielleicht derjenige, der die methodischen Grundsätze seines Lehrers am strengsten durchführte. Das Arbeitsfeld aber, das er sich wählte, war das ostfränkische Reich unter den Karolingern, und schon seine ersten Arbeiten darüber: De Arnulfo Francorum rege. Commentatio historica (1852), „Über die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern 795—907“ (Archiv für Kunde österr. Geschichte, Bd. X, 1853), waren mustergültige Leistungen. In dem Buche „Piligrim von Passau und das Erzbistum Lorch“ (1854) zerstörte er für immer den Spuk, welchen das angebliche Erzbistum Lorch in der Passauer und Salzburger Geschichte bis dahin getrieben hatte. Dieses Werk und „Das Formelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz“ (1857) sind die Vorbilder geworden für die Behandlung ähnlicher Aufgaben. Daran reihen sich „Beiträge zur Geschichte

image
not
available

Am 30. Oktober 1902 verschied in Paris das Mitglied des Institut de France EUGEN MÜNTZ.

Müntz, einem geachteten Hause im Elsass angehörig, wurde 1845 in Sulz geboren und bezog, mütterlicherseits mit dem berühmten Romanisten Hugo verwandt, das von diesem gestiftete Familienstipendium in Karlsruhe. Nachdem er in Paris die Rechte studiert und den Grad eines Lizentiaten erworben, widmete er sich, einer entschiedenen Neigung folgend, der Kunstgeschichte, reiste in Deutschland und England und wurde 1873 Mitglied der Ecole française d'Athènes et de Rome. Nach dreijährigem Aufenthalt in Rom kehrte er 1876 nach Paris zurück und wurde der Ecole nationale des Beaux Arts zugewiesen, an der er später Konservator und Substitut Taines wurde und auch Vorlesungen über Kunstgeschichte hielt.

Sein dreibändiges Werk Les Arts à la cour des Papes (1878—1882) ergänzte und berichtigte durch genaueste archivalische Forschungen nicht nur die Angaben Vasaris und seiner Nachfolger, sondern zog auch viele Urkunden ans Licht, welche die Wiederbelebung der Künste unter den Päpsten, die Tätigkeit von Künstlern jeder Art und die Entstehungsgeschichte von Monumenten und Kunstwerken während des wichtigen kulturgeschichtlichen Jahrhunderts von Martin V. bis Leo X. neu beleuchten. Raphael, sa vie, son oeuvre et son temps (1881) kann zwar nach Passavant keine grundlegende Bedeutung mehr beanspruchen, aber das Werk nimmt gleichwohl durch erschöpfende Kenntnis des Stoffs und das künstlerisch gebildete Urteil des Kenners eine ehrenvolle Stellung neben neueren Biographieen Raphaels ein. Auch in Les Précurseurs de la Renaissance (1882) mit dem Katalog der im Museum, in der Bibliothek und dem Palast der Medici enthaltenen Kunstobjekte und Bücher des 15. Jahrhunderts zeigt sich der Verfasser als vorzüglichen Kenner der Renaissance. Dazu kommen zahlreiche andere wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte der Künste, von denen ich erwähne: Histoire générale de la tapisserie, Fresques inédites aus dem Schlosse der Päpste in Avignon

u. s. w., La bibliothèque du Vatican au XV^e^ siècle, Les antiquités de la ville de Rome au XIV^e^, XV^e^ et XVI^e^ siècles.

Müntz wird mir nicht nur als einer der tätigsten, sondern der geschätztesten Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der künstlerischen Renaissance bezeichnet.

Zum Schluss hielt Professor Dr. G. F. Knapp aus Strassburg, korrespondierendes Mitglied der historischen Klasse, die inzwischen im Verlag der Akademie erschienene Festrede:

Justus von Liebig nach dem Leben gezeichnet.

Protokolle

der

Kartellversammlung

des

Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften

in München

am 5. und 6. Juni 1903.

Protokolle

der Kartellversammlung des Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften in München.

I.

Gesamtsitzung

am 5. Juni um 9 Uhr im Sitzungszimmer der mathematisch-physikalischen Klasse.

Anwesend als Delegierte:

aus Göttingen die Herren Kielhorn,
Riecke,
Wiechert,
aus Leipzig Herr Windisch,
aus Wien die Herren v. Schröder,
Exner,
Tschermak.

Geladen zur Teilnahme an den Beratungen:

a) über die luftelektrischen Forschungen
die Herren v. Bezold aus Berlin,
Ad. Schmidt aus Potsdam;

b) über die kritische Ausgabe des Mahābhārata
die Herren Jacobi aus Bonn,
Lüders aus Rostock,
Winternitz aus Prag.

Ausserdem nimmt im Auftrage der K. Preuss. Akademie in Berlin noch Teil Herr Pischel.

Aus München die Herren v. Voit,
Kuhn,
Ebert,
v. Groth.

Herr v. Voit eröffnet in Vertretung des verhinderten Präsidenten v. Zittel die Sitzung und begrüsst die Erschienenen. Von den zur Teilnahme an den Beratungen Eingeladenen konnten die Herren Elster und Geitel aus Wolfenbüttel nicht erscheinen.

Zum Zweck der Beratungen werden folgende Kommissionen gebildet:

1. **Kommission für luftelektrische Forschungen:** die Herren Riecke, Wiechert, Exner, v. Bezold, Schmidt, Ebert.

2. **Kommission für chemische Krystallographie:** die Herren Tschermak, v. Groth.

3. **Kommission zur Erörterung der Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe des Mahābhārata:** die Herren Kielhorn, Windisch, v. Schröder, Kuhn, Jacobi, Lüders, Winternitz.

Die Frage, ob allgemeine Angelegenheiten erörtert werden sollen, wird einstimmig verneint.

II.

Kommission für Herausgabe einer chemischen Krystallographie.

Freitag, den 5. Juni, Beginn 9¾ Uhr.

Anwesend:

Herr v. Groth (München),
Riecke (Göttingen),
Tschermak (Wien),
Windisch (Göttingen).

Das Protokoll führt Herr v. Groth.

Den Gegenstand der Beratung bildet der Antrag der K. Akademie in Wien, vertreten durch Herrn Tschermak.

Antrag der K. Akademie in Wien.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat auf der vorjährigen Kartellversammlung zu Göttingen in der Generalversammlung am 15. Mai durch ihren Delegierten Prof.

F. Becke den Antrag gestellt, dass die kartellierten Akademien und gelehrten Gesellschaften sowie die K. Akademie der Wissenschaften in Berlin eingeladen werden, durch Gewährung der Mittel zur Honorierung einer Hilfskraft die wünschenswerte rasche Vollendung des von Herrn Prof. P. Groth in München herauszugebenden Werkes: „Chemische Krystallographie“ zu fördern, welcher Antrag die Zustimmung der anwesenden Delegierten fand. Die Wiener Akademie hatte schon im Jahre 1902 eine Unterstützung des genannten Unternehmens durch Entsendung eines jüngeren Mineralogen Dr. Glawatsch zu Prof. Groth bewirkt, auch die Geneigtheit zur weiteren Förderung des Werkes zu erkennen gegeben; auch hat die Akademie zu München zur Bestellung einer ferneren Hilfskraft für das Jahr 1902 den entsprechenden Beitrag bewilligt, ferner die Akademie zu Berlin den Betrag von 1800 M. für das Jahr 1903 dem Unternehmen gewidmet. So war für die Jahre 1902 und 1903 vorgesorgt. Bei der Kartellversammlung in Göttingen wurde auch speziell der Antrag gestellt, die Akademie in München, ferner die Gesellschaften der Wissenschaften in Göttingen und Leipzig einzuladen, die Subventionierung des gedachten Unternehmens im Jahre 1904 durch Bewilligung der Remuneration einer Hilfskraft in der Person des Herrn Dr. Gossner mit dem Betrage von 1800 M. zu betätigen. Der Delegierte für München (Ebert) erklärte sich mit diesem Antrage einverstanden, der Delegierte für Leipzig (His) fand sich bereit, den Antrag bei der Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig zu befürworten, und die Delegierten für Göttingen gaben die gleiche Erklärung bezüglich der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ab.

Die Wiener Akademie beehrt sich nun, den letzteren Antrag bei der gegenwärtig tagenden Kartellversammlung zur nochmaligen Behandlung zu bringen. Bezüglich der Motivierung bedarf es wohl nur des Hinweises auf den im Vorjahre zu Göttingen gestellten Antrag, in dem das Unternehmen als ein für die Physik, Mineralogie und Chemie gleich wichtiges dargestellt wurde, dessen rascher Abschluss als im hohen Grade wünschenswert erscheint. Das Ziel der diesjährigen Besprechung

wäre demnach die endgültige Erklärung seitens der genannten wissenschaftlichen Korporationen zu Göttingen, Leipzig und München, die Subvention per 1800 M. für das Jahr 1904 zur Bestreitung zu übernehmen.

Bericht der Kommission.

Im Auftrage der K. Akademie in Wien hat Dr. Glawatsch sich an den Vorarbeiten für das genannte Werk in der Weise beteiligt, dass er die ausserordentlich zerstreuten, krystallographischen Angaben in der älteren metallurgischen Literatur, sowie diejenigen in den Werken über mikroskopisch-chemische Analyse auszog, sammelte und nach dem für die chemische Krystallographie adoptierten Programm zusammenstellte. Diese umfangreiche, für die Ausarbeitung der letzteren sehr förderliche Arbeit hat Dr. Glawatsch teils im Sommer 1902 in München, teils seitdem in Wien ausgeführt und soeben in München zum Abschlusse gebracht.

Der durch die Subvention der Akademie in München für 1902 und der K. Preuss. Akademie zu Berlin für 1903 zur Hilfsarbeit an dem Werke berufene Dr. Gossner hat eine Reihe von Experimental-Untersuchungen solcher Gruppen krystallisierter Körper ausgeführt, für welche noch wesentliche Lücken und Widersprüche in den bisherigen Angaben vorlagen, und eine Reihe anderer derartiger Untersuchungen begonnen. Ausserdem hat derselbe eine Anzahl älterer, krystallographischer Untersuchungen in die jetzt übliche Art der Darstellung umgearbeitet. Wenn Dr. Gossner auch im Jahre 1904 in gleicher Weise für das Werk beschäftigt werden könnte, so würde voraussichtlich der allgemeine Teil und die spezielle Bearbeitung der unorganischen Verbindungen Anfang des Jahres 1905 soweit vollendet sein, dass beides im Laufe der Jahre 1904 und 1905 erscheinen könnte.

Die Kommission erlaubt sich nun den Vorschlag zu machen, die Delegierten-Versammlung möge bei den Akademien zu Wien, Leipzig und Göttingen den Antrag stellen, dass die Remuneration des Dr. Gossner für 1904 im Betrage von 1800 M. von den drei genannten Akademien zu gleichen Teilen bewilligt werden.

III.

Kommission für luftelektrische Forschungen.

I. Sitzung.

Freitag, den 5. Juni $9^3/_4$ Uhr in dem Akademiegebäude.

Anwesend:

Herr v. Bezold (Berlin),
Ebert (München),
Exner (Wien),
Riecke (Göttingen),
Schmidt (Potsdam),
Wiechert (Göttingen).

Herr Ebert begrüsst die anwesenden Herren der Kommission und teilt mit, dass die Herren Elster und Geitel an der Teilnahme der diesjährigen Besprechungen leider behindert sind, was lebhaft bedauert wird. Herr Günther hat sich für die Vormittagssitzung entschuldigt.

Herr Ebert legt die den Beratungen zu Grunde zu legende Denkschrift[1]) vor und dankt den an ihrer Abfassung beteiligten Herren.

Die Kommission wählt Herrn Riecke zu ihrem Vorsitzenden und Herrn Ebert zum Protokollführer.

Es wird unmittelbar in die Besprechung des vorläufigen Entwurfs des an die internationale Association zu richtenden Antrages eingetreten, welcher Punkt für Punkt durchberaten wird. Dabei werden die an den verschiedenen Observatorien und Institute bezüglich der Apparate und Messmethoden weiterhin gemachten Erfahrungen mitgeteilt; ferner wird über die Tätigkeit der einzelnen luftelektrischen Stationen berichtet; diese Berichte sollen in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie veröffentlicht werden.

Schluss der Sitzung 12 Uhr.

---

[1]) Sie ist in den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Klasse der K. B. Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1903 gedruckt.

II. Sitzung.

Freitag, den 5. Juni nachmittags $^{3}/_{4}4$ Uhr im physikalischen Institute der Technischen Hochschule.

Anwesend die Herren:

v. Bezold,	Ebert,
Exner,	Günther,
Riecke,	Schmidt,
Wiechert,	Windisch,

letzterer als Vertreter der Sächsischen Akademie.

Zunächst werden die im Institute aufgestellten luftelektrischen Messinstrumente eingehend besichtigt und besprochen. Hierauf werden die Beratungen über das Programm fortgesetzt und abgeschlossen. Sodann wird zur Besprechung der Organisation der luftelektrischen Beobachtungsstationen übergegangen. Die Herren Riecke und Ebert werden beauftragt, die einzelnen zur Sprache gebrachten Punkte zusammen zu stellen und zu einem II. Teile der Antragsbegründung, deren I. Teil das Programm der vorgeschlagenen Einzelprobleme darstellt, zu verarbeiten, sowie den Wortlaut des Antrages selbst zu formulieren. Die Genannten stellen die Abfassung des betreffenden Schriftstückes für anderen Tages 11 Uhr in Aussicht, auf welchen Zeitpunkt der Beginn der 3. Sitzung festgesetzt wird.

Schluss der Sitzung 6 Uhr.

III. Sitzung.

Samstag, den 6. Juni vormittags $11^{1}/_{2}$ Uhr in der Akademie.

Anwesend die Herren:

v. Bezold,	Ebert,
Exner,	Günther,
Riecke,	Schmidt,
Wiechert.	

Die Herren Riecke und Ebert legen den Entwurf der ihnen zur Ausarbeitung übertragenen Denkschrift sowie des Antrages an die Association vor. Beide Entwürfe werden ein-

gehend durchberaten und im Wortlaute, bis auf redaktionelle Änderungen, die den genannten beiden Herren überlassen werden, festgestellt.

Die Protokolle über die drei von der Kommission abgehaltenen Sitzungen werden verlesen und genehmigt.

Schluss der Sitzung 12¾ Uhr.

IV.

Kommission zur Erörterung der Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe des Mahābhārata.

Anwesend:

Herr v. Christ (München),
Jacobi (Bonn),
Kielhorn (Göttingen),
Kuhn (München),
Lüders (Rostock),
Pischel (Berlin),
v. Schröder (Wien),
Windisch (Leipzig),
Winternitz (Prag).

Die Kommission einigte sich über folgende Beschlüsse:

1. In der Sitzung der Association Pfingsten 1904 soll mitgeteilt werden, dass mit den Mitteln des Kartells die Katalogisierung und Klassifizierung der in Europa befindlichen Handschriften des Mahābhārata und einige andere unerlässliche Vorarbeiten, wie die Kollationierung südindischer Handschriften und eine Inhaltsübersicht des Mahābhārata in Angriff genommen oder teilweise ausgeführt sind.

2. Die im Kartell vereinigten Akademien mögen beantragen, dass die kritische Ausgabe des Mahābhārata zur Sache der Association gemacht werde, und werden derselben ein Promemoria vorlegen, wie eventuell die Arbeiten einzuleiten und zu organisieren sind.

3. Mit der Abfassung dieses Promemoria, dessen Grundzüge eingehend erörtert wurden, sollen die Herren Jacobi,

Lüders und Winternitz beauftragt, und soll dasselbe bis zum 1. Oktober 1903 den kartellierten Akademien zur Genehmigung vorgelegt werden. Als Hauptgrundsätze wurden festgestellt:

a) Die indische Regierung möge von der Association ersucht werden, die in ihrem Besitz befindlichen Manuskripte nach Europa zu senden und beim Search of Sanskrit MSS. ihre besondere Aufmerksamkeit auf den Ankauf alter Handschriften des Mahābhārata zu richten.

b) Eventuell soll einem Beschlusse des Orientalisten-Kongresses zu Hamburg entsprechend Prof. Lüders zu bezüglichen Untersuchungen nach Indien entsendet werden.

c) Die Gesamtkosten werden auf 120000 M. veranschlagt, die sich auf 12 Jahre verteilen würden. Dabei würden sich nach ungefährer Berechnung die Druckkosten auf 60000 M., die Honorare auf 40000 M. und die einmaligen Kosten der event. Reise nach Indien auf 20000 Mk. belaufen.

4. Als Mitglieder des von der Association event. einzusetzenden internationalen Komitees sollen seitens der kartellierten Akademien die Herren Jacobi, Lüders und Winternitz in Vorschlag gebracht werden.

V.

Gesamtsitzung.

Anwesend die Herren:

v. Bezold,	Ebert,
Exner,	v. Groth,
Günther,	Jacobi,
Kielhorn,	Kuhn,
Lüders,	Pischel,
Riecke,	Schmidt,
v. Schröder,	Tschermak,
v. Voit,	Wiechert,
Windisch,	Winternitz.

Herr v. Voit eröffnet die Sitzung und bittet die Berichte und Protokolle der Kommissionen zu verlesen.

Herr v. Groth verliest das Protokoll der Kommission für Herausgabe einer chemischen Krystallographie.

Herr Ebert gibt von dem vereinbarten Protokoll Kenntnis. Der Antrag der kartellierten deutschen Akademien bezüglich der luftelektrischen Forschungen soll lauten:

> „Die internationale Association der Akademien möge die Erforschung der luftelektrischen Erscheinungen in die Zahl der von ihr verfolgten Aufgaben aufnehmen und für einen Zeitraum von zwei Jahren luftelektrische Beobachtungen an einer grösseren Zahl von Stationen, die in angemessener Weise über die Erdoberfläche verteilt sind, ausführen lassen“.

Die Begründung dieses Antrages und ein vorläufiges Programm für die Ausführung der Beobachtungen und die Einrichtung von luftelektrischen Stationen ist in der angefügten Denkschrift[1]) enthalten, aus der die wichtigsten Punkte verlesen werden.

Herr Kuhn verliest das Protokoll der Mahābhārata-Kommission.

Der Antrag der luftelektrischen Kommission, ebenso der Vorschlag der Mahābhārata-Kommission und der Antrag der Kommission für chemische Krystallographie werden angenommen.

Hierauf berichtete Herr v. Dyck über den Fortgang der Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften.

Der augenblickliche Stand der erfolgten Publikationen stellt sich folgendermassen:

Es sind im Ganzen 18 Hefte (darunter 6 im verflossenen Jahre) erschienen in der folgenden Reihe, in welcher die zuletzt erschienenen Hefte gesperrt gedruckt sind:

---

[1]) Diese Denkschrift zur Begründung des Antrages ist in den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Klasse Jahrgang 1903 gedruckt.

Band I:	Heft	1	erschienen	am	7. November 1898.
	„	2	„	„	26. Januar 1899.
	„	3	„	„	15. September 1899.
	„	4	„	„	17. Oktober 1899.
	„	5	„	„	29. Mai 1900.
	„	6	„	„	30. Mai 1901.
	„	7	„	„	11. September 1902.
Band II, 1:	„	1	„	„	10. August 1899.
	„	2/3	„	„	10. April 1900.
	„	4	„	„	31. Juli 1900.
Band II, 2:	„	1	„	„	27. Dezember 1901.
Band III, 2:	„	1	„	„	9. März 1903.
III, 3:	„	1	„	„	30. Oktober 1902.
Band IV, 1:	„	1	„	„	13. September 1901.
	„	2	„	„	8. Juli 1902.
Band IV, 2:	„	1	„	„	6. Juni 1901.
	„	2	„	„	23. April 1903.
Band V, 1:	„	1	„	„	23. April 1903.

Bezüglich der in Vorbereitung befindlichen Hefte ist das nachfolgende zu bemerken:

Das Register zu Band I (Arithmetik und Algebra), für dessen sämtliche Artikel zunächst Einzelregister herzustellen sind, ist in Vorbereitung.

In Band II (Analysis) wird der Fortgang des Druckes augenblicklich durch eine grössere vorbereitende Arbeit verzögert.

Von Band III (Geometrie) ist das Heft 2 der 3. Abteilung nahezu vollendet, zwei weitere Hefte der 1. und 2. Abteilung werden im kommenden Winter zur Ausgabe gelangen.

In Band IV (Mechanik) ist das dritte Heft der 1. Abteilung zur demnächstigen Veröffentlichung bereit. Im übrigen ist der Fortgang der Arbeit ein stetiger, nimmt aber allerdings eine sehr viel grössere Zeit in Anspruch, als man zu Anfang in Aussicht genommen hatte. Erschwerend wirkt besonders, dass Band IV vielfach in Nachbargebiete der Technik eingreift, deren mathematische Behandlungsweise noch keine endgültige Form

angenommen hat, so dass eine für unsere Encyklopädie passende Berichterstattung die kritischen Grundlagen vielfach erst selbst schaffen muss.

Von Band V (Physik) wird ein weiteres Heft im Herbste zur Ausgabe bereit sein.

Für die 1. Abteilung (Geodäsie und Geophysik) des Bandes VI sind noch mannigfache Vorarbeiten bis zum Erscheinen eines Heftes zu erledigen. Auch von der 2. Abteilung (Astronomie) liegen erst einzelne Artikel in erster Fassung vor und werden noch Änderungen in der Disposition der einzelnen Abschnitte zu treffen sein.

Die Ausarbeitung der französischen Ausgabe ist in stetigem Fortschreiten begriffen, auch die nicht ganz leichte Titelfrage dieser Ausgabe, sowie die Feststellung der Rechte der deutschen Herausgeber und Autoren gegenüber den französischen Bearbeitern hat eine befriedigende Lösung gefunden.

Für den Herbst ist eine Konferenz der Mitglieder der akademischen Kommission mit den Redakteuren und dem Vertreter der Verlagsbuchhandlung in Göttingen in Aussicht genommen, in welcher ganz besonders die Frage der Gestaltung der Register, die erforderliche Neudisposition des Bandes VI, sowie die Frage der Herausgabe des Bandes VII (historische, philosophische und didaktische Fragen behandelnd) in Beratung gezogen werden soll.

Herr v. Voit schliesst hierauf die Gesamtsitzung und damit die Pfingstversammlung des Verbandes der deutschen wissenschaftlichen Körperschaften. Herr Windisch spricht den Dank der auswärtigen Delegierten und der übrigen Fachgelehrten aus, welche an den Beratungen teilgenommen haben. Herr v. Voit erwidert den Dank im Namen der Bayer. Akademie.

Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 2. Mai 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Der Klassensekretär legt vor eine Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Professor Dr. G. Goetz in Jena:

Papias und seine Quellen.

Das in zahlreichen Handschriften und vier Drucken vorliegende, früher in der Regel überschätzte, aber auch heute nicht immer richtig beurteilte elementarium doctrinae erudimentum des Papias wird auf seine Quellen hin untersucht und der Nachweis erbracht, dass die meisten Quellen uns noch heute in weniger getrübter und nicht kontaminierter Form erhalten sind. Der Wert des Lexikons ist also ein rein historischer. Papias ist eine Durchgangsstelle zahlreicher Überlieferungen, die alsdann in der bei ihm gegebenen Form auf spätere Werke Einfluss geübt haben.

Herr Muncker legt vor eine Abhandlung des Sekretärs an der K. Hof- und Staatsbibliothek Dr. E. Petzet:

Über das Heidelberger Bruchstück des „Jüngeren Titurel“.

Das 1835 nach einer älteren Abschrift von Sulpice Boisserée in den Abhandlungen der Münchener Akademie veröffentlichte, damals aber schon wieder spurlos verschwundene Bruch-

stück, dessen — in keiner andern Handschrift wiederkehrende — Verse eigenartige Aufschlüsse über den Dichter des „Titurel" gewähren, wurde vor kurzem von Professor Dr. Franz Boll wieder aufgefunden und wird nun genauer als 1835 in seinem Wortlaut mitgeteilt und vielfach neu im einzelnen erklärt. Dabei wird gegenüber der Anschauung Lachmanns, an der auch spätere Forscher festhielten, die Vermutung Simrocks, dass der Titureldichter, der unter der Maske Wolframs spricht, und der, welcher sich Albrecht nennt, nur eine Person sei, nunmehr zur Gewissheit erhoben, das Heidelberger Fragment aber als Bruchstück einer im Spätsommer 1273 verfassten Widmung des damals aber nur zum grössten Teil vollendeten Werkes an Herzog Ludwig den Strengen von Bayern nachgewiesen.

Beide Abhandlungen werden in den Sitzungsberichten erscheinen.

Herr Furtwängler gibt einen kurzen vorläufigen Bericht Über die unter seiner Leitung mit den Mitteln der Stiftung des Herrn Bassermann-Jordan in Orchomenos ausgeführten Ausgrabungen.

Dieselben setzten sich die Aufgabe, über die Eigenart der Kultur der Minyer, die in der Frühzeit der hellenischen Geschichte eine so hervorragende Rolle spielen, Aufschlüsse zu gewinnen. Diese Aufgabe wurde durch die Ausgrabungen in der befriedigendsten Weise erfüllt. Es wurde der Königspalast derjenigen Epoche entdeckt, welcher auch das schon lange bekannte Kuppelgrab, das sog. Schutzhaus des Minyas angehörte, d. h. der sog. mykenischen Zeit, in welcher auch in Orchomenos die sog. mykenische, besser kretisch zu nennende Kultur herrschte. Es fanden sich Reste der Wandmalereien des Palastes, darunter besonders interessant ist ein Stück mit zwei in lebhaftester springender Bewegung befindlichen männlichen Figuren, welche in ihrer Haltung völlig übereinstimmen mit einer im vorigen Jahre in Knossos auf Kreta entdeckten Elfenbeinfigur. Die Malereien in Orchomenos sind sehr wahrscheinlich von kretischen Meistern ausgeführt. Auf einer Vase

fand sich in grossen aufgemalten Buchstaben eine Inschrift derselben noch nicht entzifferten Schriftart, die auf den kretischen Funden erscheint. Die Vase ist wahrscheinlich aus Kreta importiert. Unter der sog. mykenischen Schicht fand sich in Orchomenos eine überaus mächtige und tiefe Schuttablagerung vormykenischer Epochen mit merkwürdigen Rundbauten aus Lehmziegeln und sog. Hockergräbern und mit einer Menge interessanter Tonvasen und Geräte. Von besonderer historischer Bedeutung ist die Tatsache, dass die Funde dieser vormykenischen Schichten mit denen der Niederlassungen neolithischer Epoche in Thessalien die allernächsten Beziehungen aufweisen. Unter den Funden späterer Zeiten in Orchomenos sind die reich ausgestatteten Gräber sog. geometrischer Epoche (9.—8. Jahrh. vor Chr.) und eine grössere Bronzeinschrift aus klassischer Zeit hervorzuheben.

Herr Krumbacher berichtet über das Programm des von der Bayerischen Akademie angeregten und bei der ersten Sitzung der internationalen Assoziation der Akademien in Paris 1901 unter die gemeinsam auszuführenden Untersuchungen aufgenommenen Planes eines

Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit.

Dieses Programm wird mit einem Verzeichnis des bisher bekannten Urkundenmaterials besonders gedruckt werden und soll bei der für das Jahr 1904 festgesetzten zweiten Sitzung der Assoziation als Basis der Verhandlungen dienen.

Herr Krumbacher hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Das mittelgriechische Fischbuch.

Es handelt sich um ein in einer Escurialhandschrift erhaltenes vulgärgriechisches Prosastück, in welchem eine von Fischen unter dem Vorsitz des Königs Walfisch abgehaltene Gerichtsverhandlung erzählt wird. Die seltsame Geschichte, deren Text

leider sehr verdorben ist, erscheint als eine Parodie des byzantinischen Hof- und Beamtenwesens und ist eng verwandt mit zwei anderen eine ähnliche satirische Tendenz verratenden byzantinischen Werkchen, dem Vogelbuch (Pulologos) und dem Obstbuch (Porikologos). Eine entfernte Analogie bietet das lateinische „Testamentum porcelli".

Historische Klasse.

Herr Grauert hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Aus römischen Bibliotheken und Archiven.

Der Vortragende geht aus von einer Besprechung des Cod. 739 der Bibliotheca Angelica in Rom und stellt fest, dass in dem neuen Handschriften-Katalog von Enrico Narducci Schriften des Engelbert von Admont, Johannes von Paris und Johannes Gerson mit Unrecht dem bekannten Augustiner-Eremiten Augustinus Triumphus von Ancona zugeschrieben sind. Er bespricht sodann die im Vatikanischen Archiv verwahrten Aktenstücke zur Geschichte des von Ludwig XIV. im Jahre 1689 am Rhein geführten Feldzuges und schliesst mit einem Hinweis auf einen in der Vatikanischen Bibliothek vorhandenen, bisher ungedruckten, wichtigen kirchenpolitischen Traktat zur Geschichte Ludwig des Bayern.

Herr Friedrich weist in einem für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die sardicensischen Aktenstücke der Sammlung des Theodosius Diaconus

die Behauptung, Cyrillus von Alexandrien habe diese Aktenstücke 419 nach Carthago gesandt, als irrig zurück.

Sitzung vom 13. Juni 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Furtwängler macht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung:

Der Ostgiebel des olympischen Zeustempels,

in welcher eine neue Aufstellung der bezüglichen Giebelgruppe in Vorschlag gebracht wird.

Herr von Christ hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die überlieferte Auswahl theokritischer Gedichte.

Ausgehend von der alten Annahme, dass uns von jenem Liebling der alexandrinischen Dichter nur eine Auswahl der beliebtesten Gedichte erhalten sei, wird zu ermitteln gesucht, auf welche Weise diese Anthologie entstanden und allmählich zu dem Umfang von dreissig Gedichten angewachsen sei. In einer Heptas von sieben Kapiteln werden auf Grund der verschiedenen Äste der handschriftlichen Überlieferung mehrere wichtige Fragen über die Teile der Sammlung und die fremden Elemente derselben besprochen und gelöst.

Historische Klasse.

Der Klassensekretär legt vor eine Abhandlung des Herrn von Rockinger:

Deutschenspiegel, sogenannter Schwabenspiegel, Bertolds von Regensburg deutsche Predigten in ihrem Verhältnisse zu einander.

Die gewöhnliche Meinung hierüber neigt dahin, dass Bertold den Deutschenspiegel benützt hat, dass dagegen seine Predigten im Schwabenspiegel verwertet sind. Gegen das letztere hatte der Verfasser in der Sitzung vom 9. Februar 1889 Bedenken geäussert. Die nähere Untersuchung hierüber ist nicht veröffentlicht worden, da sie nur als Vorarbeit zu je entsprechender Verwendung da oder dort in der Einleitung zur Ausgabe des Kaiserlichen Land- und Lehenrechts dienen sollte. Diese Zerstückelung führt aber mehrfache Nachteile mit sich, so dass die Erörterung nun doch als Ganzes erscheint. Das Verhältnis zwischen dem Deutschenspiegel und den Predigten hat sich bestätigt. Bezüglich des Schwabenspiegels aber stellt sich, soweit es sich um das Recht handelt, als Ergebnis heraus, dass Bertold, wie in den früheren Predigten den Deutschenspiegel, so später den Schwabenspiegel benützt hat. Daraus folgt von selbst, dass dieser, da der gefeierte Minorit am 14. Dezember 1272 gestorben, vorher verfasst worden ist.

Die Abhandlung wird in zwei Abteilungen in den Denkschriften gedruckt werden.

Herr Riehl hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Nationale und internationale Züge in der Entwicklung der deutschen Kunst.

Der gleiche Stil der Kulturvölker Westeuropas beweist festen Zusammenhang ihrer künstlerischen Entwicklung, deren nationale Eigenart dagegen selbständiges Vorgehen der einzelnen

Völker und Gruppen. Die Untersuchung über Art und Verlauf internationaler Bewegungen, sowie über die Gründe der Sonderentwicklung der Gruppen führt zu der Erkenntnis, dass bei den massgebenden Völkern eine selbständige Entwicklung vorliegt, die sich jedoch mit jener der anderen Nationen in parallelen Bahnen bewegt hauptsächlich wegen der gleichen Kirche, desselben künstlerischen Stoffes und verwandter Traditionen. Daraus erklären sich auch die oft überraschenden Ähnlichkeiten annähernd gleichzeitiger Werke, zwischen denen sicher kein direkter Zusammenhang besteht, andererseits aber gewinnt auch gerade, weil die Völker neben einander nach verwandten Zielen streben, das vorauseilende oft wesentlichen, fördernden Einfluss auf die übrigen. Speziell für die deutsche Kunstgeschichte erscheint wichtig, dass ihr selbständiger Entwicklungsgang mehr betont und festgehalten wird, dass die italienischen, französischen, niederländischen Einflüsse auf denselben zwar fördernd und anregend wirken, aber keineswegs, wie man so oft glaubt, die grossen Stilwandlungen begründen.

Herr Riggauer hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Über den sogenannten Vierschlag auf den bairischen Pfenningen des Mittelalters

und erklärt auf Grund einer genauen Untersuchung von vielen Hunderten dieser Münzen diese technische Eigentümlichkeit durch einen Walzvorgang, der zum Zweck hatte, den Schrötling runder und für die Prägung widerstandsfähiger zu machen. Unter dem Welleisen, das in einer Ordnung für die Grazer Münze aus dem 14. Jahrhundert erwähnt wird, haben wir ein solches Walzeisen zu verstehen. Derselbe gibt dann ein Richtstück d. h. Probiergewicht Ottos I. von Pfalz-Mosbach für seine Münzen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts bekannt.

Sitzung vom 4. Juli 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Der Klassensekretär legt vor eine Abhandlung des Herrn Dr. R. Simon in München:

Die Notationen des Somanātha.

Mit Hülfe der in der Bombayer und Oxforder Handschrift des Somanātha enthaltenen Angaben wird zuerst sein Alter, das bisher gewaltig überschätzt wurde, endgültig festgelegt, sodann die Notationen, die er in seinen für die indische Laute komponierten Stücken zur Anwendung bringt, im Einzelnen behandelt und versucht, die ihnen entsprechende Technik auf der Laute zu bestimmen. Der Kommentar, den Somanātha selbst zu seinem Text verfasst hat, wird einer genauen Besprechung unterzogen und schliesslich dargelegt, dass sowohl die Kompositionen des Somanātha nichts mit dem Gītagovinda des Jayadeva zu tun haben, als auch überhaupt die Art der indischen Musikpraxis den Begriff von „Original“-Melodien zu den Gedichten des Jayadeva ausschliesst.

Die Abhandlung wird in den Sitzungsberichten erscheinen.

Herr Furtwängler macht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung:

Zu den Skulpturen des Asklepios-Tempels von Epidauros,

in welcher er eine bisher nicht beachtete zu den Giebelskulpturen dieses Tempels gehörende Statue eines liegenden Jünglings nachweist und ferner die Reste der Akroterienfiguren einer Besprechung unterzieht.

Herr Lipps hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Psychische Vorgänge, Bewusstseinsinhalte und Gegenstände. Psychologie und Logik.

Für die Zukunft der Psychologie wie der Logik ist entscheidend die sichere Unterscheidung der Bewusstseinsinhalte und der in ihnen gedachten, dem Bewusstsein transcendenten Gegenstände. Die Gegenstände sind das Anerkennung Fordernde. Das Bewusstsein der Notwendigkeit der Anerkennung ist das Geltungsbewusstsein. Alle Wissenschaften ausser der Logik untersuchen, was die Gegenstände fordern. Die Logik befasst sich mit der Tatsache des Forderns. Ihr einziges Thema ist das Geltungsbewusstsein. Von ihr streng zu scheiden ist die Psychologie des Denkens und Erkennens. Die Psychologie hat eine doppelte Aufgabe. Sie ist Phänomenologie der Bewusstseinserlebnisse, und sie erklärt d. h. fasst die Bewusstseinserlebnisse unter das Kausalgesetz. Dies Letztere schliesst die Betrachtung der Bewusstseinserlebnisse als Erscheinungen eines in ihnen gedachten psychisch Realen, insbesondere realpsychischer Vorgänge, notwendig in sich. Der psychische Lebenszusammenhang ist für die Psychologie ein Zusammenhang solcher realer Vorgänge, die nur da und dort in Bewusstseinserlebnissen erscheinen. Wie dies psychisch Reale zum Gehirn und den Gehirnprozessen sich verhalte, ist eine ausser-

psychologische Frage. Sofern auch das Geltungsbewusstsein in die Sphäre der Bewusstseinserlebnisse gehört, ist die Logik ein abgegrenzter Teil der psychologischen Phänomenologie.

Historische Klasse.

Herr Brentano berichtet über eine von ihm unternommene grössere Arbeit:

> Über die Entwicklung des englischen Fideikommissrechts im Zusammenhang mit der Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse

und erläutert die Auflösung des Unterschieds in der fideikommissarischen Vererbung von Grundbesitz und beweglichem Gute im Zusammenhang mit dem steigenden Bedarf an Betriebskapital zu intensiverer Bewirtschaftung des Bodens, mit der fortschreitenden Demokratisierung der englischen Verfassung und dem Sinken der Getreidepreise.

Papias und seine Quellen.

Von **Georg Goetz.**

(Vorgelegt in der philos.-philol. Klasse am 2. Mai 1903.)

Das Lexikon des Papias hat in der Literatur eine höhere Schätzung gefunden, als ihm seiner Bedeutung nach zukommt. Hat doch Du Cange in seinem Glossarium zahlreiche Notizen aus ihm entnommen, teils aus dem gedruckten Exemplar, teils aus Handschriften, und noch der Bearbeiter der lateinischen Lexikographie im Müllerschen Handbuche hat S. 498 eine Charakteristik gegeben, die der wirklichen Bedeutung nicht entspricht. Die im Nachstehenden gegebene Analyse des Werkes hat die Aufgabe, die Forschung zu entlasten, d. h. die Verpflichtung, auf Papias Rücksicht zu nehmen, auf ein Minimum zu beschränken. Seit dem Bekanntwerden des liber glossarum hört dieser Kompilator auf, eine Fundgrube älterer Gelehrsamkeit zu sein, und selbst die mittelalterlichen Zutaten sind zu unerheblich, um sein Ansehen zu retten. Im Ganzen und Grossen wird nur der Veranlassung haben, Papias einzusehen, der die Geschichte einzelner Überlieferungen verfolgt: für ihn ist er eine Durchgangsstelle, die mitunter auf spätere Fassungen Einfluss geübt hat.

I.

Drucke. Gedruckt wurde dieses Lexikon zum ersten Male im Jahre 1476 in Mailand (per Dominicum de Ves/polate Anno domini MCCCCLXXVI die XII./mensis decembris). Die beiden Exemplare dieses Druckes, die mir bekannt geworden sind,

weichen nur in einigen unwesentlichen Änderungen ab, die vor dem Abzug weiterer Exemplare vorgenommen wurden. Aus der Mailänder Ausgabe stammen die drei übrigen, die vorhanden sind: 1. die Venediger von 1485 (per Andream de Bonetis de Papia. Anno domini MCCCCLXXXV. Die ultimo Iunii. Ioanne mocenico inclyto Venetiarum principe regnante); 2. die von 1491 (per Theodorum de regazionibus de asula die XV mensis Martii); 3. die von 1496 (per Philippū de pincis Mantuanum · Anno · domini · MCCCCXCVI · die XIX Aprilis. Regnante Serenissimo Augustino Barbadico Venetiarum duce felicissimo). Auf dem ersten Blatte steht der Titel: PAPIAS VOCABVLISTA. Dass alle diese Drucke trotz der Differenzen im Einzelnen — von dem Mailänder Drucke wie unter einander unterscheiden sie sich nur durch abweichende Interpunktion, kleine Auslassungen, Zusätze und Verbesserungen sowie durch orthographische Eigentümlichkeiten — von der editio princeps abhängen, beweist die gemeinsame Lücke zwischen *pecuosus* und *placitum*, die durch den Ausfall von acht in der princeps noch vorhandenen Blättern entstanden ist. Damit ist zugleich die Minderwertigkeit der späteren Drucke der princeps gegenüber dargetan. Ich werde im weiteren Verlaufe dem Mailänder Drucke folgen, ausser wo ich direkt die handschriftliche Lesart zu Grunde lege.

Handschriften. Die Zahl der Papiashandschriften ist eine sehr beträchtliche, wenn sie auch nicht so bedeutend ist, wie es nach Loewes Angabe (Prodr. S. 235: '*innumerabilibus paene codicibus servatum*') der Fall zu sein scheint. Ältere Zusammenstellungen finden sich bei Montfaucon Bibl. mss. S. 751, 754, 760; Loewe a. a. O. S. 235 Anm. 4; Berger de gloss. et compend. exeg. p. 12. Im nachstehenden notiere ich die mir bekannt gewordenen Exemplare, ohne aber den Anspruch auf absolute Vollständigkeit zu erheben. Die grössere Anzahl gehört dem 13. und 14. Jahrhundert an; das 15. Jahrhundert ist nur schwach vertreten, schwächer jedenfalls als das 12. Aus dem 12. Jahrhundert stammen folgende Handschriften: 1. cod. Paris. lat. No. 9341 (suppl. lat. 22, mit

Grammatik); 2. in Douai No. 751 (mit Grammatik); 3. in Troyes No. 539 (Zeitangabe nach dem Katalog); 4. in Montpellier No. 107 (nach dem Katalog); 5. ebenda No. 108 A—P, nach dem Katalog); 6. in Laon No. 427 (P—Schluss, mit Grammatik); 7. in Darmstadt No. 909 (ohne Grammatik); 8. in Florenz cod. Ashburnh. No. 63 (mit Grammatik); 9. in Madrid cod. bibl. Nat. V 191 (nach Loewe-Hartel p. 447); 10. in Rom cod. Casanat. 464 (A. I. 22, Zeitbestimmung nach Gundermann; cf. Loewe Prodr. 235; mit Grammatik); 11. cod. Vat. Ottobon. lat. 2231 (Zeit nach Loewe, anders Prodr. p. 235); 12. in La Cava cod. No. 14 (Zeit nach W. Meyer); 13. in Lucca, Kapitelsbibliothek (Zeit nach Ewald); 14. in Gand (nach Katalog p. 238, ohne Grammatik). — Aus dem 12./13. Jahrhundert habe ich notiert 15. in Montpellier No. 38; 16. in Auxerre No. 70 (mit Grammatik). — Aus dem 13. Jahrhundert: 17. in Paris cod. lat. No. 17162 (mit Grammatik); 18. No. 7609 (ohne Grammatik); 19. No. 7610 (mit Grammatik); 20. No. 7611 (mit Grammatik); 21. No. 7612 (ohne Grammatik); 22. No. 8844 (ohne Grammatik); 23. No. 11531 (mit Grammatik); 24. No. 10296 (A—O Mitte, ohne Grammatik); 25. No. 13030 (ohne Grammatik); 26. No. 14744 (mit Grammatik); 27. No. 17878 (ohne Grammatik); 28. No. 17879 (N–Z, ohne Grammatik); 29. No. 7642 (A—M, ohne Grammatik); 30. No. 7645 (O—Z, ohne Grammatik); 31. No. 7622 A (ohne Grammatik, nicht Huguccio); 32. No. 12400 (ohne Grammatik, A—D Mitte); 33. im Arsénal No. 1225 (mit Grammatik, Zeit nach Gundermann, Katalog: 12. Jahrhundert); 34. cod. Mazar. No. 3790 (453), Sammelhandschrift, unvollständig; 35. in Montpellier No. 109; 35a. Rouen No. 1020—1021 (ohne Grammatik); 36. ebenda No. 1022 (mit Grammatik); 37. in Douai No. 752 (mit Grammatik); 38. in Arras No. 345 (mit Grammatik); 39. in Boulogne-sur-mer No. 182 (mit Grammatik); 40. ebenda No. 183 (mit Grammatik); 41. in St. Omer No. 193 (mit Grammatik); 42. in Troyes No. 160; 43. in Valenciennes No. 396, 397 (in 397 ein Stück im 15. Jahrhundert ergänzt); 44.—46. in Alcobaça (nach Haenel p. 1027); 47. in London cod. Harlei. 2355 (Epitome); 48. in Monza

cod. 229 (vgl. Memorie storiche di Monza e la sua corte raccolte ed esaminate da A. F. Frisi t. III p. 233 sq.); 49. in Florenz cod. Laur. 27, 3; 50. in Madrid Bibl. Nat. B b 126 (Loewe-Hartel S. 389); 51. ebenda K. Privatbibliothek 2 D 5 (Loewe-Hartel S. 466; ohne Grammatik); 52. in Bern No. 1 (mit Grammatik); 53. ebenda No. 2 (mit Grammatik; über beide vgl. Hagen, Anecd. Helv. CLXXIX); 54. ebenda No. 276 (Loewe Prodr. S. 235; Anecd. Helv. CLXXX; nach Hagen 13.—14. Jahrhundert). Aus dem 13./14. Jahrhundert stammen 55. in Rom der cod. Chisianus LVII 244 (olim 2065; ohne Grammatik); 56. in London cod. Harl. Addit. No. 8244 (in mehrfach veränderter Fassung). Handschriften des 14. Jahrhunderts sind 57. in Paris cod. 7613 (A—I); 58. No. 7614 (ohne Grammatik); 59. No. 7615 (ohne Grammatik); 60. No. 7616 (A—P); 61. No. 7617 (A—P); 62. No. 7618 (F—Schluss; ohne Grammatik); 63. No. 7619 (N—Z; mit Grammatik); 64. No. 7598 (ohne Grammatik); 65. in Douai No. 753 (ohne Grammatik); 66. ebenda No. 753 ('elementarium Papiae abbreviatum'); 67. in London Harl. 2610 (Fragment); 68. ebenda Harl. 4804 (ohne Grammatik); 69. ebenda Addit. No. 14806 (mutilus); 70. in Cambridge (Univ. Bibl. K k IV 1 (ohne Grammatik); 71. in Cheltenham cod. Phillipps. No. 212 (A—I); 72. in Leiden bibl. publ. No. 17 (mit Grammatik); 73. ebenda No. 120 (abgekürzt); 74. in Neapel 5 C 31 (a. 1338, ohne Grammatik); 75. in Rom cod. Chisianus L VIII 288 (ohne Grammatik); 76. ebenda cod. Vatic. Reg. Christ. No. 1482 (Loewe Prodr. 235; Wilmanns Rh. M. XXIV S. 379, ohne Grammatik); 77. ebenda cod. Vatic. Ottobon. No. 2331; 78. ebenda Vatic. Ottobon. No. 1757; 79. in Madrid bibl. Nat. B b 125 (Loewe-Hartel S. 389, ohne Grammatik); 80. in Erfurt No. 28 (Papias, novus Cornutus). Dazu kommen endlich aus dem 15. Jahrhundert noch hinzu: 81. in Paris No. 7620 (ohne Grammatik); 82. in Valenciennes No. 379—380 (vgl. auch oben No. 43); 83. in London cod. Harl. Addit. No. 14807 (ohne Grammatik); 84. in Rom Vatic. No. 1465 (vgl. Loewe Prodr. 235; Wilmanns Rh. Mus. XXIV p. 379, aus einem Original von 1264);

85. ebenda No. 1466 (Loewe a. a. O., Wilmanns a. a. O.); 86. ebenda Urb. No. 304 (Loewe a. a. O., Wilmanns S. 380); 87. ebenda Vat. No. 5228 (Loewe a. a. O., Wilmanns S. 379). Zum Schluss erwähne ich noch einige Handschriften, über die ich nichts näheres weiss: nach Hänel p. 405 aus Reims No. 714; nach Thurot Notices et extr. XXII p. 45 eine Pariser Handschrift.

Die mir zu Gebote stehenden Notizen über diese Handschriften sowie aus einigen darunter zeigen, dass die einzelnen Exemplare sich von andern zuweilen ganz erheblich unterscheiden; es finden sich Zusätze und Auslassungen, Verbesserungen und Verschlechterungen, kurz Änderungen mannigfaltiger Art. Hätte das Glossar des Papias eine Bedeutung als originale Quelle, so würde ich es für nötig gehalten haben, die Erforschung dieser Varianten bis zu dem Punkte fortzuführen, von dem aus eine Klassifikation möglich wäre. Allein da Papias fast ausschliesslich nur für die Geschichte der Glossographie in Betracht kommt, würde ich es für eine Zeitverschwendung halten, darauf dieselbe Mühe zu verwenden wie etwa auf den liber glossarum. Zu einer Analyse des Werkes reichen meine Notizen sowie der durchgängig herangezogene cod. Darmstad. völlig aus, um so mehr als der älteste Druck, von einer Anzahl von Zusätzen abgesehen, eine durchaus befriedigende Grundlage zu bilden geeignet ist.

II.

Persönliches und Chronologisches. Dass Papias ein Lombarde sei, ist eine alte Tradition, die über Trithemius zurückreicht (vgl. Berger S. 11). So viel ich sehe, hindert uns nichts, diese Tradition festzuhalten. Wenn man zu ihrer Bekräftigung auf einen möglichen Zusammenhang seines Namens mit der Stadt Pavia hinweist, so liegt nichts vor, was einen solchen Zusammenhang auch nur wahrscheinlich machte. Im übrigen wissen wir über seine Zeit und persönlichen Verhältnisse nichts, als was sich aus dem Werke selber entnehmen

lässt. Das wichtigste finden wir in dem Briefe, der an seine Söhne gerichtet und dem ganzen Werke vorausgeschickt ist. Er beginnt nach der editio princeps, die ich an einigen wenigen Stellen nach einer Pariser Handschrift (vgl. No. 33) und dem cod. Darmstad. berichtigt habe, folgendermassen:

Fili uterque carissime,[1]) debui si potuissem, potui si meae voluntati Christus suae gratiae pondus adhibuisset, earundem quas novi litterarum disciplinas[2]) in praesentia vos edocuisse. At quia aut nostri causa peccati aut melius providentis divinae dispositionis gratia ad praesens sumus remoti, ne non videamini filii, si non viva voce ut debui, saltem eiusdem significatione ut potui, interim quaedam disciplinae[3]) elementa ad vestra erudimenta invenire disposui: nec vobis solum filiis, sed, si arrogantiae non detur, patribus vel fratribus quibusdam iam satis olim a me petentibus, quibusdam autem, etsi non petentibus, tamen cupientibus, omnibus vero quibus proficere debeat, talentum non occultandum, sed usuris erogandum suscepi. Opus quidem a multis aliis iam pridem elaboratum, a me quoque nuper per spatium circiter decem annorum prout potui adauctum et accumulatum: ad confertum igitur et coagitatum eiusdem exornationis et perfectionis cumulum quantum deus donaverit adhuc superaddere pertentabo. Erit enim quibusdam perspatiosum ac mare magnum innumerabilibus et diversis plenum reptilibus naufragantibus et in tranquillitatem tutissimi ecclesiae portus redire et quiescere volentibus firma stabilisque receptio et a violentissimis ventorum flatibus vera defensio. Qui si malivoli non fuerint, leni suavissimoque docente magistro per hanc ad veram poterunt provehi sapientiam dogmatizante[4]) spiritu sancto. Nolentes igitur nullo modo cogo, volentes vero per Christum obnixius[5]) omnes rogo, immo

[1]) *Filii utique carissimi* ed. princ.
[2]) *disciplinis* cod. Paris.
[3]) Fehlt im cod. Paris.
[4]) So der Darmstad. u. Paris.: *docente* ed. princ.
[5]) *obnoxius* cod. Paris.

adiurando per eundem cogo, [et][1]) ut, quoniam ad utramque viam, arrogantiae scilicet vanam philosophiam et Christi veram omnibusque communem sapientiam, hoc quidem ex omnibus quas invenimus scripturis electum atque compositum opus despicere[2]) approbatur, aut ad idem pertractandum ne aspirent aut in Christo id habere nitantur, posteaquam[3]) susceperint. Contra id vero qui fecerit aut alteri faciendi occasionem dederit, ipse quidem exterior homo ad praesens sit anathema, ut interior ne pereat in die iudicii. Insuper autem id solum ab omnibus peto remunerationis, ut cum ad legendum hunc librum susceperint, nostri quoque cum caritate meminerint et pro me PAPIA multiplicibus obsito peccatis ad humanatum pro nobis deum exorent, ut perfecta omnium meorum[4]) delictorum venia percepta divini spiritus gratia purificatus et eiusdem ardentissimo amori inseparabiliter copulatus deum deorum in Syon videre et in Hierusalem perpetuo laudare uno in corpore cum ipsis omnibusque orthodoxis coniunctis valeam. Amen.'

Nach dieser Widmung besass Papias zwei Söhne, war aber von ihnen getrennt. Er lebte unter Klerikern; das beweisen einmal die Worte *patribus vel fratribus quibusdam iam satis olim a me petentibus*, sodann folgender Passus im Nachwort: *quatenus vestris orationibus et elemosynis ceterisque spiritualibus auxiliis perpetuo adiutus omniumque meorum percepta venia peccatorum vobiscum ad aeterna valeam pervenire gaudia*'. Etwas weiteres wissen wir über seine Persönlichkeit nicht.

Die Zeit der Entstehung des Lexikons ist bereits vor vielen Jahrhunderten festgegestellt worden. Schon im chron. Albrici (Pertz Mon. Germ. Script. XXIII p. 790) heisst es zu 1053: '*Anno 1053, 13 imperatoris Henrici filii Conradi, Papias librum suum, scilicet Elementarium doctrinae rudimentum, edidit,*

---

[1]) om. codd. Paris. et Darmstad.

[2]) *inspicere* ed. Venet.: an *respicere*?

[3]) *postquam* cod. Paris.

[4]) Fehlt im Paris.

quod probatur per numerum annorum, ubi agit de aetatibus saeculi in prima littera et enumerando pertingit usque ad hunc annum'. Die Stelle, die der Verfasser im Auge hat, findet sich unter *Aetas* und lautet nach dem cod. Darmstad. folgendermassen: *Otto minor · XXII · Otto puer · sex · Henricus maior · XXIII · Conradus · XVI · Henricus minor · XIII ·* Das 13. Jahr der Regierung Heinrich III. war also bereits zurückgelegt, als diese Worte geschrieben wurden. Dass sie nicht von Papias stammen, sondern von einem Fortsetzer, ist kaum anzunehmen. Wenn wir nun mit Loewe Prodr. S. 235 berücksichtigen, dass jene Worte gleich im Anfang des Werkes stehen sowie dass Papias nach dem Widmungsbriefe 10 Jahre mit der Arbeit zubrachte, so kämen wir auf das Jahr 1063. Doch hätte ja Papias die Zahl leicht abändern können. Halten wir also zunächst an der Zahl 1053 fest.

Die älteste Spur des Papias, auf die ich gestossen bin, weist auf das Jahr 1173. In seinem commentarius de script. eccles. II p. 621 erwähnt C. Oudin ein Gedicht, das aus dem Papiasexemplar von Aquicinctum (= Anchin) stammt, wo es unter anderem heisst:

Instar apis mella collecta labore decenni
Cunctis Papias ista legenda dedit.
At cibus ut noster de diuite ditior esset,
Apposuit nobis has Rainaldus opes.
Ne tali nostra dulcedine mensa careret,
Exstitit eius in hoc officiosa manus.

Dann weiter unten:

Scripti tempus habet, qui Jhesu copulat annis
Undecies centum septuaginta tribus.

Daraus ergibt sich, dass der Schreiber dieses Exemplars Rainaldus hiess und dass er den Papias im Jahre 1173 abgeschrieben hat. Einige Daten aus späterer Zeit gibt Wilmanns im Rhein. Mus. XXIV S. 379. Über die Benutzung des Papias in jüngeren Glossaren wird anderwärts zu handeln sein.

Nach dem 'elementarium doctrinae erudimentum' hat Papias noch ein zweites Werk verfasst, eine aus Priscian kompilierte Grammatik, aus der Hagen Anecd. Helv. p. CLXXIX sqq. einige Excerpte gegeben hat. Auch diese Grammatik ist in zahlreichen Exemplaren überliefert; ich habe oben darauf hingewiesen: doch lassen mich meine Notizen bei nicht wenigen Handschriften im Stich. Dass das ganze Elaborat aus Priscian zusammengestoppelt ist, beweist das Nachwort des Lexikons, das Hagen p. CLXXX in verbesserter Form mitgeteilt hat. Die Grammatik beginnt mit den Worten: *Petistis a me, karissimi, ex arte grammatica vobis competentes regulas dari aut componi.* Das Werk ist, wie diese Worte beweisen, ebenfalls den Söhnen gewidmet. Für uns hat es keinen andern als historischen Wert.

Nach Eckstein in der Allgem. Encyklop. sollen auch Briefe des Papias vorhanden sein. Indessen weisen die Handschriften keine Spur von Briefen auf. Ich vermute, dass diese Annahme lediglich auf den Abschnitt 'formatae epistolae' im Glossar zurückgeht, der, wie ich noch genauer dartun werde, aus der Schrift des Albericus de dictamine entlehnt ist.

III.

Die hauptsächlichsten Quellen des Glossars. Wie Papias selber hervorhebt, ist sein '*opus a multis aliis iam pridem elaboratum, a me quoque nuper per spatium circiter decem annorum prout potui adauctum et accumulatum*'. Über die Quellen, die er bei seiner Arbeit benutzt hat, macht er in der Einleitung Mitteilung in den Worten, die ich nach dem cod. Darmstad. mit leichten Besserungen wiedergebe: At uero quorundam etiam auctorum nomina ad eorundem verborum auctenticum primis quibusdam litteris quorum quosdam subnotabimus praescribentur: Isidorus Is., Augustinus Aug., Hieronymus Hieron., Ambrosius Amb., Gregorius Gre., Priscianus Pris., Boetius Boet. — quicquid autem in omnibus paene libris Prisciani Boetii aliorumque invenimus iisdem notatur apicibus —, commentum super Boetium com. Boet., Remigius Rem., Beda

Be., Origenes Orig., Horatius Hor., Cicero Cic., Hippocrates Hip. etc., de gestis Longobardorum, Romanorum, de historia Eusebii ecclesiastica, Orosius, Galienus, Placidus, Eucherius, Virgilius, commenta Virgilii, Horatii, Iuvenalis, Martiani et ceterorum quos supersedemus. Aimo. Plato. Fulgentius. In der Tat tragen noch verschiedene Papiashandschriften die Quellennotizen am Rande. Bei genauerem Zusehen jedoch verschwindet der Schein umfassender Gelehrsamkeit, mit dem unser Autor sich zu umgeben gewusst hat. Weitaus der grösste Teil des Materials sowohl als der Quellenangaben ist ein und demselben Fundamentalwerk entnommen, dem liber glossarum, wie bereits Hildebrand Muetzells Zeitschr. VII (1853) S. 113 ff. gesehen hat. Vgl. Usener Rh. Mus. XXIV S. 390, Loewe Prodr. S. 236, meine Schrift über den liber glossarum S. 248, woselbst ich nachgewiesen habe, dass nicht sowohl die Parisinusklasse dieser Encyklopaedie als vielmehr die Klasse des Vaticanus von Papias zu Grunde gelegt worden ist. Nach Loewes Ansicht hat Papias ein verkürztes Exemplar benutzt; ich glaube indessen kaum, dass sich der Beweis dafür erbringen lässt. Denn wenn auf die zahlreichen Fälle von Zusammenziehung und Kontamination hingewiesen wird, so kann recht gut Papias selber der Urheber sein; denn er ist nachweisbar sehr frei mit seinen Vorlagen umgesprungen. Dass er dabei nicht selten die Glossen, die er korrupt vorfand, erst recht verballhornt hat, so dass er für die Kritik des liber glossarum einfach wertlos ist, darin stimme ich mit Loewe vollständig überein. Vgl. Usener a. a. O. S. 391. Zur Illustrierung der Sachlage führe ich wenigstens ein Beispiel an. In A bietet Papias folgende Reihe:

Actolera urbs argirippa quam Diomedes et Olus in Appulia condidit.
Actor defensor, patronus, causidicus, aduocatus.
Actualia nomina ab actu dicta, ut dux, rex, cursor.
Actuariae naues remis et uelis actae.
Actualis scientia tres habet partes, moralem, dispensativam et ciuilem.

Actuarius scriptor publicus, qui facit acta.
Actum interuicinale quattuor pedes latum,
puo iumenta agi possunt.

Sämtliche Glossen hat der liber glossarum fast in der gleichen Anordnung. Die erste gehört zu Virgil und ist von Papias verkürzt; die zweite ist aus den 'Synonyma Ciceronis', die dritte aus Isidor, ebendaher die vierte und fünfte; die sechste hat im liber glossarum das Vorzeichen 'de glossis' (*Actuarius acta qui facit* und *Actuarius scriptor publicus* hat Papias zusammengezogen); die letzte endlich stammt aus Placidus. Diese sieben von dem Verfasser des liber glossarum aus fünf verschiedenen Quellen entlehnten Glossen kann unmöglich der Zufall ein zweites Mal genau in derselben Weise zusammengeführt haben. Da nun aber hunderte von solchen Reihen vorliegen, ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Man kann getrost sagen, dass das Material zu zwei Dritteilen aus dem liber glossarum entlehnt ist, teils wörtlich, teils in zusammengezogener, verkürzter oder auch sonst veränderter Fassung. In allen diesen Fällen ist Papias für die Glossographie wertlos, es sei denn, dass jüngere Überlieferungen bei Hugucio, Johannes de Janua, Brito und andern Sammlungen durch ihn aufgehellt und des Scheines entkleidet werden als enthielten sie altes, wertvolles Material.

Mit der Klarstellung dieses Zusammenhanges fällt auch Licht auf die Quellenangaben des Papias, von denen oben die Rede war. Wer meine Analyse des liber glossarum S. 256 ff. vergleicht, wird finden, dass der weitaus grösste Teil der bei Papias genannten Autoren auch dort benutzt ist, so Isidor, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus, Gregorius, Eucherius, Fulgentius, Origenes, Orosius, Hippocrates, Virgilius, Galenus, Placidus, Cicero (d. h. die Synonyma). In andern Fällen ist es auch wohl nur ein einziges Zitat, dessen Quelle im Index figuriert. Über die meisten habe ich deshalb nichts weiteres zu bemerken.

Die zweite Hauptquelle neben dem liber glossarum ist das grammatische Lehrbuch des Priscian, das Papias

auch in einer besonderen Schrift ausgebeutet hat. Oft wird Priscian ausdrücklich als Quelle genannt; so z. B. *Bellantur passivum pro activo bellant profertur. Priscianus* (vgl. GR. L. II p. 393, 16); *Buxus arbor est apicibus i. litteris apta: haec buxus arbor, hoc buxum lignum: buxus pro πύξος Priscianus* (GR. L. II 20, 19); *Campester in campo se habens: Priscianus hic campester vel haec campestris et hoc campestre* (GR. L. II 230, 22). Nicht selten ist Priscian nicht einfach ausgeschrieben, sondern mit fremdartigen Bestandteilen aus dem liber glossarum kontaminiert. In allen solchen und ähnlichen Fällen ist die Überlieferung des Papias wertlos.

Neben der Grammatik des Priscian scheinen auch die Scholien zu Priscian herangezogen zu sein, über die ich an anderer Stelle das nötige gesagt habe. So findet sich folgende Glosse: *Scaena σκηνή theatri locus, nunc arborum cacumina vel densitas ordinata, locus quasi lobia. Prisc. pro η longa graeca ae ponitur* s. q. s. Die Stelle geht auf GR. L. II p. 38, 4 zurück: *ponitur pro e longa, ut scaena pro σκηνή*. Der Zusatz *(quasi lobia)* ist aus einer erklärenden Randbemerkung genommen: so haben die Leidener Glossen (Voss. 37) fol. 3 [r] folgendes: *scena umbra interpretatur et in amphiteatro fiebat quae barbare louba dicitur. In qua ludi exercebantur et primo ramis, deinde tabulis, postremo etiam lapidibus aedificabatur.* Vgl. thes. gloss. S. 630. Aus gleicher Quelle stammt die Glosse *stlata genus navigii latum et a latitudine dictum: inde purpura stlataria dicitur, · i · marina vel navis piratica.* Denn das Leidener Glossar hat zu *stlattaria* (GR. L. II p. 74, 24) das Scholion: *stlatta genus navigii latum magis quam altum et a latitudine sic appellatum, sed ea consuetudine qua stlocum pro locum et stlitem pro litem dicebant. Inde dicuntur stlattaria instrumenta navium* (vgl. Festus Pauli p. 312b), woraus *stlatta . . dicebant* herstammen. Die deutschen Glossen dieser Handschrift finden sich grösstenteils bei Steinmeyer AHD. GL. II p. 378.

Eine dritte Quelle ist nach den Worten des Papias Boethius und ein commentum super Boetium. Aus dem letzteren stammt z. B. der Abschnitt über die 'carminum varie-

tates', wie schon Peiper Vorrede S. XXIII bemerkt hat. Der unmittelbar darauf folgende Tractat über die Metra des Horaz stimmt im wesentlichen mit Keil GR. L. IV 468 ff. überein. Der Urheber des Commentum super Boetium ist nach Peiper Servatus Lupus, der im Jahre 861 gestorben ist. So ist der grosse Tractat über subsistentia und substantia aus der Schrift contra Eutychen et Nestorium, um wenigstens ein Beispiel hervorzuheben. Auch dieser Teil des Lexikons hat für uns keine Bedeutung mehr.

Unter den Quellen, deren Papias selber in der Einleitung gedenkt, ist auch Remigius Autissiodorensis, der im liber glossarum nicht benutzt sein kann. Ich habe das Commentum in Artem Donati, das Fox herausgegeben hat, verglichen und gefunden, dass in der Tat gar manche Notiz aus dieser Quelle geflossen ist. So z. B. die Erklärung der Casusnamen. Ein weiteres Beispiel möge zum Beweis wörtlich angeführt werden. *Persona* wird bei Remigius p. 33, 10 ff. ausführlich erklärt; an Stelle dieser Erklärung findet sich bei Papias ein offenbares Excerpt aus Remigius mit folgendem Wortlaut: *Persona dicitur quia per se sonat, id est per se sonando se ipsum demonstrat: quae graece prosopon πρόσωπον dicitur · Iuxta definitionem soni dicta est a concavitate larvarum, quibus comoedi utebantur: ex qua prolixior prolixiori reddebatur sonus. Secundum vero substantiam persona est individua rei repraesentatio.* Bei Papias folgt darauf noch: *Persona est naturae rationalis ĩdividua substantia.* Die Worte stammen aus Boeth. contra Eut. et Nest. III (p. 193, 4 Peiper). Wenn F bei Fox, d. h. die Ausgabe des Kollegiums in Feldkirch, dieselben Worte hat, so ist sie offenbar aus Papias interpoliert. Die Rezension, die Fox mit x bezeichnet, scheint besonders enge Beziehungen zu Papias zu bieten.

Auch Fulgentius ist von Papias herangezogen worden. Auf Beispiele einzugehen kann ich mir erlassen, da die Beziehungen zwischen Papias und Fulgentius durch Wessner Comment. Jen. VI 2 S. 107 ff. unter den einzelnen Artikeln gewissenhaft und gründlich erörtert worden sind.

Aus Beda sind eine Anzahl Differenzien geflossen, während andere aus Isidor genommen sind.

Über die wie es scheint nicht gerade zahlreichen Entlehnungen aus Martianus Capella habe ich nichts zu bemerken.

Eine weitere Hauptquelle, die Papias in der praefatio nicht genannt hat, muss ein liber derivationum sein, auf den bereits Loewe S. 237 hingewiesen hat. Dem Beispiel, das Loewe abgedruckt hat, füge ich noch ein zweites hinzu:

Facere est neutrum, sed tamen vim habet activam, ut facio te et calefacio te. Sed in compositis cum paene omnibus praepositionibus est activum, ut officio, or, perficio, or, conficio, or, reficio, or, afficio, or, efficio, or, praeter praeficio, deficio, sufficio. Nam calefacio, tepefacio et similia calefio et tepefio loco passivorum habent. Sic quoque 'defio'. Componitur etiam inde gratificor, aris, ludificor, aris. Excarnifico vero et vilifico et amplifico activa sunt, quae omnia coniugationem mutant. Facio facis, unde facesso desiderativum et factito frequentativum. Facesso, is, factum, factura; factor autem componitur omnifactor, superficies, facinus, orosus, facilis, facilitas; facultas componitur difficultas; difficilis, factio, factiosus. Componitur conficio, of. inter. de. ef. per. prae. inficio. sufficio, reficio, mansuefacio, consue. pingue. calef. made. tepe. are. dissuefacio, floccifacio, commonefacio. perfectus. perfectio, officium. Componitur officiperdi. affectus. affectio ctum. proficiscor. inficior. refectorium. pacificus co cas. aedifico cas. benefico cas. aedifico cas aedificium. fructifico. gratifico aris. factum et fictum et similia e coniungunt sequenti syllabae.

Man sieht aus diesem Beispiel, dass die Derivationen des Papias sich noch in leidlich vernünftigen Grenzen halten, wenn man sie beispielsweise mit Osbern und Hugucio vergleicht. Sie haben zum Teil ihre Wurzel in dem grammatischen Lehrbuch des Priscian, sind aber im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ausgesponnen worden. Offenbar war diese Seite der Grammatik samt all ihren Wunderlichkeiten im Mittelalter sehr beliebt. Es finden sich heute noch in den

verschiedensten Bibliotheken Derivationssammlungen, die oft unter sich eng verwandt sind. Ein Beispiel besserer Art bietet das Münchener Glossar, das durch drei eng verwandte Codices repräsentiert wird: Clm 17151, 17153, 17194 (ähnlich ist der Laurent. XVI 5 saec. XII), worüber sich einige Mitteilungen finden in Aretins Beitr. 7, 288 ff. von B. J. Docen. Genauer erforscht ist diese Literatur noch nicht. Ich werde bei Besprechung von Osbern und Hugucio darauf zurückkommen.

IV.

Gelegentliche Quellen. Ausser den Hauptquellen, die ich im vorausgehenden Abschnitte behandelt habe, sind bei Papias allerlei Traktate herangezogen, deren Verfasser ihm zum teil ebensowenig bekannt waren wie sie es heute sind. Zu diesen anonymen Traktaten gehört z. B. der über Abkürzungen, der sich zu dem Artikel *Notatio* an den aus Isidor entlehnten Abschnitt über kritische Zeichen anschliesst (Isid. I 19—25, doch ist die Reihenfolge mehrfach verändert). Diese Notae sind bei Lindenbrog (S. 152—175) und Putschius (S. 1639—1666) herausgegeben, genauer und im Zusammenhang mit dem übrigen Material von Mommsen bei Keil GR. L. IV S. 315 ff. (in Verbindung mit den eng verwandten Notae Einsidlenses). Eine weitere Handschrift dieser Notae ist der cod. Paris. 4481 (Colb. 3603. Reg. 5960. 5) aus dem x. Jahrhundert (auf S. 27ᵘ, 31ᵘ). Der Verlust am Schlusse (es fehlt das Ende von Quaternio IV) muss schon sehr früh erfolgt sein (saec. XI—XII?), da die jetzige Lage und deren Bezeichnungen in Ordnung sind. Mit dem jetzigen fol. 32 hat wohl ursprünglich eine selbständige Handschrift begonnen; denn 32ᵛ ist leer gelassen als Deckel. Erst eine manus saec. XI/XII schrieb darauf A auris B brachium .... V uenter. Mit fol. 32ᵘ folgen Gedichte. Ich gebe im nachstehenden einige Varianten, die einen besonderen Wert beanspruchen können: 317, 7: *CS. credimus;* 318, 2: *dare responsum;* 318, 17: *doloue male;* 318, 18: *opera;* 318, 35: *postestatem;* 318, 47:

DGM.; 319, 26: *exigitur*; 319, 3: *fati munus inplevit*; 319, 9: *esse dicetur*; 319, 21: *recundis* (h. e. *regundis*); 321, 13 sq.: *in dominio in possessione*; 322, 20: *KD capite damnatus. KD capite diminutus*; 322, 32: *alius maximus uel montius*; 322, 4: *romani*; 323, 39: *locus imperialis. LIADF. locus inter adfines*; 323, 2: *uel milites*; 324, 38: *mihi dari oportet*; 324, 44: *militum ager*; 324, 47: *morte punit*; 324, 53: *mons*; 325, 24: *ostia fenestra*; 326, 78: *pupillus pupille.*

Von andern Traktaten beansprucht der über die Formatae epistolae ein besonderes Interesse, wie bereits von Loewe Prodr. S. 287 Anm. 2 bemerkt worden ist. Ich gebe den ersten Teil nach dem cod. Darmstad. (mit Auflösung der Abkürzungen und Übergehen von Kleinigkeiten) hier wieder:

Formate epistola CCCXVIII patribus inniceno consilio institute feruntur. ne uidelicet quicumque clericorum in transferendo se qualescumque litteras confingeret aproprio episcopo comeandi licentia (!) accepisse. Oportebit igitur in epistolis que formate habebuntur litteras has et earum subputationem exprimi. Primas litteras grecas patris et filii et spritus sancti. que uidelicet sunt r. y. a. Pater enim grece patros filius yos spiritus sanctus agios pneumatos dicunt. quarum subputatio est CCCCLXXXI. addenda erit preterea Prima littera nominis petri apostoli cum subputatione sua sicut aliorum que sequuntur hec est T. que littera significat LXXX. Nominis quoque episcopi qui relegat epistolam prima ponenda erit. clerici cui licentia data secunda episcopi ad quem dirigitur tercia ciuitatis de qua mittitur. quarta et earum subputatio erit addenda subputatio indictionis eiusdem anni. horum igitur elementorum subputatio erit describenda u. s. w.

Der Abschnitt, der in den Drucken auf die Lücke folgt, fehlt im cod. Darmstad., nach Berger a. a. O. S. 12 überhaupt in den älteren Handschriften; er findet sich aber in jüngeren Handschriften, so z. B. im cod. Paris. 7598 (oben Nr. 64), im Madr. B b 125 (oben Nr. 79), im cod. Cavensis (oben Nr. 12, nach Meyer allerdings saec. XII). Der ganze Abschnitt über formatae epistolae findet sich bei Albericus de dictamine (vgl.

über ihn Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre I S. 625), wo freilich der Text in Einzelheiten abweicht. Aus andern Handschriften wird der Text mitgeteilt bei Rockinger, Quellen und Erört. IX S. 29 ff. Die Fassung des cod. Cav. scheint mit der des cod. Darmstad. enger übereinzustimmen. Die vollständige Fassung scheint erst später in das Lexikon hineingebracht worden zu sein.

Auch sonst finden sich einige grössere Traktate herangezogen, von denen ich nur wenige erwähnen will. In I findet sich ein Abschnitt über die Provinzen Italiens aus der historia Langobardorum des Paulus Diaconus (II cap. 14 sqq.): die gesta Langobardorum werden neben den gesta Romanorum ausdrücklich als Quelle bezeichnet. Die regulae Tichonii unter R sind in verkürzter Fassung gegeben. So wird sich in den allermeisten Fällen die Herkunft der grösseren Stücke ermitteln lassen: ich halte es aber für zwecklos, hier weiter darauf einzugehen.

V.

Einzelglossen. Die Mehrzahl der wirklichen Glossen ist dem liber glossarum entlehnt. Doch sind zweifellos auch andere Quellen herangezogen, weshalb im thesaurus glossarum allerlei Excerpte aus Papias Aufnahme gefunden haben. Glossen, die ein rein mittelalterliches Ansehen haben, sind dabei in der Regel absichtlich übergangen worden. Gar manche Glosse, die Papias allein oder doch als ältester Gewährsmann überliefert, erweist sich durch die Vergleichung mit der Quelle als purer Schwindel; andere sind mehr oder minder willkürlich verändert oder kontaminiert; statt der casus obliqui steht nicht selten der Nominativ, statt irgend einer Verbalform die der ersten Person Praesentis. Ein paar Beispiele mögen als Beweis dienen. Der liber glossarum hat: *Stefadium ab stibus (= στίβος) dictum quasi stipadium (= stibadium): sic enim prius scriptum* (*ceptum* codd.) *erat.* Dafür hat Papias zwei Glossen: 1. *Stephadium dictum quasi stipendium: sic enim prius coeptum est;* 2. *Stiphadium. a stipitibus quasi stipiadium prandium.* Der liber glossa-

rum hat ferner: *Lyciae sortes Appollinis responsa;* Papias: *Liciatores Apollinis responsa.* Der liber glossarum hat: *Super sua de sua;* daraus macht Papias *supersuadere dissuadere.* Dergleichen hat dann Du Cange getreulich übernommen. Unter solchen Umständen wird es im allgemeinen geraten sein, den Sonderglossen des Papias gegenüber, deren Quellen nicht mehr auffindbar sind, recht vorsichtig zu sein. Nichtsdestoweniger wird manche Überlieferung zu beachten sein, wie ich im thesaurus glossarum öfter auf Papias Bezug genommen habe. Ich gebe hier einige Nachträge, die sich mir bei Gelegenheit der abermaligen Durcharbeitung darboten, darunter auch einige, die bloss der Kuriosität wegen erwähnt werden. Sie finden sich sämtlich im cod. Darmstadiensis.

Altimeter quo metiuntur altitudines, quoddam instrumentum.

Antelucare ante lucem surgere.

Carptare sauciare, ferire (wahrscheinlich aus *corporare* verdorben).

Confinius urbanus (auch Mai VII 556).

Cavistercus vacuum et inane vel illud intestinum quod stercus capit (die Quelle ist Vulg. 4 Reg. 6. 25: *donec quarta pars cabi stercoris columbarum venundaretur quinque argenteis:* daraus *Cabi stercus,* was zusammengenommen und entweder mit *cavus* oder mit *capio* in Verbindung gebracht wurde).

Dextrariolae armillae.

Dividiosum molestum.

Docticanus qui docte canit.

Exemplare assimilare.

Freda id est bannum.

Landula alauda genus avis.

Linitepia lineus pannus tegens pedes, hoc linitepium (so der cod. Darmstad.). Hierin steckt wohl *linipedium,* was Johannes de Janua hat.

Marca dicitur pondus argenti minus libra.

Miscitare frequenter miscere.

Mutatoriae vestes mutanda, ut camisiae bracae (so nach dem cod. Darmstad.).
Nisare implicare (nexare?).
Naupreda genus piscis (= lampraeda?). Cf. Anthimus 47.
Obuncare obiurgare.
Petaso bafo, petasunculus.
Pitissare potare (*sputare?* Vgl. jedoch De-Vit).
Popare (und *Pupare*) *crescere.*
Register liber qui rerum gestarum memoriam continet, unde et dicitur quasi rei gestae statutio.
Sedentulus iam sine dentibus (cf. *edentulus*).
Sopa supa.
Squilla genus piscis delicati. haec vulgo lota dicitur.
Tenebricari tenebras facere vel pati.
Thescua loca in quibus pecora castrantur, unde et castratores thescuatores dicuntur.
Tostatum siccatum.
Tostant siccant.
Triscurrium multiplex scurrilitas.
Truncarius devorator.
Vedius Pluto vel Orchus, id est malus divus.

Unter den Einzelstellen, die Interesse erregen können, ist noch die Glosse über *Lateranum* hervorzuheben, in der eines der ältesten Zeugnisse über die beispielsweise in der Kaiserchronik 4151 (Monum. Germ. Deutsche Chroniken I S. 157) behandelte übel berüchtigte Mutterschaft des Nero vorliegt (fast ebenso wie der Druck hat der cod. Darmstad.): *Lateranum palatium fuit Neronis, quod dictum est vel a latere septentrionalis plagae qua situm est vel a lata rana quam Nero dicitur peperisse, cum tradidit se viro, in quo pallatio nunc magna est ecclesia Romae.* Vgl. H. F. Massmann, Kaiserchronik III 689—691; A. Graf, Roma nella memoria e nelle imaginazioni del Medio Evo, Turin 1882 I 338, auf den mich E. v. Dobschütz hingewiesen hat.

Dass freilich auch manche Interpolation ihren Weg in die Papiasausgabe gefunden hat, darf nicht übersehen werden.

So bietet die editio princeps unter Bidens ein längeres Excerpt aus Gellius ('de bidente apud Au. Gel. lib. XV ca. VI'); diese Worte fehlen aber in der handschriftlichen Überlieferung. Dass bei dem Artikel Decrevit das nämliche der Fall ist, hat Sabbadini Stud. Ital. V S. 300 hervorgehoben. Hinzufügen ist der Passus unter *Charites* mit der Hesiodstelle, worüber Loewe Prodr. S. 238 gehandelt hat. Sollte deshalb einmal eine Stelle für irgend eine Untersuchung besonderen Wert haben, so würde es sich empfehlen, eines der zahlreichen älteren Exemplare einzusehen. Doch dürfte die Zahl der Fälle, bei denen sich eine solche Notwendigkeit ergibt, eine sehr beschränkte sein. Im allgemeinen wird man mit dem Text der Incunabel ausreichen.

Über das
Heidelberger Bruchstück des Jüngeren Titurel.

Von **Erich Petzet.**

(Mit 2 Tafeln.)

(Vorgelegt von F. Muncker in der philos.-philol. Klasse am 2. Mai 1903.)

I.

Seitdem der Glaube ins Wanken gekommen war, dass Wolfram von Eschenbach der Dichter des ganzen Jahrhunderte lang unter seinem Namen gepriesenen Titurel sei, stand die Bedeutung des Heidelberger Fragmentes fest, das über den wirklichen Verfasser einige Aufklärung zu geben versprach. Ein seltsames Schicksal aber hat es gefügt, dass dieses Bruchstück gerade in dem Augenblicke spurlos verschwand, als die Wissenschaft daraus Belehrung zu schöpfen suchte: die erste literarische Erwähnung davon, die wir finden, ist die Feststellung seines Verlustes in Lachmanns Wolfram-Ausgabe (1833 S. XXXI): „Ich habe gehört, auf einem Vorsetzblatte des Heidelbergischen Titurel n. 141 habe ehemals eine Notiz über Albrecht von Scharfenberg gestanden: aber als ich im Herbst 1819 die Handschrift abschrieb, war nichts der Art darin.“ Um so wichtiger war die Mitteilung, die Sulpiz Boisserée noch in demselben Jahre in der Münchener Akademie der Wissenschaften machte, dass er im Jahre 1817 von dem nun verschollenen Stück eine Abschrift genommen habe, die dann im Jahre 1835[1]) als Beilage zu seiner Arbeit „Über

[1]) Im I. Bande der Abhandlungen der philos.-philol. Klasse der K. B. Akademie, S. 384—392.

die Beschreibung des Tempels des heiligen Grales in dem Heldengedichte Titurel Kap. III" abgedruckt wurde. Massmann machte noch vor dem Drucke in Mones „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" (1834, Sp. 43 f.) auf den hohen Wert des Fragmentes aufmerksam; San Marte wiederholte den Abdruck der Strophen in seinem „Leben und Dichten Wolframs" (1841; Bd. II, S. 277—290) mit Einführung von Interpunktion und Hinzufügung von Untersuchungen, die im wesentlichen die Resultate Boisserées bestätigten. In dieser Gestalt ist dann der Text bis heute in Giltigkeit geblieben.

Nicht aber die Interpretation. Karl Simrock hat in den Erläuterungen zu seiner Übersetzung von Parzival und Titurel[1]) bei der Verwertung des Fragmentes eine ganz andere Erklärung gegeben, der sich Wilhelm Wackernagel in seiner Literaturgeschichte[2]) vollständig anschloss, und seine Darlegungen bilden die Grundlage für alle späteren, die des umstrittenen Bruchstücks Erwähnung tun, wenn sie auch nur zum Teil als gesichert, zum andern Teile aber als mehr oder minder ansprechende Hypothese Annahme gefunden haben. Neue Beiträge zur richtigen Würdigung der schwierigen Strophen finden wir nicht mehr, so oft auch das Heidelberger Fragment bei Besprechung des jüngeren Titurel herangezogen wurde, weder bei Hyazinth Holland,[3]) noch bei Franz Pfeiffer,[4]) Goedeke,[5]) Gervinus,[6]) Koberstein[7]) oder Karl Bartsch.[8]) Auch Reinhold Spiller und Conrad Borchling sind in ihren ergebnisreichen Dissertationen (1883 und 1897) in eine neue Kritik

[1]) 1842; 2. Aufl. 1849 I, 499—504.

[2]) 1848—1855, S. 196.

[3]) Geschichte der Dichtkunst in Bayern. 1862; S. 231, 238 f.

[4]) Germania VI, 246 f. Anm.

[5]) Deutsche Dichtung im M. A. 1854, S. 760.

[6]) Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. 1871. Bd. II, S. 160.

[7]) Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Aufl. 1847. Bd. I, S. 213 Anm.

[8]) In der 6. Aufl. von Kobersteins Grundriss 1884. Bd. I, 184. Anm. 97; vergl. auch Die altdeutschen Hss. der Univ.-Bibl. in Heidelberg. 1887. S. 35.

des Bruchstückes nicht eingetreten, obwohl sie beide den Text benützen. Nur Friedrich Zarncke hat bei seinem Versuche, eine klare Übersicht und Gruppierung in die Fülle der Titurelhandschriften zu bringen, die ersten Zweifel an der Zuverlässigkeit Boisserées geäussert.[1]) Indem er die eigenartige Stellung der Heidelberger Handschrift 141, die er als H bezeichnet, charakterisiert, spricht er auch von „jenen berühmten, jetzt verschwundenen Blättern, die allein eine sichere Auskunft über die Entstehungszeit des Gedichtes gewähren, und die nach Boisserée von derselben Hand geschrieben waren, der unsere Handschrift verdankt wird.“ „Es ist sehr zu bedauern,“ bemerkt er dazu in der Anmerkung, „dass sich Boisserée nicht genauer über diese Blätter ausgesprochen hat. Denn in mancher Beziehung müssen sie von dem Aussehen der Handschrift sehr abgewichen sein. Sie waren zweispaltig geschrieben, während die Handschrift H einspaltig ist; auch muss die Schrift viel kleiner oder das Format viel grösser gewesen sein als bei H, denn in H pflegen $8^1/_4$ bis $8^3/_4$ Strophen auf die Seite zu gehen, die aufgeklebten Blätter aber enthielten resp. 11 und 12 Strophen auf der Seite.“ So war ein Gedächtnisfehler Boisserées bezüglich der äusseren Beschaffenheit der vielgenannten Blätter sehr wahrscheinlich gemacht. Da lag aber auch der Gedanke nahe, dass der Text, den er geboten, aus dem Original manche Berichtigung erfahren könnte.

Beide Vermutungen erhalten unerwartet ihre Bestätigung durch einen glücklichen Fund meines Freundes Prof. Dr. Franz Boll, der in einem mittelhochdeutschen Fragmente, um dessen Bestimmung er von Herrn von Rożycki in Pasing bei München gebeten wurde, das verschollene Bruchstück erkannte. Prof. Boll veranlasste den Besitzer, das wertvolle Stück seinem ursprünglichen Eigentümer, der grossherzogl. Universitätsbibliothek Heidelberg, anzubieten, die es dann auch erwarb und dem Wunsche des Finders entsprechend in ent-

[1]) Der Graltempel. Leipzig 1876. S. 378 ff. in den Abhandlungen der philos.-philol. Klasse der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.

gegenkommender Weise mir zur näheren Untersuchung zur Verfügung stellte. So verdanke ich ihm und der Direktion der Universitätsbibliothek Heidelberg die Möglichkeit, im folgenden von dem wichtigen Blatte in München, wo es zuerst gedruckt und nun nach 85 Jahren des Verschollenseins wieder entdeckt worden ist, nähere Kunde zu geben.[1])

Es ist nur ein Blatt, nicht zwei, wie Boisserée berichtet; so erfährt sein Text auch keine Vermehrung durch Entzifferung der nach seiner Angabe aufgeklebten Rückseiten, sondern nur durch wenige Worte, die sich, wiewohl halb durchschnitten, noch lesen liessen. Das Blatt ist nicht „oben und unten durch Beschneiden verstümmelt," hat vielmehr oben und an beiden Seiten seinen stattlichen Rand, während der untere Teil — da Folio-Format als wahrscheinlich anzunehmen ist, wohl die grössere Hälfte — glatt abgeschnitten ist. In der Mitte, des breiten Randes wegen etwas in die rechte Spalte der Vorderseite eingerückt, geht von oben nach unten ein 7—8 mm breiter Bruch durch das Blatt, der deutlich seine Verwendung als angehefteter Umschlag, aber nicht als festgeklebtes Vor- und Nachsetzblatt verrät. Hält man die Heidelberger Handschrift 141 daneben, so ergibt sich sofort, dass beide Stücke sicher nie etwas mit einander zu tun gehabt haben. Die Papier-Handschrift 141 hat ein Format von 29,5:19,3 cm und eine einspaltige Schrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; das Pergamentfragment misst 34:21 (bis 21,3) cm und zeigt zweispaltig eine schöne Minuskel vom Ende des 13., spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts. Von derselben Hand bei beiden kann nicht die Rede sein. Dieser Irrtum Boisserées erklärt sich nur daraus, dass er offenbar den Cod. Palat. 141 mit der zweiten Heidelberger Titurelhandschrift, dem Cod. Palat. 383 in der Erinnerung verwechselte. Dieser

---

[1]) Des weiteren habe ich vor allem Herrn Dr. Friedrich Wilhelm in München für seine scharfsinnigen Bemerkungen zum Texte, sowie der K. Landesbibliothek in Düsseldorf, der K. K. Hofbibliothek und Herrn Dr. A. L. Jellinek in Wien für gefällige Auskünfte meinen besten Dank auszusprechen.

letztere besitzt tatsächlich in der Schrift Ähnlichkeit mit dem Bruchstück; doch auch hier stellt ein genauerer Vergleich die Verschiedenheit ausser allen Zweifel. Die Schrift des Fragmentes ist älter, kleiner und hat breitere Spalten; die des schönen Pergamentfolianten, dessen schlechten Text K. A. Hahn leider so kritiklos abgedruckt hat,[1]) braucht für eine Strophe meist 7 Zeilen, das Fragment nur 6 oder 5. Die Initialen der Strophen sind in dem Fragmente gleichmässig rot, in dem Codex regelmässig abwechselnd rot und blau. Die Linierung, die in dem Codex mit Sorgfalt durchgeführt ist, fehlt in dem Fragmente gänzlich. Charakteristisch ist bei dem Fragment auch, dass die Versenden durch verschiedene Zeichen und nicht blos den gewöhnlichen Punkt kenntlich gemacht sind und zwar regelmässig 1 und 3 durch !, V. 2 und 4 durch ·, 5 und 7 durch :, während die sechste, reimlose Zeile ohne Kennzeichen bleibt. Ich habe diese Eigentümlichkeit, durch welche die von Franz Pfeiffer[2]) vorgeschlagene sechszeilige Schreibung der Titurel-Strophe eine Stütze erhält, in keiner anderen Handschrift gefunden. Im Format passt das Fragment in den Cod. Palat. 383, der 45:30 cm misst, so wenig wie in 141. Eine etwa aus dem 16/17. Jahrhundert herrührende Inschrift am Rande der Vorderseite bietet über die Herkunft des Blattes ebenfalls keine Auskunft. So muss es dahingestellt bleiben, aus welchem Codex das Fragment wirklich stammt, und nur das Eine können wir von Boisserées Angaben als sicher annehmen, dass es Heidelberg gewesen sein muss, wo er die Abschrift gemacht hat.

Da es aber von jeher dem Heidelberger Cod. Palat. 141 eine besondere Bedeutung verliehen hat, dass ihm jene berühmten Bruchstücke als zugehörig zugeschrieben wurden, so war nun die Frage naheliegend, ob keine andere Titurel-Handschrift mit dem wieder gefundenen Fragmente zusammen gehöre und somit für die Textkritik des ganzen Epos diese besondere Wichtigkeit beanspruchen könne. Zarncke gibt

---

[1]) 1842 als Bd. 24 der Bibliothek der ges. dt. Nat.-Lit. Quedlinburg und Leipzig.

[2]) Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1862. S. 16.

a. a. O. S. 379—383 ein übersichtliches Verzeichnis der bis dahin (1876) bekannt gewordenen 35 Handschriften und der ihnen gewidmeten Besprechungen; Piper konnte dem[1]) noch weitere 5 hinzufügen. Keine von ihnen allen aber stimmt mit dem Heidelberger Fragmente zusammen, wie mich bei 8 der Augenschein, bei den übrigen die vorliegenden genauen Beschreibungen oder direkte Auskunft der befragten Bibliotheken überzeugten. Es liegt uns also in dem Fragmente der einzige bekannte Rest einer verlorenen Handschrift vor, die ihrem Alter nach dem Originale des Dichters sehr nahe gestanden und einen ganzen Abschnitt sonst nirgends überlieferter Verse enthalten haben muss.

Ein Vergleich des Textes mit dem Abdruck von Boisserée zeigt, dass auch hierin die Unmöglichkeit, die erste Abschrift nochmals genau zu revidieren, eine Reihe von Irrtümern verursacht hat, die für die Erklärung des Inhalts schwer ins Gewicht fallen. Hat doch z. B. Boisserée, ganz abgesehen von anderen Lesefehlern, die Zeichen an den Versenden als Interpunktion aufgefasst! Ich gebe daher im folgenden den Text mit allen Eigentümlichkeiten des Originals, nur mit Auflösung der Abkürzungen und Einführung der mir richtig scheinenden Interpunktion. Die beigegebenen Facsimiles beider Seiten des Fragments im Masstabe von 1:2, für deren Bewilligung ich der K. Akademie noch besonderen Dank auszusprechen habe, ermöglichen im übrigen jede weitere erwünschte Nachvergleichung.

1. Spalte der Vorderseite.

1. . . .
. . . . enborte
Titurel dem wisen,
di tschionatvlander angehorte
vnd sigvne. owe daz er niht lebende
was, vntz er werdeclichen
wer der aventivre ein ende gebende!

[1]) Höfische Epik II, 460 in Kürschners dt. Nat.-Lit. 1893 und im Nachtrag dazu 1898.

2. Venezzer vil riche
ein tempel hant erbowen.
von den, di meisterliche
gestein kvnden graben vnd erhowen,
der nam den ende vil vnd mvsten sterben:
ir werch daz edel tivre
liezzen si dar vmb niht verterbn.

3. Ander si da namen
ze meister disem tempel,
di mvsten eben ramen,
ir wage mez gabn si exempel
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.
ist witze, swer daz ninner
lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren.

4. Sol des div werlt engelten
vnd kvnst sin verdorben,
daz der von plivelden
her wolfram nv lang lit erstorben?
ich wen des wol, daz mvter ie getruge
den lip vf tevscher erde,
der mit getiht an worten wer so chlvge.

5. Und wer aber iemen lebende
so chlvg an richer witze,
dem wer doch niemen gebende
daz zehende lop. sin was solher spitze,
daz er div wort ergrup so wnder wehe,
daz ez noch gebe stivre,
swer sinniclich vf sin forme sehe.

6. Durch daz bin ich im iehende
von erste hin der mere,
si sin von im geschehende,
wan ez mir immer fromde vnd tivre were
danne siner zvngen witze . . . .
div wazzer baz . . . .
. . . .

2. Spalte der Vorderseite.

7. . . . .
. . . .
. . m . . durch mich lazze
der auentivre niht w[e]rdicheit al gebende
vnd wil di sliht an allen orten chrvmben,
so ker ich ze den wisen;
waz solt al solhiv rede bi den tvmben?

8. Mille artifex
get in al solhes chrigen,
der vipper nater lex,
di sus mit vppicheit sich selben trigen,
daz si durc valsch di blenche wellent truben
vnd mit ir tarant varbe
ie daz chrvmbe gen dem slehten vben.

9. Swer chvppher gar ze golde
mit kvnste machen chvnde,
den heten si vil holde,
swaz halt er vnselden dran erfvnde,
ir golt si chvppher chesselbere.
getihte niemen brvfen
solt wan der getihtes meister were.

10. Dvrchlevhtich guter merche
ist melden wol erlovbt
mit witzzericher sterche.
di aber solher chvnst sin berovbet,
wi man div wort zerfuret vnd samiliert,
blumet vnd roselt,
di lazzen meister vngeparatiert.

11. Bleich rosen vnd ir trehen
ist edel vnd wunnebere.
swer di wolt versmehen
durch daz ir vater ein linde breit niht were,
der dovht mich der witzze in chranchem rvme,
wan cheiser vnd keiserinne,
den ist div rose ein edel werdiv blvme.

1. Spalte der Rückseite.

12. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
mohtz aber phant erlosen
vnd hetz ein wolf, ez devht gut vnde reine.

13. Ich Albrecht niemen swache,
daz ist mir immer wilde.
wer der von eschenbache
von himel chomen her in engels bilde
mit flugen, svnnen var von got bechront,
sin edel hoh getihte
kvnd ich mit lob niht richer han bedonet.

14. Er was in menschen modele
vnd niht ein engel hilich.
gotes gebe ze mangem rodele
ist noch vil richer chvnst mit witzen teilich.
alle edliv chvnst sich bezzert, vnd niht bosert, vnd wehet:
chvnst div edel hohste,
dast rein getihte, wi wer div so versmehet!

15. Ez wart nie baz gesprochen
von deheins leien mvnde,
daz lob im niht zebrochen
wirt von mir albrehte ze keiner stvnde.
ob immer bezzer rede werde gehorte
in tevsch von einem leien,
swv̊r ich da fur, so wer min sin betorte.

16. Swer einer frowen schone
niht wan ein wengel sehe,
vnd man ir lobes chrone
an werdicheit in allen richen iehe,
vnd wer si furbaz nimmer mer gesehende:
ein mvtich mannes hertze,
ich wen, dem wer niht lip daran geschehende.

17. Dise auetivr gelichen
sol man der werden frowen
gar vil der tugende richen
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

2. Spalte der Rückseite.

18. . . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . . . hat in
phlege der phalntzgrave ordenliche.

19. Sin sloz die rigel grosten
sol dar vnd danne slizzen.
nv wil ich mich des trosten,
man giht, ich svlz von reht wider in genizzen,
daz ich so mange wirde von im gebende
bin dèr werlte ze chvnde,
des er vnd al sin frvht in wird ist lebende.

20. Got werdeclichez grvzzen,
gen selden hoh geplvmet,
mit diner milt der svzzen
dem fursten gip, der christentvm wol tvmet!
sin salvte der paier prinz in nennet,
duc loys et palatinus;
min lop im zehen fursten er bechennet.

21. Hat Romisch phaht ir mere,
dem fursten lobe von adele?
di haben gein frvhte chere,
so daz vro selde mit ir grozzem wadele
vf geluches rade im wer vor aller smehe!
swaz hi vnd dort kan prisen,
der hohst im daz vnd sinen liebsten nehe!

22. Er, adlar hoh gedelt,
er cleidet vnd spiset,
sin gevider witen wedelt,
da mit er valchen, spaerber, hebche priset
vnd ander vogel in swaben, paiern, franchen:
von osteriche biz flandern
siht man siniv chleider herlich swanchen.

23. Dem adlar chan ich howen
lop zweier ere bernde,
so daz in ritter vnd frowen
dest werder habent, di wile div werlde ist werende
. . . . .
. . . . .
. . . . .

Anmerkungen zu Strophe:

2. [6]der: dieser Genitiv nimmt das vorangehende [3]*von den* wieder auf, das Boisserée *waren* verlesen hat.
3. [3]eben ramen: Boisserée und San Marte erklären dies als „glatt, fertig machen, richten". *ramen* ohne Objekt heisst aber nach Lexer II, 337 zielen, trachten, streben, hier also mit eben verbunden: gleichmässig auf das Ziel hinstreben. — [4]/[5] übersetzt San Marte nach Boisserées Vorgang: Sie gaben an allen Ecken (ort) Beweise von ihrer Wage und ihrem Mass. Ist aber *mez* nach Herm. Pauls mhd. Grammatik § 264 Anm. 2 als flexionslose Form aufzufassen, die einen Genitiv vertreten kann, wenn ein anderer Genitiv von ihr abhängig ist, so heisst es: Von dem Mass ihrer Wage u. s. w. — [6]ninner: Schreibfehler für *minner*.
4. [5]des: Boisserée hatte *den* verlesen.
5. [4]sin: Herr Professor Paul empfiehlt die einleuchtende Konjektur *sîn sin* für das einfache *sîn*: Dadurch entfällt die gezwungene Erklärung von *spitze* als Grabstichel, die Boisserée und San Marte vorschlugen, und ergibt sich die einfache Übersetzung: Sein Geist war von solcher Schärfe. — [7]forme: Vorbild; vergl. Benecke-Müller-Zarncke III, 387.

6. Boisserées Lesefehler *kinder maere* hat die richtige Übersetzung dieser entscheidenden Strophe bisher unmöglich gemacht; ebenso macht es das Fehlen eines Teiles von Zeile 5 und 6 und des ganzen Verses 7 unmöglich, den Rest der Strophe mit Sicherheit zu konstruieren. Herr Dr. Fr. Wilhelm schlägt die Konjektur vor *tiurre* für *tiure* und übersetzt demgemäss: weil es mir immer fremdartig und seltsamer, schwieriger wäre als der Weisheit seiner Zunge.

8. [1]Mille artifex [3]lex: Beides hat bereits Boisserée auf Grund von Du Fresnes Glossarium richtig erklärt als den tausendfach listigen bösen Feind und als die lexa, lexia, franz. laisse, die Koppel, die Schar. — [4]vppicheit: wohl kaum, wie San Marte will, Übermut, sondern vielmehr Eitelkeit, Nichtigkeit; vergl. Lexer II, 199. — [5]durc = *durch*, nicht *dirre*, wie Boisserée las. — [7]erklärt San Marte: das Krumme gerade machen wollen. Der Sinn ist aber dem entgegengesetzt: gegenüber dem Schlichten, Geraden, Redlichen bedienen sie sich immer krummer, unredlicher Mittel.

9. [5]chesselbere: zu Kesseln tauglich, wie es zu Kesseln verwendet wird; das Wort habe ich sonst nicht belegt gefunden.

10. [7]vngeparatiert: San Marte übersetzt ungetäuscht und leitet das Wort von altfranzösisch barat, barate Trug, Täuschung ab. Als weitere Bedeutung dieses Wortes belegt Lexer II, 206 und das Grimmsche Wörterbuch (VII, 1459) Kunststück, Posse, Kurzweil, und hievon abgeleitet muss *paratieren* im Titurel Str. 887 einen Spass machen, zum besten haben heissen. *ungeparatiert* lässt sich daher am besten etwa mit „unbehelligt durch nicht ernst zu nehmende Vorspiegelungen“ übersetzen.

11. [1]trehen: = draehen duften; vergl. Schmeller, Bayer. Wörterbuch, 2. Aufl., I, 560. — [4]Für San Martes unglückliche Konjektur *schaten* für *vater* ist kein stichhaltiger Grund einzusehen. — [5]rvme = *ruome*, Ruhm, Ansehen, Gepränge, schon des Reimes wegen nicht, wie San Marte will, *rûme* Raum.

12. Für *mohtz* hatte Boisserée *mohte,* für *hetz* — *herz* gelesen.
13. [5]flugen: nicht *fugen,* wie Boisserée verlesen hatte.
14. [1]*Er* steht in der Handschrift, nicht *Da,* wie Boisserée abgeschrieben, noch *Der,* wie er als richtig vermutet hatte. — modele: Form, Gestalt. — [3]rodele: wohl mit Boisserée und Lexer von rotulus Rolle, Buch abzuleiten, kaum, wie San Marte will, von rotte. — [5]wehet: verstärkt nochmals das vorangegangene *bezzert,* verherrlicht, vervollkommnet sich. — [7]dast = *daz ist.* wi wer = *wie waer'.*
15. [7]swůr ich da fur: wollte ich darauf schwören liest, wohl unzweifelhaft richtig, Herr Dr. Wilhelm, nicht *so wer,* wie Boisserée las.
19. [1]Sin: Boisserée hatte *Ein* gedruckt.
21. Boisserée sagt: „Die zwei ersten Verse sind wieder (wie Str. 20) sehr dunkel"; San Marte: „[1] und [2] scheinen fehlerhaft. Der Sinn ist wohl: Gibt es im römischen Reich mehr Fürsten von solchem Lob und Adel, die mögen für Nachkommenschaft sorgen, so dass Frau saelde (Heil) auf dem Glücksrade mit ihrem grossen Wedel sie schütze vor aller Schmach". Indem ich es nun unentschieden lasse, ob V. 1/2 richtiger als Fragesatz oder als Konditionalsatz zu erklären ist, fasse ich jedenfalls in V. 2 lobe als gen. plur., der appositionell das ir in V. 1 erklärt und in V. 3 durch di, wie so oft im jüngeren Titurel (vergl. z. B. oben Str. 2, V. 5; Str. 11, V. 7; Str. 16, V. 7) nochmals aufgenommen wird, also: Hat das römische Recht (d. i. Reich) für den Fürsten ihrer noch mehr, nämlich Lobpreisungen, Auszeichnungen von hoher Art, [oder?] die sollen (haben ist optativischer Konjunktiv) auf Früchte die Richtung nehmen d. h. sich vermehren, Frucht bringen, so dass Frau Sälde ihn beschütze vor aller Schmähung *mit ir grozzem wadele vf geluches rade.*

Wieso nun die Glücksgöttin zu einem grossen Wedel kommen soll, wie Boisserée und San Marte übersetzen, ist schwer erklärlich. Karl Weinhold weist in seiner Abhandlung über Glücksrad und Lebensrad (Philosophische und

image
not
available

II.

Um eine zutreffende Erklärung und Wertung des Heidelberger Fragmentes zu gewinnen, dürfte es zweckmässig sein, sich die Entwicklung der ganzen Kontroverse über den jüngeren Titurel kurz zu vergegenwärtigen.

Docen gebührt das Verdienst, die schwierigen Fragen nach der Entstehung des Titurel in seinem „Ersten Sendschreiben" (1810) zuerst aufgeworfen zu haben, wenn er auch in ihrer Beantwortung völlig in dem alten Irrtum von der Verfasserschaft Wolframs befangen blieb. Seine Schrift gab den Anlass zu August Wilhelm Schlegels glänzendem Nachweis (in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1811), dass die alten Fragmente dem Wolfram, das jüngere Epos einem späteren Bearbeiter Albrecht angehöre. Dabei blieb freilich die Annahme bestehen, die auch Jakob Grimm noch 1812 teilt, dass das alte Lied kein blosses Fragment, sondern ein Ganzes gewesen sei, dessen Anfang und Ende verloren gegangen.[1]) Demgegenüber räumte Karl Lachmann die bisherige Hochschätzung des grossen Epos, das er „langweilig und albern" nennt, gründlich hinweg und entwickelte seine Auffassung von der Entstehung des jüngeren Titurel 1829 in seiner Besprechung von Rosenkranz, Titurel und Dante[2]) folgendermassen: „Der Dichter (Wolfram) selbst hatte angefangen, die Vorgeschichte des Parzivals in einer vierreimigen Strophe zu behandeln; erst in seinen letzten Jahren, nach 1215, wenn eine Stelle des jüngeren Titurels (7, 61) wie Docen meinte . . . von Eschenbach ist und nicht dem Verfasser des Titurels. Der Verfasser dieses Gedichts („Titurel" wird es 15, 32 genannt) hatte von Eschenbach eben nicht mehr als auch uns erhalten ist, zwei unverbundene Abschnitte, wenig mehr als 170 Strophen. Er nahm in sein neues Werk, das er nach demselben französischen Buche dichtete, die beiden Bruchstücke Eschenbachs auf, und zwar unverändert: seinen

[1]) Vergl. J. Grimms Besprechung des Docenschen Sendschreibens in seinen Kleineren Schriften Bd. VI, S. 118 ff.

[2]) Kleinere Schriften I, 351—357.

eigenen Strophen gab er eine künstlichere Form, indem er den Einschnitt der ersten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen versah. Über sich selbst und seine persönlichen Verhältnisse lässt er uns nichts wissen, weil er durchaus in der Person Wolframs spricht. Er liess aber das Werk ebenfalls unvollendet: ein Albrecht dichtete den Schluss und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein diese, die ihm nur von den Abschreibern entstellt zu sein schienen (4, 61), sondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm Ottokar von Horneck, Ulrich Füterer und Püterich von Reicherzhausen. Er dichtete funfzig Jahre nach Wolframs Tode (10, 2) d. h. um 1270, zu einer Zeit, da (40, 143) Wolframs heiliger Wilhelm, den Ulrich von Türheim längst fortgesetzt hatte (nach 1247), nicht mehr für unbeendigt galt, aber für unvollständig am Anfang, d. h. ehe die Vorgeschichte, von Ulrich von dem Türlein gedichtet und König Ottokar von Böhmen (st. 1278) zugeeignet, bekannt geworden war".

Auch in seiner Vorrede zu Wolfram (1833, S. XXX f.) unterscheidet Lachmann den Dichter, der in Wolframs Namen spricht, und Albrecht, der sich zum ersten Male in Strophe 5883 nennt, als zwei verschiedene Personen: „denn dass der Dichter des ganzen Werks, der sich bisher so oft Wolfram genannt hat, nun auf einmal ohne Veranlassung vor dem Schluss seinen wahren Namen entdecken sollte, scheint mir geradezu unmöglich". Diese Anschauungen hat auch Haupt[1]) mit solcher Überzeugung festgehalten, dass er es nicht für nötig erachtete, in den späteren, von ihm besorgten Auflagen der Wolfram-Ausgabe Lachmanns auch nur ein Wort hinzuzufügen. Da ausserdem Jakob Grimm ausgesprochen hatte (a. a. O S. 119), dass „noch kein Beispiel vorhanden ist, dass ein späterer Meister sich so gering achtete, dass er seinem Werk nur durch Vorschiebung eines berühmten Namens allein Ansehen zu geben vermeint hätte", so blieb bis in die neueste Zeit die Ansicht bestehen, dass zwischen Wolfram und Albrecht noch ein dritter

[1]) Vergl. Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer. S. 293.

unbekannter Dichter am Werke gewesen sei — freilich gar vielfach angezweifelt und bestritten. Im Sinne Lachmanns entschieden blieb aber die Frage nach Wolframs Anteil an dem Epos, und hierüber ist nach den Abgrenzungen Albert Leitzmanns[1]) ein Streit kaum noch möglich.

Auch Lachmanns Datierung des Jüngeren Titurel wurde durch die spätere Forschung und besonders den Nachweis Simrocks bestätigt, dass sich schon bei Berthold von Regensburg Strophen daraus (528/529) einer Predigt[2]) zu grunde gelegt finden, und dass ferner in dem Epos von Richard von Cornwallis als einem Lebenden gesprochen wird (St. 2946); somit war die Richtigkeit der Zeitangabe der bei Hahn fehlenden Strophe, die in dem alten Druck (10, 2) dem zweiten Wolframschen Bruchstück vorangeht und „die lenge wol von fünfzic iâren" von Wolframs Tode bis zu der neuen Bearbeitung verflossen sein lässt, ganz ausser Zweifel gestellt. Dagegen wurde Lachmanns Ansicht von der Benützung des Kiot durch den Titurel-Dichter und der Zweiheit der Fortsetzer Wolframs von Simrock entschieden bestritten; er formulierte sein Ergebnis: „der jüngere Titurel ist spätestens in den ersten siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts, mit Einschaltung und Überarbeitung der Wolframschen Bruchstücke von Albrecht von Scharffenberg gedichtet, der nicht um zu betrügen, sondern um den Eindruck des Werks zu verstärken, den Namen Wolframs annahm, dessen Quelle aber, den Kiot, nicht kannte, daher er bei Untersuchungen über die Gralssage mit Vorsicht zu gebrauchen ist".

Diese Ausschliessung des Kiot als Quelle hat durch Konrad Borchling in seiner Göttinger Preisschrift über „den jüngeren Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach" (1897) einen zwingenden Beweis erhalten, wie er für die Behauptung der Einheit der Fortsetzer Wolframs bisher fehlt. Die weitere, bis dahin allgemein angenommene Meinung aber, dass Albrecht

---

[1]) In Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache (1900 Bd. XXVI, S. 93—156).

[2]) Der XI. in Franz Pfeiffers Ausgabe: von dem wagen.

von Scharffenberg der Verfasser des Jüngeren Titurel sei, stiess Reinhold Spiller in seiner Inauguraldissertation[1]) völlig um durch den Nachweis, dass der Albrecht des jüngeren Titurel mit dem von Ulrich Füterer so hoch gepriesenen Albrecht von Scharffenberg unmöglich identisch sein kann. Wir besitzen keine nähere Kunde von jenem Albrecht, ausser dass er seine Dichtung einem Herzog Ludwig von Bayern widmen wollte mit eben jenen Strophen, von denen uns das Heidelberger Fragment einen so wichtigen Teil erhalten hat.

Welche Rolle hat nun das verschollene Heidelberger Fragment bei diesen ganzen vielverschlungenen Untersuchungen gespielt? Welche Folgerungen, Berichtigungen und Bestätigungen bietet uns der wiedergefundene gesicherte Text? Den ersten Finder und seine Nachfolger hat es zunächst völlig in die Irre geführt, und von ihren Ausführungen hat fast nichts der bisherigen Kritik Stand gehalten. Boisserée betrachtete die geretteten Strophen als einen Teil der Einleitung und gelangte bei seinem Versuche, sie mit den anderen einschlägigen Stellen des Titurel in Einklang zu bringen, zu der Anschauung, der als Gönner des Dichters genannte Ludwig von Bayern sei Kaiser Ludwig der Bayer; die Fürsten, über deren Kargheit der Dichter (St. 5767/68) klagt, seien Kaiser Ludwigs Söhne; der Verfasser Albrecht sei Albrecht von Scharffenberg; die Zeit der Vollendung des Gedichtes erst nach Ludwigs Tode, also erst nach 1347. San Marte glaubte auch den Beginn der Dichtung aus dem Fragment erschliessen zu können und setzte ihn zwischen 1322 und 1329. Diese Erklärungen legte dann 1860 Hyazinth Holland einer Schrift über „Kaiser Ludwig und sein Stift zu Ettal“ zu Grunde, in der er die Ettaler Kirche als das Vorbild des Gralstempels zu erweisen suchte. Freilich berichtigte er bald, von Franz Pfeiffer in der Germania VI, 246 f. Anm. (1861) belehrt, seine Hypothese[2]) dahin, dass nicht der Dichter nach

[1]) 1883; auch in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 27.

[2]) In seiner „Geschichte der Dichtkunst in Bayern“ (1862; S. 231, 238 f.).

dem Vorbilde der Ettaler Kirche, sondern Kaiser Ludwig nach dem Muster des Gralstempels in dem Epos sein heiliges Stift in der Wildnis geschaffen habe. Das wirkliche Vorbild des Dichters für seinen berühmten Wunderbau, soweit er überhaupt ein solches vor Augen hatte, dürfte wohl in der Liebfrauenkirche zu Trier, der ältesten deutschen Kirche gotischen Stils (erbaut 1227—1243), richtig erkannt sein.[1])

Es ist sehr zu bedauern, dass Lachmann es nicht für notwendig gehalten hat, sich mit den Ausführungen Boisserées und San Martes auseinander zu setzen. Simrock verdankt die neuen Resultate, die er über Lachmann hinaus gewann, sehr wesentlich mit seiner kritischen Untersuchung des Heidelberger Fragmentes. An die Stelle des Kaisers Ludwig des Bayern setzte er mit überzeugender Begründung Ludwig den Strengen. Die Schwierigkeit aber, die sich daraus ergab, dass derselbe Dichter, der dann durch fast 6000 Strophen unter der Maske Wolframs spricht, sich schon am Anfang genannt haben sollte, beseitigte er scharfsinnig dadurch, dass er in dem Fragmente nicht mit Boisserée und San Marte einen Teil der Einleitung erblickte, die den Beginn der Dichtung bildet, sondern vielmehr eine Widmung, die nach Beendigung des Werkes verfasst sein muss. Der berichtigte Text und seine richtige Erklärung gibt Simrocks Ausführungen, mit geringer Einschränkung, eine glänzende Bestätigung.

Der Dichter beginnt mit der Klage, dass Wolfram sein begonnenes Epos, das mit Titurel dem Weisen anhob, in seinem Kerne aber Tschionatulander und Sigune gewidmet war, nicht hat zu Ende führen können, und rechtfertigt sich dann (2—6), dass er das unvollendete Werk fortführe, unter Berufung auf die Markuskirche in Venedig, bei deren Bau auch viele Meister wegstarben und durch andere ersetzt wurden, die gleichmässig weiter arbeiteten wie ihre Vorgänger nach dem gegebenen Vorbilde. Wenn man das Bessere nicht haben kann, ist es immer

[1]) Vergl. E. Droysen, Der Tempel des hl. Grals nach Albrecht von Scharffenberg. Bromberg 1872.

noch klüger, das minder Gute zu nehmen anstatt gar nichts (3). Soll das begonnene Kunstwerk deswegen ganz verderben, weil Wolfram darüber gestorben ist? Freilich ein Mensch, der so geschickt im Dichten wäre wie er, wird wohl nie wieder geboren (4).

Und sollte wirklich ein solcher Dichter wieder erscheinen, dem würde doch bei dem überragenden Ansehen Wolframs niemand auch nur den zehnten Teil von der Anerkennung zukommen lassen wie jenem. Er besass eben solchen Scharfsinn und prägte so wunderbar charakteristisch und tiefsinnig die Worte, dass sein Vorbild und seine Art noch jetzt einem verständnisvollen Nachahmer Stütze und Richtung geben können (5).

Deshalb d. h. also seines unerreichbaren Ansehens wegen und weil er mir ständig Vorbild ist, deshalb, gesteht der Dichter offen ein (6), spreche ich ihm von Anfang an die Mähren (des Titurelepos) zu, sie seien von ihm „geschehende" d. h. also verfasst. Albrecht sagt nicht, wie Boisserées Text glauben liess, seine ersten Kindermähren hätten Wolfram zum Gegenstande gehabt; wir haben hier vielmehr das direkte offene Eingeständnis des von Lachmann für „geradezu unmöglich" erklärten Vorganges, den auch Haupt nicht glauben wollte, und dem J. Grimm kein anderes Beispiel an die Seite zu setzen wusste. Durch diese Strophe 6 wird jetzt die Annahme Simrocks, dass der Dichter, der unter der Maske Wolframs spricht, und Albrecht nur eine Person seien, aus dem Gebiet der Hypothese zur Gewissheit erhoben. Nun ist es aber dem Dichter um Anerkennung und Belohnung für seine eigene Person sehr zu tun und so spricht er sich auch in den folgenden Strophen noch eingehender über sein Verhältnis zu Wolfram aus. Mit grossem Selbstgefühl weist er unberufene Kritiker ab. Wenn man seinetwegen d. h. wohl, weil er nun seinen Namen genannt hat und nicht mehr durch Wolframs Autorität gedeckt wird, wenn man deshalb seiner Dichtung nicht ihr Recht werden lasse, so wende er sich von den törichten Leuten zu den Kennern (7). Die Schlechtigkeit seiner etwaigen Widersacher und Verkleinerer kann er nicht übel genug charak-

terisieren (8); nicht blos Schlangen, sondern der Teufel selbst muss zum Vergleich mit diesen falschen Kritikern herhalten. Freilich, meint er (9), wer minderwertiges Zeug wie Kupfer kunstvoll zu Gold machen könnte, dem würden sie gar schön tun, wenn er auch Unheil darin finden würde, dass ihr Gold im Grunde nur Kupfer ist, zu Kesseln tauglich. Gedichte sollte niemand prüfen als wer selbst Meister darin ist. Nur wirklicher Kennerschaft ist Kritik erlaubt; wer aber das Handwerkszeug des Dichters nicht beherrscht, der soll auch Meister der Dichtkunst unbehelligt lassen (10). Wenn San Marte in diesen Versen 10^{4-7} einen Ausfall auf die allzu kunstreiche Manier Gottfrieds von Strassburg und seiner Nachahmer erblickt, so übersieht er dabei völlig, dass Albrecht sich gerade gegen diejenigen wendet, welche „solcher Kunst beraubt", also ohne solche Kunstfertigkeit sind. Es spricht sich hier selbstbewusst der Stolz des Dichters auf seine Kunst aus, ganz im Sinne der Meistersänger: diejenigen, welche nicht die Kunst verstehen, wie man die Worte auseinander und zusammen gruppiert und mit rosigen Redeblumen ausschmückt, die sollen ihre trügerische Scheinweisheit echten Meistern gegenüber für sich behalten.

Dies Selbstbewusstsein spricht auch im folgenden klar genug zu uns. Albrecht vergleicht sein Epos (11) mit duftenden hellen Rosen, die von jedermann, selbst den Vornehmsten, hoch geschätzt würden. Wer die verschmähen wollte, weil sie nicht von einem stattlichen Lindenbaum, sondern nur einem bescheidenen Stämmchen herrühren, der däucht ihm an Klugheit mit unberechtigter, übel angebrachter Anmassung aufzutreten. Er will das Verdienst seiner eigenen Dichtung durch den grossen Vorgänger nicht verdunkeln lassen, und so bewegt er sich in den folgenden Strophen — mit dem Reste von 12 ist nicht viel anzufangen — hin und her zwischen der Verteidigung der eigenen Leistung und dem Lobe Wolframs. Feierlich verwahrt er sich dagegen (13), irgendwie Wolframs Verdienst schmälern zu wollen, er könne ihn gar nicht höher verherrlichen; aber daneben betont er doch (14), dass er eben

auch nur ein Mensch gewesen sei und kein vollkommener Engel. Und wieder wird der meistersängerliche Stolz auf die „Kunst“ vernehmbar. Albrecht erblickt in der Entwicklung der Poesie nach den Meistern der Blütezeit keine Verbreiterung und Verflachung, sondern wie in allen anderen Künsten Fortschritte zum besseren. Wenn wir erkennen wollen, was er dabei unter den Vervollkommnungen seines Epos verstanden hat, so gibt uns die treffliche Schrift Borchlings darüber den besten Aufschluss: gerade in dem Übertreiben Wolframscher Eigenheiten ist Albrecht gross, und sicher hat er auch die Verkünstelung der Wolframschen Strophenform durch Einführung des dritten Reimes zu den verdienstlichen Fortschritten gerechnet.

Nach dieser Betonung der Entwicklungsfähigkeit der Poesie, wie er sie verstand, kehrt aber der Dichter noch einmal zum Lobe Wolframs zurück (15) mit dem aus dem Wigalois des Wirnt von Gravenberg (V. 6346) stammenden geflügelten Wort: Leien munt nie baz gesprach, dessen unbedingte Geltung er nicht antasten will. Aber nun knüpft er wieder an das Fragmentarische des Wolframschen Titurel an: der Vergleich mit der schönen Frau (16), von der man nur ein Wänglein gesehen, soll wieder zu der Aventiure leiten, von der Wolfram nur ein so kleines Stückchen gezeigt, während er, Albrecht, sie nun in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder heraufbeschworen habe (17).

Die Tendenz dieses Teiles des Widmungsgedichtes ist also eine Rechtfertigung des Dichters, dass er sich das Ansehen Wolframs hat zu nutze machen wollen, und sein Wunsch, daneben nun auch sein eigenes Verdienst ins rechte Licht zu rücken. Wie verhält sichs damit aber in dem Gedichte selber? Hier finden wir wohl auch wiederholt ein selbstbewusstes Rühmen der eignen Leistung, aber diese geht immer bis zur Strophe 5883 auf Rechnung Wolframs, der allein die Verantwortung und den Ruhm der Dichtung trägt. Der innere Gegensatz, die Rivalität, die sich in dem Heidelberger Fragment ausspricht, tritt nur an zwei Stellen zu Tage und

zwar dicht vor den echten Wolframschen Bruchstücken. Vor dem ersten der beiden, als Strophe 476, ist die bei Hahn als Nr. 885 abgedruckte Strophe einzureihen, welche lautet:

Mit rîmen schôn zwîgenge
sint dise lieder worden
gemezzen rehter lenge
gar in ir dôn nâch meistersanges orden:
ze vil, ze klein, des werdent liet verswachet.
her Wolfram sî unschuldec,
ein schrîber dicke reht unrihtec machet.

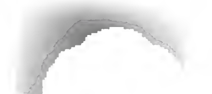
Dies ist die einzige Stelle vor Str. 5883, wo Albrecht aus seiner Rolle als Wolfram fällt[1]) und die anschliessenden Strophen bringen ganz ähnliche Gedanken, teilweise sogar mit denselben Worten, wie das Widmungsgedicht:

Hie mit sô sint versůchet
die wîsen und die tumben.
vil manger sleht unrůchet
und habt sich gar mit alle zů dem krumben:
ist ieman solch geticht als ungemezzen
ze rehter künste lobende,
der ist an spehender merke der versezzen.

Swer edel rîche borten
mit baste vil furrieren,
der wil zů allen orten
můtwillec durch gespötte pârâtieren:
waz solden mir bî rôsen genseblůmen?
für ziser und visôle
nim ich muscât vnd edel kardamůmen.

Kan ich die slihte riuhen,
daz ist hie niht erzeiget.
künd ich die lôsen diuhen,
daz ir unrehte hôchfart würd geneiget,
unreht gewalt, der müest ouch sîn verdrücket,

1) Vergl. Borchling a. a. O. S. 183 Anm. 2.



als ich daz ungerihte
an disen lieden hân ze reht gerücket.

Niht wan durch die lôsen,
die sich der merke rüement
und dabî reht verbôsen
künnen gar und swache tihte blüement.
daz wirt an den gehofden dick erfunden:
her Nithart waerz der klagende,
und hêten sichs gebûren underwunden.

Diese Verse konnte Albrecht unmöglich schreiben, so lange er beabsichtigte, Wolframs Autorschaft glauben zu machen. Sowie ihm aber darauf ankam, selber hervorzutreten, lag es sehr nahe, die beiden Wolframschen Bruchstücke klar kenntlich zu machen, und so finden wir auch vor dem zweiten Wolframschen Fragmente in der Gruppe II der Titurel-Handschriften die weitere Strophe:

Rîme die zwîvalten
dem brackenseil hie wâren
vil verre dan gespalten:
dar nâch, die lenge wol von fünfzic jâren,
zwîvalter rede was diz maere gesûmet.
ein meister ist ûfnemende,
swenn es mit tôde ein ander hie gerûmet.

In der Überlieferung der Handschriften sind diese Verse an ganz falsche Stellen geraten, und Zarncke, der sie[1]) einleuchtend zurecht gerückt, weiss keine Erklärung dafür, sondern rechnet das „zu jenen verwickelten Vorgängen, die bei schwieriger Überlieferung sich öfter zeigen und die den, der gerne von allem eine klare Vorstellung gewinnen möchte, in gelinde Verzweiflung versetzen können.“ Immerhin wäre eine Ursache für die Verwirrung der Handschriften gefunden, wenn wir annehmen dürfen, dass diese Strophen von dem Dichter selbst erst nachträglich eingeschoben worden sind zu

---

[1]) In Pauls und Braunes „Beiträgen“ 1880 VII, 606—609.

der Zeit, als er die Widmung zu seinem Epos dichtete und seine Pseudonymität aufgeben wollte. Dann haben wir einen einleuchtenden Grund für das auffallende Aus-der-Rolle-fallen, das aus Unachtsamkeit des sonst so peinlichen Dichters nicht überzeugend erklärt werden kann; dann haben wir auch eine Erklärung für das völlige Fehlen in vielen Handschriften, denn das Epos ist sicher nicht erst als abgeschlossenes Werk, sondern schon vorher bruchstückweise bekannt geworden, und so haben die ersten Niederschriften und die Abschriften davon die besprochenen Strophen noch nicht enthalten. Dass dann der nachträgliche Einschub sich im weiteren Fortgang der Überlieferung leichter an falsche Stellen verirren konnte als andere Strophen, ist wohl einleuchtend. Ein zwingender Beweis dafür ist ja nicht möglich; doch gewinnen wir mit unserer Annahme die ununterbrochene Einheitlichkeit des Grundtones der Erzählung bis Str. 5883 oder wenigstens 5767/68, wo sich das Bedürfnis nach einer einträglichen Förderung durch einen hohen Protektor geltend zu machen beginnt. Auf wessen Protektion dabei der Dichter rechnete, als er mit seinem Namen hervortrat, das sprechen die Strophen 18—23 des Heidelberger Fragmentes mit all der Deutlichkeit aus, die bei den mittelalterlichen Sängern in solchen Anliegen immer üblich war. Nur hat wie bei dem vorhergehenden Teile falsche Textüberlieferung, so bei dem folgenden irrtümliche Übersetzung bisher die volle Ausnutzung des Fragmentes verhindert.

Die fehlenden Verse zwischen Str. 17 und 18 müssen von dem dichterischen zu dem fürstlichen Beschützer der Dichtung übergeleitet haben: Str. 18 spricht bereits von dem Pfalzgrafen, der ordnungsgemäss in seiner Obhut hat etwas, das in den vorangegangenen, jetzt verlorenen Worten genannt gewesen sein muss. Und von dem Pfalzgrafen sagt nun die Strophe 19 weiter: Sein Schloss soll die grössten Riegel hin und her schliessen. Das kann kaum etwas anderes heissen als: er kann die grössten Hindernisse beheben und in den Weg legen, er hat die grösste Macht in Händen. San Marte will darin nach Boisserées Vorgang den Sinn des Sprichwortes: Wie Du

mir, so ich Dir finden — eine Erklärung, die ohne die falsche Lesung *Ein* statt *Sin* wohl unmöglich ist. Von ihm, diesem mächtigsten Fürsten, fährt nun der Dichter fort, gebe er der Welt so manche Würde, Auszeichnung kund, wovon er und alle seine Nachkommen in hohem Ansehen leben. Und dann wünscht er ihm noch weitere Ehren. Boisserée übersetzt die Strophe 20: „Gott, Dir sei ein würdigliches Grüssen, der Du in der Seligkeit hoch verherrlicht bist, mit Deiner süssen Milde gib sein Heil dem Fürsten, der das Christentum wohl befestigt.“ San Marte: „Gott, gib würdiglichen, zur Seligkeit hochgeschmückten Gruss in Deiner süssen Gnade dem Fürsten, der Christenheit wohl ordnet. Der Bayer nennt ihn im Gruss: „duc Louis et Palatinus“. Simrock spricht von einem Fürsten, „den der Bayern Prinz sin salute nenne, und den der Dichter selbst als Duc Loys et Palatinus und wiederum Str. 18 als phalatzgrave bezeichnet.“ Richtig ist offenbar im wesentlichen San Martes Übersetzung von V. 1—4. *Sin salute* aber, was anderweitig nicht belegt ist, übersetze ich im Hinblick auf salvieren, später salutieren = grüssen mit seine Begrüssung, Anrede, Titulatur, fasse es also einfach als eine andere Bezeichnung desselben Begriffs, den der Dichter in V. 1 mit *gruzzen* bezeichnet hat. Somit heisst V. 5/7: seine Titulatur nennt ihn der Bayern Fürst, Herzog Ludwig und Pfalzgraf; mein Lob erkennt ihm die Ehre von zehn Fürsten zu.

Sinngemäss schliesst sich dieser Lobpreisung der weitere Wunsch an (21): wenn das römische Reich noch mehr Auszeichnungen hoher Art hat, so mögen sie für den Fürsten Frucht bringen, dass er im Zenith des Glückes vor jeder Verkleinerung bewahrt bleibe! Alles ersinnliche Gute wünscht der Dichter von dem Höchsten dem Herrscher, der, wie ein Adler (22) alle anderen edlen Beizvögel, die übrigen Fürsten und Herren hinter sich lässt und als edler Beschützer kleidet, speist und auszeichnet in Schwaben, Bayern und Franken; von Österreich bis Flandern sieht man Leute, die seine Kleider tragen, die ihm untertan sind. Und diesem weitgebietenden Herrn will nun Albrecht noch zweifache Auszeichnung zurüsten

(23), so dass ihn Ritter und Frauen desto werter halten, dieweil die Welt gewährt — hier bricht das Fragment ab.

Dass dieses Lob für Herzog Ludwig den Strengen von Bayern nicht zu hoch gegriffen ist, erhellt aus der Tatsache, dass er neben Ottokar von Böhmen der mächtigste Reichsfürst seiner Zeit war und vom Inn bis an den unteren Rhein Territorien sein eigen nennen konnte. Wie kam da aber der Dichter dazu, diesem Fürsten werdecliches gruzzen zu wünschen? Welche höheren Ehren noch konnte das römische Reich ihm bieten? Ich meine, diese Formulierung seiner Huldigung gibt uns ziemlich genauen Aufschluss darüber, wann der Dichter diese Verse verfasst hat. In der Titulatur des Fürsten kam seine überragende Stellung nicht zum Ausdruck, so lange sie ihn nur als „Herzog Ludwig, Fürsten der Bayern und Pfalzgrafen" bezeichnete. Eine höhere Würde war nur die des deutschen Königs und römischen Kaisers — sie also wünscht der Dichter seinem Fürsten. Das konnte er aber nur nach dem Tode Richards von Cornwallis (2. April 1272) und vor der Wahl Rudolfs von Habsburg (1. Oktober 1273). In dieser Zeit hatte Ludwig der Strenge als Pfalzgraf ordnungsmässig die Verwesung des Reiches in Händen — so erklärt sich also die fragmentarische Strophe 18. Seine Anwartschaft auf die erledigte Königswürde war allgemein anerkannt oder gefürchtet und hat in Eventualverträgen mit dem Kurfürsten von Mainz urkundlichen Ausdruck gefunden.[1]) Und wenn auch die Eifersucht der Fürsten auf den allzu Mächtigen die Wahl Ludwigs schliesslich unmöglich machte, so kam doch in der Form der Frankfurter Königswahl sein Ansehen glänzend zum Ausdruck, indem er als gemeinsamer Stimmführer aller Kurfürsten Rudolf von Habsburg als den neuen König nominierte. Wer ihm also ergeben war, der konnte und musste in diesem letzten Jahre des Interregnums, noch bis in den September 1273, wünschen und hoffen, dass ihm als dem Berufensten auch die äussere Würde zu teil werde, die später seinem Sohne wirklich be-

[1]) Vergl. S. Riezlers Bayrische Geschichte II, 137 ff.; Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg S. 133—169.

schieden sein sollte, und in dieser Zeit muss also das Widmungsgedicht des Titurelepos entstanden sein, wahrscheinlich in den Monaten, in denen seine Aussichten am besten standen, alsbald nach Ludwigs Lösung vom Banne (Juli 1273).

Durch diese Bestimmung gewinnen verschiedene Aufstellungen grössere Sicherheit, verschiedene Dunkelheiten einige Klarheit; doch ergeben sich auch wieder neue Fragen. Als völlig gesichert erscheint nun die Vermutung Simrocks, dass das Heidelberger Fragment erst nachträglich dem Gedichte selbständig als Widmung vorgesetzt wurde und nicht irgendwie einen Bestandteil der Einleitung bildete; wir brauchen blos an die Erwähnung Richards von Cornwallis und das Zitat bei Berthold von Regensburg zu erinnern. Dies Zitat Bertholds beweist aber auch ziemlich bestimmt, dass Teile des Epos schon vor dem Abschluss der ganzen Dichtung bekannt geworden sind. Denn es ist nicht wahrscheinlich, dass wir hier gerade die letzte Predigt des am 13./14. Dezember 1272 gestorbenen grossen Franziskaners vor uns haben; vor Ende 1272 kann aber nach dem oben gesagten das Epos gar nicht vollendet worden sein — wenn es überhaupt schon bei Abfassung der Widmung fertig war. Aber auch das ist keineswegs sicher; wir müssen vielmehr mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, dass zu diesem Zeitpunkte nur der grosse Teil bis gegen Str. 5883 fertig vorlag, den Lachmann dem „ersten Bearbeiter“ Wolframs zugeschrieben hat. Denn der letzte Teil des Epos, in dem sich also Albrecht nennt, bietet der Erklärung sonst manche Schwierigkeiten.

In den Strophen 5767/68 wird zum ersten Male die Klage des Dichters über mangelnde Förderung laut:

Wie Parzival nu werbe
und Ekunat, si beide,
ob daz allhie verderbe,
daran geschehe den edelen fürsten leide,
die sich dâ lazent kosten disiu maere
gein mir als rehte kleine.
ein esel davon trüege distel swaere.

Wer die fürsten waeren,
daz wil ich gerne swigen.
si lânt sich nicht vermaeren,
wan ich ir gâbe nimmer darf genigen.
si sint der mitte wol ûf tiutscher terre,
si sint den bergen nâhen.
diu milte hat aber in gehûset verre.

Wer die knauserigen Fürsten dieser Strophen sein mögen, wissen wir nicht, und ich konnte keinen Anhalt für die Angabe von der Hagens finden, dass hier kärntische Herren gemeint sind.[1]) Jedenfalls aber müssen es, da sie im Plural stehen, andere sein als der Fürst, von dem der Dichter in Str. 5883 spricht:

Die aventiure habende
bin ich Albrecht vil ganze.
Von dem wal al drabende
bin ich, sît mir zebrach der helfe lanze
an einem fürsten, den ich wol kund nennen
in allen rîchen verre;
in diuschen landen möht man in erkennen.

Albrecht lüftet hier also sein Inkognito, in dem er bisher unter der Maske Wolframs gesprochen, in dem Augenblick, wo er seine Dichtung aufgeben will, da er die Unterstützung eines Fürsten verloren hat, den er nicht näher kenntlich macht, weil es ein ansehnlicher, in allen deutschen Landen bekannter Herr ist. Lange kann sich der Dichter dieser Unterstützung, wenn er sie überhaupt genossen und nicht blos erhofft hat, nicht erfreut haben; denn sonst könnte nicht kaum 120 Strophen vorher die vorhin angeführte Klage stehen. Der Tod des Fürsten kann nicht gut die Ursache des „Zerbrechens von der Hilfe Lanze“ sein; denn da würde Albrecht sicher offen um den Verlust trauern, wie Wolfram um den Landgrafen Hermann von Thüringen, und nicht nötig haben, den Namen zu verschweigen. Wer also ist dieser Fürst, der an die Stelle

[1]) Vergl. Von der Hagens Germania II, 268. Berlin 1837.

image
not
available

pression des Dichters als rasch vorübergegangen erscheinen zu lassen. Albrechts Selbstgefühl und künstlerischer Stolz spricht sich an vielen Stellen so kräftig aus, dass der Reiz, den grossen Wolfram zu vervollständigen und zu übertreffen, für ihn unmöglich damit aufhören konnte, dass der klingende Lohn der Mühe wieder ins Ungewisse entrückt war. Es klingt wie ein Nachhall des Grolls über die betrogene, auf den Königskandidaten gesetzte Hoffnung, wenn bei Wiederaufnahme der Dichtung alsbald die Macht und das Glück der Templeisen gerühmt wird (5890/91):

Hie tûsent kunige rîche
ir einem dort an êren niht gelîchet.
Und wird dâ niht betrüebet
der alte noch der tumbe.
Urliuge da nieman üebet,
mit trügeheit furt keiner den andern umbe.

So flüchtet der enttäuschte Dichter aus der verstimmenden realen Welt in das ideale Reich seiner Dichtung, jetzt nur darein seinen Ehrgeiz setzend, dass sie zu einem voll befriedigenden Ende geführt werde (5887):

Sol dise aventiure
ein ende hân mit rewe?
nein! sie ist so ungehiure;
ez waz ein tugent, die hohste heizzet trewe,
damit sich dise aventiure sol enden.
wan alle die trewe darben,
die wil der hohste an allen saelden phenden.

In dieser Absicht wird er auch von den wohlgesinnten Kritikern bestärkt, die er so oft gegen die übelgesinnten ausgespielt hat und die nun den unharmonischen Schluss tadeln (5884):

Die werden mich hie vêhen,
ob ich klagende lâze
dirre aventiure flêhen.
so wil ich iuch bescheiden dirre mâze.

Und auch der Tadel der Krittler, die an Wolframs Werken wegen ihrer Unvollständigkeit zu nörgeln fanden, spornte Albrecht an (5910/11):

Ez jehent die merkerîchen,
daz mich an freuden phendet,
ez sî unendelîchen
ein buoch ganvenget und daz ander gendet,
alsô daz sante Wilhalm an dem houbet,
Parzival an dem ende,
sîn beide an ir werdecheit beroubet.

Daz uns an disem buoche
alsam hie nicht gelinge,
daz uns dehein unruoche
unendelich von endikeit iht bringe,
altissimus der geb uns rehten ende
umb daz vor allen dingen
sol cristenheit ze gote valden hende.

Schliesslich muss aber neben diesen ästhetischen Erwägungen und dem begreiflichen Wunsche, sich selbst zu genügen, auch der Gedanke dem Dichter nahe getreten sein, dass sein Werk vollendet ihm immer noch mehr Aussicht auf Lohn bieten konnte als so kurz vor dem Ende jäh abgebrochen. Hat er auch keinen bestimmten Gönner mehr vor sich, der ihn begaben soll, so bleibt doch seine Sehnsucht, aus der Armut herauszukommen, bestehen, wie sie noch die vorletzte Strophe des ganzen grossen Werkes (nach dem Druck von 1477) ausspricht:

Kyote Flegetanîse,
der was hern Wolfram gebende
dise aventiure ze prîse:
die bin ich Albrecht hie nach im ûfhebende
dârumbe, daz drîer dinge minder waere,
der sünden und der schanden:
daz drite, mich drücket armuot diu swaere.

Alle einschlägigen Stellen erklären sich also ohne Widerspruch, wenn wir uns die Entstehung des Gedichtes so vorstellen: während des Interregnums begonnen und bruchstückweise, wie so manches andere mittelhochdeutsche Epos, veröffentlicht, war es zur Zeit von Richards von Cornwallis Tode (1272) schon sehr weit (bis über 5700 Strophen) vorgeschritten; da sah sich der Dichter Albrecht, von seinen bisherigen Gönnern nur mangelhaft unterstützt, nach einem neuen Mäcen um und setzte seine Hoffnung auf Ludwig den Strengen in der Erwartung, dieser werde zum deutschen Könige gewählt werden. Diese Hoffnung trog ihn infolge der politischen Ereignisse, und nun gab er Ende 1273 zuerst sein Epos ganz auf in Str. 5883, führte es dann aber doch noch ohne besondere Gönner etwa in den Jahren 1274/75, jedenfalls noch vor 1278,[1]) zu Ende. Wollten wir annehmen, das ganze Gedicht sei vollendet im Jahre 1273 dem Pfalzgrafen mit dem Widmungsgedichte überreicht worden, so befänden wir uns anstatt einmal (Str. 5767/68) zweimal (auch bei Str. 5883) völlig im unklaren über die Personen der ungenannten Fürsten; auch ist die Allgemeinheit der Klage über die Armut am Ende ganz gegen die Art des Dichters, wenn er dabei die bestimmte Person Ludwigs vor sich gehabt hätte, und ebenso ist in dem Schlussteile der Dichtung nichts zu entdecken, was den bestimmten Lobpreisungen der Widmung irgend entspräche. Wir haben nicht den mindesten Anhalt für die Annahme, der Schluss sei im Hinblick auf die neue Hilfe hinzugefügt worden; noch weniger aber kann man sich doch vorstellen, dass das Epos schon fertig gewesen sein soll, ehe Albrecht auf die Idee verfiel, es Ludwig zu widmen, und dass ein irgend grösserer Zeitraum zwischen dem Abschluss der Dichtung und ihrer Widmung verflossen sein könnte. Es bleibt also wohl dabei, dass die Verse des Heidelberger Fragments vor der Strophe 5883 gedichtet worden sind, und die Erfolglosigkeit der Widmung erklärt es auch einleuchtend, warum diese Verse in allen anderen Handschriften fehlen: sie haben ihr Ziel verfehlt und

[1]) Vergl. Lachmanns Ausführungen oben S. 302.

durften daher mit dem Epos nicht verbunden bleiben. Trotzdem können sie manchmal einen Anhalt in den Wirrnissen der Textüberlieferung bieten, indem sie uns die Ursache enthüllen, die schon den Dichter selbst zu einzelnen Schwankungen und Änderungen veranlassen musste.

Über die Person des Dichters aber gibt uns auch das Heidelberger Fragment keine genügende Auskunft. Die breite Linde, unter deren Schutz er sich begeben, beschattete ihn so vollständig, dass er Jahrhunderte lang gar nicht mehr gesehen wurde, und ist auch das Ansehen seines Gedichtes dadurch in blindem Autoritätsglauben höher gewertet worden als es verdient, so war dann auch die Verurteilung um so schärfer. Auch jetzt, wo eine gerechtere Schätzung des verkünstelten und überladenen, aber doch neben einem Reichtum kulturgeschichtlichen Gehaltes auch manche wirkliche poetische Schönheit bergenden Gedichtes angebahnt ist, bleibt uns der Verfasser nicht viel mehr als ein Name. Wir wissen nichts von einem Dichter Albrecht aus jener Zeit ausser dem Meister Albrecht von Schwaben, den Heinrich von der Wiener Neustadt in seinem Appollonius[1]) als vom König Rudolf reich beschenkt erwähnt. Mit diesem den Albrecht des Titurel zu identifizieren, ist nicht möglich, da alle Anhaltspunkte fehlen ausser der Stammeszugehörigkeit, die für den Dichter des Titurel sicher nicht nach Schwaben, sondern nach Bayern weist. Dem Schöpfer des „Messias" des Mittelalters, wie Zarncke ihn (a. a. O. S. 377) nennt, war offenbar das Glück des Messiassängers des 18. Jahrhunderts nicht beschieden: wie der persönliche Ruhm ist auch wirksame Fürstengunst ihm versagt geblieben — doch nicht ohne eigene Schuld. Und dass es wenigstens darüber einige Klarheit schafft, verleiht dem Heidelberger Bruchstück seinen hohen Wert; es bietet bis jetzt fast den wichtigsten Anhalt, um die mannigfach verschlungenen Fragen der vielbesprochenen Dichtung ihrer Lösung näher zu bringen.

[1]) V. 18687 ff. der Ausg. von Jos. Strobl. Wien 1875.

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

STANFORD LIBRARY

Die sardicensischen Aktenstücke der Sammlung des Theodosius Diaconus.

Von **J. Friedrich.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 2. Mai 1903.)

Im Jahre 418 sandte Papst Zosimus den Bischöfen Afrikas zwei, wie er sagte, nicänische, in Wirklichkeit bis dahin unbekannte, später sardicensisch genannte Canones, von denen einer das Recht der Appellation von den afrikanischen Bischofsgerichten an den römischen Bischof begründen sollte. Die Afrikaner, welche diese Canones weder kannten noch unter den nicänischen fanden, beschlossen auf einer Synode im Jahre 419, die Bischöfe von Konstantinopel, Antiochien und Alexandrien durch Gesandtschaften bitten zu lassen, sie möchten aus ihren authentischen Exemplaren der nicänischen Canones erheben, ob die von Zosimus gesandten nicänische seien. Das geschah, wie man bis jetzt allgemein annahm, von Seite der Bischöfe Atticus von Konstantinopel und Cyrillus von Alexandrien dadurch, dass jeder von ihnen eine lateinische Übersetzung der in ihren Kirchenarchiven vorhandenen griechischen Canones von Nicäa nach Carthago schickte. Nun plötzlich lässt man aber Cyrillus von Alexandrien noch weiter gegangen sein und den Afrikanern eine ganze Sammlung nicänischer und sardicensischer Aktenstücke zur Beantwortung ihrer Frage gesandt haben, — eine Annahme, die H. Duchesne in Rom im Bessarione (Rivista di studî orientali vol. III fasc. 68) folgendermassen zu begründen sucht:

Qu'advint-il des vérifications préscrites par le concile de Carthage? Nous n'avons aucune nouvelle d'une enquête à Antioche. De Constantinople, l'évêque Atticus se borna à envoyer aux Africains un texte des canons de Nicée, qui répresentait une collation de leur version à eux, celle que Cécilien, évêque de Carthage et l'un des pères de Nicée, avait rapporté de cette assemblée, avec le texte grec dont on se servait dans la capitale de l'empire d'Orient Il est du reste peu probable que les églises d'Antioche et de Constantinople, dont les évêques étaient, en 343, au plus mal avec le concile de Sardique, eussent conservé des documents de cette assemblée. A Alexandrie il en devait être autrement. Athanase avait dû y envoyer ou y porter lui-même un dossier très complet, et, si nous l'avions, nous serions en droit d'y chercher les canons de Sardique. Or il se trouve que ce dossier s'est conservé et que très probablement il nous est parvenu par la voie de Carthage. M. C. H. Turner . . . a consacré à la collection canonique dite du diacre Théodose une interessante étude,[1]) d'où il résulte que dans ce recueil s'est conservé toute une série de pièces alexandrines de provenance, envoyées par s. Cyrille à l'évêque de Carthage, en réponse à la célèbre consultation. Au nombre de ces pièces figurent les canons de Sardique, indiqués comme tels. Tout le recueil alexandrin nous est donné dans une version latine. Aussi le texte des canons n'est-il pas le texte latin de nos collections occidentales, mais une traduction latine du texte grec que nous connaissons par les recueils byzantins. Ainsi, dans les deux grandes églises de Rome et d'Alexandrie, où nous pouvions nous attendre à trouver les canons de Sardique, nous les trouvons en effet, en des rédactions independantes l'une de l'autre au commencement du V^{e} siecle (p. 4).

Diese überraschende kategorische Behauptung, die noch Niemand aufgestellt hat, verdient eine nähere Prüfung. Da aber H. Duchesne sich auf H. Turner stützt, als ob dieser die

[1]) The Verona Manuscripts of canons: The Theodosian MS. and its connection with St. Cyrill. The Guardian, Dec. 11 (1895), p. 1921 sq.

Behauptung unumstösslich bewiesen hätte, so muss vor allem die „Hypothese“ des letzteren, die ich nicht ohne Mühe erst jetzt aus England erlangen konnte, untersucht werden.

Der Ausgangspunkt und die Grundlage der Hypothese ist die Beobachtung, dass der Kern der Sammlung des Theodosius von einem alexandrinischen Gesichtspunkt aus angelegt sei (from an Alexandrine point of view), — eine Beobachtung, die nicht einmal neu ist. Denn auch Maassen, um bei diesem stehen zu bleiben, sagt: „dass eine der Quellen des Theodosius eine lateinische Übersetzung einer in der Diözese Ägyptus entstandenen Sammlung war. In dieser Sammlung fanden sich auch die Canonen von Nicäa. . . . Die Übersetzung der Canonen ist aber nicht, wie die Ballerini noch annehmen konnten, von dem Interpreten der übrigen Stücke verfasst. Es liegt vielmehr hier dieselbe Version vor, welche Caecilian [von Carthago] nach Afrika gebracht hat. Es ist nicht notwendig, deshalb auf den afrikanischen Ursprung der Version dieser griechischen Sammlung zu schliessen. . . . Auch das bleibt möglich, dass der Übersetzer der alexandrinischen Sammlung die Version der nicänischen Canonen den Akten des carthagischen Konzils vom Jahre 419, die früh ausserhalb Afrikas verbreitet wurden, entlehnt hat“ (Quellen, S. 10). Bei der Beschreibung der Handschrift setzt er aber auseinander: „Die Überschrift und die Einleitung des Konzils von Nicäa weisen unmittelbar auf Alexandrien. Dahin gehören ferner folgende Stücke: das nicänische Synodalschreiben an die ägyptischen Bischöfe, die beiden Schreiben des h. Athanasius [an die Priester und Diakone der Kirche von Alexandrien, sowie das an Priester, Diakone und Volk von Mareotis], das Schreiben des Konzils von Sardica an die Kirchen von Mareotis, die Notizen zur Biographie des h. Athanasius, das Schreiben Konstantins d. Gr. an die Kirche von Alexandrien, endlich die beiden Schreiben, welche auf das meletianische Schisma Bezug haben. Es liegt eben nicht fern, anzunehmen, dass die Sammlung, in welcher diese Stücke zuerst vereinigt waren, in der Diözese Alexandrien selbst entstanden sei“. Er vermeidet aber vorsichtig die Behauptung, dass diese

Sammlung in der Stadt Alexandrien selbst entstanden sei, und wagt es auch nicht, bestimmt zu ihr die sardicensischen Canones zu rechnen. „Wahrscheinlich hat er [Theodosius] derselben Sammlung auch die Version der Canonen von Sardica nebst den übrigen auf das Konzil von Sardica bezüglichen Stücken, die sonst in Sammlungen nicht vorkommen, ferner Konstantins Edikt gegen den Arianismus, das Symbol des Konzils von Konstantinopel [unter dem falschen Titel: Symbolus sanctae synodi Sardici], die eigentümliche Version der Canonen und einiger andern Aktenstücke des Konzils von Chalcedon entlehnt. Auch für die beiden afrikanischen Stücke, das Breviarium Hipponense und das Konzil von Carthago vom Jahre 421, hat ihm eine von andern Sammlern nicht benutzte Quelle zu Gebote gestanden, da er das erstere ohne die zwei Canonen des carthagischen Konzils vom Jahre 397 und den Canon des carthagischen Konzils vom Jahre 401 bringt, die in keiner andern Sammlung am Schlusse fehlen, und das Konzil vom Jahre 421 nur in dieser Sammlung vorkommt". Die Zeit der Entstehung der ganzen griechischen Sammlung fällt wahrscheinlich nach dem Konzil von Chalcedon, weil „die jüngsten Stücke derselben die Canonen von Chalcedon und die mit diesen verbundenen Aktenstücke desselben Konzils gewesen zu sein scheinen. Wann aber die von dem Diakon Theodosius benutzte Version dieser Sammlung verfasst sei, lässt sich nicht bestimmen" (S. 549 ff.). Von einer Beziehung der Sammlung zu Cyrillus von Alexandrien weiss er nichts.

Anders die Hypothese des H. Turner. Nach Ausstossung der offenbar nicht zu der ursprünglichen (alexandrinischen) Sammlung gehörigen Stücke (after the extrusion of certain apparently adventitious matter) bleiben die auf die Konzilien von Nicäa und Sardica bezüglichen übrig. Dieser Kern der Sammlung des Theodosius weist aber nicht blos auf alexandrinischen Ursprung hin, sondern Cyrillus von Alexandrien hat, wie er es in seinem Begleitschreiben an die Afrikaner selbst ausspricht, gerade diese Sammlung nicänischer und sardicensischer Aktenstücke als Antwort auf ihre Anfrage geschickt.

Nothing could be conceived better fitted than this collection to clear up the issue between the Roman and African Churches. We may well assume that the delegates sent from Carthago to the East were provided with copies of the Nicene canons, both as the Africans knew them in the version of Caecilian and as the Romans claimed them in the texts which included Sardica. At Constantinople the decisions of Sardica would probably be as little known as in Africa, for Constantinople had been as entirely as Carthago unrepresented in that Western and Alexandrian synod. Atticus, therefore, confined himself to bringing the translation of Caecilian into more exact accordance with his Grec text. At Alexandria, on the other hand, the council of Sardica would be, through Athanasius' participation in it, less unfamiliar and its canons would doubless be preserved in the archives of the church. There, then, the texts put forward by Rome would be identified, and Cyril or his commissary would see that the most satisfactory settlement of the point in dispute would be to lay before the Africans as complete a set of documents concerning the two councils as the library of the Alexandrine see could fournish, material which would naturally group itself round the life and writings of St. Athanasius.

Die Hypothese ist zweifellos schön ausgedacht. Es erhebt sich nur sogleich die Frage, ob irgendwelche Gründe für sie sprechen. Da finde ich aber nur eine einzige Stelle angeführt, die sich wirklich auf Cyrillus bezieht. Die Hypothese führt nämlich nach den oben angeführten Worten fort: Some confirmation for this theory may be found in Cyril's own words, for he speaks of f i d e l i s s i m a e x e m p l a r i a e x a u t h e n t i c a s y n o d o (while Atticus confines his statement to the canons only) and he appeals to the testimony of history, q u o d e t i n e c c l e s i a s t i c a h i s t o r i a r e q u i r e n t e s i n v e n i e t i s, words which acquire additional point if we suppose that specimens of the historical material into which he invited them to inquire actually accompanied the letter. Aber diese Supposition empfängt nur dadurch einen Schein von Zulässigkeit, dass aus

dem Schreiben Cyrills blos einige Worte hervorgehoben sind. Und auch angenommen, die auffallenderweise nur halb angeführten Worte Cyrills hätten den ihnen von der Hypothese untergelegten Sinn, so wäre damit noch keineswegs bewiesen, dass sie sich auch notwendig auf die sardicensischen Aktenstücke der Theodosianischen Sammlung beziehen.

Wir wenden uns daher besser an die Worte Cyrills selbst, um zu sehen, was er sagt. Es zeigt sich dann aber auf den ersten Blick, dass die in der Hypothese versuchte Interpretation derselben auf Bestand keinen Anspruch erheben kann. Cyrillus schreibt: Scripta uenerationis uestrae multam habentia querimoniam cum omni laetitia per filium nostrum Innocentium presbyterum suscepimus, quibus a nobis speratis, ut de scrinio nostrae ecclesiae uerissima exemplaria ex authentica synodo apud Nicaeam ciuitatem metropolim Bithyniae a sanctis patribus constituta atque firmata sub nostrae fidei professione uestrae dilectioni porrigamus. Unde, domini honorabiles fratres, salute praeeunte necesse habui per hunc latorem filium nostrum Innocentium fidelissima exemplaria ex authentica synodo in Nicaea ciuitate Bithyniae habita uestrae caritati dirigere: quod et in ecclesiastica historia requirentes inuenietis. Um was also die Afrikaner gebeten hatten (uerissima exemplaria ex authentica synodo apud Nicaeam),[1])

---

[1]) Die Worte stammen eigentlich aus dem Beschluss der Synode von Carthago, durch den Bischof Aurelius beauftragt wird, sich an die Bischöfe von Konstantinopel, Antiochien und Alexandrien zu wenden: scribere uestra beatitudo dignetur, ut exemplaria uerissima concilii Nicaeni sub adstipulatione literarum suarum dirigat, Mansi III, 707. 834. Ebenda sagt auch die Synode, was sie unter exemplaria concilii Nicaeni versteht: Omne concilium dixit: Exemplaria fidei et statuta Nicaenae synodi, quae ad nostrum concilium per b. rec. olim praedecessorem tuae sanctitatis, qui interfuit, Caecilianum episcopum allata sunt, sed et quae patres ea exemplaria sequentes hic constituerunt. . . . Daniel notarius Nicaeni concilii professionem fidei uel eius statuta recitauit in concilio Africano . . ., worauf Bischof Aurelius schloss: Haec ita apud nos habentur exemplaria statutorum, quae tunc patres nostri de concilio Nicaeno secum detulerunt . . ., Mansi III, 710.

das schickt er (fidelissima exemplaria ex authentica synodo in Nicaea), — weiter nichts. Wie kann da nur der leiseste Gedanke daran aufkommen, dass Cyrillus gar die sardicensischen Aktenstücke der Theodosianischen Sammlung geschickt habe?

Cyrillus hat also nicht mehr getan, als Atticus von Konstantinopel, in dessen Schreiben ganz so wie in dem Cyrills das Ersuchen der Afrikaner angeführt und die Erfüllung desselben bezeugt wird: Scribitis sane, ut uerissimos canones apud Nicaeam ciuitatem metropolim Bithyniae a patribus constitutos sub fidei adstipulatione dirigam: et quis est qui communem fidem uel statuta a patribus firmata suis fratribus deneget? Qua de re per eundem filium meum Marcellum subdiaconum uestrum nimium festinantem, sicut statuti sunt in Nicaea ciuitate a patribus, canones integros, ut iussistis, direxi. . . . Denn dass uerissimos canones apud Nicaeam oder canones integros das nämliche bedeutet wie fidelissima exemplaria bei Cyrillus, wird sich sogleich herausstellen.

Wir haben nämlich nicht blos diese Schreiben, sondern auch die eingeschickten exemplaria: Incipiunt exemplaria concilii Nicaeni directa sub die VI. kal. Dec. post consulatum gloriosissimorum imperatorum, Honorii XII. et Theodosii VIII. augustorum, Bonifacio urbis Romae episcopo. Es folgt das nicänische Glaubensbekenntnis, worauf fortgefahren wird: Cui symbolo fidei etiam exemplaria statutorum[1]) eiusdem annexa sunt quae in magna et sancta synodo apud Nicaeam ciuitatem metropolim Bithyniae constituta sunt et de Graeco translata sunt a Philone et Euaristo Constantinopolitano; den Schluss bilden die nicänischen Canones. Da diese exemplaria aber die Schriftstücke sind, die Atticus von Konstantinopel gesandt hatte, so geht daraus hervor, dass die Afrikaner selbst uerissimos canones apud Nicaeam constitutos oder canones integros bei Atticus mit uerissima exemplaria ex authentica synodo apud Nicaeam bei Cyrillus identisch nahmen.

[1]) Exemplaria statutorum sind die Worte des Bischofs Aurelius für die nicänischen Canones, s. den Schluss der vorausgehenden Anmerkung.

Dass man von Cyrillus nicht mehr als von Atticus erhalten hatte, bezeugt auch die Überschrift vor seinem Schreiben: Incipiunt rescripta ad concilium Africanum Cyrilli Alexandrini episcopi, ubi authentica Nicaeni concilii translata de Graeco per Innocentium presb. transmiserit, quae et epistolae cum eodem concilio Niceno per memoratum presb. Innocentium et Marcellum subdiaconum ecclesiae Carthaginensis sancto Bonifacio episcopo Romanae ecclesiae, die sexta kal. Dec. sunt directe (Hinschius, Decret. ps.-isid. p. 311—314; Mansi III, 835—838). Doch auch in denjenigen Sammlungen, welche die nicänischen Canones hier nicht wiederholen, heisst es, dass Cyrillus die nämlichen Schriftstücke wie Atticus geschickt hat: Huic symbolo fidei etiam exemplaria statutorum eiusdem concilii Nicaeni a memoratis pontificibus annexa sunt, sicut superius per omnia continentur, quae nos hic iterum conscribi necessarium non esse credidimus (Mansi III, 839). Deutlicher könnte in der Tat nicht gesagt sein, was die Afrikaner von Cyrillus verlangten, dieser ihnen sandte, und jene von ihm wirklich erhielten.

Mit der Sendung der aus Konstantinopel und Alexandrien erhaltenen authentischen nicänischen Canones nach Rom war der Streit zwischen diesem und Afrika keineswegs erledigt. Im Jahre 424 kam der nämliche Bischof Faustinus, der einst im Auftrage des Papstes Zosimus die angeblich nicänischen Canones überbracht hatte, als päpstlicher Gesandter nach Carthago und forderte in sehr barscher Weise, dass der Priester Apiarius, der neuerdings nach Rom appelliert hatte und von dem Papst in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden war, auch von den afrikanischen Bischöfen in die ihrige aufgenommen werde. Das gab diesen Gelegenheit, auf die von Papst Zosimus gesandten Canones zurückzukommen und in ihrem Schreiben an Papst Coelestin wiederholt Protest gegen die Anwendung derselben auf Afrika zu erheben. Aus ihm erfahren wir aber auch, dass sie noch immer von den sardicensischen Canones nichts wissen, und dass auch Cyrillus ihnen nichts anderes als die nicänischen Canones geschickt habe: Nam

ut aliqui tamquam a tuae sanctitatis latere mittantur [c. 5 Sardic.], in nulla inuenimus patrum synodo constitutum: quia illud quod pridem per eundem coepiscopum nostrum Faustinum tamquam ex parte Nicaeni concilii exinde transmisistis, in conciliis uerioribus quae accipiuntur Nicaeni a s. Cyrillo coepiscopo nostro Alexandrinae ecclesiae et a uenerabili Attico Constantinopolitano antistite ex authentico missis, quae etiam ante hoc per Innocentium presb. et Marcellum subd., per quos ad nos ab eis directa sunt, uen. mem. Bonifacio episcopo decessori uestro a nobis transmissa sunt, in quibus tale aliquid non potuimus reperire (Coust. 1061). Denn wenn sie sagen: in keiner Synode der Väter haben sie den ihnen von Papst Zosimus gesandten Canon (5 von Sardica) gefunden, und auch die ihnen von Cyrillus und Atticus mitgeteilten authentischen nicänischen Canones enthalten ihn nicht, so ist es klar, dass sie die sardicensischen Canones immer noch nicht kennen, auch Cyrillus sie ihnen nicht zugeschickt hat. Oder soll man etwa annehmen, Cyrillus habe zwar — entgegen den Worten seines Schreibens — den Afrikanern die sardicensischen Canones als sardicensische geschickt, diese aber hätten sie verleugnet?[1]) Nein! Das Einzige, das wir aus diesem Schreiben der Afrikaner an P. Coelestin, ohne ihm Gewalt anzutun, noch folgern können, ist: nicht blos Atticus von Konstantinopel, sondern auch Cyrillus wusste über die ihnen vorgelegten Canones des Zosimus keine Auskunft zu geben und kannte also die sardicensischen Canones nicht.[2])

Es ergibt sich daraus zugleich, dass auch die Worte, auf welche die Hypothese sich ferner stützt: quod et in ecclesia-

[1]) In der Begründung der Hypothese heisst es wirklich einmal: The Africans were, or pretended to be, ignorant of the origin of the Roman texts propounded to them: the Alexandrians could help them only by translating the Sardican canons from the Greek form in which they knew them into Latin.

[2]) Auch Langen I, 798 schliesst aus diesem Schreiben an Coelestin: „Die Canones von Sardica waren ihnen unbekannt. Da die Bestimmungen dieses Konzils in dem ächten nicänischen Texte sich nicht fanden, wurden sie von den Afrikanern als apokryph und ungültig behandelt“.

stica historia requirentes inuenietis, nicht heissen können: in den von mir beigelegten nicänischen und sardicensischen Schriftstücken werdet ihr die notwendige Aufklärung über euren Streit mit Rom finden. Doch auch abgesehen von der vorausgehenden Beweisführung, es können die Worte in Verbindung mit den unmittelbar vorhergehenden nur sagen: was ich euch aus dem authentischen Exemplar der Synode von Nicäa gesandt habe, das werdet ihr auch bestätigt finden, wenn ihr die Kirchengeschichte nachschlagt. Zudem hat historia ecclesiastica, dem die Hypothese den Sinn unterschiebt: specimens of the historical material . . . actually accompanied the letter oder a set of documents concerning the two councils, 419 bereits seine spezifische Bedeutung, von der ohne zwingenden Grund nicht abgegangen werden darf. Was man aber speziell 419 darunter verstand, das erfahren wir aus der gleichzeitigen Sendung des Atticus von Konstantinopel, dessen Übersetzer der nicänischen Canones aus dem Griechischen ins Lateinische, Philo und Evaristus, ihrer Arbeit die Worte hinzufügten: Haec de ecclesiastica historia necessario credimus inserenda. Igitur cum de his. . . Das was sie hinzufügten, ist aber der Kirchengeschichte des Rufinus entnommen,[1]) so dass sie also mit Kirchengeschichte schlechthin die des Rufinus bezeichneten,[2]) und eine andere kann

[1]) Maassen S. 46. Hefele, der Maassens Quellen etc. in seiner später erschienenen zweiten Auflage nirgends benützt, lässt diese Stelle die afrikanischen Bischöfe hinzufügen, I, 358.

[2]) Aus Rufinus scheint auch sollicitudinem statt potestatem im 6. nicänischen Canon der Übersetzung des Atticus zu stammen. Rufinus can. 6: Et ut apud Alexandriam, et in urbe Roma, uetusta consuetudo seruetur, ut uel ille Aegypti, uel hic suburbicariarum ecclesiarum sollicitudinem gerat. Atticus can. 6: Antiqui mores obtineant, qui apud Aegyptum sunt, Libyam et Pentapolim, ut Alexandrinus episcopus horum omnium habeat sollicitudinem, quia et urbis Romae episcopo similis mos est. Wenn man aber von Alexandrien und Konstantinopel aus auf Rufinus hinwies, von Alexandrien aus sogar mit dem Zusatz, die Afrikaner könnten auch in der Kirchengeschichte (des Rufinus) die ächten nicänischen Canones, die man ihnen schicke, finden, so lag es nahe, aus Rufinus auch seinen Zusatz von den suburbicariae ecclesiae aufzunehmen. Caecilianus can. 6: Antiqua per Aegyptum adque Pentapolim consuetudo

auch Cyrillus nicht im Auge gehabt haben, weil 419 nur die des Rufinus die nicänischen Canones anführte.

Alle anderen Bemerkungen, die sonst für die Begründung der Hypothese geltend gemacht werden, können schon aus dem Grunde übergangen werden, weil sie mit Cyrillus von Alexandrien nichts zu tun haben und weder beweisen, dass die sardicensischen Aktenstücke in der Theodosianischen Sammlung von Cyrillus nach Carthago gesandt wurden, noch die Annahme unmöglich machen, dass wir eine nach 419 liegende Sammlung vor uns haben. Eine Bemerkung will ich aber doch hervorheben, weil in ihr selbst auf die Schwierigkeit hingewiesen wird, die sardicensischen Aktenstücke des Theodosius mit Cyrillus in Verbindung zu bringen. Dieselbe lautet: The next point at which the contents of the MS. are such as to test the hypothesis I am putting forward is at the documents connected with the council of Sardica. Of these the first is the Arian Creed of the secession synod; and it might be urged that Alexandria was the last place, and Cyril the last person, to put forward an Arian composition as emanating from s a n c t a s y n o d u s c o n g r e g a t a S a r d i c a e. That Creed was, in fact, directed against Athanasius' assertion that the Father begat the Son *φύσει*, not simply *βουλήσει*, of His Nature, and not only of His Will; n o n s e n t e n t i a n e c u o l u n t a t e D e u m p a t r e m g e n u i s s e f i l i u m, q u o d n e q u e c o n s i l i o n e q u e u o l u n t a t e p a t e r g e n u e r i t f i l i u m, are the forms in which St. Hilary renders the doctrine they anathematised in this Creed. But on examination it appears that the Theodosian text, by simply omitting the negative, anathematises those who say

servetur, ut Alexandrinus episcopus horum habeat s o l l i c i t u d i n e m, quoniam et urbis Romae episcopo similis mos est, ut in s u b u r b i c a r i a l o c a s o l l i c i t u d i n e m g e r a t (Maassen S. 905). Man schloss damit Rom aus Afrika am einfachsten aus. Aus der Caecilianischen Version scheint auch der Zusatz in c. 6 der Prisca zu stammen: ut s u b u r b i c a r i a l o c a et omnem prouinciam sua s o l l i c i t u d i n e gubernet. Über die suburbicariae ecclesiae vgl. übrigens auch Löning, Geschichte des Deutschen Kirchenrechts I, 448 ff.

that aut uoluntate uel arbitrio pater genuit filium, and thus removes the one single stumblingblock to Athanasian orthodoxy. It is not, I think, wery difficult to see how, in the course of a couple of generations, the true history of a Creed which claimed the august title of Sardican had been forgotten even in Alexandria, so that what was supposed to emanate from the orthodox council was naturally assimilated (whether in the original or in the translation only) tho orthodox methods of expression.

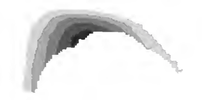
Das ist denn doch eine gar zu grosse Zumutung, einer Hypothese zulieb annehmen zu sollen, Cyrillus habe, wozu er nicht die geringste Veranlassung hatte und nach seinem eigenen Schreiben sich auch nicht veranlasst gesehen hatte, den Afrikanern auch das Glaubensbekenntnis der von Sardica nach Philippopolis entwichenen Arianer als ächt sardicensisches geschickt unter dem feierlichen Titel „Sancta Synodus congregata est Sardicae . . . hanc exposuerunt fidem". Eine solche Gedankenlosigkeit, ein arianisches Bekenntnis der orthodoxen sardicensischen Synode zuzuschreiben, kann man wohl einem späteren Sammler zutrauen, nicht aber Cyrillus, dem Nachfolger des Athanasius, der noch 362 mit einer Synode in Alexandrien feierlich bezeugt hatte, es gebe kein sardicensisches Glaubensbekenntnis. Dazu hätte Cyrillus, wenn man ihm nach der Hypothese die sardicensischen Aktenstücke bei Theodosius nach Carthago schicken liesse, noch ein zweites, sogleich zu besprechendes, unächtes Glaubensbekenntnis von Sardica gesandt, ja sogar ein drittes, falls man das sogenannte Konstantinopolitanische unter dem Titel: Symbolus sanctae synodi Sardici ebenfalls zu diesen Aktenstücken rechnet![1]) Ich bestreite aber auch, dass man durch eine absichtliche Streichung der Verneinung (non) die arianische Glaubensformel der athanasianischen Orthodoxie anpassen wollte. Denn da die Formel des

[1]) Und nach der Hypothese müsste man dies in der Tat tun, da nach diesem angeblich sardicensischen Symbol noch einige, auf das Konzil von Nicäa sich beziehende Aktenstücke Konstantins d. Gr. folgen, Maassen S. 549; Reifferscheidt I, 39.

Bekenntnisses bei Theodosius in den übrigen Teilen, einzelne unbedeutende Varianten abgerechnet, mit der von Hilarius zweimal gegebenen Formel desselben übereinstimmt, so muss man doch zunächst daran denken, dass „non“ aus Nachlässigkeit eines Schreibers ausgefallen sein könnte. Es fordert aber auch die eigentümliche Erweiterung der Formel gegenüber der Hilarianischen (aut non sententia neque uoluntate Deum Patrem genuisse Filium: hos omnes . . .): aut uoluntate uel arbitrio Pater genuit Filium, fecit, siue creauit, uel demonstrauit, sed secundum intellectum omnia scientem Verbum Dei, hos omnes anathematizat sancta catholica ecclesia — ohne Zweifel die Verneinung: aut non uoluntate. . . . Jedenfalls bliebe aber, wenn man auch mit der Hypothese eine absichtliche Korrektur zugunsten der athanasianischen Orthodoxie annähme, die Tatsache bestehen, dass das Glaubensbekenntnis den von Sardica nach Philippopolis entwichenen Eusebianern angehört, und bewiese die Korrektur nicht, dass sie vor oder im Jahre 419 gemacht worden sein müsse.

Die der Behauptung im Bessarione zu Grund gelegte Hypothese ist also nicht stichhaltig, woraus folgt, dass es auch die Behauptung im Bessarione nicht sein kann. Ich will aber jetzt noch von einer anderen Seite her zeigen, dass die Behauptung hinfällig ist.

Die Hypothese im Guardian geht nicht auf die sardicensischen Stücke ein, die in der Theodosianischen Sammlung nach Reifferscheidt und Maassen unter dem Titel „Definitiones aput Sardicam“ folgen: Das Schreiben des Osius und Protogenes an Papst Julius, das Rundschreiben des Konzils von Sardica an alle Bischöfe mit dem Zusatz derselben Glaubensformel, die sich auch bei Theodoret II, 6 mit diesem Schreiben verbunden findet, unmittelbar darauf die Canones von Sardica, nach einem Einschiebsel von zweiter Hand f. 94^{b} bis 99^{b} das Schreiben des Athanasius an die Priester und Diakone der Kirche von Alexandrien und Parembole, das Schreiben des Konzils von Sardica an die Kirchen der Mareotis, das Schreiben des Athanasius an Priester, Diakone und Volk von Mareotis u. s. w. (Reiffer-



scheidt I, 39; Maassen S. 548). Gerade diese Schriftstücke bilden aber nach dem Bessarione den „sehr kompletten Dossier", den Athanasius gesammelt und nach Alexandrien entweder geschickt oder persönlich gebracht haben soll.

Diese Aufstellung muss schon auf sehr ernste Bedenken stossen, wenn man nur rein äusserlich den Dossier betrachtet. Denn einmal ist er gar nicht „sehr komplett", da er, von den sardicensischen Canones abgesehen, nur ein einziges, auch anderswoher bekanntes sardicensisches Schriftstück, das Schreiben an alle Bischöfe, bringt, das aber verstümmelt wurde, um ein unächtes daranzufügen. Es fehlt ferner das Schreiben der Synode von Sardica an die Kirche von Alexandrien, das Athanasius wohl bekannt und nur durch ihn erhalten ist, und wird durch ein besonderes Schreiben des Athanasius selbst an die Priester und Diakone der Kirche von Alexandrien ersetzt. Endlich findet sich auch nicht das vom Bessarione doch als ächt in Anspruch genommene Schreiben der Synode an Papst Julius, woran ich aber keinen Anstoss nehme, weil es unächt ist.[1]) Dagegen sind die Schreiben der Bischöfe Osius und Protogenes an Papst Julius, des Athanasius an die Kirche von Alexandrien, der Synode von Sardica an die Kirchen in der Mareotis und des Athanasius an die gleiche Adresse ausser der Theodosianischen Sammlung nirgends bekannt. Sie scheinen also schon aus diesem Grunde da entstanden zu sein, wo auch die Sammlung entstanden ist, in der Diözese Aegyptus.

Prüfen wir aber die einzelnen Stücke, die nur die Theodosianische Sammlung bringt, so zeigt sich, dass sie sämtlich unächt sind.

Ich beginne mit den drei letzten Schreiben, weil sie bereits von anderer Seite für unächt erklärt worden sind, und ich dadurch einer besonderen Beweisführung überhoben werde. Da fällt nämlich vor allem auf, dass der angebliche Athanasius in seinem Schreiben an die Priester und Diakone der Kirche

[1]) Langen, Geschichte der römischen Kirche I, 448; Friedrich, Die Unächtheit der Canones von Sardica II, S. 424.

von Alexandrien die eusebianischen Gegner Theodorus, Narcissus und Ursacius sagen lässt: Omitte: quid nobis et uobis hominibus Christi? Nouimus, quod ueri estis, et timemus conuinci; ueremur in personam recognoscere calumnias. Nihil est nobis et uobis: Christiani enim uos estis, nos uero Christo repugnantes (Baller. III, 613),[1]) — eine Naivität, welche Hefele ausrufen lässt: „Wo in aller Welt werden die Eusebianer von sich selbst gesagt haben: ⟨wir sind Feinde Christi?⟩“ Dann macht er darauf aufmerksam, dass der Schluss in jedem der drei Briefe beinahe gleichlautend sei und sich wie die Kopie des einen von dem anderen ausnehme,[2]) und schliesst er seine Untersuchung mit den Worten: „Der ganze Inhalt dieser drei Briefe ist matt und lahm, die beständige Wiederholung der gleichen Worte unerträglich, die ganze Art und Weise geistlos und trivial. Dazu kommt, dass das ganze christliche Alterthum von diesen drei Aktenstücken nichts wusste, und sie nirgends anders als in jenem veronesischen Codex existieren,

[1]) Die ganze Stelle ist, wie ausdrücklich in dem Schreiben gesagt wird (quemadmodum tunc daemones de sepulcris), Math. 8, 28 f. nachgebildet. — Im Widerspruch mit dieser Stelle heisst es in dem unächten, dem Schreiben der Synode an alle Bischöfe angehängten Glaubensbekenntnis von Ursacius (und Valens): qui gloriantur et non dubitant dicere se christianos, Baller. III, 605.

[2]) Nam Gregorii mentionem facere noluerunt, qui enim penitus episcopi nomen non habuit, hunc nominare superfluum putauerunt. Sed tamen propter deceptos ab eo eius nominis mentionem fecerunt, non quia dignum erat eius nomen memorare, sed ut ab eo decepti cognoscant eius infamiam, et erubescant, quod tali communicauerunt . . ., Baller. III, 614. In dem ächten Schreiben der Synode an die Kirche von Alexandrien heisst es von Gregorius: Gregorium quidem, qui illegitime ab haereticis episcopus constitutus est et in uestram ciuitatem ab illis deductus, ab uniuersa sacra synodo de episcopatu (tametsi reuera numquam pro episcopo habitus fuerit) depositum esse, uestram unanimitatem scire uolumus. Valete igitur, et recipite uestrum episcopum Athanasium, quem ob idipsum cum pace dimisimus. Unde admonemus omnes, qui uel per metum, uel per dolum circumuenti, cum Gregorio communicarunt, ut nunc nostra admonitione, hortatu et suasu resipiscentes deinceps ab illius nefaria communione abstineant et sese ecclesiae catholicae agglutinent, Mansi III, 55.

so dass wir sie nicht für ächt anzuerkennen vermögen" (Konziliengeschichte I, 612 ff.).

Es steht mit dem Glaubensbekenntnisse nicht besser, das nach Streichung der Schlussklausel des Schreibens der Synode an alle Bischöfe diesem angehängt ist. Denn es muss schon bedenklich erscheinen, dass Athanasius und Hilarius von Poitiers, die das Schreiben der Synode mit der Schlussklausel reproduzieren, die Glaubensformel nicht kennen, und dass diese erst bei Theodoret auftaucht. Dazu erklärt die alexandrinische Synode unter Athanasius 362 kategorisch, die Synode von Sardica habe sich entschieden geweigert, eine neue Glaubensformel aufzustellen. Diese Tatsache sowie andere Gründe haben denn Baronius einst auch bewogen, die in Frage stehende Glaubensformel für unächt und der Synode von Sardica fremd zu erklären. Indessen haben gerade die später aufgefundenen Aktenstücke in dem angeblichen Dossier des Athanasius die Ballerini, dann Hefele und mit ihm Maassen veranlasst, sich eine neue Hypothese zu bilden, die von Hefele folgendermassen auseinandergesetzt wird: „Athanasius berichtet, dass Einige die Synode von Sardica zur Aufstellung eines neuen Symbolums durch das Vorgeben, das nicänische sei nicht hinreichend, zu bewegen gesucht hätten; die Synode sei jedoch nicht darauf eingegangen. . . . Dessungeachtet kam bald eine angebliche sardicensische Glaubensformel in Umlauf, welche jedoch Athanasius und die mit ihm im Jahre 362 zu Alexandrien versammelten Bischöfe für falsch erklärten und davor warnten. . . . Eine Kopie dieser sogenannten sardicensischen Formel gibt Theodoret[1]) am Schlusse des encyklischen Synodalschreibens von Sardica." Doch erst durch die Veroneser Sammlung des Theodosius Diaconus sei die Sache in klareres Licht gestellt worden. „Darin findet sich [nach dem Druck der Ballerini] gleich hinter den sardicensischen Canones ein kurzer Brief von Osius und Protogenes an Papst Julius,

[1] Dass die Formel Theodorets mit der 362 der alexandrinischen Synode vorliegenden identisch sei, ist nicht ausgemacht, wie schon Fuchs, Bibl. der Kirchenvers. II, 144 bemerkt hat; es ist aber wahrscheinlich.

und es ist dies sichtlich derselbe, von dem auch Sozomenus (III, 12) mit ziemlicher Ausführlichkeit redet. . . . Diesem kurzen Briefe folgt die lateinische Übersetzung der encyklischen Synodalepistel von Sardica, und dieser selbst ist eine Übersetzung der fraglichen sardicensischen Formel angehängt. . . . Wir können jetzt nach diesem Funde ohne Bedenken der Vermutung der Ballerini beitreten, dass wahrscheinlich Osius und Protogenes der Meinung waren, man sollte zu Sardica eine weitläufigere Exposition der nicänischen Formel aufstellen. In dieser Absicht hatten sie eine solche und auch einen hiezu passenden Brief an Papst Julius bereits entworfen. Aber die Synode ging auf ihren Plan nicht ein. Ihr Entwurf kam jedoch unter die Akten und wurde so von Manchen schon frühzeitig für eine ächte Synodalurkunde gehalten, so z. B. von der vierten allgemeinen Synode zu Chalcedon in ihrer Allokution an Kaiser Marcian (I, 554 ff.; Maassen S. 64).[1])

Diese ganze Argumentation beruht auf einer unrichtigen Interpretation des Schreibens der alexandrinischen Synode vom Jahre 362, das sich über die Frage ausspricht, ob die Synode von Sardica eine neue Glaubensformel aufgestellt habe. Sie verneint das aber und fordert zum Festhalten am Nicänum auf: hortamur uos, ut istis conditionibus ineatur concordia, ita ut nihil alterius, quam dictum est, ab illis qui in ueteri urbe

[1]) Dass die Synode von Chalcedon mit den Worten: Illi qui apud Sardicam contra reliquias Arii conuenerunt, Orientalibus direxerunt sui constituta iudicii, wenn sie diese constituta auch kurz vorher decretum de fide nennt (Baller. III, p. XXXIX), schon diese unächte Glaubensformel bezeichnen wollte, kann man bezweifeln. Sui constituta iudicii verträgt sich ganz gut mit der Aufgabe, welche die sardicensische Synode sich selbst zuschreibt: ut s. synodus in Sardorum ciuitatem conueniret, quo omnis controuersia praecideretur, et eiecto quidquid prauae fidei esset, sola in Christum pietas ab omnibus retineretur, Mansi III, 58; Baller. III, 599. Das was die sardicensische Synode in dieser Sache beschloss, konnte die chalcedonische aber auch decretum de fide nennen, ohne dabei an ein Glaubensbekenntnis zu denken. Sagt doch Hefele selbst (I, 556), dadurch dass die Synode von Sardica sich weigerte, eine neue Glaubensformel aufzustellen „und die nicänische für genügend“ bezeichnete, „hatte sie sich über den rechten Glauben erklärt“.

conueniunt, exigatis: uel illi qui cum Paulino sunt, aliud praeterquam quod inter Nicaeni concilii decreta reperitur, proponant. Tabellam igitur quam nonnulli iactant, quasi ex Sardicensi de fide conscriptam, ne legi quidem semel aut proferri sinatis. Nihil enim tale synodus definiuit. Quamuis enim certi homines nonnulla, quasi quae deessent, Nicaeno concilio ascribere uellent, idque acriter contenderent, sancta tamen synodus, quae Sardicae conuenit, indigne id tulit decretoque sanciuit, ne quid alterius de fide scriberetur, et sese contentos esse Nicaena fide, declarauerunt, ut cui nihil deesset, et quae plena pietatis esset: neque edendam esse aliam professionem fidei, ne illa quae Nicaeae scripta est, imperfecta crederetur, neue illis occasio huiusmodi suppeditaretur, qui saepenumero uolunt de fide definire et scribere. Quapropter si quis haec aut aliud quippiam cauillabitur compescite illum, et ad studium pacis inducite: nihil enim est quod in his agnoscere possumus, nisi solum contendendi studium (Mansi III, 347). Hier ist mit keiner Silbe gesagt, dass auf der sardicensischen Synode einige die Aufstellung einer neuen Glaubensformel verlangt hätten, was die Synode verweigert habe. Vielmehr haben wir darin eine historische Reminiszenz an die Vorgänge vor der Synode von Sardica, z. B. 341 auf der Synode in encaeniis zu Antiochien, wogegen einzuschreiten ja Hefele selbst anderwärts als eine der Aufgaben der sardicensischen Synode bezeichnet: „Da aber die beständige Machination der Eusebianer, und namentlich der grosse Leichtsinn, womit sie innerhalb weniger Monate viererlei Symbole aufgestellt, alle Sicherheit und Festigkeit des kirchlichen Bekenntnisses erschüttert hatte und den Glauben so veränderlich wie die Mode erscheinen liess, so war jetzt dringendes Bedürfnis, dass auf einer grossen Synode auch über diesen Punkt wieder ein festes Resultat gewonnen werde“ (I, 538). Dieses feste Resultat hat die sardicensische Synode in der Tat gewonnen und gibt die alexandrinische von 362 mit den Worten an: Die grosse Synode aber, die in Sardica zusammentrat, habe, indigniert über dieses Treiben, beschlossen, dass keine neue Glaubensformel aufzustellen sei.

Damit fällt auch die Annahme hinweg, dass gar Osius und Protogenes, „die Häupter“ der orthodoxen Bischöfe, die Aufstellung eines neuen Glaubensbekenntnisses von der Synode „mit Schärfe“ (acriter) verlangt und dadurch die „Indignation“ der Synode herausgefordert hätten, oder dass sie auch nur auf die Forderungen anderer eingegangen wären. Liegt aber die Sache so, dann hatten beide auch keinen Brief an Papst Julius und kein Glaubensbekenntnis vorbereitet,[1]) sind beide Schriftstücke erst später erdichtet[2]) und mit Unrecht diesen Männern zugeschrieben worden — vielleicht zu der gleichen Zeit, als man das sardicensische Schreiben an alle Bischöfe verstümmelte und ihm das in Frage stehende Glaubensbekenntnis anfügte, um letzteres durch den Brief zu beglaubigen.

Es folgt weiter daraus, dass Athanasius die der Synode von Alexandrien vorliegende Glaubensformel, die sich in seinem angeblich von Cyrillus 419 nach Carthago gesandten Dossier befunden haben soll, nicht blos nicht als sardicensische, sondern überhaupt in früheren Jahren nicht kannte, und dass er auch von einer anderen mit Sardica in Verbindung zu bringenden nichts wusste.

Und sollen sich wirklich, um auch davon noch ein Wort zu sagen, in dem angeblichen Dossier des Athanasius die sardicensischen Canones befunden haben? Es ist dann nur auffallend, dass der Alexandriner, der doch in seinen Schriften öfter auf die Synode von Sardica zu sprechen kommt, nie auch der ihr später zugeschriebenen Canones gedenkt, bei seiner Verteidigung, wie Langen gezeigt hat (I, 450), noch nach der Synode von ganz anderen Grundsätzen ausgegangen ist, als den in den sardicensischen Appellationsartikeln fixierten.

Es hat sich also gezeigt, dass der Inhalt des angeblichen

---

[1]) Der Brief an Julius gibt sich den Anschein, als ob er nach den Verhandlungen der Synode über den Glauben geschrieben sei, und erzählt die Vorgänge in der Synode ganz im Gegensatz zu der Synode von Alexandrien 362.

[2]) Auch Langen, Geschichte der römischen Kirche I, 448, nennt den Brief der Bischöfe Osius und Protogenes an Papst Julius „erdichtet“.

Dossier des Athanasius mit Ausnahme des absichtlich verstümmelten Schreibens der Synode an alle Bischöfe lauter unächte Schriftstücke enthält. Und gerade diese soll Athanasius gesammelt und in seiner Kirche hinterlegt haben! Ja, darunter sogar das eben besprochene, unächte sardicensische Glaubensbekenntnis, obwohl er 362 noch beteuerte, es gebe überhaupt kein Glaubensbekenntnis der Synode von Sardica! Und dann die Behauptung, Cyrillus habe 419 diesen Dossier aus dem alexandrinischen Kirchenarchiv hervorgeholt und nach Carthago mit einem Begleitschreiben geschickt, worin er diese Sammlung unächter Schriftstücke als ächte beglaubigt hätte! Zum Glück sind wir über diese Vorgänge so gut authentisch unterrichtet, dass alle diese Hypothesen und Behauptungen im Lichte der Geschichte sich in nichts auflösen.

Es findet sich darum auch bei den Afrikanern keine Spur davon, dass sie durch den ihnen angeblich 419 aus Alexandrien zugegangenen Dossier die sardicensischen Canones kennen gelernt hätten, dagegen die Behauptung noch im Jahre 425, dass sie den ihnen von Papst Zosimus zugesandten 5. sardicensischen Canon in keiner Synode, auch nicht in der Sendung des Cyrillus, gefunden haben (oben S. 329).

Es bedeutet daher schon aus allen vorausgehenden Gründen nichts, wenn im Bessarione mit besonderem Nachdruck gesagt wird: Au nombre de ces pièces figurent les canons de Sardique, indiqués comme tels, da diese Behauptung nur dann einen Wert hätte, wenn der Dossier wirklich von Athanasius gesammelt und von Cyrillus 419 nach Carthago geschickt worden wäre. Die Überschrift „Definitiones aput Sardicam“ ist aber zweifellos erst von dem nämlichen Sammler hinzugefügt worden, der auch nach Maassen wahrscheinlich schon „die eigentümliche Version der Canonen und einiger andern Aktenstücke des Konzils von Chalcedon“ aufgenommen und ganz parallel zu dieser Überschrift die beim Konzil von Chalcedon geschrieben hat: Definitiones ecclesiasticae pronuntiatae a sancta et uniuersali synodo, quae Chalcedone congregata est, — dem nämlichen, welcher auch dem sogenannten konstantinopolitanischen

Symbolum die Worte: Item symbolus sanctae synodi Sardici vorgesetzt hat und damit seine Unwissenheit und Unbeholfenheit bezeugt.

Zu dem gleichen Resultat kommt man von einer dritten Seite. Ich habe in meiner zweiten Abhandlung „Die Unächtheit der Canones von Sardica“ (Sitzungsber. 1902) nachgewiesen, dass der 4. sardicensische Canon erst nach dem Konzil von Chalcedon (451) entstanden sein kann. Da nun aber dieser Canon sich auch unter den sardicensischen Canones bei Theodosius Diaconus findet, so ist klar, dass diese Redaktion weder von Athanasius nach Alexandrien geschickt oder gebracht noch von Cyrillus 419 nach Carthago gesandt worden sein kann. Ja, die Redaktion der Canones bei Theodosius liegt sogar noch nach der endgültigen Fixierung des griechischen Vulgattextes, mit dem sie, auch hinsichtlich der später in der Obermetropolie Thessalonich gemachten Zusätze, vollständig, einen einzigen Punkt ausgenommen, übereinstimmt. Der griechische Vulgattext bringt nämlich den c. 18 der Lateiner (oder den Januarius-Canon) noch nicht, während die Redaktion des Theodosius ihn hat. Diese muss daher nach der endgültigen Fixierung des griechischen Vulgattextes entstanden sein. Wenn dem aber so ist, so können die sardicensischen Canones bei Theodosius auch von diesem Gesichtspunkt aus nicht von Athanasius in Alexandrien niedergelegt und von Cyrillus nach Carthago gesandt worden sein.

Ich darf hier vielleicht noch die Frage stellen: woher stammt in der ägyptischen Sammlung des Theodosius dieser 18. oder Januarius-Canon? Denn bekanntlich haben die Ballerini gerade aus dem Vorhandensein dieses Canon in der Sammlung des Theodosius geschlossen, es müsse ausser der griechischen Vulgatversion noch eine zweite griechische Version der Canones existiert haben, in der dieser Januarius-Canon sich fand. In vulgato Graeco tres canones desunt, qui leguntur in quovis textu Latino, uti sunt apud Isidorum canones X. XII. et XVIII.: et e contra duo canones absunt a quovis Latino textu, qui in Graeco inveniuntur can. XVIII. et XIX. Quod si

unus e tribus canonibus in vulgato Graeco deficientibus, nimirum canon apud Isidorum XVIII., qui incipit Januarius, exstabat in eo Graeco exemplo, ex quo sumpta fuit antiquissima eorumdem canonum versio hoc tomo edenda; nobisque conservata in memorato MS. 55 Capituli Veronensis . . . (III, p. XXXI). Und später schreiben sie: Porro in laudato MS. Veronensi post praedictam Synodicam sine alio titulo subjiciuntur canones Sardicenses eodem ordine ac in vulgato Graeco, sed ex diversae originis Graeco exemplo ignota hactenus versione traducti: inter quos enim canones unus exhibetur, qui etsi exstet in omnibus exemplaribus originalis Latini cum initio Januarius, in Graeco tamen vulgato nequaquam legitur (III, p. XXXIX).

Mir scheint diese Folgerung der Ballerini nicht richtig zu sein. Denn ebenso gut könnte man sagen, dass der Januarius-Canon aus einer lateinischen Version in die des Theodosius eingeschoben wurde, eine Annahme, die sich durch die folgenden Erwägungen in der Tat nahezulegen scheint. Die sardicensischen Canones bei Theodosius sind aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt und stimmen deshalb sprachlich mit keiner anderen lateinischen Version. Nicht so ist es bei dem Januarius-Canon. Denn wenn er auch einige Besonderheiten hat, so stimmt er sonst sprachlich so sehr mit den lateinischen Versionen überein, dass an eine Übersetzung desselben aus dem Griechischen kaum gedacht werden kann.[1])

[1]) Es ist ähnlich wie mit der Caecilian-Version der nicänischen Canones bei Theodosius. „Sie ist von den andern Handschriften unabhängig und enthält zahlreiche kleine Abweichungen von ihnen, die ihr allein eigentümlich sind, die jedoch die Tatsache, dass überall die gleiche Übersetzung vorliegt, nicht berühren“, Löning I, 450.

Isid. Veron. Baller. III, 525, n. 78.	Theodos. diac. Baller. III, 595.	Dionys. Baller. III, 74.
Januarius episcopus dixit: Illud quoque sanctitas uestra statuat, ut nulli episcopo liceat alterius ciuitatis ecclesiasticum sollicitare et in sua dioecesi[1]) ordinare,[2]) quia ex his contentionibus solent nasci discordiae, et ideo prohibet omnium sententia, ne quis hoc facere audeat.	Januarius episopus dixit: Et hoc dilectio uestra constituat, ne ulli liceat episcopo alterius ecclesiae ecclesiasticum sollicitare uel in parochia sua ordinare. Omnes dixerunt: Maxime ex huiusmodi contentionibus consueuerunt nasci discordiae (et concupiscentiae) et ob hanc rem (ad destinatas sibi clerici non pergunt ecclesias) omnium sententia hoc prohibet fieri.	Januarius episcopus dixit: Illud quoque statuat sanctitas uestra, ut nulli episcopo liceat alterius ciuitatis episcopi ecclesiasticum sollicitare ministrum, et in suis parochiis ordinare. Uniuersi dixerunt: Placet, quia ex his contentionibus solent nasci discordiae, et ideo prohibet omnium sententia, ne quis hoc facere audeat.

Es hätte demnach der Übersetzer der griechischen Sammlung ins Lateinische wahrscheinlich diesen Januarius-Canon aus einer lateinischen Version in die seinige eingefügt, wie er nach Maassen ja auch die nicänischen Canones nicht neu aus dem Griechischen übersetzte, sondern die Version des Caecilian von Carthago „mit einzelnen Abweichungen" in die Sammlung aufnahm (oben S. 323).

[1]) In parochiis suis die anderen Codices.

[2]) Uniuersi dixerunt, das die anderen Codices haben, hier ausgefallen.

Das mittelgriechische Fischbuch.

Von **K. Krumbacher.**

(Mit einer Tafel.)

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 2. Mai 1903.)

I.

Die Überlieferung und literarhistorische Stellung des Fischbuches.

Aus E. Millers Catalogue des Mss grecs de la bibliothèque de l'Escurial, Paris 1848, S. 450, war ersichtlich, dass der Cod. Escor. Ψ—IV—22 vulgärgriechische Poesien enthält. Die längst erwünschte Gelegenheit, Näheres über ihren Inhalt zu erfahren, bot sich mir, als im Jahre 1896 Herr R. Wünsch, Giessen, nach Spanien reiste. Auf mein Ersuchen sandte er mir eine genaue Beschreibung des vulgärgriechischen Inhalts der Hs, die bald darauf unter dem Titel „Zur Escorial-Handschrift Ψ —IV—22" in der Byz. Zeitschr. 6 (1897) 158—163 veröffentlicht wurde. Es zeigte sich, dass die Hs ausser mehreren bekannten Stücken ein literarisches Unikum, ein mittelgriechisches Fischbuch, bewahrt. Nachdem ich auf diesen seltenen Fund in der Geschichte der byzantinischen Literatur[2] S. 884 Anm. 4 vorläufig hingewiesen hatte, war Herr C. de Boor, Breslau, so freundlich, im Frühjahr 1899 den kleinen Text für mich zu kopieren. Da jedoch, namentlich wegen der dunkeln und zum Teil verdorbenen Fischnamen, einige Zweifel übrig blieben, liess ich mir später durch Herrn C. Faulhaber, Würzburg, noch eine Photographie des Textes besorgen. Allen

drei Herren, die auf solche Weise zur Erreichung des Textes zusammengewirkt haben, sei für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Der Cod. Escor. Ψ—IV—22, Papier, 228 Blätter, nach E. Miller saec. XV, in Wahrheit wohl saec. XVI, enthält eine von Demetrios Kydones verfasste Übersetzung der Schrift des hl. Thomas von Aquino über den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi, dann Auszüge aus Aristoteles, Augustin, Platon u. s. w. (fol. 1—21). Mit fol. 22 beginnen die vulgärgriechischen Texte:

1. Eine von dem gedruckten Texte abweichende Redaktion des umfangreichen Romans Lybistros und Rhodamne (fol. 22—193).

2. In diesen Roman scheint durch Blattversetzung ein anderes Stück eingeschoben zu sein, das ich leider nach den kleinen von Wünsch a. a. O. S. 161 gegebenen Proben nicht zu identifizieren vermag.

3. Bruchstücke eines Prosatextes, einer ungedruckten Redaktion des Porikologos (fol. 194); der Anfang des Stückes steht fol. 201ᵛ; es scheinen fol. 194—195 versetzt zu sein.

4. Ein zweites Prosastück, der Opsarologos (fol. 194ᵛ—195ᵛ).

5. Der Pulologos (fol. 196ʳ—201ᵛ). Auf fol. 201ᵛ folgt der Anfang des Porikologos, dessen Schlussteil fol. 194ʳ⁻ᵛ steht. Ursprünglich scheint also der Pulologos an erster Stelle gestanden zu haben, an zweiter der Porikologos, an dritter der Opsarologos.

6. Über den Rest sagt Wünsch (a. a. O. S. 163): „Es folgen lauter Vogelerzählungen; inwieweit diese noch zu dem bereits bekannten Porikologos (soll heissen: Pulologos) gehören und inwieweit sie Neues bringen, kann ich nach meinen kärglichen Stichproben nicht mehr feststellen. Der Schluss ist fol. 213ᵛ Z. 7: *ἔ/παυσαν τὰς ὕβρεις καὶ μετὰς χαρὰς καὶ μετὰς τιμὰς ἐπλήρωσαν τὸν γάμον· καὶ εὐφρανθέντα καὶ ἐγερθέντα καὶ ἐπηφημήσαντα τὸν βασιλέαν εἶπων ὁμοφόνως· εἰς πολλὰ τὰ ἔτη*

δέσποτα καὶ οἴκαδε ἐπανίεσαν. Es folgt ein freier Raum von drei Zeilen, der Rest des Blattes ist weggeschnitten, die Rückseite frei.“ Es handelt sich offenbar um eine bisher unbekannte Prosaredaktion des Pulologos.

Nach den vulgärgriechischen Sachen folgen (fol. 214—228) noch einige religiöse Texte, ein *'Εξόδιος ὕμνος εἰς τὸν Χριστόν* und ein Fragment der Passion. Vielleicht sind diese Stücke, wie auch der Anfangteil (fol. 1—21), erst später dem Codex beigebunden worden.[1])

Wie sich aus dieser kurzen Analyse ergiebt, knüpfen sich an den vulgärgriechischen Inhalt der Hs noch manche Fragen. No. 2 und 6 müssten noch näher beschrieben bezw. identifiziert werden, No. 1, 3, 5 wären zu vergleichen und ihr Verhältnis zu den edierten Texten bezw. ihr Wert für die Texteskonstitution näher zu bestimmen. Hoffentlich finde ich bald Gelegenheit, die Hs selbst zu studieren, um diese für die Geschichte der vulgärgriechischen Literatur nicht unwichtigen Fragen aufzuklären. Heute muss ich mich auf das unter No. 4 angeführte Stück beschränken.

Das Titelwort *'Ο ὀψαρολόγος*, wofür natürlich *'Ο 'Οψαρολόγος* zu schreiben ist, ist von dem spätgriechischen *ὀψάριον* (ngr. *ψάρι*) „Fisch“[2]) und *λόγος* nach Analogie von *Φυσιολόγος* „Naturbuch, Naturgelehrter“, *Πουλολόγος* „Vogelbuch“, *Πωρικολόγος* „Obstbuch“ gebildet und bedeutet also „Fischbuch“. Den Inhalt des Werkchens bildet eine von Fischen und anderen Seetieren unter dem Vorsitze des Königs Wal veranstaltete

---

[1]) Die obige Inhaltsangabe beruht auf E. Millers Katalog und der oben zitierten Abhandlung von Wünsch.

[2]) Zur Bedeutungsgeschichte von *ὄψον* vgl. die interessanten Belege bei Athenaeus VII 4 ff. Aus *ὀψάριον* wurde auch ein Familienname *'Οψαρᾶς* („Fischer“) gebildet. Kedrenos ed. Bonn. II 621, 5. Georgios Akropolites ed. Bonn. 188, 21. Vgl. ed. Heisenberg (Bibl. Teubneriana 1903) I S. 178 Variante unter dem Texte. Zur Bildung vgl. H. Moritz, Die Zunamen bei den byzantinischen Historikern und Chronisten, I. Teil, Landshut 1897, S. 46; II. Teil, Landshut 1898, S. 27.

Gerichtsverhandlung. Die magere Makrele wird einer Verschwörung gegen Seine Majestät angeklagt. Nach kurzer Untersuchung lässt sich König Wal von ihrer Schuld überzeugen und schneidet ihr (im Griechischen ist sie männlichen Geschlechtes) den Bart ab und verflucht sie. Mit einer echt byzantinischen Akklamation der Fische an den König schliesst das Protokoll.

Wenn man die Absicht und die literarhistorische Stellung des Werkchens näher bestimmen will, so ist zunächst klar, dass es in die grosse Gruppe der mittelalterlichen Tier-, Pflanzen- und Steinbücher gehört.[1]) Allerdings mit dem Hauptvertreter dieser Gruppe, dem Physiologus, hat es keine nähere Verwandtschaft; denn sein wesentliches Kennzeichen, die religiös-symbolische Ausdeutung, fehlt. Auch mit den anderen mittelgriechischen Tierbüchern, wie den Erzählungen vom ehrsamen Esel, die sich als Bearbeitungen der Geschichte vom Reineke Fuchs erwiesen haben, zeigt das Fischbuch keinen engeren Zusammenhang. Dagegen haben wir drei andere mittelgriechische Texte, die nach Inhalt, Absicht und Einkleidung mit dem Fischbuch die engste Verwandtschaft aufweisen. Das sind die Kindergeschichte von den Vierfüsslern (*Διήγησις παιδιόφραστος τῶν τετραπόδων ζῴων*), das Vogelbuch (*Ὁ Πουλολόγος*) und das Obstbuch (*Ὁ Πωρικολόγος*).[2])

Das Vierfüsslerbuch, ein aus 1082 politischen Versen bestehendes Gedicht, gleicht einer vorausgreifenden Parodie der

[1]) In einer Zeit, in der die literarhistorischen Querschnitte so beliebt sind, sollte, nachdem der Roman, der Dialog, der Mimus, die Biographie u. s. w. dargestellt sind, nun auch einmal das interessante, freilich ungeheuer ausgedehnte und zerklüftete Gebiet der allegorischen und satirischen Naturbücher in ihren Zusammenhängen mit der wissenschaftlichen Naturkunde, der Kuriositätenliteratur, der Fabel, dem Sprichworte und in ihrer Wirkung auf die übrige Literatur und die bildende Kunst zusammengefasst werden. Ein hübsches Beispiel aus der lateinischen Literatur ist das „Testamentum Porcelli“ (Petronii Satirae ed. Fr. Bücheler, Berlin 1895, S. 241 f.).

[2]) Über die Hss und Ausgaben dieser Werke vgl. meine Gesch. d. byz. Lit.[2] S. 877 ff., 883 f.

image
not
available

In allen drei Werkchen ist deutlich die satirische, parodistische Tendenz bemerkbar. Gegenstand der Satire sind das vielgestaltige byzantinische Hof-, Beamten- und Titelwesen, fremde Völkerschaften, vereinzelt auch die römische Kirche und die Juden. Die obige knappe Analyse der drei Stücke genügt, um zu zeigen, dass das Fischbuch mit ihnen nahe verwandt ist. Der engste Zusammenhang nach Form und Inhalt besteht zwischen dem Fischbuch und dem Obstbuch. Beide Werkchen sind in Prosa abgefasst. Beide schildern eine hochnotpeinliche Verhandlung. In beiden handelt es sich um eine Verschwörung gegen den König. Nur der Ausgang des Prozesses ist verschieden. Im Obstbuch wird die Anklägerin Traube der Lüge überführt und mit schweren Leibesstrafen belegt; im Fischbuch behalten die Ankläger Recht, und die Makrele wird wegen Hochverrats zu körperlicher Verstümmelung und Ehrenverlust verurteilt.

Die enge Zusammengehörigkeit der vier Parodien wird auch durch ihre Überlieferung bestätigt. Der berühmte Codex Vindob. theol. 244 bewahrt, neben vielen anderen Texten, die Vierfüsslergeschichte zusammen mit dem Pulologos und dem Porikologos und zwar den Pulologos und die Vierfüsslergeschichte unmittelbar aufeinander folgend (fol. 84—89; 90—98), den Porikologos durch einige andere Texte von ihnen getrennt (fol. 116—118). Im Codex Escor. Ψ—IV—22 fehlt die Vierfüsslergeschichte; dafür stehen hier die drei anderen Stücke (der Pulologos in einer doppelten Redaktion) und zwar unmittelbar neben einander. Die durch Blattversetzung getrübte ursprüngliche Reihenfolge war offenbar: 1. Pulologos, 2. Porikologos, 3. Opsarologos, eine Folge, die der Bedeutung und dem Umfange der drei Werkchen entspricht. An vierter Stelle scheint die Prosaredaktion des Pulologos gefolgt zu sein.

Innerhalb der aus den vier Texten gebildeten Gruppe gehören, wie erwähnt, die zwei metrischen Stücke, das Vierfüssler- und das Vogelbuch, auch nach Inhalt und Charakter enger zusammen, ebenso die zwei Prosastücke, das Obst- und Fischbuch.

Die Prosaredaktion des Pulologos bildete vielleicht eine Art Mittelstufe zwischen den beiden Gruppen. Das Verhältnis des Obst- und Fischbuches bedarf einer näheren Prüfung. Schon eine oberflächliche Vergleichung zeigt, dass das Obstbuch im logischen Aufbau der Handlung, an Reichtum und Güte der Motive und vor allem in der Schlusspointe dem Fischbuch überlegen ist. Von störenden Unebenheiten des Fischbuches sei nur einiges hervorgehoben: Zuerst wird der Befehl verlangt, dass die Archonten und Hegemonen erscheinen sollen; in Wirklichkeit kommen nur die ersteren. Nach Einberufung der Gerichtsversammlung tritt neben Makrele und Sardine plötzlich der noch gar nicht genannte Prätor Kabeljau als Mitschuldiger auf. Der König fragt, ob Makrele wahr gesprochen habe, obschon sie noch gar nicht zum Worte gekommen ist. Recht unpassend ist auch, dass Graf Sardine, obschon er die Makrele durch sein Zeugnis ins Unglück gebracht hat, von dieser noch weiter freundschaftlich behandelt wird und ihr dann sein Mitgefühl bezeugt. Dass das Fischbuch dürftiger ist als das Obstbuch, ist schon aus der Zahl der auftretenden Personen ersichtlich, die im ersteren nur 43, im letzteren 79 beträgt. Wie eng aber beide Texte verwandt sind, beweist nicht nur die grosse Ähnlichkeit des allgemeinen Ganges der Handlung, von der man sich durch Vergleichung der unten folgenden deutschen Übersetzung des Fischbuches mit der obigen Analyse des Obstbuches leicht überzeugen kann, sondern auch eine stattliche Reihe einzelner Motive und Ausdrücke, die beiden Texten gemeinsam sind. Vgl. die folgende Zusammenstellung:

Obstbuch (ed. Wagner, Carmina graeca medii aevi S. 199 ff.).	Fischbuch (s. die unten folgende Ausgabe).
199, 1 ff. *Βασιλεύοντος τοῦ πανενδοξοτάτου Κυδωνίου καὶ ἡγεμονεύοντος τοῦ περιβλέπτου Κίτρου, συνεδριάζοντος δὲ Ῥοδίου τοῦ ἐπικέρνη. . . .*	*Βασιλεύοντος τοῦ πανενδοξοτάτου Κήτου καὶ ἀνθυπατεύοντος τοῦ περιβλέπτου Δελφίνου, συνεδριάζοντος . . . Κεφάλου τοῦ ἐπικέρνη. . . .*

3 *Μήλου τοῦ λογοθέτου....*	*Γλανέου τοῦ λογοθέτου....*
4 *Ῥοδακίνου τοῦ πρωτοστάτορος....*	*Ξιφίου τοῦ πρωτοστάτορος* (Hs: *λοτοράταρος*)....
5 *Πιστακίου τοῦ καίσαρος....*	*Λαβρακίου τοῦ καίσαρος....*
10 *παρέστη καὶ ἡ Στάφυλος ἀναγγέλουσα ταῦτα....*	*καὶ ἦλθεν ἡ Συναγρίδα καὶ ἡ Λαβρακότουρνα καὶ ἀνήγγειλαν πρὸς τὸν βασιλέαν....*
20 *κατὰ τῆς βασιλείας σου ἄτοπα ἐπιτηδεύουσιν....*	*ἐβουλεύσαντο κατὰ τῆς βασιλείας σου....*
31 f. *εὐθὺς δὲ ἐξεπήδησε καὶ ὁ κύρις Κρομμύδιος μετὰ κόκκινης στολῆς....*	*εὐθὺς γοῦν ἐξεπήδησεν καὶ ὁ κύρις Ὀμύδιος μετὰ μαύρης στολῆς*
33 *τοὺς λόγους τούτους πρὸς τὸν βασιλέα ἀπεκρίνατο....*	*τοὺς λόγους ἀποκρινόμενος.*
35 *μὰ τὸν ἀδελφόν μου Σκόρδον ... καὶ ἀνεψιόν μου τὸν Ῥεπάνην καὶ συμπέθερόν μου Πράσον....*	*Μὰ τὸν ἀδελφόν μου τὸν Καλαμάριον καὶ τὸν ἀνεψιόν μου τὸν Κτένιον καὶ τὸν συμπέθερόν μου τὸν Πάγγουρον....*
44 *ὁ δὲ βασιλεὺς Κυδώνιος ἔφη πρὸς τοὺς παρεστῶτας· „Σεβαστὲ Μαρούλιε ... καὶ Ἀντίδιε πρωτοκαθήμενε τοῦ βισταρίου καὶ ἔπαρχον (ἔπαρχε?) Χρυσολάχανον....*	*ὁ δὲ βασιλεὺς Κῆτος πρὸς τοὺς παρεστῶτας ἔφη· Σεβαστὲ Στάκε ... καὶ Βόσκανε προκαθήμενε τοῦ βεστιαρίου ... καὶ ἔπαρχε Τοῦρνα.*
48 *οἳ καὶ τὰς βίβλους κρατεῖτε, κρίνατε πρὸς ἑαυτοὺς, καθὼς ὁ κύριος* (l. *κύρις*) *Κρομμύδιος ἀπεφθέγξατο τὸ κἄτινος ψευδῆ* (verdorben)“.	*οἳ καὶ τὰς βίβλους κρατεῖτε, κρίνατε πρὸς αὐτοὺς, καθὼς ὁ κύρις Ὀμύδιος ἐφθέγξατο καὶ ἐξετάσετε τὸ ἀληθές.*
οἱ δὲ εἶπον· „ὦ δέσποτα βασιλεῦ Κυδώνιε, τὴν δικαίαν κρίσιν θέλομεν, ἱκετεύομέν σε τοῦ προστάξαι ἐλθεῖν τοὺς ἄρχοντας καὶ ἡγεμόνας.“	*οἱ δὲ εἶπον· Ἡμεῖς, ὦ δέσποτα, ἀεὶ τὴν δικαίαν κρίσιν θέλοντες λοιπὸν ἱκετεύομέν σοι τοῦ προστάξαι καὶ ἐλθεῖν τοὺς ἄρχοντας καὶ ἡγεμόνας.*

προστάξαντος οὖν τοῦ βασιλέως καὶ εἰσελθόντων τῶν ἀρχόντων παρίστανται καὶ οἱ. . . .	*προστάξαντος οὖν τοῦ βασιλέως καὶ εἰσελθόντων τῶν ἀρχόντων παρίσταντο γοῦν οἱ. . . .*
80 *τότε ὁ βασιλεὺς Κυδώνιος ἀπεκρίνατο μὲ μανίαν μεγάλην καὶ μὲ θυμὸν ἐκατηράθη μεγάλως τὴν Στάφυλον. . . .*	*ἀκούσας δὲ ὁ βασιλεὺς Κῆτος καὶ ὁρίσας μετὰ θυμοῦ μεγάλου . . . τότε κατηράσατο τὸν Τζῆρον. . . .*
89 *καὶ ἀπὸ τοῖχον εἰς τοῖχον νὰ μηδὲν ἀποβγαίνουν, καὶ ἀπὸ φάτνην εἰς φάτνην νὰ παραδέρνουν . . . καὶ κωλοθέας νὰ κροῦσιν εἰς τὰ πάλματα. . . .*	*καὶ ἀπὸ κλοτζάτων καὶ ὡς κλοτζάτο καὶ ἀπὸ βρωμαρέας μὴ ἐγλύσῃς. . . .*
100 *εὐθὺς οὖν εἶπον οἱ ἄρχοντες „εἰς πολλὰ ἔτη, δέσποτα βασιλεῦ Κυδώνιε, εἰς πολλὰ ἔτη. . . .*	*καὶ εὐθὺς κράξαντες οἱ ἰχθύες ἅπαξ ἅπαντες εἶπαν· Εἰς πολλὰ ἔτη, δέσποτα!*

In der ersten Hälfte der Erzählung stimmt der Porikologos mit dem Opsarologos mithin mehrfach auf längere Strecken fast wörtlich überein. Erst mit dem Beginn der feierlichen Gerichtsverhandlung gehen die zwei Texte völlig auseinander, um dann nur noch an drei Stellen (des Porikologos Z. 80, 89, 100) schwach aneinander anzuklingen. Dass ein genetisches Verhältnis zwischen den zwei Werkchen besteht, ist über allen Zweifel erhaben. Die Frage ist nur, welcher Text als das Original zu gelten hat. Wenn man die Stellen, wo P(orikologos) reicher ausgearbeitet ist als O(psarologos) genauer vergleicht, so erkennt man, dass der Autor des O die etwas reicheren und langwierigen Ausführungen des P mit Absicht verkürzte und dabei weniger bekannte oder wenigstens zu seiner Zeit nicht mehr landläufige Titel und Würden unterdrückte. Dieser Modernisierung sind z. B. die charakteristischen Warangen (56) zum Opfer gefallen und durch die farblosen Sekretäre und Leibwächter ersetzt worden. Die Aufzählung der Verwandten beim Schwure (36 ff.) ist im O auf drei Personen (Bruder, Neffe, Schwager) reduziert worden. Ein für

eine richtige Gerichtsverhandlung unentbehrliches Element, die Zeugen, die im P ganz feierlich nach Name und Stand eingeführt werden, erscheinen im O ganz unvermittelt beim Schlusse der Verhandlung, ohne dass sie vorher auch nur erwähnt worden waren. Eine so ungeschickte Verkürzung und Vergröberung eines gegebenen Planes kann man dem Verfasser des Originals selbst nicht zutrauen. Für O ist sicher ein zweiter Autor verantwortlich, der den Grundgedanken des P, die Gerichtsverhandlung und Verurteilung unter dem Vorsitze des Königs, aus dem Reiche der Früchte auf das der Fische übertrug. Die Annahme von zwei Autoren wird auch durch sprachliche Differenzen unterstützt: P gebraucht die vulgäre Form *ἐξετάξουν* (Z. 65), O die regelmässige *ἐξέτασε* (Z. 22), P sagt *ἐκατηράθη* (Z. 81; 97), O *ἐκατηράσατο* (Z. 47).

Wenn sich der Autor O im allgemeinen Aufbau wie in vielen Einzelheiten eng an sein Vorbild anschloss, so hat er doch manches selbständig erfunden. Fast ganz gehört ihm der zweite Teil des Berichtes, die Verurteilung der Makrele. Ziemlich erhebliche Abweichungen zeigen PO in ihrem wichtigsten Elemente, in der Parodie des Beamten- und Titelwesens.

Gemeinsam sind PO folgende Ämter, Titel, Funktionen u. s. w.: *Βασιλεύς (βασιλεύων) πανενδοξότατος, βασιλεία* (in P auch *ἡ ἁγία βασιλεία*), *περίβλεπτος* (in P Beiwort des *ἡγεμονεύων*, in O des *ἀνθυπατεύων*), *συνεδριάζων, ἐπικέρνης, λογοθέτης, πρωτοστάτωρ* (in O durch Konjektur hergestellt), *καῖσαρ, κόμης, μάρτυρες, κύρις, δεσπότης* (vom König), *παρεστῶτες, σεβαστός, προκαθήμενος* (in P *πρωτοκαθήμενος*) *τοῦ βεστιαρίου* (in P *βισταρίου*), *ἔπαρχος, οἵ καὶ τὰς βίβλους κρατεῖτε, ἄρχων, ἡγεμών.*

Nur in P kommen vor: *ἡγεμονεύων, πρωτονοτάριος, πρωτοβεστιάριος, πρωτοβελλίσιμος* (lies (?): *πρωτονωβελλίσιμος*), *μέγας δρουγγάριος, μέγας ἄρχων, γραμματικοί* (= Sekretäre), *πρωτοσέβαστος, πρωτοσπαθάριος, πρατούκτωρ* (wohl verdorben aus *προτέκτωρ*), *ἀνυμνητέοι* (ob als Epithet gedacht?), *κυρὰ ἡγουμένη, κυρὰ οἰκονόμισσα, κυρὰ καλογραῖα, κουροπαλάτης, κοντόσταυλος, βάραγγοι, ὁ τοῦ φουσάτου κριτής, σακελλάριος, αὐθέντης* (vom König), *οἱ κριταί, εὐγενικός* (vom König).

Nur in O finden wir: *ἀνθυπατεύων*, *μέγας δομέστικος*, *λογαρᾶς*, *παρακοιμώμενος*, *καστροφύλαξ*, *οἱ νοτάριοι* (durch Konjektur), *οἱ παράμοναι*, *πραίτωρ*.

Es sind also 19 Titel u. s. w. PO gemeinsam, 22 auf P, 8 auf O beschränkt. Der Autor von O hat mithin auch hier seine Vorlage P nicht bloss verkürzt, sondern einiges Neue selbst erdacht.

Es bedarf keines weiteren Beweises mehr, dass O als eine von einem zweiten Autor stammende, wohl erheblich spätere Imitation von P betrachtet werden muss. Weniger sicher lässt sich die Entstehungszeit der beiden Werkchen bestimmen. Die durch das Alter der Hss gegebene Spätgrenze (16. Jahrh.) ist ohne Belang; denn erheblich älter sind PO sicher. In jener letzten Zeit des byzantinischen Reiches, in der die Landesgrenzen auf das Weichbild von Konstantinopel und einige Splitter in den Provinzen zusammengeschrumpft und damit die Kenntnis der Hof- und Staatsämter und das Interesse für sie dem allergrössten Teile des griechisch sprechenden Orients verloren gegangen war, sind unsere Parodien gewiss nicht geschrieben worden; sie setzen eine Zeit voraus, in der das oströmische Reich noch in einer erheblichen Ausdehnung und Machtfülle bestand und sein komplizierter Beamtenapparat noch eine weitbekannte Tatsache war. Höher als in den Anfang des 13. Jahrhunderts dürfen wir aber nicht gehen wegen der allgemeinen Tatsachen der Geschichte der vulgärgriechischen Literatur. So gelangen wir ins 13.—14. Jahrhundert. Zu beachten ist, dass im 14. Jahrhundert (1356) wahrscheinlich auch eines der zwei verwandten metrischen Werke, der Pulologos, entstanden ist. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten ergeben keine sichere Basis; denn bekanntlich wurden die vulgärgriechischen Werke, wie man aus der Vergleichung der in mehreren Redaktionen erhaltenen Stücke sieht, vielfach, wenn auch nicht mit Konsequenz, modernisiert. Ausserdem hindert der geringe Umfang der zwei Werkchen und der in beiden sichtbare Einfluss der Schule an sicheren Schlüssen.

Kurz, die sprachlichen Kriterien haben kaum mehr als eine negative Bedeutung: sie hindern uns nicht, die Originale von PO ins 13.—14. Jahrhundert zu setzen. Da nun P, wie oben gezeigt wurde, älter ist als O, dürfen wir wohl P noch dem 13., O dem 14. Jahrhundert zuteilen.

Der im Escurialcodex überlieferte Text ist vielfach schwer verständlich, an einigen Stellen auch offenbar verdorben. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Herstellung und Erklärung der zahlreichen Namen von Fischen und anderen Seetieren. Da sie teils dem alten, teils dem mittelalterlichen und neuen Wörterbuch angehören, habe ich alle Hilfsmittel beigezogen, die wir für die griechische Nomenclatur des Seegetiers vom Altertum bis auf die Gegenwart besitzen. Die durch ihre genauen Beschreibungen wertvollste Quelle für die Fischnamen und ihre Identifizierung ist des Aristoteles Tiergeschichte. Dazu der Index der Aristotelesausgabe der Berliner Akademie, dessen zoologischer Teil von Jürgen Bona Meyer und B. Langkavel bearbeitet ist. Für die Bestimmungsmethode der Fischnamen schöpfte ich reiche Belehrung aus der deutschen Übersetzung von „Aristoteles Tierkunde“ von H. Aubert und Fr. Wimmer, 2 Bände, Leipzig 1868, und aus der unten genannten Abhandlung in den Proceedings von Philadelphia. Dazu kommen Aelians Werk *Περὶ ζῴων ἰδιότητος* und als Spezialschriften das 7. und 8. Buch der Deipnosophisten des Athenaeus und das öde Lehrgedicht Halieutika des Oppianos. Viel Nutzen brachten des Xenokrates und Galenos Schriften über die Wassertiere als Nahrungsmittel und besonders der ebenso durch umfassende Gelehrsamkeit als durch die schlichte Klarheit der Darstellung ausgezeichnete Kommentar zu diesen zwei Schriften, den wir dem grossen Chioten Ad. Koraes verdanken: *Ξενοκράτους καὶ Γαληνοῦ Περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς*, Paris 1814. Seltsamer Weise ist dieses Buch, das in der auf die griechischen Fischnamen bezüglichen Literatur wohl die erste Stelle behauptet, von den neueren Bearbeitern des Gegenstandes, z. B. von Aubert-Wimmer, von den Autoren des Berliner Aristotelesindex, von Heldreich, Hoffman-Jordan

image
not
available

Jacobitz und Seiler habe ich für einige Vulgärnamen das Glossarium von Du Cange mit Nutzen beigezogen. Manche Aufklärung, namentlich für die Identifizierung der Vulgärnamen, brachten die neugriechischen Wörterbücher, besonders des Skarlatos Byzantios *Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου*, 3. Aufl., Athen 1874, und des A. Vlachos *Λεξικὸν Ἑλληνογαλλικόν*, Athen 1897. Einiges auch in den Lexika von Legrand und Rhousopulos. Recht arm an Fischnamen sind die kleinen Lexika von Kind und Petrares. Zum Zwecke der Identifizierung konsultierte ich auch wiederholt das „Deutsch-Neugriechische Handwörterbuch von A. Jannarakis“, Hannover 1883, leider meist mit negativem Erfolg. Ein Beispiel: Ich wollte sehen, ob *τοῦρνα* wirklich „Hecht“ bedeutet, und schlug in diesem „unter besonderer Berücksichtigung der neugriechischen Volkssprache“ bearbeiteten Lexikon das Lemma „Hecht“ auf. Ich fand *ὁ λύκος, ὁ ἔσοξ*. Aber auf welchem neugriechischen Fischmarkte oder in welcher neugriechischen Haushaltung ist jemals der Hecht *λύκος* genannt oder gar der lateinische zoologische Terminus esox vernommen worden? Vom Verstehen gar nicht zu reden.

Weit mehr Nutzen als die erwähnten alten zoologischen Werke und die griechischen Lexika brachten einige wissenschaftliche Abhandlungen über die griechischen Seetiere:

Eine nützliche auf eigenen Beobachtungen beruhende Zusammenstellung gab schon Dr. Erhard in seiner anregenden Schrift: Fauna der Cykladen. Erster Teil. Die Wirbeltiere der Cykladen. Nebst einem Anhange über deren Pflanzendecke. Leipzig, Voigt und Günther 1858.

Ebenfalls auf die Wirbeltiere beschränkt sich Th. de Heldreich, La faune de Grèce. Première partie. Animaux vertébrés. Athen 1878. Leider ist dem Verfasser die oben genannte deutsche Übersetzung der Tiergeschichte des Aristoteles entgangen.

Etymologische und dialektologische Beiträge zu der Schrift von Heldreich gab D. Bikélas, Sur la nomenclature moderne de la faune grecque, Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques 12 (1878) 208—237.

Die reichste Ausbeute gewährte eine Abhandlung, die an einem Orte versteckt ist, wo gewiss noch niemand Beiträge zur neugriechischen Lexikographie gesucht hat: Horace Addison Hoffman and David Starr Jordan, A catalogue of the fishes of Greece, with notes on the names now in use and those employed by classical authors, Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia 1892, S. 230—285.[1]) Die Vorarbeiten von Aubert-Wimmer und Heldreich sind den Verfassern unbekannt geblieben.

Unzugänglich blieben mir: Jo. Buros, *Περὶ τριῶν ἰχθύων τῶν ἀρχαίων συγγραφέων*, Athen 1840; Ed. de Betta, J rettili ed anfibi del regno della Grecia, Venedig 1868; Apostolides, La pêche en Grèce, Athen 1883. Doch dürfte der daraus erwachsene Schaden nicht gross sein, da Buros und Betta von Heldreich, Apostolides von Hoffman-Jordan für ihre Listen benützt worden sind.[2])

Mit Hilfe der angeführten alten und neuen Hilfsmittel habe ich die meisten Namen des Opsarologos wenigstens annähernd zu identifizieren und deutsch zu übersetzen vermocht. Eine völlig sichere und genaue zoologische Bestimmung liess sich freilich nicht für alle Namen finden. Hiezu müsste ein naturwissenschaftlich geschulter Philologe oder ein Philologe zusammen mit einem Zoologen die griechischen Fischnamen auf den Fischmärkten der wichtigsten Städte feststellen und ausserdem die Fischsammlung im naturwissenschaftlichen Museum zu Athen mit Rücksicht auf die heutige Nomenclatur studieren.[3])

---

[1]) Ich verdanke die Kenntnis dieser wichtigen Arbeit dem unschätzbaren „Versuch einer Bibliographie der neugriech. Mundartenforschung“ von G. Meyer, Wiener Sitzungsber. Band 130 (1894) IV S. 39.

[2]) Weitere naturwissenschaftliche Literatur ist im Berliner Aristotelesindex S. VIII aufgeführt.

[3]) Mit Freude vernahm ich vor kurzem, dass der hochverdiente griechische Mäcen Maraslis in Odessa zu seinen vielen patriotischen Werken die Gründung eines wissenschaftlichen Aquariums (es soll auf griechisch *ἐνυδρεῖον* genannt werden) in Phaleron zu fügen beabsichtigt. Kommt dieser schöne Plan zur Ausführung, dann wird auch das Studium der Fischnamen systematischer betrieben werden können.

Da die Fische zu den im Volke am besten bekannten Tieren gehören und wohl infolge dessen ihre alten Namen in weitem Umfange erhalten haben, so wäre eine derartige umfassende Studie auch für die genauere Bestimmung der zahlreichen noch dunkeln alten Namen von grösster Bedeutung.[1]) Dann müssten aus den Wörterbüchern (z. B. Passow, Pape, Jacobitz und Seiler) endlich Erklärungen verschwinden wie „*συναγρίς* ein Meerfisch“, „*κέφαλος* Meerfisch mit grossem Kopf“ u. s. w. Junge griechische Philologen könnten sich durch solche Studien ein höheres Verdienst erwerben als durch die übliche Anhäufung neuer Konjekturen zu alten Autoren. Vor allem sind derartige spezielle Vorarbeiten unerlässlich, damit ein wissenschaftliches neugriechisches Wörterbuch, eine Aufgabe von grösster nationaler Bedeutung, endlich einmal in Angriff genommen werden kann.[2])

Manchem Leser wäre vielleicht auch ein Kommentar zu den im Fischbuch vorkommenden Ämtern und Titeln erwünscht. Darauf musste ich verzichten. Das zum Verständnis Nötige findet man im Glossar von Du Cange, in Zachariae von Lingenthals Geschichte des griechisch-römischen Rechts und anderen Werken, die ich nicht ausschreiben wollte. Um über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse hinauszukommen, wäre eine völlig neue, tiefgreifende Untersuchung nötig; sie könnte aber nicht mit Beschränkung auf die in unserem Texte genannten Termini, sondern nur im grossen Zusammenhange des gesamten römisch-byzantinischen Ämter- und Titelwesens geführt werden.[3]) Für eine solche Arbeit habe ich jetzt nicht Zeit und für sie wäre in dieser bescheidenen Ausgabe auch kein Platz.

[1]) Vgl. Heldreich a. a. O. S. 78, und Aristoteles Tierkunde, deutsch von Aubert und Wimmer, Bd. I, S. 57. Welche Vorsicht jedoch bei der Benützung der heutigen Namen für die Identifizierung der alten geboten ist, lehrt das Beispiel von *βελόνη*. Vgl. Aubert und Wimmer a. a. O. S. 125.

[2]) Ich wiederhole mich hier. Vgl. Das Problem der ngr. Schriftsprache, München 1902. S. 126. Aber an diese grosse nationale Pflicht können die Griechen gar nicht oft genug gemahnt werden.

[3]) Wie untunlich es ist, sich hier auf einen beliebig gewählten zeitlichen oder sachlichen Ausschnitt zu beschränken, zeigt deutlich das letzte Wort auf diesem Gebiete, die Dissertation von Paul Koch, Die byzantinischen Beamtentitel von 400—700. Jena 1903.

II.

1. Text der Escurialhandschrift.

Ὁ Ὀψαρολόγος. fol. 194v

Βασιλεύοντος τοῦ πανενδοξοτάτου Κήτου καὶ ἀνθυπατεύοντος τοῦ περιβλέπτου Δελφίνου, συνεδριάζοντος δὲ Ὀρκύνου τοῦ μεγάλου δομεστίκου, Ξιφίου τοῦ πρωτοστάτορος, Κεφάλου τοῦ ἐπικέρνη, Ψησσίου τοῦ λογαρᾶ, Λαβρακίου τοῦ καίσαρος, Γλανέου τοῦ λογοθέτου, Συακίου τοῦ παρακοιμωμένου καὶ Ὀστρειδίου τοῦ καστροφύλακος

καὶ ἦλθεν ἡ Συναγρίδα ‖ καὶ ἡ Λαβρακότουρνα καὶ ἀνήγ- fol. 195r *γειλαν πρὸς τὸν βασιλέαν, ὅτι ὁ Τζῆρος ὁ λειψαξούγγιος μετὰ Τριχέου τοῦ κόμητος ἐβουλεύσαντο κατὰ τῆς βασιλείας σου. ἀκούσας δὲ ὁ βασιλεὺς Κῆτος εἶπε πρὸς τὴν Συναγρίδα· Ψευδῶς ἀνήγγειλες, Συναγρίδα, πρὸς τὴν βασιλείαν μου.*

εὐθὺς γοῦν ἐξεπήδησεν καὶ ὁ κύρις Ὀμύδιος μετὰ μαύρης στολῆς τοὺς λόγους ἀποκρινόμενος· Μὰ τὸν ἀδελφόν μου τὸν Καλαμάριον καὶ τὸν ἀνεψιόν μου τὸν Κτένιον καὶ τὸν συμπέθερόν μου τὸν Πάγγουρον, ἀληθῶς ἔφη ἡ Συναγρίδα καὶ ἡ Λαβρακότουρνα πρὸς τὴν βασιλείαν σου.

ὁ δὲ βασιλεὺς Κῆτος πρὸς τοὺς παρεστῶτας ἔφη· Σεβαστὲ Στάκε καὶ Θύννα καὶ † Βόσκανε, προκαθήμενε τοῦ βεστιαρίου, † Βαρσαμέχουμνε καὶ ἔπαρχε Τοῦρνα, Ὕσκα καὶ Φιλόμηλα, Ἀθερῖνα καὶ Τρυγόνα, Ῥῖνα καὶ Βάτε, οἳ καὶ τὰς βίβλους κρα-

Abweichende Lesung der Handschrift (von itazistischen Fehlern und falschen Akzenten ist nur notiert, was in irgend einer Beziehung von Bedeutung sein könnte): Titel *Ὁ ὀψαρολόγος* ‖ 2 *τελφίνου* | *ὀρκίνου* ‖ 3 *πρωτοστάτορος*] *λοτοράταρος* ‖ 4 *ψησίου* | *κέσσαρος* ‖ 5 *σιακίου* | *ὀστροδίου* ‖ 7 *λαυρακότουρνα* ‖ 12 *ὀμίδιος* ‖ 16 *λαυρακοτούρνα* ‖ 19 *ἦσχα* | *φιλόμυλα* ‖ 20 *τριγῶνα* ‖

2. Deutsche Übersetzung.

Das Fischbuch.

Unter der Regierung des allerdurchlauchtigsten Walfisches und unter dem Prokonsulat des hochansehnlichen Delphins, unter dem Beisitze des Grossdomestikos Thunfisch, des Protostators Schwertfisch, des Mundschenken Meeräsche, des Schatzmeisters Scholle, des Kaesars Meerwolf, des Logotheten Wels, des Kammerherrn Steinbutte und des Schlosshauptmanns Auster

da kamen der Zahnfisch und der Wolfhecht (?) und vermeldeten dem König: „Makrele, die fettlose, und Graf Sardine haben sich gegen Deine Majestät verschworen.“ Als König Wal das vernommen hatte, sprach er zum Zahnfisch: „Falsch hast Du, o Zahnfisch, meiner Majestät vermeldet“.

Da sprang sogleich Herr Miesmuschel im schwarzen Wams hervor und erwiederte also: „Bei meinem Bruder, dem Tintenfisch und meinem Neffen Kammmuschel und meinem Schwager Krabbe, wahrheitsgemäss hat der Zahnfisch und der Wolfhecht zu Deiner Majestät gesprochen“.

Nun sprach König Wal zu der Versammlung: „Sebastos (Erlauchter) Hummer und Thunfisch und Du, Obergarderobier † Boskanos, Du † Barsamos-chumnos und Du, Gerichtspräsident Hecht, Du Stör und Seebarbe, Aehrenfisch und Stachelroche, Meerengel und Punktroche, die Ihr auch die Gesetzbücher bewahret, erwäget bei Euch, wie Herr Miesmuschel gesprochen hat, und untersuchet die Wahrheit“.

Sie nun sprachen: „Wir, o Herr, wollen stets ein gerechtes Urteil und flehen Dich also an, zu befehlen, dass die Magnaten und Oberrichter kommen!“

Als nun der König befohlen hatte und die Magnaten eingetreten waren, stellten sich zur Seite die Sekretäre und die Leibwächter, Gründling und Neunauge, Meernadel und Squillenkrebs, Sardelle und Stumpfroche, Stöcker und Himmelschauer, Drachenkopf, Hundsstör, Stachelmakrele, Aal und Stint.

Und auf Befehl des Königs brachte man die Makrele mit Fusstritten und Knüttelschlägen, dazu auch den Prätor Kabeljau

und den Grafen Sardine, und nun traten Sardine und Kabeljau vor und bekannten die Wahrheit: „Makrele hat uns aufgewiegelt“.

Nun sprach zu ihnen König Wal: „Hat Makrele, die fettlose, mit Recht behauptet: ‚Zahnfisch und Wolfhecht haben Deiner Majestät falsch vermeldet?‘“

Da riefen die Zeugen laut: „Vielmehr hat Makrele Deiner Majestät falsch vermeldet“.

Da König Wal das hörte, befahl er in grossem Zorne, eine Schere zu bringen und schnitt Makrele den Bart ab. Und Makrele erhob unter Wehklagen ein grosses Geschrei und sprach: „Fluch Dir, o Zahnfisch, und Fluch Deinem Geschlecht“. Und sie hob ihren Bart auf und ging und zeigte ihn ihrem Bruder Sardine. Und da er ihn sah, weinte er bitterlich und schmerzlich und sprach: „Wehe, was ist meinem Bruder Makrele begegnet!“

Darauf verfluchte der König die Makrele und sprach: „Des Armen Munde sollst Du nicht entgehen, Makrele, und Deine Ehre (auch = Dein Preis) soll sein, was man einen Follis nennt, und den Fusstritten auf Fusstritte und dem Gestank sollst Du nicht entgehen, Makrele, Makrele“.

Und sogleich riefen alle Fische zusammen: „Auf viele Jahre, o Herr!“

Mit Absicht folgt die Übersetzung, die eine ausführlichere Erklärung ersetzen soll, dem Original ganz wörtlich. Daher habe ich auch das unbeholfene Gestammel des Griechen ohne Retouche wiedergegeben und darauf verzichtet, durch künstliche Mittel den durch die Verschiedenheit des Genus der Fischnamen im Deutschen entstehenden Widerspruch zu beseitigen. So mag man den „Herrn“ Miesmuschel und die mit einem Bart ausgestattete Makrele entschuldigen. Der Grieche hat sich einigemal geholfen, indem er Neutra ganz frei zu Masculinen umbildete (*'Ομύδιος, Καλαμάριος, Κτένιος, Κουβίδις*); auch *Κῆτος* (Gen. *Κήτου*) ist als Masculinum gedacht. Bei anderen Neutren ist der Anstoss dadurch vermieden, dass sie nur im Genetiv vorkommen (*Ψησσίου, Λαβρακίου* u. s. w.). Aber die meisten Feminina und Neutra hat der Autor in ihrer Form belassen, obschon die Gerichtsversammlung als aus Männern bestehend gedacht ist.

III.

Bemerkungen zum Texte.

Hier werden folgende Abkürzungen gebraucht:

Apostolides — Apostolides, La pêche en Grèce, Athen 1883 (nur durch Vermittelung von Hoffman-Jordan benützt).

Aristotelesindex = Aristotelis opera edidit Academia regia Borussica. Vol. V. Index Aristotelicus. Berlin 1870. Auf die schon bei Hoffman-Jordan verwerteten Stellen des Aristotelesindex habe ich nicht mehr verwiesen.

Aubert-Wimmer — Aristoteles Tierkunde. Kritisch berichtigter Text mit deutscher Übersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärung und vollständigem Index. Von H. Aubert und Fr. Wimmer. Zwei Bände. Leipzig, W. Engelmann 1868. Die Zitate beziehen sich auf Bd. I.

Bikelas — Sur la nomenclature moderne de la faune grecque par D. Bikélas. Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques 12 (1878) 208—237.

Erhard — Fauna der Cykladen. Von Dr. Erhard. Erster Teil. Die Wirbeltiere der Cykladen. Leipzig 1858.

Heldreich — La faune de Grèce par Th. de Heldreich. Première partie, Animaux vertébrés. Athènes 1878.

Hoffman-Jordan — A catalogue of the fishes of Greece, with notes on the names now in use and those employed by classical authors. By Horace Addison Hoffman and David Starr Jordan. Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia 1892, S. 230—285.

Ideler — Physici et Medici Graeci minores ed. J. L. Ideler. 2 voll., Berlin 1841—1842.

Koraes Xenokr. — *Ξενοκράτους καὶ Γαληνοῦ Περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς.* Ed. A. Koraes. Paris 1814.

Kyraniden — F. de Mély, Les lapidaires de l'antiquité et du moyen-âge. Tome II. Paris 1898—1899 (s. oben S. 357).

Legrand — E. Legrand, Dictionaire grec moderne français, Paris 1882.

O = Opsarologos (vgl. S. 361).

P = Porikologos (vgl. S. 348).

Prodromos — Theodoros Prodromos Gedicht gegen die Äbte ed. Legrand, Bibl. grecque vulg., vol. I (Paris 1880) 52—76.

Rhousopulos — Rhousos A. Rhousopulos, Wörterbuch der neugriechischen und deutschen Sprache, Leipzig 1900.

Seth — Simeonis Sethi Syntagma de alimentorum facultatibus edidit Bernhardus Langkavel. Bibliotheca Teubneriana. Leipzig 1868.

Vlachos — Angelos Vlachos, *Λεξικὸν Ἑλληνογαλλικόν*, Athen 1897.

Zeile 1. *Κήτου.* Bei der Wahl der vulgären Genetivendung *-ου* spielte wohl auch die Absicht mit, das *Κῆτος* als Masculin zu personifizieren. Noch im vulgärgriechischen Physiologus (ed. Legrand, Annuaire de l'Association pour l'encouragement des ét. gr. 7 S. 251 f.) ist *κῆτος* nach der alten Weise dekliniert (*Περὶ τοῦ κήτους*). Zu *ὁ γένος, ὁ θάρρος* u. s. w. vgl. Hatzidakis, Einleitung in die neugr. Gr. S. 354 ff.

Z. 2. *Ὀρκύνου.* Aubert-Wimmer 137 halten des Aristoteles *ὄρκυνες*, über deren Identität mit *ὄρκυνοι* (Nom. *ὁ ὄρκυνος*, z. B. Aelian I 40, Athenaeus VII 98, Koraes Xenokr. Index s. v.) kein Zweifel zu sein scheint, für unbestimmbar. Meine Übersetzung „Thunfisch" beruht auf Sostratos bei Athenaeus VII 66 und Hoffman-Jordan S. 256. Nach Apostolides besteht der Name noch heute in der Form *ὀρκύνος*. In den neugriechischen Wörterbüchern und bei Erhard und Heldreich fehlt der Name.

Z. 3. *πρωτοστάτορος* statt des ganz unsinnigen überlieferten *λοτοράταρος* wird durch P Z. 4, wo der *πρωτοστάτωρ* ebenfalls in der Eröffnungsformel vorkommt, sicher gestellt. Die ursprüngliche Form ist das in den byzantinischen Geschichtsquellen übliche *πρωτοστράτωρ* (wie *στράτωρ*); aus ihr hat sich, wobei wahrscheinlich sowohl dissimilatorische Neigung als Anlehnung an *-στάτης* u. s. w. mitwirkten, die bequemere Form *πρωτοστάτωρ* gebildet. Einen steinernen Beleg der Form bietet die neulich von G. Soteriades, *Ἐπετηρὶς τοῦ Παρνασσοῦ* 7 (1903) 211, edierte metrische Inschrift des Michael Zorianos (um das

Jahr 1300). Über die Bedeutung des Wortes vgl. Du Cange s. v. *στράτωρ*, der jedoch die sichere Nebenform *πρωτοστάτωρ* nicht erwähnt. Die Verderbnis unserer Hs ist vielleicht durch Falschlesung der abgekürzten Schreibung *α'στάτορος* entstanden.

Z. 3. *Κεφάλου.* Vgl. Seth 59, 15 ff. Manuel Philes, De anim. proprietate edd. Lehrs et Dübner V. 1623 ff. Heldreich 82. Hoffman-Jordan 250 ff. Vlachos s. v.

Z. 3. *τοῦ ἐπικέρνη.* Durch Anschluss an *ἐπὶ-κεράννυμι* (vgl. *ὁ ἐπὶ τοῦ κεράσματος*) volksetymologisch gräzisierte Form des älteren *πιγκέρνης* (aus lat. pincerna). Vgl. Du Cange s. v. *πιγκέρνης*.

Z. 4. *Ψησσίου.* Bei Seth 123, 15 ff. und anderen Späteren die nur orthographische Variante *ψησίον*. Daher auch ngr. besser mit Vlachos *ψησσί*, nicht mit Legrand *ψησί* zu schreiben. Vgl. Aubert-Wimmer 144 f. Athenaeus VII 139. Koraes Xenokr. 48 u. ö. (s. den Index s. v.). Prodromos V. 99, 163, 236, 426, 433, 573. Hoffman-Jordan, Index s. v. *ψῆττα*.

Z. 4. *λογαρᾶ.* Das nirgends bezeugte Wort ist offenbar unmittelbar von *λογάριν* (Geld) nach Analogie von *ζωναρᾶς* (zu *ζωνάριν*) u. s. w. gebildet, eine vulgäre Kurzform des offiziellen byzantinischen *λογαριαστής* (*τῆς αὐλῆς*) mit gleicher Bedeutung.

Z. 4. *Λαβρακίου.* Ngr. *τὸ λαβράκι.* Vgl. Aubert-Wimmer 134. Aelian ed. Hercher I 30. Athenaeus VII 86. Seth 63, 5 ff. Prodromos V. 87. Manuel Philes a. a. O. V. 1813 ff. Erhard 87. Heldreich 80. Hoffman-Jordan 259.

Z. 4. *Γλανέου.* Die Form setzt den sonst nur noch in den Kyraniden S. 106, 10 belegten Nominativ *γλάνεος* voraus. Die alten Formen sind *γλάνις, -ιδος -ιος -εως*. Als neugriechische Formen werden *γλάνος, γλανός, γουλιανός, γλανίδι* notiert. Vgl. Aubert-Wimmer 126. Aelian XII 14. Koraes Xenokr. 78; 210. Heldreich 89. Bikelas 227. Byzantios s. v. *γουλιανός*. Über die Deutung als Wels (franz. silure) vgl. Aubert-Wimmer 126 und Hoffman-Jordan 241. Legrand übersetzt, ich weiss nicht warum, *γλάνος* mit „carpillon aux yeux rouges“.

Z. 5. *Σνακίον.* Agr. *σύαξ.* Das Deminutiv *σνάκιον* z. B. bei Seth 100, 5 ff. Ngr. *σνάκι.* Nach Vlachos, Legrand, Rhousopulos = Steinbutte. Die Gleichung *σνάκι* = *σελάχι* (Roche) bei Bikelas 229 ist demnach unrichtig. Bei Heldreich und Hoffman-Jordan fehlt das Wort.

Z. 5. *'Οστρειδίον.* Vgl. Aristotelesindex s. v. *ὄστρεον.* So sehr bei der Herstellung vulgärgriechischer Texte, wo nicht selten wohlberechtigte Formen korrigiert werden, strenger Konservatismus geboten ist, so kann doch mit Sicherheit gesagt werden, dass das überlieferte *ὀστροδίον* unmöglich richtig sein kann. Es handelt sich um ein in alter wie neuer Zeit gemeingriechisches Wort, in dessen Formen das *-ο-* unerklärlich wäre. In den Beispielen bei Hatzidakis, Einleitung S. 340, handelt es sich durchwegs um Komposita. Die Brücke zwischen agr. *ὄστρειον, ὄστρεον* und ngr. *στρεῖδι* kann nur *ὀστρείδιον* sein.

Z. 7. *Συναγρίδα.* Die *συναγρίς,* die in unseren Wörterbüchern noch immer in unverdienter Anonymität fortlebt (im Thesaurus „piscis nomen", darnach bei Passow, Pape, Jacobitz und Seiler u. a. „ein Meerfisch"), lässt sich so gut wie völlig sicher bestimmen. Es ist der dentex vulgaris, Zahnfisch, denté. Vgl. Aubert-Wimmer 140. Heldreich 185. Hoffman-Jordan 267. Vlachos s. v.

Z. 7. *Λαβρακότουρνα.* Klar sind die Elemente (*λάβραξ* Meerwolf — *τοῦρνα* Hecht), nicht aber die Bedeutung des sonst nirgends belegten Wortes.

Z. 8. *Τζῆρος.* Das schon bei Prodromos V. 199 vorkommende Wort (*καὶ τζίρους δεκαπέντε*) bedeutet heute die kleine getrocknete Makrele. Koraes Xenokr. 82, 210 erklärt das Wort aus agr. *κηρίς* oder *κιρίς.* Vgl. Koraes, *Ἄτακτα* I 74 (über *τσίρος* = siero del latte, aus *κίρρος*). Dr. Amantos vermutet Zusammenhang mit *ξηρός* (Zurückziehung des Tones durch Substantivierung und *ξ* > *τσ* wie in *ἐξώφλοιον* > *τσώφλι*). Mir nicht wahrscheinlich. Heute ist die Schreibung *τσῆρος* üblich. Vgl. Byzantios s. v.

Z. 8. *λειψαξούγγιος.* Das mittel- und neugriechische Wort für „Fett" entstammt der latein. „Wagenschmiere", „axungia".

Vgl. Du Cange s. v. *ἀξούγγιον*. Die ngr. Form ist *ξύγγι*. Unser Kompositum ist Hapaxeiremenon, hübsch gebildet nach Wörtern wie *λειψοσέληνον, λειψόθριξ, λείψανδρος*. Über das von solchen Wörtern neugebildete Adjektiv *λειψός* = *ἐλλειπής* vgl. Hatzidakis, BZ. 2 (1893) 253.

Z. 9. *Τριχέου*. Dem alten *τριχίας* steht ngr. *τριχιός* ähnlich gegenüber wie *κοχλίας* zu *κοχλιός*, *κολίας* zu *κολιός* (Amantos). Unser Genetiv *τριχέου* setzt eine Zwischenform *ὁ τριχέος* voraus, die in O selbst Z. 33 (*τρικέως* geschrieben) und in den Kyraniden S. 272 belegt ist (*ΤΡΙΧΕΟΣ*, im Index wohl unrichtig *τρίχεος* statt *τριχέος* akzentuiert). Vlachos bietet als ngr. Formen *ἡ τριχία, ὁ τριχίας, ὁ τριχιός*, Legrand nur *ὁ τριχίας*; die wahre volkstümliche Form ist aber wohl nur *τριχιός*. Zur Bestimmung vgl. Aubert-Wimmer 141. Hoffman-Jordan 243.

Z. 12. *Ὀμύδιος*. Dem agr. *μῦς* „Miesmuschel" (vgl. Aristotelesindex s. v.) steht ngr. *τὸ μύδι* (in der gleichen Bedeutung) gegenüber. Als mgr. Form zitiert Du Cange aus Eustathios Od. Δ 89 *ὁμύδιον*, offenbar nur falsche Schreibung für *ὀμύδιον*, das bei Seth 81, 11 (*τὰ δὲ λεγόμενα ὀμύδια*) richtig steht. Das Wort steckt auch im Kompositum *ὀστρειδομυδίτζια* bei Prodromos V. 344. Zum prothetischen *ο-* vgl. Hatzidakis, Einleitung S. 329. Im Fischbuch ist *ὀμύδιον* zur Verdeutlichung der Personifizierung masculinisiert wie *ὁ Καλαμάριος, ὁ Κτένιος, ὁ Κουβίδις*.

Z. 14. *Κτένιον*. Vgl. Aubert-Wimmer 178. Seth 81, 8. Prodromos V. 345. Heldreich 84. Bikelas 226. Hoffman-Jordan 271. Es ist nicht klar, ob das Wort im O die Kammmuschel oder xyrichthys bedeutet. Vlachos, Legrand, Rhousopulos notieren für *κτένι* (schr. *χτένι*) nur die erstere Bedeutung.

Z. 15. *Πάγγουρον*. Nasalierte Form des Wortes, das sowohl agr. als ngr. gewöhnlich *πάγουρος* lautet. Eine strenge zoologische Bestimmung kann ich nicht geben. Aelian VI 31 betrachtet die *πάγουροι* als Seetiere; vgl. IX 43. Nichts hilft zur Bestimmung Athenaeus VII 108. Seth 83, 15 betitelt ein Kapitel *Περὶ παγούρων*, beginnt *Παγούρια ἤτοι καρκίνοι* und unterscheidet dann sowohl See- als Fluss-*καρκίνοι*. Dagegen unterscheidet Galen (s. den Thesaurus s. v.) die *πάγουροι* von

den *καρκίνοι*. Prodromos V. 342 stellt sie mit den *ἀστακοί* zusammen: *'στακοὺς καὶ ὡρηὰ παγούρια*. Im Aristotelesindex wird „cancer pagurus" übersetzt. Für die entsprechenden ngr. Wörter werden verschiedene Bedeutungen angegeben: *πάγουρος* heisst heute nach Vlachos pagure, poupart (Taschenkrebs), nach Legrand aber homard; *παγοῦρι* nach Vlachos [crabe] tourteau (Taschenkrabbe), nach Legrand écrevisse de mer, nach Rhousopulos Seekrebs, nach Byzantios cancre, poupart, pagurus. Eine übertragene Bedeutung von *παγοῦρι* ist Feldflasche.

Z. 18. *Στάκε*. Die genaue Bedeutung des alten *ἀστακός* scheint nicht völlig sicher zu stehen. Der Thesaurus übersetzt „homard". Ebenso Aubert-Wimmer 152. Aristotelesindex: homarus sive astacus marinus. Vgl. Seth 25, 3 ff. Kyraniden S. 104 und 267. Das ngr. *στακός* bedeutet nach Vlachos eigentlich die langouste, wird aber gewöhnlich fälschlich vom Hummer gebraucht. Legrand notiert nur die letztere Bedeutung, Byzantios: homard, écrevisse de mer (la grande). Ganz falsch ist die Erklärung von Du Cange „piscis ex aspratilibus", wie schon der Zusammenhang zeigt, in dem das Wort in der von Du Cange angeführten Stelle des Prodromos (V. 342 ed. Legrand) steht: *εἰ μὴ ψωμίτζιν καὶ κρασίν, στακοὺς καὶ ὡρηὰ παγούρια*. Die überlieferte Akzentuierung *Στάκε* beruht wohl auf dem Bestreben, das Wort zum Eigennamen zu stempeln und hängt mit der bekannten Zurückziehung des Akzents bei der Substantivierung von oxytonen Adjektiven zusammen. Freilich ist in O Z. 34 auch *μάζος* (dagegen Z. 32 *μαζόν*) akzentuiert.

Z. 18. *Θύννα*. Vgl. Aubert-Wimmer 128. Aelian XV 3—6. Athenaeus VII 63 ff. Hoffman-Jordan 254 ff. Bezüglich der wahren ngr. Bezeichnung des Thunfisches herrscht in der Literatur einige Verwirrung. Nach Heldreich 81, Bikelas 226, Hoffman-Jordan a. a. O. ist sie *τουννίνα* oder *τονίνα*; dagegen notieren Vlachos und Legrand *ὁ θύννος*, Vlachos ausserdem *τόννος*, Legrand *ἡ θύννη* und *τονίνα*. Da aber Jannarakis s. v. Thunfisch als Vulgärformen nur *τοῦννος, τουννίνα* notiert, wird man *θύννος, θύννη* im Ngr. wohl als reine mots savants ansehen dürfen.

Z. 18. † *Βόσκανε.* Weder die zoologische Literatur noch die Lexika brachten mir eine befriedigende Lösung des Rätsels. Anastasiević zog einen angeblichen ngr. Fischnamen „*μοσχάρι*" „Meerkalb" bei, den ich nicht kenne und in den Lexika nicht finde. Amantos und Salomon verglichen agr. *βοσκάς*, nach Dioskorides (s. den Thesaurus) ein klebriger Fisch.

Z. 19. † *Βαρσαμέχουμνε.* Mir völlig dunkel. Nach dem Zusammenhang scheint in *Βάρσαμε* ein Amt zu stecken. *Χοῦμνος* ist ein byzantinischer Familienname, und man könnte vermuten, dass er von einem seltenen Fischnamen genommen sei. Amantos meint, vielleicht stecke im zweiten Wortteile der agr. Fischname *χάννος* (auch *χάννη*, *χάννα*; s. den Thesaurus).

Z. 19. *ἔπαρχε.* Über die Stellung des Eparchen als Gerichtsbeamten vgl. Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts[3] (1892) S. 365 ff.

Z. 19. *Τοῦρνα.* „Hecht". Fehlt auffallender Weise bei Erhard, Heldreich, Hoffman-Jordan. Bikelas 230 zitiert das Wort aus einer alten Reisebeschreibung von Belon. Dagegen wird *τοῦρνα* mit der Bedeutung „Hecht" (brochet) übereinstimmend von Vlachos, Legrand, Rhousopulos gebucht. S. die Notiz zu Z. 7.

Z. 19. *Ὕσκα.* „Stör" (?). An das Wort knüpfen sich verschiedene Fragen. Im Thesaurus wie auch bei Du Cange erscheint *ὕσκα* mit der doppelten Bedeutung „Zunder" und „ein Fisch", der bei Du Cange nach Martinus Bogdanus als „Stör" definiert wird, ich weiss nicht, aus welchem Grunde; denn die Hauptstelle, das Kapitel *Περὶ ὕσκας* bei Seth 111, 10 ff., gewährt keinen genügenden Anhalt für diese Übersetzung, deren Richtigkeit auch Koraes Xenokr. 205 bezweifelt. Bei Erhard, Heldreich, Bikelas, Hoffman-Jordan fehlt das Wort. Eine weitere Frage ist, wie sich *ὕσκα* „Zunder" zu *ὕσκα* „Stör" verhält. Da auch lat. „esca" im Sinne von „Zunder" belegt ist, kann man vermuten, dass das griechische Wort in der Bedeutung „Zunder" aus dem Lateinischen genommen und also (mit Vlachos) *ἧσκα* zu schreiben sei. Darnach ist bei Prodromos V. 99 und 426 *ὕσκας* st. *ἴσχας* zu schreiben, wie schon

image
not
available

Z. 20. *Ῥῖνα.* Aubert-Wimmer 147. Athenaeus VII 112. Koraes Xenokr. Index s. v. Bikelas 228: *ῥίνα* (ngr.) raja flossada. Hoffman-Jordan 236: *ῥίνα* (ngr.) squatina squatina. Byzantios: *ῥίνα* . . . raie (bouclée), ange, angelot. Vlachos, Legrand, Rhousopulos geben nur *ῥίνη* (*ῥίνι*) = Feile.

Z. 20. *Βάτε.* Vgl. Aubert-Wimmer 145 f. und 147. Athenaeus VII 26. Koraes Xenokr. 196 ff. Ngr. *ὁ βάτος* und *τὸ βατί.* Byzantios s. v. *βάτος*: raie, ronce (Stachelroche). Hoffman-Jordan 237 f.

Z. 21. *πρὸς αὐτοὺς* ist wohl reflexiv = *πρὸς ἑαυτοὺς* zu fassen, ähnlich wie Z. 44 *αὐτοῦ* im reflexiven Sinne gebraucht ist.

Z. 24 f. *τοὺς ἄρχοντας καὶ ἡγεμόνας.* Vgl. Du Cange s. v. Zu den *ἄρχοντες* auch Zachariae von Lingenthal, Gesch. d. griechisch-römischen Rechts[3] S. 265, 267.

Z. 27. *νοτάριοι.* Zur Not könnte man das überlieferte *τονάριοι* als eine volksetymologische Metathese von *νοτάριοι* betrachten. Über *νοτάριος* = *γραμματεύς* vgl. Du Cange.

Z. 27. *οἱ παράμοναι.* Scheint eine volkstümliche Masculinisierung statt *αἱ παραμοναί* (Leibwache). Vielleicht hat der Autor *οἱ παράμονοι* geschrieben.

Z. 27. *Κουβίδις.* Agr. *κωβιός* mit dem Demin. *κωβίδιον* Gründling. Vgl. Aubert-Wimmer 134. Athenaeus VII 83. Seth 59, 21 ff. Prodromos V. 574 (*κωβίδια*). Eine sonst unbekannte Form in den Kyraniden S. 112, 7: *Περὶ ΚΩΒΙΩΝ ἤτοι ΚΟΒΕΝΩΝ* (daraus im Index fälschlich ein Nominativ *κοβεύς* ou *κοβέος*). Heldreich 86. Hoffman-Jordan 274 f. Als ngr. Form geben Vlachos und Legrand *γουβίδι*, Heldreich *γωβιός* und *κοκοβιός*, Apostolides (bei Hoffman-Jordan) *κωβιός* und *γωβιός.* Zur Form *ὁ κουβίδις* vgl. die Notiz zu Z. 12.

Z. 28. *Γαλέα.* Agr. *ὁ γαλεός* und *ἡ γαλέη.* Aubert-Wimmer 146. Koraes Xenokr. Index s. v. *γαλεός* und *γαλέα.* Prodromos V. 574. Ngr. *ἡ γαλειά* Neunauge. Heldreich 91. Bikelas 228. Hoffman-Jordan 234.

Z. 28. *Ζαργάνα.* Agr. *ζαργάνη* angeblich gleich *σαργάνη.* Thesaurus. Vgl. auch Du Cange s. v. *ζαργάνη*, und Koraes Xenokr. S. 206. Ngr. *ἡ ζαργάνα* Meernadel. Vlachos. Legrand.

Vgl. Hoffman-Jordan 249. Das Verhältnis zu *σαργῖνος* und *σαργός* ist unklar.

Z. 28. *Ἔκγαρις*. Zur Deutung des Wortes hilft agr. *καρίς* Squillenkrebs. Vgl. Aubert-Wimmer 152 f. Seth 60, 6 ff. Koraes Xenokr. 191; 193. Kyraniden S. 112; 306. Hoffman-Jordan 269 übersetzt *καρίδες* richtig mit „shrimps". Ngr. *γαρίδα* crevette, écrevisse, Krabbe, Flohkrebs (Vlachos, Legrand, Rhousopulos). Unklar bleibt nur die Vorschlagsilbe *ἐκ*.

Z. 28. *Ἔγραυλη*. Offenbar = agr. *ἔγγραυλις, εως*. Suidas: *ἀφύη. ἡ παρὰ τῶν πολλῶν λεγομένη ἔγγραυλις*. Koraes Xenokr. 168 f. Prodromos V. 98: *ἐγγραυλοπαστοφάγου*. Amantos vermutet Zusammenhang mit *γαῦρος*, was in Kephallenia „eine kleine Sardelle" bedeutet. *Νεοελλ. Ἀνάλεκτα* 2, 186.

Z. 29. *Κοντζουρίνα*. Wohl komponiert aus *κοντζός* (*κοντσός*) = stumpf, verstümmelt und dem Fischnamen *ῥῖνα* (s. o.), nicht etwa aus *κ.* + *ῥίς, ῥινός*; also etwa Stumpfroche. Das Wort fehlt aber in den Wörterbüchern und der Hilfsliteratur und ist also zoologisch nicht bestimmbar. Ein altes Kompositum von *ῥῖνα* ist *ῥινόβατος*.

Z. 29. *Λακέρτα*. Ein offenbar nur zufällig früher nicht belegtes (wenigstens im Thesaurus, bei Kumanudes, Sophocles, Du Cange fehlendes) lateinisches Lehnwort. Lacerta heisst ausser Eidechse auch ein der Makrele ähnlicher Seefisch, Stöcker. Ngr. *λακέρδα* thon salé. Vlachos. *λακέρδα* et *λακιέδρα* thon mariné. Legrand. Vgl. Koraes Xenokr. S. 60.

Z. 29. *Λύχνος*. Agr. und ngr. in derselben Form. Heldreich 81 erklärt: Uranoscopus scaber. Näheres bei Hoffman-Jordan 272, wo das Wort, wohl ohne Grund, *λίχνος* geschrieben ist. Vgl. Koraes Xenokr. S. 69. Vlachos erklärt *λύχνος* rat de mer.

Z. 29. *Σκορπίδιν*. Schon agr. *σκορπίος* und *σκορπίς* bedeuten ausser „Skorpion" auch einen Fisch (vgl. Aubert-Wimmer 140), ebenso ngr. *σκορπιός, σκορπίνα* und *σκόρπαινα* = scorpaena scrofa. Heldreich 86. Hoffman-Jordan 274. Vlachos s. v. *σκόρπαινα*.

Z. 29. *Ἀνταϰόσϰυλος.* Nirgends zu belegen und zoologisch nicht bestimmbar. Das Wort ist offenbar Kompositum aus *ἀνταϰαῖος* (sturionum maxima species, acipenser huso. Thesaurus) und *σϰύλος.* Zur Schreibung *-σχηλος* vgl. die Notiz S. 372 oben. Zum Begriff „Hund" in Fischnamen vgl. ngr. *σϰυλόψαρον* chien-marin (Hundshai). Heldreich 91. Hoffman-Jordan 233 f.

Z. 30. *Σαυρίδιν.* Zu agr. *σαῦρος*, über den Athenaeus VII 120 handelt; auch *σαυρίς, ίδος,* nach Suidas *εἶδος ἰχθυδίου, σαῦρος δὲ ὁ ἰχθύς.* Die Deminutivform schon bei Prodromos V. 222: *μὴ ναῦρω ϰἂν σαυρίδιν.* Ngr. *σαυρίδι* saurel, Vlachos, Legrand; Stachelmakrele, Rhousopulos; Trachurus trachurus, Hoffman-Jordan 257.

Z. 30. *Ἀχέλι.* Ngr. gewöhnlich *τὸ χέλι* (agr. *ἐγχέλειον*). Zur Erklärung des prothetischen *α-* vgl. Karl Foy, Griechische Vokalstudien, Bezzenbergers Beiträge 12 (1886) 38 ff.; Hatzidakis, Einleitung S. 325 ff. Vgl. Hoffman-Jordan 244 f.

Z. 30. *Ὀσμαρίδα.* Agr. *ἡ σμαρίς, ίδος* „pusillus quidam piscis" etc. Thesaurus. Auch Aubert-Wimmer 140 geben keine sichere Bestimmung. Spätere Form *μαρίς* z. B. Kyraniden S. 115; 270. Im Ngr. besteht die Form *σμαρίδα* neben *μαρίδα.* Vlachos übersetzt picarel (= Stint), Legrand fretin, petit poisson, Rhousopulos Stint. „Smaris vulgaris C. *Σμαρίδα* ou *Μαρίδα* (collectif pour toutes les espèces)". Heldreich 85. Aehnlich Hoffman-Jordan 267. Vgl. Aubert-Wimmer 140. Zum prothetischen *ο-* vgl. die Notiz zu Z. 12.

Z. 32. *ϰλοτζάτων.* S. Du Cange s. v. *ϰλοτζᾶν.* Die Etymologie ist, m. W., nicht gefunden. Vielleicht besteht irgend ein Zusammenhang mit it. calce, calza, wozu die Bedeutung („calcibus ferire") gut passen würde. Orthographische Varianten sind *ϰλωτζῶ, ϰλωτσῶ.* Dagegen beruht die Schreibung mit *-στ-* bei Prodromos V. 385 (ed. Legrand S. 66): *πῶς ϰουρταλίζουν ἔμυοστα ϰαὶ ϰροῦσιν ϰαὶ ϰλωστάτα* (Hs: *ϰλοστάτα*) wohl auf einem Versehen des Schreibers und es ist *ϰλοτσάτα* in den Text zu setzen.

Z. 32. *τυμπανιστριῶν.* Diese Form als Gen. Pl. von *τυμπανίστρια* „Paukenschlägerin" zu fassen, verbietet der Zusammen-

hang. Zur Not könnte die Form als Gen. Plur. (mit Verschleifung) eines Substantivs *τυμπανίστριον (etwa = τυμπανισμός) erklärt werden; doch ist eine solche Bildung ohne rechte Analogie und wenig wahrscheinlich. So wenig nun auch die überlieferte Form befriedigt, so bedenklich ist es, tiefer eingreifend zu ändern und etwa τυμπάνων, τυμπανισμῶν oder τυμπανισμάτων zu schreiben. Leichter ist über die Bedeutung des Wortes ins Klare zu kommen. Wie die ursprüngliche Form auch gelautet haben mag, das Stammwort τύμπανον ist hier offenbar nicht als Musikinstrument, sondern in jener schmerzlichen Bedeutung zu verstehen, die z. B. Lukian im Sinne hat, wenn er (*Καταπλοῦς ἢ Τύραννος* Kap. 6) *τοὺς ἐκ τυμπάνου* nennt. Dass der Begriff „Prügeln" auch später noch mit *τύμπανον* und *τυμπανίζω* verbunden wurde, zeigen die bei Du Cange angeführten Stellen.

Z. 32. *Μαζόν.* Ein lehrreiches Beispiel dafür, welche Raritäten im ngr. Wortschatze verborgen liegen. In der alten Literatur konnte ich trotz allem Suchen keinen anderen Beleg finden als die schon im Thesaurus verzeichnete Stelle des Epicharm (bei Athenaeus VII 119): *συναγρίδας μαζούς τε συνόδοντάς τ' ἐρυθροποικίλους.*

Bei Kumanudes, Sophocles, Du Cange und in den von mir benützten ngr. Wörterbüchern fehlt das Wort, und so stellte ich schon Betrachtungen über die Quelle an, aus der O das Epicharmische Wort geschöpft habe. Da stiess ich in der unerschöpflichen Fundstätte der alt- und neugriechischen Ichthyologie, im Xenokrates des Koraes (S. 86) auf den Nachweis, dass *μαζός* in der ngr. Volkssprache wenigstens noch zur Zeit des Somavera[1]) (also um 1700) als Fischname gebräuchlich war. Vielleicht besteht er dialektisch noch heute. Das alte

[1]) Die ungeheuere Seltenheit des unentbehrlichen Wörterbuches von Somavera, das z. B. ich trotz zwanzigjähriger Bemühung mir nicht verschaffen konnte, trägt die Schuld, dass das in ihm gesammelte Sprachmaterial in der Forschung viel zu wenig benützt wird. Leider kann ich es gegenwärtig auch nicht einsehen, weil es durch einen tückischen Zufall in unserer Staatsbibliothek nicht zu finden ist.

image
not
available

ἀνάλατον, *βρωμιάρην* (sc. *θυννόκομμαν*) (V. 225). Das ngr. Substantiv *ἡ βρῶμα* ist Postverbalbildung von *βρωμῶ* (vgl. Hatzidakis, Einleitung S. 95). Andere ngr. Bildungen sind *βρωμίζω*, *βρωμισμένος* (schon bei Prodromos V. 321 *θύνναν τὴν βρωμισμένην*), *βρωμερός* u. s. w. Nirgends ist, soweit ich sehe, die schwankende Orthographie des Wortes näher geprüft worden. In der ältesten Hauptstelle, Aristoteles Tiergeschichte 6, 173 wird das Wort mit *ω* geschrieben (es heisst dort vom brünstigen Hirsche: *καὶ βρωμᾶται ὥσπερ οἱ τράγοι*). Dagegen bieten die Ausgaben an den zwei Stellen der LXX *βρόμος* (Job VI 7 *βρόμον γὰρ ὁρῶ τὰ σῖτά μου ὥσπερ ὀσμὴν λέοντος* und Joel II 20 *καὶ ἀναβήσεται ἡ σαπρία αὐτοῦ καὶ ἀναβήσεται ὁ βρόμος αὐτοῦ*). Bei den Späteren aber herrscht wieder die Schreibung mit *ω*. Vgl. den Thesaurus, Sophocles, Du Cange, Byzantios. Da es sich zweifellos um dasselbe Wort handelt, ist die Durchführung einer einheitlichen Schreibung geboten. Zunächst wäre zu untersuchen, wie es sich an den Stellen bei Aristoteles und in der LXX mit der handschriftlichen Überlieferung verhält. Auf grund der Etymologie scheint eine Entscheidung nicht möglich.

Berichtigung.

S. 355 Z. 8 v. u. ist statt: der Pulologos zu lesen: das Vierfüsslerbuch.

Register.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.

Ämter, byzantinische 354 f., 360.
Akzent 370.
Fische, Autoren über 356 ff.
Koraes 356 f.
Kydones Demetrios 346.
Kyraniden 357.
Lexika, griechische 357 ff.
Lexikographie, neugriechische 360.
Lybistros und Rhodamne 346.
Maraslis 359, Anm. 3.
Physiologus 348.
Porikologos 346, 348 ff.
Pulologos 346 f., 348 f.
Thomas von Aquino 346.
Titel, byzantinische 354 f., 360.
Vierfüsslerbuch 348 f.
Warangen 358.

α- prothetisch 375.
ἀθερῖνα, ἀθερινός u. s. w. 372.
ἀντακόσκυλος 375.
ἄρχοντες 373.
ἀστακός 370.
ἀχέλι 375.
† *βαρσαμέχουμνε* 371.
βάτος 373.
† *βόσκανος* 371.
βρωμῶ u. s. w. = *βρομῶ* 377.
γαλέα, γαλεός u. s. w. 373.
γλάνεος, γλάνος u. s. w. 367.
γλύω, γλυτώνω 377.
γουλιανός s. *γλάνεος*.
δρακόνι 372.
ἐγλύω, ἐγλυτώνω 377.
ἔγραυλη 374.
ἔκγαρις 374.
ἔπαρχος 371.
ἐπικέρνης 367.
ζαργάνα 373.
ἦσκα 371 f.
θύννα 370.
ἴσχα 371.
καρίς 374.
κέφαλος 367.
κῆτος, ὁ 366.
κλοτζάτον 375.
κλωστάτα emendiert 375.
κοβενός (?) 373.
κουβίδις, κωβιός u. s. w. 373.
κουτζουρίνα 374.
κτένιον 369.
λαβράκιον 367.
λαβρακότουρνα 368.
λακέρτα, λακέρδα u. s. w. 374.
λειψαξούγγιος 368 f.
λογαρᾶς 367.
λύχνος 374.
μαζός 376.

μαρίς, μαρίδα 375.
μύδι 369.
νοτάριοι 373.
σ- prothetisch 369, 375.
ὀμύδιον 369.
ὄρκυνος, ὀρκύνος 366.
ὀσμαρίδα 375.
ὀστρείδιον 368.
Ὀψαρᾶς 347, Anm. 2.
ὄψον 347, Anm. 2.
πάγγουρος = *πάγουρος* 369 f.
παράμοναι 373.
πρωτοστάτωρ u. *πρωτοστράτωρ* 366 f.
ῥῖνα 373.
σαυρίδιν 375.
σκορπίδιν 374.
σμαρίς 375.
σταχός 370.
σνάκιον 368.
συναγρίδα 368.
τζῆρος 368.
τονίνα, τουνίνα 370.
τοῦρνα 371.
τριχέος = *τριχιός* 369.
τρυγόνα 372.
τυμπανίστριον (?) 376.
ὕσκα 371 f.
φιλόμηλα 372.
φόλις, φόλλις 377.
ψησσίον, ψησσί 367.

Inhalt.

	Seite
I. Die Überlieferung und literarhistorische Stellung des Fischbuches	345
II. 1. Text der Escurialhandschrift	361
2. Deutsche Übersetzung	363
III. Bemerkungen zum Texte	365
Register	379

Die überlieferte Auswahl theokritischer Gedichte.

Von **W. Christ.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 13. Juni 1903.)

Die Reihenfolge, in der wir heutzutage die Gedichte des Theokrit lesen, war nicht die gleiche in den älteren Ausgaben und noch weniger in den Handschriften. Auch die Zahl der Gedichte war, selbst abgesehen von dem erst neuerdings durch Chr. Ziegler aus dem Cod. Ambrosianus 75 (c) ans Tageslicht gezogenen 30. Gedicht, nicht zu allen Zeiten die gleiche. Die Zahl von 30 Gedichten und die jetzt in den Drucken befolgte Ordnung rühren von der Ausgabe des Henr. Stephanus, 1566, her; in den vorausgehenden Ausgaben las man teils mehr, teils weniger Gedichte: die älteste zu Mailand 1480 erschienene Ausgabe hatte 18 Nummern, die Aldina 30, 36 die von dem Griechen Kalliergos besorgte römische Ausgabe von 1516. Es kommt mir nicht in den Sinn, an der jetzigen Ordnung etwas zu ändern, so ungeschickt sie auch zum Teil ist. Derartige Änderungen erhöhen nur die Unordnung und erschweren die Benützung; aber es lohnt sich doch Einblick in den Ursprung der Ordnung und die dabei befolgten Gesichtspunkte zu erhalten. Dieses um so mehr, als mit der Ordnung und Zahl der Gedichte auch die schwierigen und verwickelten Fragen über die Echtheit der einzelnen Gedichte zusammenhängen. Zur Lösung dieser Fragen, deren Schwierigkeit in unserer Zeit durch die zunehmende Kühnheit und Willkür der Kritiker erheblich gewachsen ist, müssen freilich in erster Linie andere Dinge, die

Eigentümlichkeiten der Sprache, die Besonderheiten der metrischen Kunst, die Anzeichen der Nachahmung, herangezogen werden, aber eine Rolle und eine nicht unbedeutende spielt dabei auch die Stellung und Reihenfolge der Gedichte in den verschiedenen Handschriftenklassen. Dabei lässt es mir die Schwierigkeit der Sache erwünscht erscheinen, nicht im Zusammenhang und gewissermassen abschliessend von der überlieferten Ordnung der Gedichte Theokrits und seiner Nachfolger zu handeln. Ich ziehe es vor, die Hauptfrage in mehrere Einzelfragen aufzulösen und so erst nach und nach festeren Fuss zu fassen. Der Heptas antiquarisch-philologischer Miszellen, die ich vor ein paar Jahren in diesen Blättern geliefert habe, lasse ich hier eine zweite nachfolgen, die sich aber ausschliesslich um eine Sache und einen Autor dreht. Möge es mir glücken, in der Theokritphilologie, die in unserer Zeit durch leichthin geglaubte Hypothesen stark ins Schwanken geraten ist, wenigstens einige Punkte sicher zu stellen.

1.

Die Preisgedichte auf Ptolemaios und Hieron.

Ist der Lobpreis auf Ptolemaios (*ἐγκώμιον εἰς Πτολεμαῖον*, ecl. 17) vor der Anfrage an Hieron (*Χάριτες*, ecl. 16) gedichtet oder umgekehrt, ist eine Kardinalfrage für die Geschichte des Lebens und der Poesie Theokrits. Ihre Beantwortung hängt wesentlich von historischen Erwägungen ab, die vorzüglich die Ägyptologen zu lösen haben.[1]) Aber auch die Aufeinanderfolge der beiden Gedichte ist von einiger, wenn auch nicht entscheidender Bedeutung. Hatte also ursprünglich das Gedicht an Hieron seine Stelle vor dem an Ptolemaios oder umgekehrt? Zur Beantwortung dieser Frage sind die Ausgaben, in denen durchweg der Hieron vor dem Ptolemaios steht, bedeutungslos; in Betracht kommen nur die Handschriften; diese aber weichen

---

[1]) Aus neuester Zeit Prott, das Enkomion *εἰς Πτολεμαῖον*, Rh. M. 53, 460 ff.; Cholmeley, Ausgabe 1901, p. 3.

in diesem Punkte stark von einander ab. Es steht, um nur die massgebenden Handschriften anzugeben,[1])

Hieron vor Ptolemaios in a s,
Ptolemaios vor Hieron in k L.

Getrennt von einander durch Zwischenglieder sind unsere beiden Gedichte in

23 M c: 16, 25, Mosch 4, Th 17,
9: 17, 1—14, 2, Mosch 3, Th 16,
D: 16, 29, epigr. . . . 17, 18, 15,
P: 17, Mosch 3, Th 16.

Es fehlen 16 und 17 ganz in 6 und G, blos 17 in 11. Es gehen also in der Folge der Gedichte 16 und 17 unsere Hss in zwei Hauptklassen auseinander, indem in der einen 16 vor 17, in der andern 17 vor 16 steht. Für die Frage, welches der beiden Gedichte ursprünglich den ersten Platz gehabt habe, führt die Berücksichtigung der Majorität nicht zum Ziel, da

---

[1]) Zum leichteren Verständnis gebe ich hier für die ganze Abhandlung eine Deutung der angewandten Siglen, indem ich mich ganz an die Ausgaben von Ahrens und Ziegler halte:

k = Ambros. 222, saec. XIII, Kl. II,
a = Ambros. 32, saec. XIII, Kl. I,
c = Ambros. 75, saec. XV, Kl. IVa,
p = Laurent. 32, 37, saec. XIV, Kl. Ia,
s = Laurent. 32, 16, saec. XIV, Kl. Ia,
6 (h) = Vat. 913, saec. XIII = h Ziegl., Kl. IIIa,
9 (m) = Vat. 915, saec. XIII = m Ziegl., Kl. IVa,
11 = Vat. 1311, saec. XV, Kl. IVa,
23 = Vat: 1825 und 1826, saec. XIV, Kl. IV,
D = Paris. 1726, saec. XIV, Kl. III,
L = Paris. 2831, saec. XIV, Kl. Ia,
M = Paris. 2832, saec. XIV, Kl. IV,
P = Paris. 2835, saec. XIV, Kl. Ia,
Q = Paris. 2884 und 1298 unvollständig, zu Kl. Ia oder IV.

In der Nummerierung der Gedichte des Theokrit und ebenso des Moschos und Bion folge ich gerade so wie vor mir Hiller der Vulgata, da die Abweichungen von Ahrens nur geeignet sind, Verwirrung zu stiften. Die Bedeutung der Klassen I—IV, denen die einzelnen Hss zugezählt sind, wird aus Kapitel 6 und 7 erhellen.

zwar etwas öfter 16 vor 17 als 17 vor 16 steht, aber für die zweite Stellung das Gewicht des besten Codex, des Mediol. k in die Wagschale fällt. Wollen wir daher sehen, ob zur Klärung nicht noch ein anderes Moment herangezogen werden kann.

Dieses andere Moment finde ich in dem nachfolgenden Gedicht ecl. 18, *Ἑλένης ἐπιθαλάμιος.* Die Anthologie theokritischer Gedichte war nämlich ursprünglich, wie sich das gleich nachher noch klarer zeigen wird, von kleinem Umfang; sie wurde im Laufe der Zeit grösser und immer grösser, bis gegen Ende des Mittelalters der Umfang wieder abnahm, so dass wir im 15. und 16. Jahrhundert den vielen Handschriften mit nur 10 oder 8 Gedichten begegnen. Das Anwachsen nun geschah auf doppelte Weise. Die einfachste war, dass Freunde der theokritischen Muse noch ein und das andere Gedicht, das ihnen besonders gefiel, am Schlusse ansetzten. Es konnte aber auch einer mit Rücksicht auf den Inhalt das neue Gedicht, statt es hinten anzufügen, in der Mitte, an der Stelle, wo es am besten hinpasste, einlegen. Unsere beiden Gedichte 16 und 17 nun sind gewiss erst später hinzugefügt worden; sie gehören ja nicht zu den Hirtenliedern, die den Theokrit zu seinem Ansehen bei Mit- und Nachwelt brachten. Sind dieselben nun, fragen wir, hinten zugesetzt, oder mitten eingeschoben worden? Ich habe schon gesagt, das hänge von dem 18. Gedichte, dem Epithalamius auf die Hochzeit der Helena, ab. Dasselbe ist hübsch, aber keineswegs so hervorragend, dass es für sich einen Ehrenplatz verlangen konnte, wie wir dieses von den Adoniazusen etwa begreifen würden. Offenbar hat es mit andern zusammen einen Platz in dem Halsband der theokritischen Muse erhalten. An nachfolgende Gedichte hatte aber das achtzehnte keinen Anschluss, aus dem einfachen Grund, weil die alte Sammlung nur 18 Gedichte umfasste, und es somit selbst ehedem am Schluss der Sammlung stand. Auch das wird sich weiter unten noch klarer zeigen, es möge aber jetzt schon darauf hingewiesen werden, dass eine Anzahl von Handschriften und nicht die schlechtesten nur die ersten 18 Gedichte enthalten. Aber auch nachdem die Auswahl von 18 Gedichten

erweitert worden war, schlug sich keine Brücke von dem 18. Gedicht zu dem neuen Ansatz. Der älteste Ansatz bestand nämlich aus Liedern (*μέλη*), die nach den Inhaltsangaben (*ὑποθέσεις*) ehedem unmittelbar auf das 18. Gedicht folgten und in den jetzigen Ausgaben die Nummern 28—30 führen. Diese Lieder sind aber, entsprechend ihrer Anlehnung an die Poesie des lesbischen Dichterpaares, in äolischem Dialekt geschrieben, während der Dialekt des 18. Gedichtes der dorische ist.

Also jedenfalls hatte das 18. Gedicht weder im Anfang noch später einen Anschluss an nachfolgende Gedichte. Kam also dasselbe auch nicht als ein für sich stehendes Gedicht in die Sammlung theokritischer Gedichte, so muss es einen Anschluss an vorausgehende Gedichte gehabt haben. Mit den aber jetzt unmittelbar vorausgehenden Gedichten 16 und 17 hat es ganz und gar keine Berührung; denn was hat ein Hochzeitslied auf die Helena des Mythus mit Preisliedern auf Könige der Gegenwart, Hieron und Ptolemaios, zu tun? Wohl aber reiht sich das 18. Gedicht, wenn auch nicht eng, so doch ganz leidlich an die jenen Preisliedern vorausgehenden Gedichte der Sammlung an. Denn die Erotik spielt auch in den Adoniazusen (15), der Kyniska (14) und noch mehr in dem Hylas (13), dem Aites (12) und dem Kyklops (11) eine Rolle. Ganz verständlich also ist die Reihenfolge 11, 12, 13, 14, 15, 18. Ist dieses aber richtig, dann sind die Gedichte 16 und 17 so in die ältere Sammlung gekommen, dass sie nicht hinten angefügt, sondern mitten eingeschoben wurden zwischen 15 und 18. Dafür haben wir nun sogar noch ein handschriftliches Zeugnis. In dem alten Vatikaner Cod. 6 stehen nämlich folgende Gedichte in folgender Ordnung: 1—15, 18, Mosch 1, Th 28, 29. Hier fehlen also die Gedichte 16 und 17 ganz[1]) und ich wage diesen Bestand auf eine Zeit zurückzuführen, in der die beiden Preislieder noch keine Aufnahme in die Sammlung gefunden hatten. Ich sehe zweifelnde Gesichter und muss selbst zugeben,

[1]) Ebenso fehlt 16 und 17 in dem jüngeren Par. G. Dass in p die Scholien zu 16 und 17 fehlen, bemerkt Ahrens II, p. XIV sq., was vielleicht auch damit in Zusammenhang steht.

dass der bezeichnete Tatbestand auch durch absichtliche Ausscheidung der beiden Preisgedichte herbeigeführt werden konnte. Aber wenn auch nicht alle meinen Glauben teilen, so bleibt doch in der Hauptsache meine Argumentation unerschüttert; wir entbehren dann bloss eines äusseren Zeugnisses der Überlieferung.

Nun erst können wir zu dem Punkt zurückkehren, von dem wir ausgegangen sind. Sind nämlich die Gedichte 16 und 17 zwischen 15 und 18 eingeschoben worden, so stellt sich von selbst die Frage, was war denn der Grund dazu? In der Bitte an Hieron (16) wird auch ein Argusauge keinen Grund erspähen können, aber hell zutage liegt ein solcher in dem Preislied auf Ptolemaios. Das 14. und 15. Gedicht beziehen sich auf ägyptische Verhältnisse und dienen der Verherrlichung des Hofes von Alexandrien. Was lag also näher als dass ein Grammatiker die Leser auch mit dem Gedicht bekannt machen wollte, durch das der Dichter sich Zugang zu dem Herrscher Ägyptens verschaffte? Er erweiterte also die Sammlung, indem er das *ἐγκώμιον εἰς Πτολεμαῖον* (17) nach den Gedichten 14 und 15 einlegte. Dieses Preislied auf Ptolemaios hat dann erst das Gedicht an Hieron nach sich gezogen. Auch das ist leicht verständlich. Das Wirken des Dichters spielte sich an den Höfen des Ptolemaios und Hieron ab; Sizilien war sogar das Land, von dem der Hirtengesang ausgegangen war und in dem er sich auch nach dem Tode des Theokrit noch forterhielt. Was war da natürlicher als dass ein Redaktor das Gedicht an Ptolemaios nicht vereinsamt stehen liess, sondern ihm noch das an Hieron zugesellte? Und da nun einmal Sizilien der Hauptort der Hirtenpoesie war, so ist es auch nicht zu verwundern, dass einige Abschreiber sogar dem Gedicht an Hieron, den König von Syrakus, den Vorzug gaben und es vor das Preislied auf Ptolemaios setzten, im weiteren Fortgang sogar das letztere ganz fallen liessen.[1])

[1]) Das war der Fall im alten Teile von p und wahrscheinlich auch in der Vorlage von 9 und P.

Wir wundern uns darüber um so weniger, da wir auch den dichterischen Preis dem 16. Gedicht vor dem 17. geben: dort beim Preis des schönen Heimatlandes pulsiert frisches Leben in dem Herzen des Dichters, hier im Lobe des Königlichen Herrn fühlt man aus den geschraubten Versen den Zwang heraus, den sich der Dichter um der Hofgunst willen antun musste.

2.

Die Hymnen des Theokrit und die unechten Heraklesgedichte.

Das Enkomion auf Ptolemaios schliesst mit den Versen

Χαῖρε ἄναξ Πτολεμαῖε· σέθεν δ' ἐγὼ ἶσα καὶ ἄλλων
μνάσομαι ἡμιθέων, δοκέω δ' ἔπος οὐκ ἀπόβλητον
φθέγξομαι ἐσσομένοις· ἀρετήν γε μὲν ἐκ Διὸς αἰτέω.

Die Ausleger erklären dieselben als eine Reminiszenz an den häufigen Schluss homerischer Hymnen, insbesondere an den des Hymnus auf den pythischen Apoll

καὶ σὺ μὲν οὕτω χαῖρε, Διὸς καὶ Λητόος υἱέ,
αὐτὰρ ἐγὼ καὶ σεῖο καὶ ἄλλης μνήσομ' ἀοιδῆς.

Die Reminiszenzen und nicht bloss an Homer sondern auch an Pindar und Simonides nehmen allerdings einen breiten Platz in der theokritischen Poesie ein,[1]) aber die im Anklang an ältere Dichtung eingelegten Worte und Sätze sind doch keine blossen Zierstücke, panni purpurei late qui splendeant, sie müssen auch an der Stelle, wo sie stehen, Sinn und Bedeutung haben. Lässt sich dieses nun auch für die Schlussverse unseres Gedichtes nachweisen? Ich sage ja, muss aber, um dieses zu begründen, weiter ausgreifen.

Unser Gedicht heisst in der überlieferten Aufschrift *ἐγκώμιον.* Wie die meisten Aufschriften so wird vermutlich auch diese von den Grammatikern herrühren. Der Dichter selbst

[1]) Zu ihnen gehört auch, was noch nicht bemerkt, VII 111—4, eine Nachbildung von Pindar Js. II 41—2.

würde unser Gedicht eher als einen Hymnus bezeichnet haben; wenigstens gebraucht er dieses Wort V. 8

αὐτὰρ ἐγὼ Πτολεμαῖον ἐπιστάμενος καλὰ εἰπεῖν
ὑμνήσαιμ', ὕμνοι δὲ καὶ ἀθανάτων γέρας αὐτῶν.

Die Schlussverse würden also einen ganz passenden Sinn haben, wenn sich nachweisen liesse, dass Theokrit mehrere Hymnen gedichtet und den auf Ptolemaios an die Spitze derselben gestellt habe. Für das zweite, oder wenigstens für eine bevorzugte Stellung des Preisliedes auf Ptolemaios spricht gleich der Eingang des Hymnus

Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα καὶ ἐς Δία λήγετε Μοῖσαι,
ἀθανάτων τὸν ἄριστον ἐπὴν ᾄδωμεν ἀοιδαῖς·
ἀνδρῶν δ' αὖ Πτολεμαῖος ἐνὶ πρώτοισι λεγέσθω.

Dass aber auch Theokrit mehrere Hymnen gedichtet, dafür haben wir vor allem das Zeugnis des Suidas in dem Artikel über Theokrit. Ich setze die Stelle gleich ganz her, da wir auf dieselbe noch öfters im Verlaufe der Abhandlung zurückkommen werden. Bei Suidas also heisst es: *οὗτος ἔγραψε τὰ καλούμενα βουκολικὰ ἔπη Δωρίδι διαλέκτῳ· τινὲς δὲ ἀναφέρουσιν εἰς αὐτὸν καὶ ταῦτα· Προιτίδας, ἐλπίδας, ὕμνους, ἡρωίνας, ἐπικήδεια, μέλη, ἐλεγείας, ἰάμβους, ἐπιγράμματα.* Theokrit hat also mehrere Hymnen, sagen wir nach unserer Weise, ein Bändchen Hymnen gedichtet, unter denen der auf seinen Hauptgönner, den Heros Ptolemaios,[1]) voranstand, und mehrere andere, worauf eben der Schluss des ersten Gedichtes der Sammlung hinweist, nachfolgten. Ist nun vielleicht auch von den anderen Hymnen noch einer und der andere in unsere Sammlung aufgenommen worden?

Zunächst fällt da unser Blick auf das Gedicht an Hieron (ecl. 16). Dasselbe ist zwar *Χάριτες ἢ Ἱέρων* überschrieben und enthält zunächst eine Bitte oder Anfrage der Musen an Hieron, den Herrscher von Syrakus; aber das ist mehr nur

[1]) Vergleiche auch den für einen Hymnus besonders passenden Ausdruck *ἥρωες* V. 5.

eine geschickte Einkleidung, tatsächlich ist es ein Preislied, ein Hymnus auf den neu aufgehenden Stern des freigebigen Dichtergönners im westlichen Griechenland. Es gebraucht auch der Autor von dem Gedichte den Ausdruck *ὕμνος* und *ὑμνεῖν* wie gleich im Eingang

Αἰεὶ τοῦτο Διὸς κούραις μέλει, αἰὲν ἀοιδοῖς,
ὑμνεῖν ἀθανάτους, ὑμνεῖν ἀγαθῶν κλέα ἀνδρῶν

und ähnlich V. 50 und 103. Und auch den Gepriesenen bezeichnet er mit dem für den Helden eines Hymnus speziell geeigneten Namen *ἥρως* V. 80

ἐν δ' αὐτοῖς Ἱέρων προτέροις ἴσος ἡρώεσσιν,

um von dem Vergleich des Hieron mit den Heroen des alten Mythus, Aias und Achill, in V. 74 gar nicht zu reden.

Ekloge 16 war also auch ein Hymnus und hatte in der alten Gesamtausgabe des Theokrit in der Abteilung *Ὕμνοι* seinen Platz. Ebenso aber auch das *Διόσκουροι* überschriebene 22. Gedicht unserer Sammlung. Auch hierfür haben wir, wie schon von Früheren erkannt wurde, deutliche Anzeichen in dem Gedicht selbst, vor allem in dem Worte *ὑμνεῖν*. Gleich im Eingang lesen wir

Ὑμνέομεν Λήδας τε καὶ αἰγιόχου Διὸς υἱώ,
Κάστορα καὶ φοβερὸν Πολυδεύκεα πὺξ ἐρεθίζειν

welche Verse wir um so mehr auf den Hymnuscharakter des Gedichtes deuten, als auch Kallimachos den dritten seiner Hymnen beginnt mit

Ἄρτεμιν, οὐ γὰρ ἐλαφρὸν ἀειδόντεσσι λαθέσθαι,
ὑμνέομεν, τῇ τόξα λαγωβολίαι τε μέλονται.

Auch am Schluss des Preisgedichtes auf die Dioskuren kehrt das Wort *ὕμνος* wieder V. 214

χαίρετε Λήδας τέκνα καὶ ἡμετέροις κλέος ὕμνοις
ἐσθλὸν ἀεὶ πέμποιτε[1])

---

[1]) Ausserdem steht das Verbum *ὑμνεῖν* in V. 4, 26, 135.

und wiederholt, V. 22, 78, 92, 163, 216 werden die Dioskuren mit dem speziell für Hymnen geprägten Worte ἥρωες bezeichnet. Übrigens brauchen wir uns in unserem Fall nicht auf blosse Anzeichen des Wortgebrauchs zu berufen; ausdrücklich wird unser Gedicht unter dem Titel Hymnus angeführt in den Scholien zu Aristophanes Plut. 210: *Θεόκριτος ἐν τῷ εἰς Διοσκούρους ὕμνῳ.*

Nun kommt aber noch eine zweifelhafte Frage; gehörte zu den Hymnen auch das 25. Gedicht *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος*? An und für sich kann man das grosse Gedicht seinem Inhalt nach für eine Verherrlichung des Halbgottes Herakles ausgeben. Auch kann man dafür, dass sich Theokrit gern mit der Verherrlichung des dorischen Helden abgegeben haben wird, sein Epigramm (Nr. 20) auf den Dichter Peisandros anführen, da dieser das erste grosse, damals vielleicht schon antiquierte Epos auf die Taten des Herakles gedichtet hatte und dem alexandrinischen Dichter eine Wiederbelebung des alten schönen Sagenstoffes in einer neuen, dem veränderten Geschmack mehr zusagenden Form besonders zeitgemäss scheinen konnte. Auch daran, dass in dem Gedicht 25 nicht alle Taten des Herakles besungen, sondern nur zwei, der Besuch bei Augeas und die Löwenbezwingung, herausgegriffen sind, darf man keinen Anstoss nehmen. Denn Theokrit war, wie er 7, 47 bestimmt ausspricht, ein Feind der grossen langatmigen Epen und stimmte mit Kallimachos in der Hinneigung zu kleineren balladenartigen Erzählungen überein. In der Auswahl aber, die unter den Taten des Herakles in dem 25. Gedicht getroffen ist, erkennt man sehr leicht den Gesichtspunkt des bukolischen Dichters. Die Begegnung des Herakles mit Augeas gab dem Freunde des Landlebens und der Hirtenpoesie willkommenste Gelegenheit, den Herdenreichtum, die prächtigen Stiere und die grossartige Landwirtschaft des alten Königs von Elis zu besingen. Aber das reicht alles noch nicht aus, um die Autorschaft des Theokrit sicher zu stellen. Jedenfalls gehörte der löwenwürgende Herakles nicht zu den Hymnen des Theokrit. Vergebens suchen wir im Anfang oder Schluss oder auch in

der Mitte des Gedichtes nach dem Worte *ὕμνος*, dem wir doch in den drei anerkannten Hymnen des Theokrit öfters und besonders im Anfang und Schluss begegneten. Was aber noch mehr bedeutet, das ganze Gedicht hat den Charakter einer aus mehreren Teilen (1—84, 85—152, 153—281) bestehenden Rhapsodie, die einmal mit anderen ähnlichen Gesängen zu einem grossen Epos zusammengewoben werden sollte, tatsächlich aber Bruchstück geblieben ist. Gegen die Einreihung des *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* unter die Hymnen des Theokrit spricht aber auch ein äusserer Moment. Der Dialekt des Gedichtes ist ebenso wie der des inhaltlich verwandten Gedichtes *Μεγάρα*, mit dem es in den Handschriften verbunden ist und neuestens auch wieder von Cholmeley in seiner Ausgabe des Theokrit verbunden wurde, der episch-ionische Dialekt, während die drei anerkannten Hymnen des Theokrit (17, 16, 22) alle in der milderen Doris gedichtet sind.[1]) Ich weiss zwar wohl, dass in unseren Handschriften, auch den guten, die Dialektformen schwanken und sich *ἐτίμησαν* neben *ἐτίμασαν*, *νῆας* neben *νᾶας* findet, aber das ändert an der Hauptsache nichts: es bleibt unbestreitbar, dass der Dialekt der Hymnen des Theokrit dorisch, der des Epyllion *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* ionisch ist.

3.

Die Heroinen des Theokrit.

Auf die Heraklessage beziehen sich in unserer Sammlung ausser dem Hylas (13) die Gedichte 24 und 25 und zwar steht der Sache entsprechend der *Ἡρακλίσκος* (24) vor dem *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* (25), das Kind Herakles vor dem Manne Herakles. Aber diese Anordnung ist, so sachgemäss sie auch scheinen mag, nicht urkundlich. In den Handschriften sind die beiden Gedichte von einander getrennt. In der Klasse *Φ*[2]) oder in dem

[1]) In dem Hymnus auf die Dioskuren schwankt allerdings sehr der Dialekt, so dass es in der Überschrift der Aldina heisst *κοινῇ Ἰάδι*, worüber Hiller, Beitr. p. 77 f.

[2]) Diese Zusammenfassung verwandter Theokrithandschriften unter

Paris. M[1]) und Vat. 23 steht wohl das Gedicht 25, aber nicht auch 24; im Paris. D folgen aufeinander: Th 24 22 26 28 Mosch 4 Th 25; in der Klasse II, die vornehmlich durch Ambr. k repräsentiert wird, fehlen beide Gedichte; in dem Cod. c, der zu den Sammelhandschriften gehört und aus der ergänzenden Vereinigung von Handschriften mehrerer Klassen entstanden ist, stehen hinter den Epigrammen, offenbar also im Nachtrag, die Gedichte 24 26 27[2]) und dann erst aus einer Handschrift der Klasse Φ: 9—13 11 14—16 25 Mosch 4 Th 17. Also 24 kam nicht zugleich mit 25 in unsere Anthologie, und die Geschicke beider Gedichte sind von einander zu trennen. Zusammen standen in dem Archetypus, aus dem D und der Nachtrag von c abgezweigt sind, die Gedichte 24 22 26 oder 22 24 26. Von diesen drei Gedichten gehörte das 22., wie wir oben in Kap. 2 gesehen haben, zu den Hymnen; das 26. mit dem Titel *Ληναι ἢ Βάκχαι* erzählt die grause Tat der Kadmostöchter Ino, Autonea und Agaua, also der drei Frauen der thebanischen Heroensage, und wird deshalb um so eher zu den Gedichten, welche Suidas unter dem Titel *ἡρωῖναι* aufführt, gehören, als der Dichter selbst in dem V. 36

χαίροι δ' εὐειδὴς Σεμέλα καὶ ἀδελφεαὶ αὐτᾶς
Καδμεῖαι πολλαῖς μεμελημέναι ἡρωῖναι[3])

auf den Namen der Dichtung anspielt. Denn gerade das Zusammentreffen des Versausgangs *ἡρωῖναι* mit dem von Suidas überlieferten Buchtitel *ἡρωῖναι* lässt uns das Gedicht lieber zu dieser Abteilung der Werke Theokrits stellen als mit Maass Herm. 26 (1891) 178 zu den Hymnen, wiewohl ich deshalb nicht der Vermutung des guten Kenners der alexandrinischen

dem Zeichen Φ rührt von Hiller, Beiträge zur Textgeschichte der griechischen Bukoliker, her und ist von uns beibehalten worden.

[1]) Der Cod. M rührt von dem byzantinischen Grammatiker Triklinios her und hat drei unechte Gedichte weniger als Vat. 23.

[2]) Ähnlich steht in dem Vat. 11, der auf gleiche Weise aus mehreren Hss zusammengefügt oder ergänzt ist, das Gedicht 24 ganz am Schlusse.

[3]) Die Hss haben *ἡρωίναις*, aber es ist unzweifelhaft mit Ahrens *ἡρωῖναι* zu lesen.

Poesie entgegentreten möchte, dass das Gedicht von Theokrit zu einem koischen Fest des Gottes Dionysos bestimmt war.

Gehörten nun die mit dem Herakliskos in den Hss verbundenen Gedichte teils zu den Hymnen teils zu den Heroinen, so wird man von vornherein geneigt sein, dort auch den ursprünglichen Sitz des Herakliskos zu suchen. Denn ein Preisgedicht ist derselbe ja jedenfalls. Stellt man sich aber die Frage, ob unser 24. Gedicht zu den Preisliedern auf Heroen oder auf Heroinen gehöre, so lasse man sich nicht durch die Aufschrift Ἡρακλίσκος auf falsche oder doch zweifelhafte Wege führen. Denn schon im Allgemeinen ist die Echtheit der Aufschriften Zweifeln unterworfen; sie rühren öfter von den Grammatikern als von den Dichtern her; hier aber fehlt obendrein die Aufschrift in Cod. 11 ganz. Sehen wir aber von der Aufschrift ab und halten wir uns lediglich an den Inhalt, so ist Amphitruo ganz zur Seite geschoben; er erwacht zuletzt und geht alsbald wieder zu Bett. Hingegen steht im Vordergrund vom Anfang bis zum Schluss die Mutter Alkmena: sie wird uns gleich in den ersten Versen des Eingangs vorgeführt, wie sie die beiden Kinder in der neuartigen Wiege, dem Schilde des Pterelaos, einschläfert; sie hört dann zuerst auf das Geschrei der von den Schlangen bedrohten Knaben; sie ruht auch nicht, nachdem die Gefahr vorüber ist, sondern fragt nun den Seher Teiresias nach einer Deutung des Wunders; sie bleibt dann auf der Bühne bis zum Schluss, wo von ihr mit den Worten

ὧδε μὲν Ἡρακλῆα φίλα παιδεύσατο μάτηρ

eine Aufgabe gerühmt wird, die sonst mehr dem Vater als der Mutter zukommt. Freilich mehr Bewunderung als das Bemühen der Mutter erregt der Heldenmut des kleinen Herakles, der unerschrocken die Schlangen packt und ihnen die Kehle zuschnürt. Aber Herakles ist noch ein kleines Kind, das erst ein Held werden sollte; zur Heldin des Gedichtes ward daher, so scheint es, die Heroine Alkmena von dem Dichter auserkoren. Ich wage also die Annahme, dass ausser dem 26. Gedicht auch das 24. ehedem unter den Ἡρωῖναι des Theokrit stund. Die

Konsequenz ist dann, dass von den beiden Abfolgen 24 22 26 und 22 24 26 die letztere die richtigere ist, wenn sie auch durch die geringere Handschrift c vertreten wird.

Es fragt sich nun weiter auch hier, ob ausser diesen zwei Gedichten sich noch Spuren von anderen Heroinenliedern des Theokrit nachweisen lassen. Nahe liegt es, an die Berenike zu denken, von der Athenaios VII, p. 284 A einige Verse erhalten hat. Denn so gut Theokrit den Ptolemaios II unter die Heroen zählen und ihm einen Hymnus weihen konnte, so gut konnte er auch die vergötterte Frau des Ptolemaios I unter den Heroinen besingen. Allerdings zitiert Athenaios einfach mit *ἐν τῇ ἐπιγραφομένῃ Βερενίκῃ* und ist in den beigegebenen Versen nichts hymnenartiges enthalten, aber bei der Kleinheit des Fragmentes kann daraus kein entscheidender Einwand abgeleitet werden. Ausserdem freilich macht auch der Dialekt Schwierigkeit; denn in den 6 Versen steht fünfmal ionisches *η* statt dorischem *ᾱ*. Aber auch das will nicht viel bedeuten, zumal uns die Verse nicht direkt, sondern durch einen Grammatiker überliefert sind, der leicht in einem kurzen Zitat die Farbe des Dialektes verwischen konnte.

Von den vollständig erhaltenen Gedichten Theokrits hat noch in diese Klasse Ahrens Philol. 33, 582 das Hochzeitslied der Helena (*Ἑλένης ἐπιθαλάμιος*, ecl. 18) stellen wollen. Das Gedicht preist allerdings auch die Schönheit und Geschicklichkeit der Helena, aber es entbehrt doch ganz und gar des Charakters eines Hymnus; es ist ein Lied der Gespielinnen, die am Hochzeitstag ihrer Freundin ein Ständchen in der Art der Sappho bringen. Wenn Ahrens sich darauf beruft, dass das Gedicht im Cod. M *ἐγκώμιον Ἑλένης* überschrieben sei, so ist dieser Überschrift des byzantinischen Grammatikers Triklinios, von dem die recensio des Cod. M herrührt, die richtigere Überschrift *ἐπιθαλάμιος Ἑλένης* der älteren Handschriften und der Hypothesis entgegen zu halten.

Ganz die Eigenschaften eines Preisliedes auf Heroinen der Sage hat das unter den Werken des Theokrit zusammen mit dem *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* auf uns gekommene Gedicht *Μεγάρα*.

Dasselbe ist benannt nach der unglücklichen Frau des Herakles und enthält die Jammerreden der Frau und der Mutter des Herakles, Megara und Alkmena. Dass dasselbe demnach in die von uns hier behandelte Klasse von Gedichten gehöre und auch vom Autor als solches gedacht war, kann nicht zweifelhaft sein, aber ob es auch von Theokrit herrühre, ist eine andere, schwer zu bejahende Frage. Denn es ist nur in den mit Unechtem schwer beladenen Handschriftenklassen III und IV überliefert und steht an künstlerischem Wert hinter dem löwenerwürgenden Herakles weit zurück. Denn abgesehen von den vielen aus Homer entlehnten und ungeschickt zusammengeflickten Fetzen, war es auch von vornherein ein unglücklicher Gedanke, die Megara, die selbst das Schwerste erduldet, gewissermassen als Trösterin einzuführen und ihre Schwiegermutter, nicht die eigene Mutter, mit *μῆτερ ἐμὴ τίφθ' ὧδε φίλον κατὰ θυμὸν ἰάπτεις* anreden zu lassen. Da überdies der ionische Dialekt ebenso wie bei dem *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* gegen eine Verbindung mit den dorischen Gedichten Theokrits spricht, so denke ich nicht daran, die Megara zu den echten Heroinenliedern Theokrits zu stellen, sondern glaube nur, dass ein Nachahmer im Geiste seines Vorbildes versuchen wollte, der Alkmena eine Megara zur Seite zu stellen. Vielleicht darf man Moschos für den Verfasser der Megara halten, da in dem guten Cod. s hinter den Gedichten des Theokrit und von denselben durch Apollonius Rhod., Hesiod, Oppian getrennt ein kleiner Nachtrag jüngerer bukolischer Gedichte steht, nämlich *Εὐρώπη, Ἔρως δραπέτης, Μεγάρα,* von denen die beiden ersten ausdrücklich als Werke des Moschos bezeichnet sind.

4.

Die Ordnung der Bukolika.

Die Hypothesis des ersten Idylls beschäftigt sich mit der Frage, warum dieses Idyll die erste Stelle in der Sammlung einnehme, und findet den Grund in der Schönheit des Gedichtes: *αὕτη ἡ ὑπόθεσις εἰς Δάφνιν γέγραπται, ὃς διὰ μὲν τούτου τοῦ*

εἰδυλλίου τέθνηκε, διὰ δὲ τῶν ἑξῆς ὡς ζῶντος αὐτοῦ μνημονεύει· ὅμως τοῦτο προτέτακται διὰ τὸ χαριέστερον καὶ τεχνικώτερον τῶν ἄλλων μᾶλλον συντετάχθαι. Πίνδαρος γὰρ ἀρχομένου δ' ἔργου φησὶ πρόσωπον χρὴ θέμεναι τηλαυγές. Auch die neueren Herausgeber haben sich, wenn sie überhaupt die Frage berührten, dieser Auffassung angeschlossen. Und wer möchte leugnen, dass das erste Idyll, wenn auch vielleicht mancher, was Anmut und Zartheit anbelangt, dem Idyll Amaryllis den Vorzug geben möchte, vollauf seinen Ehrenplatz verdient? es ist eben nicht bloss ein schönes Gedicht, es ist auch ein grosses Gedicht und feiert den ersten Helden der Hirtenpoesie Daphnis. Es kommt aber doch zu diesen Vorzügen noch etwas anderes hinzu, was ihm die Stellung an der Spitze der Idyllen anweist. Dieses andere liegt in den Schlussversen 144 f.

ὦ χαίρετε πολλάκις Μοῖσαι,
χαίρετ', ἐγὼ δ' ὔμμιν καὶ ἐς ὕστερον ἅδιον ᾀσῶ.

Denn hiermit wird ganz ähnlich, wie wir dieses oben an den Schlussversen des Hymnus auf Ptolemaios sahen, unser erstes Idyll als einleitendes Idyll bezeichnet, auf das eine Serie ähnlicher Dichtungen folgen solle.

Damit sind wir aber schon in die Diskussion einer anderen Frage eingetreten, die man erst in unserer Zeit bei der Kritik der Anlage eines aus mehreren selbständigen Einzeldichtungen bestehenden Buches zu beachten und zu würdigen begonnen hat. Es macht nämlich einen grossen Unterschied, ob der Dichter selbst seine einzelnen Gedichte zu einem Band oder Bändchen zusammengefasst hat oder ob die Vereinigung von einem späteren Herausgeber oder Grammatiker ausgegangen ist. Ein blosser Herausgeber wird die Gedichte aufs Geratewohl, wie sie ihm eben unter die Hand kamen, zusammengelegt oder doch nur nach äusseren Motiven und Kennzeichen geordnet haben; vom Dichter wird man erwarten dürfen, dass er auch in der Anordnung seiner Erzeugnisse höhere Gesichtspunkte befolgt und eine gewisse Kunst beobachtet hat, so dass es auch für uns eine der höheren Aufgaben der Interpretation ist, die leitenden

Gesichtspunkte des Dichters wieder aufzudecken. Der bezeichnete Unterschied hat sich so besonders offenkundig bei Pindar und Horaz herausgestellt. Die Epinikien Pindars sind nicht von dem Dichter selbst zu den vier überlieferten Büchern zusammengeordnet worden. Daraus erklären sich die offenbaren Irrtümer, wie wenn ein von einem sizilischen Lokaldichter herrührendes Siegeslied O. V Aufnahme gefunden hat, oder unter den pythischen Siegesliedern eines P. II steht, das sich gar nicht auf einen pythischen Sieg bezieht. Horaz hingegen hat seine Lieder (carmina) selbst herausgegeben und dabei allerlei feine Gesichtspunkte beobachtet, wie dass er die Sammlung mit einem Widmungsgedicht einleitet (I 1) und mit dem Preis des errungenen Lorbeers schliesst (III 30); dass er den Virgil allen anderen Freunden voranstellt (I 3) und nur der Etikette halber hinter den Kaiser Augustus und den mächtigen Gönner Maecenas zurücktreten lässt; dass er zu den neun ersten Gedichten nur solche auswählt, von denen jedes in einem anderen Versmass verfasst ist, damit sogleich im Anfang der ganze Reichtum seiner metrischen Formen hervortrete.

Wenn nun bei Theokrit das Lied auf Daphnis voransteht, weil mit demselben das Bändchen Hirtenlieder eingeleitet werden sollte, so weist das darauf hin, dass auch Theokrit seine Gedichte, wenigstens die Bukolika, selbst herausgegeben hat, so dass auch uns die Aufgabe erwächst, nachzuforschen, ob nicht auch in der Anordnung der übrigen Hirtenlieder bestimmte künstlerische Gesichtspunkte zutage treten. Dabei dürfen wir aber nicht bloss, sondern müssen geradezu von dem 2. Gedicht auf die Zauberinnen (*φαρμακεύτριαι*) absehen, da dasselbe nicht zu den Hirtenliedern gehört und erst später, wie wir in dem nächsten Abschnitt bestimmter nachweisen werden, unter die Bukolika geraten ist. Im übrigen aber wird es, trotz der Abweichungen einiger Hss, in die eine nicht leicht erklärbare Unordnung eingerissen ist,[1]) erlaubt sein, die in

---

[1]) Am meisten Beachtung verdient k mit der Folge 1 7 3 – 6 8 – 13 2.

unseren Ausgaben verbreitete Ordnung als die authentische anzusehen.

Steht in der Sammlung ein Einleitungsgedicht, wie wir vorhin nachgewiesen haben, voran, so dürfen wir auch ein Schlusslied erwarten. Ein solches ist das 9. Idyll; dasselbe ist zwar ohne hohen dichterischen Wert, so dass es sogar neuere Kritiker für unecht erklären und aus der Sammlung theokritischer Dichtungen ausscheiden wollten; aber ganz klar schliesst jedenfalls sein letzter Absatz

Βουκολικαὶ Μοῖσαι, μάλα χαίρετε, φαίνετε δ' ᾠδάς,[1]
τάς ποκ' ἐγὼ κείνοισι παρὼν ἄεισα νομεῦσι κ. τ. λ.

die Sammlung der eigentlichen Hirtenlieder (*βουκολικὰ εἰδύλλια*) ab. Der Dichter gibt damit seine Idyllen dem Lesepublikum hinaus (*ἐκδίδωσι*) und widmet sie den Hirten, denen er sie einst auf den Weiden und Triften gesungen. Das Gedicht ist also in einer Stadt, wahrscheinlich in Alexandria, gedichtet, als der Dichter zu anderen Dichtungsarten übergegangen war und seine früheren Gedichte, das waren eben seine Hirtenlieder, abschloss und herausgab. Dem steht nicht entgegen, dass noch ein Gedicht, die Schnitter (10), nachfolgt, das man seit Alters nach seinem ganzen Tenor auch noch zu den Idyllen zu rechnen pflegt. Ich will mich gegen diesen Einwand nicht dadurch schützen, dass ich das 10. Gedicht als Hirtenidyll preisgebe; denn Theokrit hat selbst VII 29

Λυκίδα φίλε, φαντί τυ πάντες
ἔμμεν συρικτὰν μέγ' ὑπείροχον ἔν τε νομεῦσιν
ἔν τ' ἀμητήρεσσι

die Zusammengehörigkeit der beiden Dichtungsarten anerkannt. Aber ein Schlusslied, mit dem der Dichter von den Hirten der Weide Abschied nimmt, konnte nicht auf ein Schnitterlied folgen, so dass Theokrit, wenn er auch das Schnitterlied mit

[1]) Von den Varianten *ᾠδάν* und *ᾠδάς*, beide durch die Scholien bezeugt, verdient entschieden die letztere den Vorzug, wenn sie auch in dem minderwertigen Codex p steht.

den Hirtenliedern zu einer Rolle verbunden herausgab, das 9. Idyll nicht anders als vor das 10. stellen konnte. Indes wem diese Entschuldigung zu fadenscheinig zu sein scheint, der mag immerhin das 10. Gedicht abschneiden und annehmen, dass die von Theokrit besorgte Ausgabe der Bukolika nur 8 statt 9 Idyllen umfasst habe.

Gehen wir nun zu den übrigen Idyllen über, so haben bereits die alten Scholiasten den Grund durchschaut, weshalb das 4. Idyll dem 3. nachfolgt. Es wird nämlich IV 39 *ὦ χαρίεσσ' Ἀμαρυλλί, μόνας σέθεν οὐδὲ θανοίσας λασεύμεσθα* die schöne Amaryllis als tot gedacht. Daraus wagt der Verfasser der 4. Hypothesis den Schluss zu ziehen, dass der verliebte Hirte des 3. Idyll Battos geheissen habe, weil Battos in dem 4. Idyll der Name des Hirten ist, der jene Worte spricht. Das ist vielleicht zu subtil geschlossen, und jedenfalls verlieren wir nichts, wenn uns der Dichter den Namen des zur Grotte der spröden Amaryllis wallenden Schäfers vorenthält. Aber richtig ist, dass Amaryllis in dem 3. Idyll lebend und in dem 4. tot gedacht ist und dass demnach 3 vor 4 gedichtet und von dem Dichter auch bei Herausgabe seiner Hirtenlieder gestellt wurde.

Eine ähnliche, wenn auch minder bedeutsame Beziehung lässt sich zwischen 4 und 5 nachweisen. In 5, 6 sagt von den zwei Hirten Komatas höhnend zu Lakon

τί δ' οὐκέτι σὺν Κορύδωνι
ἀρκεῖ τοι καλάμας αὐλὸν ποππύσδεν ἔχοντι;

Wer der Korydon sei, erfahren wir aus 5 nicht; aber in dem 4. Idyll ist der beschränkte Korydon der Hauptunterredner. Das wird wieder der Grund gewesen sein, weshalb der Dichter das 5. Idyll auf das 4. folgen liess.

Wichtiger ist die Person des Aratos, durch die das 6. Idyll mit dem 7. verknüpft ist. Das 6. Idyll, dessen Echtheit ich ebensowenig wie die eines anderen Gedichtes der alten Sammlung zu bezweifeln wage, ist durch die Anrede im Eingang

Δαμοίτας χὠ Δάφνις ὁ βουκόλος εἰς ἕνα χῶρον
τὰν ἀγέλαν ποκ', Ἄρατε, συνάγαγον

dem Aratos gewidmet in ganz ähnlicher Weise wie das 11. dem Nikias. Dem Aratos gilt auch das hübsche Liedchen, welches Theokrit im 7. Idyll unter der Maske des Simichidas im Wettkampf mit Lykidas zum besten gibt. Der Arat ist hier V. 98

ὥρατος δ' ὁ τὰ πάντα φιλαίτατος ἀνέρι τήνῳ

mit dem Artikel eingeführt, wohl zum Zeichen, dass hier derselbe Arat zu verstehen ist, der uns schon aus dem Eingang des vorausgehenden 6. Idylls bekannt ist. Und da man doch ein Gedicht nicht einem beliebigen Mann aus dem Volke, sondern einem hochstehenden Gönner oder berühmten Freunde zu widmen pflegt, so haben bisher die Ausleger unter dem Arat den berühmten zeitgenössischen Dichter der Phaenomena verstanden, wie dieses auch bereits, wenn auch in sehr vorsichtiger Weise,[1]) der Scholiast zu VI 1 und der Verfasser der Hypothesis des 6. Idyll getan haben. Diese alte Annahme hat aber in unserer Zeit Wilamowitz in dem Aufsatz Aratos von Kos (Göttingische Nachrichten 1895) umzustossen gesucht, indem er an der Hand von Paton's Inscriptions of Cos auf die weite Verbreitung des Namens Aratos auf der Insel Kos, wo das 7. Idyll gedichtet wurde, hinweist und den Anhängern der alten Meinung den Nachweis der Identität des Aratos des 7. Idylls mit dem bekannten Dichter zuschiebt (adfirmanti incumbit probatio). Das ist nun eigentlich nicht das herkömmliche Verfahren, da sonst vielmehr der Vorkämpfer einer neuen Theorie die Unzukömmlichkeit der alten nachzuweisen pflegt. Aber ich greife den Handschuh auf und gebe in Kürze die Gründe, weshalb ich an der alten Meinung festhalte. Der erste Grund ist die Widmung, da wie Theokrit das 11. Idyll dem als Arzt und Dichter berühmten Freunde Nikias widmet, so auch das 6. nicht einem obskuren Bauer der Insel Kos, sondern dem berühmtesten Arat seiner Zeit, dem Dichter Arat,

---

[1]) Hypoth. 6 nach Anführung der beiden Stellen: *δύναται δὲ οὗτος εἶναι ὁ τῶν Φαινομένων ποιητής.* Schol. zu VI 1: *εἰκὸς τὸν ἀστρονόμον Ἄρατον εἶναι, ᾧ συγκεχρονίκει ὁ Θεόκριτος.*

gewidmet haben wird. Ob dieses 6. Idyll dem 11. auf Kyklops nachgebildet sei, weiss ich nicht; darauf kommt es auch in unserer Frage nicht an. Aber auch aus dem 7. Idyll selbst lässt sich die Identität des Aratos mit dem berühmten Dichter wenn nicht beweisen, so doch sehr wahrscheinlich machen. Theokrit nennt hier V. 98 den Aratos *ὁ τὰ πάντα φιλαίτατος ἀνέρι τήνῳ*, das lässt uns doch nur an einen dem Dichter sehr nahestehenden, auch dem weiteren Kreis der Leser bekannten Mann denken, am ehesten an einen Dichter, dessen Liebeslieder auf den schönen Philinos den Freunden nicht unbekannt waren. Sodann lässt sich Theokrit durch den Kitharöden Aristis Kunde von der verzehrenden Liebe des Aratos zukommen. Das wird keine Fiktion, sondern Wirklichkeit sein; dann war aber der Arat kein Koer; denn um die Liebelei und das Fensterln eines Koers zu erfahren, dazu hätte Theokrit keines Vermittlers bedurft. Wohl aber konnte Aristis, wenn Arat ein Fremder war und damals in Athen oder Pella weilte, auf seinen Kunstreisen Kunde von der unglücklichen Liebe des Dichters erhalten und nach Kos bringen. Ich bleibe also bei der alten Meinung und finde eine fein berechnete Kunst des Theokrit darin, dass er, bevor er in dem 7. Idyll von dem Liebesgram seines Arat sang, denselben im 6. als seinen lieben Freund einführte.

Ein anderer Gesichtspunkt, den Theokrit in der Anordnung seiner Idyllen befolgte, war der geographische. Das 1. Idyll spielt auf Sizilien, der alten Heimat des Hirtenliedes, das 3. und 4. in Kroton in Unteritalien, das 5. in Sybaris und Thurii weiter östlich in Unteritalien, das 7., wahrscheinlich das 6. und 7. auf der Insel Kos. Das geht also von Westen nach Osten. Nun bin ich nicht so beschränkt, zu glauben, dass der Dichter Theokrit in der Anordnung seiner Gedichte gewissermassen eine Probe seines geographischen Wissens habe geben wollen. Aber die geographische Ordnung gab sich ihm von selbst und deckte sich mit der Entstehungszeit seiner Gedichte, wenn wir uns von der neumodischen Hypothese, die Heimat des Theokrit nach Osten, nach Kos oder Alexandria zu verlegen, losmachen und denselben nach

der alten, durchaus nicht widerlegten Anschauung von Sizilien und Syrakus, der dorischen Heimat des Mimus und Idylls, nach Osten, zuerst nach Kos und dann nach Alexandria, gelangen lassen.

Es bleibt noch das 8. Idyll, der Wettgesang des Daphnis und Menalkas, übrig. Dasselbe hat einen ganz eigenen Charakter. An die Stelle der natürlichen, vor groben Zoten nicht zurückscheuenden Derbheit der Hirten tritt hier zarte Unschuld, die aber hübsch durch das jugendliche Alter der beiden Hirtenknaben motiviert wird. Neu auch ist die Form der Elegie, in welche die Wettgesänge der beiden Knaben gekleidet sind. Als erster Meister der Elegie galt nach dem Tode des Philetas Kallimachos, der die Berufung des Theokrit an den Hof des Ptolemaios Philadelphos vermittelte, und wir werden kaum irren, wenn wir in der neuen Form des Hirtenliedes ein Anbequemen, vielleicht geradezu ein Kompliment an den mächtigen Gönner und Freund in Ägypten erblicken. Jedenfalls war es in der Sonderstellung unseres Idylls sattsam begründet, dass der Dichter es zwar nicht an den Schluss — denn ein Schlussgedicht war es ja nicht — wohl aber hinter die anderen verschiedenartigen Hirtenlieder setzte.

Blicken wir zurück, so werden wir in der Abfolge der 9 Idyllen des Theokrit nicht das Spiel launenhaften Zufalls oder gar die Plumpheit prosaischer Grammatiker finden, sondern die feine planmässige Kunst, die man am ehesten von dem Dichter selbst erwarten durfte.

5.

Die Zehnzahl der Idyllen.

Theokrit hat, wie wir im vorhergehenden Kapitel zeigten, 9 bukolische Idyllen gedichtet und wahrscheinlich auch zu einer Rolle gesammelt herausgegeben. Die Zahl der Idyllen wuchs bald nach dem Tode des Dichters auf 10, wahrscheinlich durch den Einfluss pergamenischer Rhetoren, die die Zehnzahl liebten und auch für die attischen Redner die runde

Zahl 10 in Rom aufbrachten. Die Zahl von 10 theokritischen Idyllen war voll zur Zeit Vergils. Denn dass Vergil auch in diesem Punkt seinem griechischen Vorbild Theokrit folgte, kann an und für sich nicht zweifelhaft sein und wird obendrein auch von dem Vergilerklärer Servius überliefert, der in der Einleitung seines Kommentars zu Vergils Bucolica bemerkt: sane sciendum septem esse meras rusticas, quas Theocritus decem habet.

Fragen wir nun aber, welches Gedicht neu zu den alten 9 Idyllen hinzutrat, so wird unser Blick zunächst auf das 2. Gedicht der jetzigen Ausgaben gerichtet. Aber diese Stelle hatte dasselbe nicht immer und nie in unbestrittenem Besitz. In den meisten Hss folgt es allerdings unmittelbar nach dem ersten, aber in mehreren und dazu in den besten hat es eine andere Stelle: in k M 23 10 und in ed. Iunt. steht es nach dem 13., in p C nach dem 14. Gedicht der heutigen Sammlung. Welche von diesen Stellungen die ältere war, kann nicht zweifelhaft sein. Das Gedicht von den Zauberinnen spielt nicht auf dem Lande, hat keine Hirten, ist kein Bukolikon; es ist mit den Hirtenliedern verwandt, insofern diese selbst zur Gattung der Mimen oder nachahmenden Dichtungen gehörten, wie dieses neuerdings so hübsch Reich in seinem Buch über den Mimus ausgeführt hat; aber es hat seine Stelle unter den mimetischen Gedichten im allgemeinen, nicht unter den bukolischen im besondern. Es wurde nur an die 2. Stelle, hinter das 1. Idyll gesetzt, weil es mit demselben in der Form, insbesondere in dem wiederkehrenden Refrain, die grösste Verwandtschaft hat,[1]) wohl auch weil es besonders gefiel und nach dem Idyll von Daphnis die meisten Leser fand.

Wann wurde es nun aus seiner ursprünglichen Umgebung vor den städtischen Mimen Kyniska (14) und Adoniazusen (15) unter die Hirtenlieder versetzt? Darauf gibt eine sichere Antwort Vergil. Vergil zählte die Zauberinnen bereits zu den

[1]) Ausser in dem Refrain zeigt sich die Ähnlichkeit in der Häufigkeit der bukolischen Cäsur, wie nachgewiesen von Ahrens, Philol. 33, 387.

bukolischen Gedichten; denn er gab von ihnen in der achten seiner Eklogen eine an eine Übersetzung anstreifende Nachahmung. In seinem Exemplar der Bukolika Theokrits werden also die Pharmakeutriai schon an zweiter Stelle gestanden haben. Aber diese Versetzung ist nicht allgemein durchgedrungen; wäre sie das, so hätte sich nicht in mehreren unserer Handschriften die ältere Stellung erhalten. Es gab also andere Gelehrte, welche die Einreihung der Zauberinnen unter die Hirtenlieder missbilligten und indem sie doch auch an der beliebten Zehnzahl festhielten, ein anderes Gedicht an die alten 9 Idyllen angliederten. Welches dieses war und wann die Angliederung geschah, darüber geben uns die Hypotheseis Aufschluss. Um das zu verstehen, dürfen wir einen kleinen Umweg nicht scheuen.

Der Hypothesis des 12. Gedichtes *ἐπιγράφεται μὲν τὸ εἰδύλλιον Ἀΐτας, γέγραπται δὲ Ἰάδι διαλέκτῳ* ist der Vermerk vorausgeschickt: *ὑπόθεσις Ἐρατοσθένους*. Eratosthenes war ein dichtender Grammatiker des ausgehenden Altertums um 400 nach Ahrens Philol. 33, 584, und wird mit jenem Vermerk als Verfasser zunächst der 12. Hypothesis, aber gewiss nicht nur dieser Hypothesis allein, sondern, wie Ahrens t. II p. XXXIII richtig sah, entweder von allen, oder doch von allen folgenden Hypotheseis bezeichnet. Aber wie kommt es, dass der Name des Verfassers gerade an dieser Stelle angemerkt wurde? Das 12. Idyll und die Hypothesis dazu haben nichts, was eine Sonderstellung rechtfertigte. Denn dass es in ionischem statt dorischem Dialekt geschrieben war, hat doch nicht viel verschlagen und war für die Inhaltsangabe bedeutungslos. Eher könnte man daran denken, dass die Hypotheseis der 11 ersten Idyllen aus der guten Zeit der älteren Grammatik stammten und dass erst unter Justinian sich ein Grammatiker, eben unser Eratosthenes, fand, der auch zu den später angefügten Gedichten Hypotheseis verfasste. Aber auch diese Erklärung kann nicht aufrecht gehalten werden. Manche der Hypothesen zu den späteren Gedichten sind allerdings dürftig und scheinen mehr die Armseligkeit der Grammatik der Byzantinerzeit zu verraten. Aber es finden sich doch darin auch einige vorzüg-

liche Bemerkungen, die nicht auf dem mageren Boden der spätgriechischen Grammatik gewachsen sind, sondern auf eine Zeit zurückgehen, wo man noch die alte Literatur in weiterem Umfang las und zur Erklärung heranzog, wie hyp. 15: *παρέπλασε τὸ ποιημάτιον ἐκ τῶν παρὰ Σώφρονι θαμένων τὰ Ἴσθμια*, hyp. 18 *τινὰ εἴληπται ἐκ τοῦ πρώτου Στησιχόρου Ἑλένης ἐπιθαλαμίου*. Dazu kommt, dass auch in den späteren Hypotheseis, wie hyp. 17, gerade so wie in den früheren (hyp. 3 7) gegen einen Vorgänger, einen gewissen Munatius, polemisiert wird. Es hat daher keine Wahrscheinlichkeit, dass die Hypotheseis zu 12—18 von einem anderen verfasst sind als die zu 1—11. Zu allen Idyllen lagen aus guter alter Zeit gelehrte Hypotheseis vor, und es scheint derselbe Eratosthenes alle in der Zeit Justinians umredigiert und der Neuredaktion seinen Namen vorgesetzt zu haben.

Aber dann kehrt die Frage wieder, wie kommt es, dass der Verfassername gerade bei der 12. Hypothesis angemerkt ist? Ich weiss dafür keinen anderen Grund auszufinden als den, dass mit dem 12. Gedicht ein neuer Abschnitt, ursprünglich eine neue Rolle begann. Dann umfasste das erste Bändchen die Gedichte 1—11 oder wenn wir das 2. Gedicht an seiner ursprünglichen Stelle belassen denken, eine Dekas, bestehend aus 1 3—11. Eine solche Dekas lässt sich aber auch recht wohl begreifen. Das 11. Gedicht *Κύκλωψ* enthält allerdings keinen Dialog und ist kein Hirtengedicht im strengen Sinne des Wortes; aber es steht doch nahe an der Grenzscheide. Der Kyklop ist kein menschlicher Hirt, aber ein Hirt ist er doch, so dass auch das nach ihm benannte 11. Gedicht zu den bukolischen Gedichten zählen konnte. Wir werden daher nicht den Vorwurf phantastischer Kombinationen uns zuziehen, wenn wir die Vermutung aufstellen, es sei die alte Theokritausgabe von 9 bukolischen Gedichten auf doppelte Weise zu einer Ausgabe von 10 Gedichten ergänzt worden, indem die einen zwischen dem 1. und 3. Idyll die Pharmakeutriai einschoben, die andern am Schluss den Kyklops zusetzten.

6.

Die Erweiterung der alten Sammlung.

Es ist allseits anerkannt und liegt auf platter Hand, dass unsere Sammlung theokritischer Gedichte eine Anthologie ist, so entstanden, dass an einen alten Kern bukolischer Gedichte von Freunden der theokritischen Muse nach und nach aus den anderen Dichtungen des Meisters weitere Perlen angereiht wurden. Dieser Prozess des Werdens fand im Anfang des 6. Jahrhunderts seinen Abschluss; das erhellt aus dem Artikel des Suidas über Marianos, wonach dieser Verseschmied aus der Zeit des Kaisers Anastasius (491—518) eine Metaphrase des Theokrit in 3150 Iamben schrieb, welche Zahl so ungefähr den 3262 Versen unserer Theokritsammlung entspricht.[1] So alt ist nun zwar keine unserer Handschriften, aber da diese verschiedene, in weit ältere Zeit zurückreichende Stämme der Überlieferung repräsentieren, so lässt sich aus ihrer Vergleichung doch noch ein Einblick in das allmähliche Wachsen und die verschiedenen Stadien des Wachstums unserer Anthologie gewinnen. Das Beste in der Aufhellung dieses Verhältnisses ist bereits geleistet in dem Aufsatz von Ahrens, Theokrits Gedichte, Philol. 33 (1834), und Hiller, Beiträge zur Textgeschichte der griechischen Bukoliker, 1886, doch so, dass noch manches teils nachzutragen, teils richtiger zu stellen ist.

Den Kern unserer Anthologie bildet die anfangs aus 9, später aus 10 Idyllen bestehende Sammlung bukolischer Gedichte (*α*). In ihnen beruhte der Ruhm unseres Dichters, und von ihnen ist also auch die Auswahl seiner Gedichte ausgegangen. Zu ihnen kamen zunächst einige nahe verwandte Gedichte erotischen und mimetischen Charakters, nämlich 10—13 18, 2 14—15.[2] Da für

[1] Ganz entsprechen sich die beiden Zahlen nicht, und es hat vielleicht in dem Exemplar des Marianos noch die besonders verdächtige *Ὀαριστύς* (Th 27) gefehlt oder es hat Marianos, wie Ahrens 586 vermutet, die *μέλη* nicht in Iamben umgesetzt. Vgl. Birt, Antikes Buchwesen S. 400.

[2] Möglicher Weise sind diese Gedichte nicht alle auf einmal, sondern in verschiedenen Nachschüben (zuerst 11—13, dann 14—15 18,

image
not
available

Zu dieser erweiterten Sammlung (α β) fügte ein feiner Kenner noch dasjenige, was unter den anderen Werken des Theokrit den bukolischen und mimischen Gedichten am nächsten kam, die im Geiste und im Stil der Sappho gedichteten Lieder, μέλη, oder die Gedichte 28—30 (γ) unserer heutigen Ausgaben. Man kann diese Stufe der Auswahl theokritischer Gedichte die eratosthenische nennen, weil zu ihr allein Hypotheseis unter dem Namen des Grammatikers Eratosthenes erhalten sind. Sie ist repräsentiert durch die Klasse II unserer Handschriften, deren bester Vertreter der Mediolanus k ist,[1]) wenn auch, wie es scheint, infolge eines zufälligen Ausfalls die Gedichte 28 30 nicht mehr in k, sondern nur noch in jüngeren suppletorischen Hss D und c uns erhalten sind. Wir bezeichnen diese Klasse, die die Partien α β γ enthält, als die II., weil ihr eine ältere, welche nur α β enthielt, vorausgegangen sein muss; an innerem Wert für die Textkritik und auch nach dem Alter der zu ihr gehörigen Handschriften nimmt sie die erste Stelle ein. In den Handschriften dieser Klasse sind ebenso wie in Klasse III hinter den Mele auch noch die Epigramme hinzugefügt, aber dieser Anhang stammt nicht mehr aus alter Zeit, sondern ist auf einen byzantinischen Grammatiker zurückzuführen, der mit grossem Ungeschick und mit starken Irrtümern aus der Anthologie des Konstantinos Kephalas diejenigen Epigramme auszog, die unter dem Namen des Theokrit liefen oder zu laufen schienen.

Die nächste Stufe der Erweiterung liegt uns in der Klasse III unserer Handschriften vor, die vorzüglich vertreten ist durch den Paris. D und zu der der verlorene Cod. Patavinus, aus dem durch Vermittelung der Abschrift des Griechen Musurus die Edit. Iuntina und teilweise auch die Callergiana geflossen sind, gehörte.[2]) Der Paris. D saec. XIV ist aus vier, sich

[1]) Daneben kommt hauptsächlich in Betracht der alte Vat. 6 saec. XIII, in dem nur 16 fehlt und dafür nach 18 der ἐπιτάφιος Βίωνος (Mosch 3) eingeschoben ist.

[2]) Über den verwandten, aber weniger vollständigen Codex 9 werde ich erst unten handeln.

gegenseitig ergänzenden und aus verschiedenen Vorlagen entnommenen Teilen zusammengesetzt und enthält folgende Gedichte:

D^a: 1—3 8—13 4—7[1]) 14 16 29 epigr.
D^b: 17 18 15
D^c: 24 22 26 28 Mosch 4 Th 25
D^d: Mosch 3 Th 27.

Von dem Schreiber oder richtiger den Schreibern der Handschrift wollte offenbar D^b die Gedichte 17 und 18 an 16 anschliessen und hat denselben dann noch nachträglich das in D^a zwischen 14 und 16 durch Zufall oder Nachlässigkeit ausgefallene Gedicht 15 zugefügt. Bis dahin nahm der Schreiber von D nur Gedichte auf, die in der alten Sammlung bereits stunden und uns sämtlich aus Klasse I und II der Hss bekannt sind. Neu kamen durch D^c zunächst hinzu: 24 22 26. Wir haben diese bereits oben als echte Gedichte des Theokrit kennen gelernt und als solche, die aus den Abteilungen *ὕμνοι* und *ἡρωῖναι* der Gesamtwerke des Theokrit stammten. Es folgt sodann das Gedicht 28 oder das erste der Abteilung *μέλη* (*γ*). Daraus dürfen wir mit Zuversicht schliessen, dass die Gedichte 24 22 26 (*δ*) bestimmt waren zwischen die alte mit Gedicht 18 abschliessende Sammlung *α β* und die in der Handschriftenklasse II hinzugekommenen *μέλη* eingeschoben zu werden. Auch heutzutage noch stehen dieselben, wenn auch mit anderen Stücken vermehrt, vor den Liedern (*μέλη*) oder zwischen *β* und *γ*. Woher diese Stellung? Das lässt sich mit Sicherheit aus dem durch Suidas uns erhaltenen Katalog der Werke Theokrits beantworten. Dort folgen sich *βουκολικὰ Προιτίδες ἐλπίδες ὕμνοι ἡρωῖναι ἐπικήδεια μέλη,* stehen also die *ὕμνοι* und *ἡρωῖναι*, aus denen die Gedichte 22 24 26 genommen sind,

[1]) Die auffällige Unordnung der Gedichte des ersten Teils der Sammlung, der wir eine ähnliche in Kl. IV zur Seite stellen, scheint aus einer Verstellung der mehrere Gedichte (4—7 8—13) umfassenden Lagen (ob kleinen Rollen?) entstanden zu sein, so dass die dritte Lage vor die zweite gestellt wurde. Ein ästhetischer Grund, der in Kl. II zur Versetzung von Idyll 7 nach Idyll 1 geführt zu haben scheint, ist hier nicht ersichtlich.

vor den *μέλη*. Es hat demnach der Urheber der erweiterten Sammlung *α β δ γ*, als er die Gedichte 22 24 26 der älteren Sammlung *α β γ* hinzufügte, die neuen Gedichte nicht an das Ende nach *γ* gesetzt, sondern dorthin, wohin sie nach dem Katalog der Gesamtwerke gehörten, zwischen *β* und *γ*. Wann dieses geschah, darüber erlaube ich mir keine Vermutung, wohl aber lässt sich das Interesse erraten, das zu dieser neuen Erweiterung führte. Durch den epischen Kyklos oder die Hypotheseis des epischen Kyklos, die unter Proklos im 5. Jahrhundert eine Neuausgabe erfahren hatten, war die Kenntnis der alten Mythen des troischen und thebanischen Sagenkreises allgemein verbreitet worden; die Argonautensage kannte man aus dem Epos des Apollonios, das obendrein der oben genannte Marianos in byzantinische Iamben umsetzte. Für die Heraklessage und den Mythus der Dioskuren und der Kadmostöchter hatte man kein gleich geläufiges Hilfsmittel. Ein Grammatiker half diesem Bedürfnis ab, indem er der beliebten Anthologie des Lyrikers Theokrit aus dessen Gesamtwerken die epischen Gedichte *Διόσκουροι* (22), *Ἡρακλίσκος* (24), *Βάκχαι* (26) hinzufügte.

Nun wird sich auch eine Erklärung der in D zunächst folgenden Gedichte *Μεγάρα* (Mosch 4) und *Ἡρακλῆς λεοντοφόνος* (Th 25) aufstellen lassen: sie dienten dem gleichen stofflichen Zweck. Die Herakleiai des Peisandros und Panyasis waren längst veraltet, wahrscheinlich kaum mehr in einer Bibliothek aufzutreiben; ein Grammatiker ersetzte sie, indem er in einem Nachtrag (*ε*) zu den epischen Gedichten des Theokrit auch noch die aus dessen Schule stammenden Erzählungen von dem löwenerwürgenden Herakles und der unglücklichen Mutter der Herakleskinder Megara fügte. Jetzt wird es auch klar, warum in den Handschriften unseres Theokrit die Heraklesgedichte nicht zusammenstehen: sie stammen nicht aus gleicher Quelle und sind nicht zu gleicher Zeit in die Theokritanthologie aufgenommen worden. Der Hylas (13) mit den den schönen Jüngling in den Quell hinabziehenden Nymphen bewegt sich in dem Gedankenkreis der ländlichen und erotischen Gedichte (*α β*);

image
not
available

des Epitaphios, in dem mit erkenntlicher Absicht trotz des Zuges wehmütiger Trauer jeder Spondeus im 5. Fuss vermieden ist, gegen die Autorschaft des Theokrit wie Moschos, da diese in den epischen Gedichten den Spondeiazon ohne Bedenken anwandten. Aber wie kam dieser Epitaphios auf Bion in die Anthologie des Theokrit? Ich wage darüber eine Vermutung, die aber auch nichts weiter als Vermutung sein will. Nach dem Katalog bei Suidas schrieb Theokrit auch Trauerlieder (*ἐπικήδεια*), ein solches *ἐπικήδειον* ist auch der *ἐπιτάφιος* auf Bion. Als man nun gegen Ende der römischen Republik die Werke der Bukoliker sammelte, um die vereinzelten Gedichte vor dem Untergange zu schützen, da mochte ein Bewunderer des rhetorisch aufgeputzten Trauergesangs auf Bion auch diesem Spätling der bukolischen Muse die Erhaltung sichern, indem er ihn den Trauergesängen des Theokrit anschloss. War er aber einmal unter die Werke des Theokrit aufgenommen, dann ist es bei der Richtung der Zeit nicht mehr zu verwundern, wenn er gegen Schluss des Altertums auch Aufnahme in die Anthologie theokritischer Gedichte fand.

7.

Die unechten Zusätze der Sammlung.

Die grösste Zahl von Gedichten enthält die Klasse IV der Theokrithandschriften, die von Hiller in seinen für dieses Gebiet bahnbrechenden Untersuchungen mit dem Buchstaben *Φ* zusammengefasst wurden. Hauptvertreter dieser Klasse sind der Paris. M, der die Rezension des byzantinischen Grammatikers Triklinios enthält, und der Vatic. 23, der jetzt in 2 Teile auseinandergerissen ist und zu verschiedenen Zeiten zwei Blätterverluste erlitten hat, so dass er durch die 2 ältesten Apographa Vat. 11 und Laur. w ergänzt werden muss.[1]) Von diesen Hauptvertretern der Klasse IV enthält M:

---

[1]) Der älteste Vertreter der Klasse IV ist der Paris. Q, geschrieben 1298, aber derselbe ist unvollständig und enthält nur den Anfang: 1 5 6 4 7 3 8—13.

1 5 6 4 7 3 8—13 2 14—16 25 Mosch 4 Th 17 Mosch 3 Th 22 18 20 21 Bi 1 Th 23 Bi 2 *συρ. βωμ.*

23 nach der Rekonstruktion von Hiller:

1 5 6 4 7 3 8—13 2 14—16 25 Mosch 4 Th 17 Mosch 3 Th 22 18 20 21 Mosch 1 Th 19 Bi 1 *εἰς νεκρὸν Ἀδ.* Th 23 Bi 2.

Cod. 23 enthält also, wenn wir wie billig von dem Anhange *Σῦριγξ* und *Βωμός* absehen, 3 Stücke mehr wie M, nämlich Mosch 1 oder *Ἔρως δραπέτης*, Th 19 oder *Κηριοκλέπτης* und *Εἰς νεκρὸν Ἄδωνιν.* Man kann zweifeln, ob dieselben von Triklinios, dem Redaktor von M, weggelassen oder von dem Schreiber des Cod. 23 neu hinzugefügt worden seien. Ahrens p. 596 und Hiller p. 58 entscheiden sich für die erstere Annahme, und in der Tat hat dieselbe die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, da Triklinios schon so urteilsfähig war, um diese Ausscheidung des unzweifelhaft Unechten treffen zu können. Jedenfalls werde ich im folgenden von der vollständigen Reihe in Cod. 23 ausgehen. *Φ* also hat von den Gruppen der Gedichte Theokrits, die wir bereits aus den Klassen I, II und III der Handschriften kennen gelernt haben, *α β ε* und von der Gruppe *δ* das Gedicht 22; es fehlen ihr die Gruppe *γ* und von der Gruppe *δ* die Gedichte 24 und 26. Man könnte vermuten, dass diese fehlenden Gedichte ursprünglich auch in dem Archetypus von *Φ* enthalten gewesen seien, da sie sich in den mit M und 23 verwandten Codd. c und 11 finden. Aber diese Vermutung ist sofort wieder aufzugeben. Denn diese beiden Hss, die man als IVa-Klasse bezeichnen kann, sind aus verschiedenen, zur gegenseitigen Ergänzug dienenden Teilen zusammengesetzt, und diejenigen Teile, welche die fraglichen Gedichte enthalten, haben zu *Φ* keine Beziehung.[1])

[1]) Zur Verdeutlichung gebe ich hier eine Analyse der beiden Hss; es besteht c saec. XV aus:

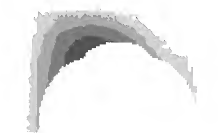
c[a]: Th epigr., 24 26 27

c[b]: Th 1—3 5 4 6—13

c[c]: 11 iterum 14—16 25 Mosch 4 Th 17 Mosch 3 Th 22 18 20 21 Bi 1 Th 23 Bi 2. *συρ.*

c[d]: Th 28 29 30

c[e]: *εἰς νεκρὸν Ἀδ.* Mosch 1 Th 19.



Bleiben wir also vorerst, bis wir eines Besseren belehrt werden, dabei stehen, dass in der Klasse IV einige Gedichte fehlen, die uns durch die beiden Klassen II und III erhalten sind, und wenden wir uns lieber zu den neu hinzugekommenen Gedichten. Neu also sind durch Φ oder Cod. 23 hinzugekommen:

Von diesen Teilen, die aber in der Hs nicht gesondert sind, decken sich c^b und c^c wesentlich mit M, c^e enthält eine Ergänzung aus Cod. 23, c^a und c^d aus D, als das Original noch vollständiger war; denn Th 30 ist uns nur durch unser c erhalten. Von den gemischten Ergänzungshandschriften, wie auch c eine ist, sollte man erwarten, dass der erste Teil den Grundstock enthalte und dann erst die Ergänzungen aus einer oder mehreren Hss folgen. Hier ist dieses nicht der Fall; denn mit den Epigrammen Theokrits hat sicher nie eine Theokrithandschrift begonnen; aber in der Vorlage von c wird auch sicher nicht c^a vorangestanden haben.

Cod. 11 saec. XV besteht aus:

11^a: Th 1—15 18 Mosch 3 Th 28 29.

11^b: Th 16 25 Mosch 4 Th 22 18 20 21 Mosch 1 Th 19 Bi 1, *εἰς νεκρὸν Ἄδ.* Th 23 Bi 2.

11^c: Th 24 *συρ.*

Von diesen Teilen gehört 11^b offenbar zu Kl. III, 11^a zu Kl. II ähnlich wie s und Y, nachdem in derselben bereits der unechte *ἐπιτάφιος Βίωνος* angeschlossen war, wie dieses tatsächlich in Cod. 6 geschehen ist; 11^c ist eine teilweise Ergänzung aus Kl. III.

In Cod. 18 saec. 15 ist nur die Sylloge Φ ohne die vorausgehenden Gedichte enthalten, nämlich Th 25 Mosch 4 Th 22 20 21 Bi 1 Th 23 Bi 2 Mosch 3.

Cod. 9 (m) saec. XII, wohl der älteste Codex des Theokrit, enthält nur 2,5—3,6 5,59—13,65 15,71—17 22 25. Da er unvollständig ist, so lässt sich seine Einreihung nicht mit voller Sicherheit bestimmen: er könnte dem Inhalt nach zu Kl. III oder IV gehören. Durch Vergleichung seiner Lesarten hat Hiller S. 44 f. und 73 f. erwiesen, dass er eher zu Kl. IV als zu Kl. III zu stellen ist.

Die *Εὐρώπη* oder Mosch 2 ist in der Aldina und in dem daraus geflossenen (s. Hiller Beitr. 9) Cod. r durch Cod. m saec. XII und Cod. s saec. XIV in unsere Sammlung gekommen. In s stehen in einem Nachtrag jüngerer bukolischer Gedichte, getrennt von den Gedichten des Theokrit, Mosch 1 2 4, die beiden ersten ausdrücklich unter dem Namen *Μόσχου*. Ähnlich ist die Sachlage in dem alten Cod. 9 (m), wo von den Gedichten des Theokrit getrennt steht *Μόσχου Εὐρώπη*. Mit Recht ist daher seit Stephanus die Europe wieder aus den Ausgaben des Theokrit verschwunden und in die Ausgabe des Moschos verwiesen.

Th 20 oder *Βουκολίσκος*, Th 21 oder *Ἁλιεῖς*, Mosch 1 oder *Ἔρως δραπέτης*, Th 19 oder *Κηριοκλέπτης*, Bi 1 oder *ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος, Εἰς νεκρὸν Ἄδωνιν*, Th 23 oder *Ἐραστής*, Bi 2 oder *ἐπιθαλάμιος Ἀχιλλέως καὶ Δηιδαμείας*. Von diesen neuen Gedichten sind entschieden mehrere nicht theokritisch, wie der *Ἔρως δραπέτης*, der in Anth. Pal IX 440 dem Moschos beigelegt wird, und der *ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος*, der nach der Andeutung im *ἐπιτάφιος Βίωνος* V. 70 von Bion herrührt. Unter diesen Umständen drängt sich jedem von selbst die Frage auf, sind auch die übrigen 6 Gedichte unecht, und wenn, rühren sie auch von Bion und Moschos her und welche von dem einen und welche von dem andern? Ehe wir aber an die Besprechung dieser schwierigen Frage gehen, müssen wir zuvor die Angaben über die alten Ausgaben des Theokrit und der Bukoliker erörtern.

Wir haben in den Prolegomena der Scholien des Theokrit ein Epigramm

Ἀρτεμιδώρου γραμματικοῦ
ἐπὶ τῇ ἀθροίσει τῶν βουκολικῶν ποιημάτων·
Βουκολικαὶ Μοῖσαι σποράδες ποκά, νῦν δ' ἅμα πᾶσαι
ἐντὶ μιᾶς μάνδρας, ἐντὶ μιᾶς ἀγέλας,

wonach der Grammatiker Artemidoros im 1. Jahrhundert v. Chr. eine Sammelausgabe der Bukoliker, zunächst wohl der drei berühmten Bukoliker Theokrit Moschos Bion, vielleicht aber auch noch anderer weniger berühmten Dichter aus der Schule jener Meister veranstaltete. Jenem Epigramm steht ein anderes gegenüber

Ἄλλος ὁ Χῖος· ἐγὼ δὲ Θεόκριτος ὃς τάδ' ἔγραψα[1])
εἷς ἀπὸ τῶν πολλῶν εἰμὶ Συρακοσίων,
υἱὸς Πραξαγόραο περικλειτῆς τε Φιλίνης,
μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφελκυσάμην

---

[1]) Den ersten Vers, dem man den Artikel des Suidas „*Θεόκριτος Χῖος ῥήτωρ μαθητὴς Μητροδώρου τοῦ Ἰσοκρατικοῦ . . . . . ἔστι καὶ ἕτερος Θεόκριτος Πραξαγόρου καὶ Φιλίνης*“ zur Seite stellen muss, führe ich auf den unter Cicero lebenden Literarhistoriker Demetrius Magnes zurück,

das ich am liebsten im Gegensatze zu dem vorausgehenden auf eine Spezialausgabe des Theokrit deute, in der jedes fremde Element, insbesondere jedes nicht in syrakusanischem Dialekt geschriebene Gedicht ausgeschlossen war.[1]) Von der Sammelausgabe sollte man nach dem Wortlaut des Epigramms allerdings erwarten, dass sie lediglich bukolische Gedichte enthielt. Aber da schon Vergil über diesen engen Rahmen hinausging und da auch in der Sammlung *α β* des Theokrit mit den eigentlichen Hirtenidyllen verwandte Gedichte, Mimen und Erotika, verbunden waren, so darf man wohl die Vermutung wagen, dass auch in jener Sammelausgabe der Bukoliker nicht blos bukolische Gedichte im strengen Sinne des Wortes standen, sondern auch verwandte Gedichte entweder gleich von vornherein aufgenommen waren oder doch später zu den eigentlichen Hirtenliedern hinzukamen. In jedem Fall konnte leicht jemand am Ende des Altertums oder im beginnenden Mittelalter auf den Gedanken kommen, an die erweiterte theokritische Anthologie am Schlusse noch hübsche Gedichte ähnlicher Art aus Bion und Moschos oder anderen Bukolikern zu fügen.[2]) Für diese Annahme haben wir einen festen Anhalt in der Tatsache, dass in der Handschriftenklasse IV mehrere nichttheokritische Gedichte gerade am Ende der Sammlung hinter den echten Gedichten des Theokrits stehen.

Aber wo beginnen die unechten? Ehe wir diese schwierigste Frage zu lösen versuchen, wollen wir zuvor mehrere leichtere erledigen. Fanden in jenen Anhang bloss Gedichte des Bion

der ein Buch *περὶ ὁμωνύμων ποιητῶν καὶ συγγραφέων* geschrieben hatte, in dem recht wohl die beiden gleichnamigen Autoren, der Historiker und der Dichter Theokrit, unterschieden werden konnten.

[1]) Alfr. Croiset, Histoire de la litt. gr. V 184 deutet die Worte *Μοῦσαν ὀθνείην* auf die Nachahmer, schwerlich mit Recht, da *ὀθνείη* viel eher auf ein zu einem anderen Genre gehöriges oder in einem anderen Dialekt geschriebenes Gedicht geht. Ahrens Philol. 33, 391 will beide Epigramme, weil sie in k ohne Zwischenraum aufeinander folgen, demselben Artemidor beilegen. Aber ein Zusammenhang ist gar nicht ersichtlich.

[2]) Tatsächlich steht in s und 9 Moschos nach Theokrit.

und Moschos Aufnahme? Man möchte dies glauben, aber an α β schon war ein von keinem der 3 Bukoliker verfasstes Gedicht, der *ἐπιτάφιος Βίωνος*, angeschlossen worden, und das in anakreontischen Versen verfasste Gedicht *Εἰς νεκρὸν Ἄδωνιν* kann doch schon des Versmasses wegen, das erst in der Kaiserzeit beliebt wurde, nicht bis in die Zeit der drei berühmten Bukoliker zurückdatiert werden. Es heisst also vorsichtig sein, aber trotzdem bleibt es in jedem einzelnen Falle, wo man keinen Grund dagegen anführen kann, das wahrscheinlichste, dass entweder Bion oder Moschos der Verfasser des nichttheokritischen Gedichtes sei.

Auch das andere ist wahrscheinlich, dass in dem Anhange die Gedichte des Moschos und Bion nicht bunt durcheinander gewürfelt sind, sondern die eines jeden derselben zusammen stehen. Ich wage daher unbedenklich den Schluss, dass das Gedicht *Κηριοκλέπτης* (Th 19), weil es hinter einem Gedichte des Moschos, dem *Ἔρως δραπέτης*, steht, gleichfalls von Moschos herrührt, und dass der *Ἐραστής* (Th 23), weil ihm ein Gedicht des Bion vorausgeht und ein solches wahrscheinlich auch nachfolgt,[1]) ebenfalls dem Bion beigelegt werden darf. Meine Zuversicht wird dabei dadurch gesteigert, dass die Kritiker schon, ehe sie das Verhältnis der Anordnung durchschauten, den *Κηριοκλέπτης* wegen der Gleichheit des Tones neckischer Schelmerei demselben Dichter wie den *Ἔρως δραπέτης* zuschrieben. Bemerkt sei nur noch, dass in diesem Anhang geradeso wie in dem Kanon der bukolischen Dichter Moschos vor Bion gesetzt und somit die von Bücheler wieder zu ihrem Rechte gebrachte Ordnung Theokrit, Moschos, Bion bestätigt wird. Aber nun komme ich wieder auf die Frage zurück, wo beginnt die Reihe der unechten Gedichte? Bei näherem Zusehen werden alsbald der Antwort engere Grenzen gezogen. An

[1]) Ich halte mit den Meisten es für wahrscheinlich, dass der *Ἐπιθαλάμιος Ἀχιλλέως καὶ Δηιδαμείας*, eine Nachahmung des theokritischen *Ἑλένης ἐπιθαλάμιος*, von Bion herrühre, und dass das anakreontische Gedichtchen *Εἰς νεκρὸν Ἄδωνιν* des ähnlichen Inhaltes wegen dem *ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος* angehängt worden sei.

sechstletzter Stelle steht der Ἔρως δραπέτης, dessen Verfasser nicht Theokrit sondern Moschos ist; an neuntletzter Stelle steht Ἑλένης ἐπιθαλάμιος, ein Gedicht, das zu den 18 ersten Gedichten der theokritischen Anthologie gehört, also sicher echt ist. Die Grenze des unechten Anhanges muss demnach nach dem achtletzten und vor dem sechstletzten Gedicht gezogen werden; es handelt sich also nur darum, sind die an siebent- und achtletzter Stelle stehenden Gedichte, der Bukoliskos (Th 20) und die Ἁλιεῖς (Th 21) theokritisch oder nicht? Eine Entscheidung aus inneren Gründen ist sehr schwer, wenn man auch von vornherein bezüglich der Fischer den Eindruck hat, dass ihre feine Detailmalerei und ihre harte, weil die leichte Ware der gewöhnlichen Phrase meidende Sprache ganz zur Art des Theokrit passt. Aber da hilft uns ein handschriftliches, zuerst von Hiller, Beitr. 59, herangezogenes Zeugnis. Es ist nämlich in Cod. 23 der Sylloge Φ den Überschriften der einzelnen Gedichte eine Notiz über den Autor, ob er Theokrit sei oder nicht, beigesetzt. Die Note Θεοκρίτου fehlt bei Ἡρακλῆς λεοντοφόνος, ἐπιτάφιος Βίωνος, Ἀδώνιδος ἐπιτάφιος, Ἐραστής, ἐπιθαλάμιος Ἀχιλλέως καὶ Δηιδαμείας, sie steht vor Βουκολίσκος und Ἁλιεῖς. Nach diesem Zeugnis, gegen das die ἅπαξ λεγόμενα und die minimalen Versbauobservationen nicht aufkommen können, lasse ich also den Kuhhirten und die Fischer als echt und theokritisch gelten.[1]) Ich füge nur dafür, dass Moschos nicht der Verfasser sei, eine Kleinigkeit bei. Im Bukoliskos V. 19

ποιμένες, εἴπατέ μοι τὸ κρήγυον· οὐ καλὸς ἐμμί;

steht κρήγυον im Sinne von ἀληθές. Das konnte sich ein Schüler des Aristarch, als welcher Moschos im Artikel des Suidas aufgeführt wird, nicht erlauben, nachdem der Meister in der Note zu Hom. Il. I 106 im Gegensatze zu den Früheren

---

[1]) Hiller selbst liess sich durch jenes Zeugnis nicht bestimmen, sondern bekennt sich p. 70 zur Überzeugung, dass beide Gedichte von theokritischer Manier weit entfernt sind.

aufgestellt hatte: *ἅπαξ εἴρηται τὸ κρήγυον καὶ οὐκ ἔστιν ἀληθές ἀλλ' ἀγαθόν.*

Aus welchem Teile der Werke des Theokrit stammten aber die beiden Gedichte? Um hierauf antworten zu können, hat uns Birt, Antikes Buchwesen S. 399 und 507 den Weg gezeigt. Unter den Schriften des Theokrit werden von Suidas auch *Ἐλπίδες* genannt; unter diesen standen die *Ἁλιεῖς* und wahrscheinlich auch der *Βουκολίσκος*. Wie in den Hymnen und Heroinen, so hat auch in den Fischern, V. 66

εἰ μὲν ἄρ' οὐ κνώσσων τὺ τὰ χωρία ταῦτα ματεύεις,
ἐλπὶς τῶν ὕπνων· ζάτει τὸν σάρκινον ἰχθύν

der Dichter mit *ἐλπίς* auf den Namen der Dichtgattung angespielt. Wir werden denselben im Deutschen mit ,Luftschlösser' wiedergeben, oder lieber, wenn auch der Bukoliskos dazu gehörte, mit ,Einbildungen'.

Wir haben auf Grund der verschiedenen Handschriftenklassen die Entstehung und das Wachsen unserer theokritischen Anthologie verfolgt. Wir bleiben vorläufig dabei stehen; bewahrheiten sich die Resultate unserer Analyse, so werden dieselben auch für die Textkritik und die Wertschätzung der einzelnen Handschriften von Bedeutung sein. Dazu wird es aber einer eigenen, spinosen Untersuchung bedürfen, die ich Jüngeren überlasse.

Zum Lückefüllen eine Konjektur und eine Deutung! Id. XXIII, 142 ist überliefert:

τᾷ δὲ χολᾷ τὸ πρόσωπον ἀμείβετο, φεῦγε δ' ἀπὸ χρώς
ὕβριν τᾶς ὀργᾶς περικείμενος.

Dass im zweiten Satz das Partizip nicht zu *χρώς* gehören kann, hat Wakefield mit seinem klaren Scharfsinn erkannt und demnach *περικείμενος* in *περικείμενον* — man könnte auch *περικειμένῳ* setzen — gebessert. Aber *περικεῖσθαι* kann keinen Akkusativ bei sich haben. Vollende daher die Verbesserung

durch die leichte Änderung *περιείμενον* nach der Analogie des homerischen *ἀναιδείην ἐπιειμένος* I 372.

Id. IV 26 klagt der Hirte Battos über den Weggang des nach dem Lorbeer eines olympischen Sieges lüsternen Herrn Aigon

φεῦ φεῦ βασεῦνται καὶ ταὶ βόες ὦ τάλαν Αἴγων
εἰς Ἀΐδαν, ὄκα καὶ τὺ κακᾶς ἠράσσαο νίκας.

Der Witz der Stelle erhält erst seine Pointe, wenn man zu *Ἀΐδαν*, in den die armen Rinder ziehen müssen, den Ort der Landschaft, wo die olympischen Siege gefeiert werden, stellt und zwar in der heimischen Mundart *Ἆλιδα*. Der Dichter liebt das Wortspiel und hat es hübsch auch in Id. VII 100 angewandt *οἶδεν Ἄριστις, ἐσθλὸς ἀνήρ, μέγ' ἄριστος.*

Der Ostgiebel des olympischen Zeustempels.

Von **A. Furtwängler.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 13. Juni 1903.)

Seit einem Vierteljahrhundert bildet die Aufstellung der Statuen des Ostgiebels von Olympia ein Problem, an dessen Lösung von den verschiedensten Seiten und mit der grössten Anstrengung fast unablässig gearbeitet worden ist. Gross ist die Zahl der Gelehrten, die mutig in die Arena gestiegen sind und den Kampf mit dem dunkeln Rätsel aufgenommen haben. Ich selbst habe zu verschiedenen Malen mich unter die Streiter gemischt.[1])

Die monumentale Publikation der Ergebnisse der Ausgrabungen von Olympia, der 1897 erschienene dritte Band „Olympia" schloss mit einer Dissonanz, mit dem Gegensatze der zwei Aufstellungen von Ernst Curtius und Georg Treu, die beide ihre von Anfang an eingenommenen gegensätzlichen Stellungen unverrückt festhielten. Kurz darauf erschien die ausführliche Begründung einer neuen Anordnung von K. Wernicke im Jahrbuch des Archäolog. Institutes Bd. XII, 1897, S. 169—194, die in Comparetti einen Anhänger fand (Strena

---

[1]) Ich habe zuerst in den Preussischen Jahrbüchern Bd. 51 (1882), S. 372 ff. die Aufstellung von E. Curtius näher zu begründen und zu verteidigen gesucht. Später habe ich im Jahrbuch d. Inst. Bd. VI, 1891, S. 77—87 eine eigene neue Anordnung versucht und im Arch. Anzeiger 1891, S. 93 f. sowie in der Berliner Philol. Wochenschrift 1892, Sp. 1281 ff. und 1314 f. gegen Einwürfe verteidigt.

Helbigiana S. 44 ff.). In dem 1901 erschienenen dritten Bande der grossen kommentierten Ausgabe des Pausanias von Hitzig und Blümner findet man die verschiedenen Aufstellungen und Deutungen am übersichtlichsten zusammengestellt (S. 322 ff., Taf. 3, 4); die beigegebenen Tafeln sind aus dem Jahrbuch 1897 wiederholt, aber die Figuren sind hier in einheitlicher Weise mit Buchstaben bezeichnet, was die Benutzbarkeit erhöht. Wir gebrauchen im Folgenden der Kürze halber dieselben Buchstaben für die Figuren und wiederholen auf S. 424 die Abbildungen der drei letzten und wichtigsten Aufstellungen von Treu, Curtius und Wernicke.

Sicher ist bis jetzt nur Eines, nämlich dass alle bisherigen Anordnungen des Giebels nicht befriedigen. Darum dürfen wir das Suchen nach dem Richtigen nicht aufgeben. Am wenigsten darf es derjenige, der selbst eine Anordnung vorgeschlagen hat und die Unzulänglichkeit eben dieser nun lebhaft empfindet. Und dies ist mein Fall; ich fühle die Pflicht, an der Frage weiter zu arbeiten.

Meine frühere Aufstellung war die, wie ich jetzt glaube, falsch gezogene Konsequenz eines an sich gewiss zweifellos richtigen Grundsatzes, von dem wir durchaus nicht abgehen dürfen, der aber bei allen anderen Aufstellungen mehr oder weniger verletzt wird, des Grundsatzes, dass diejenigen Figuren sich auf den beiden Seiten des Giebels entsprechen müssen, welche die gleiche oder die nächst gleiche Höhe haben. Die Richtigkeit dieser Forderung liegt in der Natur der symmetrischen Komposition der Giebelfelder und wird insbesondere erhärtet durch die genaue Befolgung derselben, die wir an den Ägineten nicht nur, sondern vor allem am westlichen Giebelfelde des Zeustempels selbst konstatieren können.

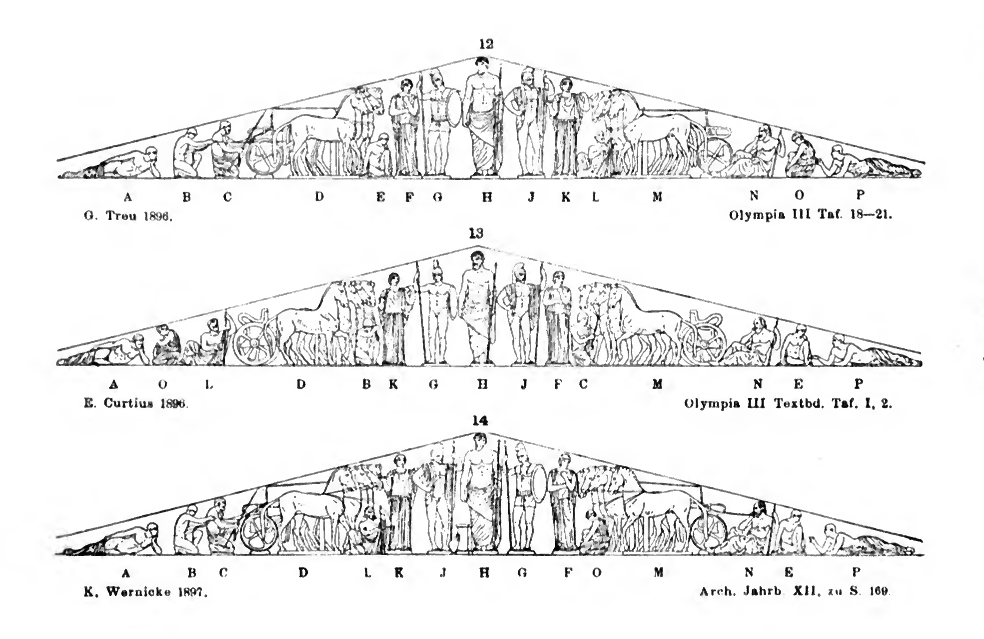
Ich muss daher an den in meiner früheren Abhandlung geforderten Paaren im Ostgiebel festhalten, da sie allein der genannten Bedingung genügen, dass die sich entsprechenden Figuren der beiden Seiten die gleiche oder die möglichst annähernd gleiche Höhe haben müssen. Indess jene Paare habe ich damals falsch verteilt.

Erinnern wir uns zunächst der jener Grundforderung allein entsprechenden Paare unter den Figuren, deren Anordnung am meisten strittig ist. Wie ich im Jahrb. d. Inst. 1891, S. 80 hervorgehoben habe, sind der hockende Knabe E und das knieende Mädchen O von gleicher Grösse. Diese beiden Figuren müssen einst sich entsprochen haben. Sobald man einer derselben ein anderes Gegenstück geben will, verstösst man gegen jene Grundforderung; man muss dann Gegenstücke bilden aus Figuren von wesentlich verschiedener Höhe, wie Treu, der den hockenden Mann L als Gegenstück zu E und den knieenden Jüngling B als solches zu O ansetzt, oder wie Wernicke, der umgekehrt B und E sowie L und O zusammenordnet. Während ein Paar von in der Höhe völlig übereinstimmenden und überdies noch in Altersstufe und Bewegung vortrefflich zu einander passenden Figuren vorhanden ist, reisst man dieses evident gegebene Paar auseinander und verbindet die einzelnen Glieder mit Figuren, die wesentlich andere Grösse haben.

Auch an dem zweiten Paare strittiger Figuren, das ich damals aufstellte, muss ich durchaus festhalten: durch die übereinstimmende Grösse werden der hockende Mann L und der knieende Jüngling B als Gegenstücke erwiesen (vgl. Jahrbuch 1891, S. 81). Jede andere Zusammenstellung, wie die von L und N bei Curtius, von L und E bei Treu, von L und O bei Wernicke, sowie ferner die von B mit C bei Curtius, B mit O bei Treu und B mit E bei Wernicke vereinigt Figuren von wesentlich verschiedener Höhe.[1])

---

[1]) Treu gibt im Olympiawerke die vermutlichen ursprünglichen Höhen der Figuren an. Danach differieren die von Curtius, Treu und Wernicke als Gegenstücke angenommenen Figuren um 10, 15, 20 und 25 cm in der Höhe (nur L und N bei Curtius differieren etwas weniger, nach Treu um 8 cm). Dagegen differieren die von mir aufgestellten Gegenstücke nach Treus Massen nur um je 5 cm, und auch diese 5 cm fielen vermutlich noch weg; denn bei B hat Treu offenbar eine zu gesenkte Kopfhaltung angenommen, so dass die ursprüngliche Höhe der von L (130 cm) noch näher stand; und der fehlende Kopf von E mag ein wenig zu niedrig veranschlagt sein, so dass auch die Höhe von E der von O noch genauer entsprochen haben wird. Aber auch wenn wir



G. Treu 1896. Olympia III Taf. 18—21.

E. Curtius 1896. Olympia III Textbd. Taf. I, 2.

K. Wernicke 1897. Arch. Jahrb. XII, zu S. 169.

Also die Gegenstücke, die ich damals aufstellte, müssen bleiben. Allein ihre Anordnung muss eine andere werden. Der sitzende Mann L kann nicht, wie ich damals vorschlug, rechts neben N gestellt werden; schon deshalb nicht, weil die starre gerade Linie des von der linken Schulter herabfallenden Mantels abscheulich und unmöglich wirkt, wenn sie nicht durch andere anschliessende parallele Linien gedeckt wird. Auch die Gründe, die Treu, Olympia III, S. 123 anführt, sind durchaus zutreffend. Die Zuspitzung des Grundrisses der Statue nach ihrer rechten Seite sowie die gedrehte Körperhaltung wären an jener Stelle unverständlich; auch ist es richtig, dass die Figur dort „den Umriss des Greises daneben in störender Weise wiederholte“; nur durfte Treu diesen Grund eigentlich nicht anführen, weil er selbst, worin ich ihm früher irriger Weise gefolgt bin, durch das Hintereinandersetzen der zwei knieenden Figuren B und C in der linken Giebelecke eben den Fehler wiederholt hat, den er an meiner früheren Aufstellung der rechten Ecke mit Recht tadelte.

Ein ganz untrügliches Mittel, um die Stellung der Figuren im Giebel zu bestimmen, gibt uns der Grad der Aus-

---

die 5 cm Differenz, die Treus Berechnungen geben, beibehalten, bleibt immer ein starker Unterschied dieser von den 10—25 cm, um welche die von den Anderen angenommenen Gegenstücke differieren.

A. Furtwängler 1903. Neue Aufstellung.

führung ihrer einzelnen Teile: in der Arbeit vernachlässigte, unausgeführte Partien können unmöglich der Hauptansicht der Figuren ausgesetzt gewesen sein. Aus diesem Grunde ist die Möglichkeit, den sitzenden Mann L in die linke Giebelhälfte zu stellen, einfach ausgeschlossen, da er hier gerade seine unausgeführte linke Kopfseite dem Beschauer zu und die sorgfältig vollendete rechte von ihm abkehren würde. Man hat dagegen sagen wollen, bei der Höhe der Aufstellung würde dies dem unbewaffneten Auge von unten kaum aufgefallen sein. Allein darüber zu streiten ist unnütz. Die gesamte Arbeit der beiden Giebelgruppen lehrt es als unumstössliche Tatsache, dass die Künstler in der sorgfältigen Ausführung überall eben so weit gingen wie die Figuren von unten gut sichtbar waren, dagegen die Ausführung sich ersparten wo immer sie annehmen durften, dass dies nicht der Fall sei. Danach muss es als einer der sichersten Punkte der Ostgiebelaufstellung gelten, dass L nicht links hinter dem Wagen gesessen haben kann, wo er das unbearbeitete Ohr und die vernachlässigten hässlichen Falten unter dem linken Arme dem Beschauer zu, die fein ausgeführten Teile aber abwendet (vgl. auch Treu, Ol. III, S. 122).

Da L nun nicht hinter dem Greis N gesessen haben kann, so bleibt für ihn nur der ihm von Treu angewiesene Platz vor den Rossen der rechten Hälfte. Und hier passt er in der Tat vortrefflich her. Nur hier findet seine verdrehte auffallende Haltung eine befriedigende Erklärung: er sitzt vor den Pferden, die Beine von ihnen abgekehrt, und dreht nun den Oberkörper nach ihnen um. Hier findet ferner jene gerade Linie seines herabfallenden Mantels an den parallel daneben stehenden Pferdebeinen jenen Hintergrund, dessen sie notwendig bedarf. Dass die Figur ganz vorne an den Geisonrand herangerückt war, wie sie es eben an jenem Platze sein musste, hat Treu (Ol. III, S. 123) aus der Abmeisselung der Unterseite und der geradlinig abgeschnittenen Vorderfläche des linken Oberschenkels mit Recht geschlossen.

Da nun das Gegenstück von L der Grösse nach, wie wir sahen, B gewesen ist, so muss der knieende Jüngling B vor

die Pferde links. Doch bevor wir zu dieser Figur übergehen, beenden wir die Betrachtung der rechten Giebelhälfte.

Es gibt noch einen festen untrüglichen Halt für die Aufstellung der Giebelgruppe: das ist der Fundort der Figuren der rechten Ecke.

Seit in der Publikation des grossen Olympiawerkes mit der ihm beigegebenen Fundkarte der Giebelfiguren alles Material zur Beurteilung vorliegt, kann meines Erachtens kein Zweifel mehr sein, dass zwischen der Auffindung der Figuren N E P vor der Nordostecke und der Auffindung der übrigen Stücke ein fundamentaler Unterschied besteht. Jene Figuren lagen unverbaut unmittelbar unterhalb der Nordostecke; alle anderen Stücke sind weit entfernt und nicht in der Falllage, sondern verschleppt und in Hüttenmauern verbaut gefunden worden. Von jenen drei unterhalb der Nordostecke liegenden Figuren gehörten zwei, N und P, zweifellos in die Giebelecke darüber, und zwar in derselben Reihenfolge, wie sie unten lagen, P rechts und N weiter links. Der Schluss aus diesen Tatsachen ist ganz unabweislich: die zwischen N und P in zwei Stücke gebrochen gefundene Figur des hockenden Knaben E muss auch im Giebel oben zwischen N und P gesessen haben.

Das durch die Grösse gegebene Gegenstück von E ist aber, wie wir sahen, das knieende Mädchen O; also wird nun auch dessen Platz bestimmt: es muss an die zweite Stelle der südlichen Giebelhälfte von links rücken, da wo bereits E. Curtius es eingeordnet hat.

Ausser den stehenden Mittel- und den liegenden Eckfiguren bleiben jetzt nur noch der sitzende Greis N und der knieende Mann C übrig; ihre Plätze können nur die einzig noch freien hinter den Rossen sein. Sie differieren etwas in der Höhe (N: 138; C wird von Treu auf 150 berechnet); allein dies ist hier notwendig motiviert dadurch, dass bei der Haltung mit nach der Giebelmitte hin ausgestreckten Beinen der Kopf von N wesentlich näher der Giebelecke rückt, also niedriger sein musste als der Kopf des Mannes C, der bei seiner nicht am Boden sitzenden, sondern knieenden Stellung näher nach der Giebelmitte zu fiel. Hier-

durch ward die Höhendifferenz der beiden entsprechenden Figuren und damit eine kleine Abweichung von der Regel notwendig.

Während die Differenz von C und N in der Haltung begründet ist, so wäre die von L und N ganz unerklärlich, wenn diese Figuren Gegenstücke wären; L würde ja dann die Beine von der Mitte wegstrecken, während N sie der Mitte zustreckt, also könnte die Figurenhöhe von L, da der Kopf der Giebelmitte näher gerückt wäre, doch nur höher sein, nicht aber, wie es tatsächlich der Fall ist, niedriger als N, und die nachträgliche Abmeisselung der Unterfläche von L, welche die Figur niedriger machte, wäre ganz unerklärlich, während sie leicht verständlich ist, wenn L und B die Gegenstücke sind.

Endlich sei noch hervorgehoben, dass an C der Rücken unausgearbeitet, an O aber sorgfältig ausgeführt ist, was sich bei unserer Aufstellung durch die Rücksicht auf den unten vor der Mitte stehenden Beschauer erklärt und sie bestätigt.

So ist denn die Aufstellung der strittigen Figuren fixiert. Auf der S. 425 gegebenen Skizze, die ich C. Reichhold verdanke, ist das Resultat deutlich gemacht. Zu derselben sei bemerkt, dass die Figuren der beiden Giebelhälften streng symmetrisch angeordnet sind, d. h. dass alle sich entsprechenden Hauptpunkte der beiden Seiten in gleicher Distanz von der Mitte liegen. Dies scheint uns eine notwendige künstlerische Forderung, gegen die Treu verstösst, indem er in der rechten Giebelhälfte alles mehr nach der Ecke, in der linken alles mehr nach der Mitte zu schiebt. Die Punkte, deren Symmetrie so augenfällig ist wie die stehenden Gestalten neben Zeus, die Gespanne und Wagen, die Eckfiguren müssen unter allen Umständen beiderseits in genau gleichem Abstande von der Mitte angeordnet werden. Allerdings erscheint die linke Hälfte etwas lockerer und leerer als die vollere rechte; allein dies macht man nicht besser dadurch, dass man die Figuren links aus ihren durch die Symmetrie gegebenen Plätzen, wie Treu tut, mehr nach der Mitte schiebt. Der Unterschied der beiden Seiten ist, wie wir sehen werden, die notwendige Folge der verschiedenen Charakteristik der beiden Helden und ihres Gefolges.

Bevor wir unser Resultat näher betrachten, müssen wir über die Fragen klar werden, welche die Aufstellung der Mittelgruppe betreffen. Diese hat Wernicke von neuem angeregt, indem er die beiden Gruppen zu den Seiten des Zeus umstellte. Er glaubte dies auf Grund des Textes des Pausanias tun zu müssen.

Mit Unrecht. Wernicke meint, *ἐν δεξιᾷ τοῦ Διὸς* bedeute nicht „rechts vom Zeus“ vom Beschauer aus, sondern „zur rechten Hand des Zeus“; Oinomaos müsse also zur Rechten von Zeus, links vom Beschauer aufgestellt werden. Wir wollen nun den Nachweis von Michaelis (Arch. Zeitg. 1876, S. 162 f.), dass Pausanias rechts und links regelmässig vom Beschauer gebrauche, nicht benützen, indem Wernicke — obwohl mit Unrecht — ihn anzuzweifeln versucht. Allein das folgende *τὰ δὲ ἐς ἀριστερὰ ἀπὸ τοῦ Διὸς* spricht durch das *ἀπὸ* doch deutlich gegen Wernicke: „zur Linken von der Figur des Zeus ab“ setzt zweifellos den Beschauer als bestimmenden voraus: der Beschauer betrachtet von der Figur des Zeus aus die Figuren nach rechts und nach links. Wenn nach des Zeus eigener Rechten oder Linken orientiert würde, dürfte nicht *ἀπὸ* stehen. Den endgiltigen Entscheid in der Frage aber geben die Namen, welche Pausanias den liegenden Jünglingen der beiden Giebelecken gibt. Er bezeichnet den auf der Seite *ἐν δεξιᾷ τοῦ Διὸς* als Kladeos, den *ἐς ἀριστερὰ ἀπὸ τοῦ Διὸς* aber als Alpheios. Wer je vor der Front des olympischen Tempels gestanden hat oder sich die Situation durch einen Lageplan vergegenwärtigt, weiss, wie völlig unmöglich es ist, die Figur links, da wo wenige Schritte vom Beschauer der Alpheios in breitem Bette dahinrollt, für eine Personifikation des Kladeos, die der entgegengesetzten Seite rechts aber für Alpheios zu erklären. Das ist einfach undenkbar, weil absolut unsinnig. Damit aber ist entschieden, dass man, wie man es bisher auch fast allgemein getan hat, den Oinomaos vom Beschauer rechts neben Zeus, den Pelops links neben ihn aufzustellen hat.

Alle anderen Umstände aber passen vorzüglich zu diesem Resultat. Vor allem die künstlerischen Forderungen. Die gehobenen Arme des Pelops und Oinomaos mit ihren Lanzen

wären unmittelbar neben Zeus schwer erträglich. Die ganze Wirkung der majestätischen Ruhe in der Haltung des Zeus würde verloren gehen. Ferner würden zwar die drei Männer zusammen eine Gruppe bilden; aber die Frauen würden dann in unerträglicher Weise isoliert stehen; ja Pelops und Hippodameia würden sich direkt von einander abwenden. Nun ist es aber offenbar sachlich notwendig, dass Pelops und Oinomaos mit den zu ihnen gehörigen Frauen Gruppe bilden, nicht aber mit Zeus, der nichts direkt mit beiden zu tun hat, sondern offenbar, den Sterblichen unsichtbar, nur in ihrer Mitte weilt. Bei der Aufstellung von Treu gewinnen wir künstlerisch abgerundete Gruppen für Pelops mit Hippodameia (F G) sowie für Oinomaos mit Sterope (I K); Zeus steht dann isoliert in der Mitte, rechts und links von ihm bildet sich eine Lücke. Die lässige Ruhe seiner Haltung wirkt erst jetzt majestätisch. Man empfindet, er ist der Gott, der, den Sterblichen unsichtbar, hier in ihre Mitte getreten und deshalb von ihnen isoliert ist.

Die beiden Helden sind ganz vom Gedanken an die bevorstehende Wettfahrt erfüllt. Ächt polygnotisches Ethos spricht aus ihren Stellungen: ruhig und völlig handlungslos, sprechen sie in der Art der Haltung ihren inneren Charakter aus: bescheiden und gottergeben ist Pelops — trotzig, auf die eigene Kraft bauend Oinomaos. Doch Zeus wendet sich leise, von den Sterblichen unbemerkt, dem Pelops zu; denn nach dem göttlichen Ratschlusse soll dieser der Sieger bleiben. Die von mehreren Gelehrten, zuletzt von Wernicke, wieder versuchte Einführung einer Opferhandlung und eines Altares neben Zeus würde die ganze Absicht des Künstlers, wie wir sie fassen, zerstören.

Auch die Frauen sind den Helden entsprechend charakterisiert: die Haltung der Hippodameia (F) ist ganz Bescheidenheit, ebenso wie die von Sterope (K) ganz Stolz.

Doch der Unterschied erstreckt sich noch weiter auf die beiden Giebelhälften: „auf Seiten des Pelops bescheidene Festigkeit und Freude, dort bei Oinomaos trotzige Unruhe und trübes Sinnen". Diese von mir früher (Preuss. Jahrb. 1882, Bd. 51,

S. 373) gegebene Charakteristik passt bei der neuen Aufstellung erst recht. Der vor den Rossen sitzende Mann L mit seiner gewaltsamen Bewegung drückt Unruhe, der Greis K hinter den Rossen trübes Ahnen aus. Beide Gestalten, L wie N sind bärtige bejahrtere Männer, entsprechend ihrem Herrn, dem bärtigen Oinomaos. Dagegen auf Pelops Seite zwei jugendliche Gestalten erscheinen, von denen die eine (B) sicher, die andere (C) wahrscheinlich unbärtig war,[1]) wie ihr Herr. Beide Figuren sind ganz schlicht und einfach mit ihrer nächsten Aufgabe, der Wartung der Pferde beschäftigt: „bescheidene Festigkeit“, ruhige frohe Tätigkeit charakterisiert die Beiden. Der hinter dem Wagen knieende jugendliche Mann hält, wie die erhaltenen Reste der Arme beweisen (vgl. Treu, Ol. III, S. 122), die nach hinten geführten Zügel der angeschirrten Rosse. Sein jüngerer Genosse, der vor den Rossen knieende Jüngling B ist, wie sein Gegenüber L, mit der Aufsicht über die Pferde beschäftigt. Wie die Vernachlässigung seiner linken Kopf- und Gesässseite beweist, waren diese Teile dem Beschauer ab-, die Figur also nach rechts gewandt. Doch ist der Rücken vollständig ausgeführt; die Figur war also nicht wie C, an welcher der Rücken zur grösseren Hälfte unausgeführt ist (Olympia Text III, S. 62), in scharfem Profil nach rechts gestellt, sondern schräg, so dass der Rücken sichtbar war.[2]) Auch schliesst Treu (Olympia III, S. 63) mit Recht, dass die Figur „weiter von der Rückwand des Giebels abgerückt war als die meisten übrigen“, was eben zu unserer Ansetzung nahe dem Geisonrande vor den Rossen passt. Wie ihr Gegenüber L so wird auch B einen Stab, ein Kentron aufgestützt haben, wofür die erhaltenen Reste der Arme sehr gut passen. Was den Kopf betrifft, so nehmen wir natürlich nicht die stark

[1]) Der Bart, den Treu C gibt, ist durch nichts indiziert; Curtius und Grüttner restaurierten ihn unbärtig.

[2]) Die Aufstellung bei Curtius, wo die unbearbeitete linke Kopfseite sich präsentiert, ist natürlich falsch und wirkt durch die verkürzte Ansicht der Glieder auch künstlerisch sehr ungünstig. Richtiger ist die von Six und Sauer der Figur gegebene Stellung.

geduckte Haltung desselben an, die Treu (Olympia, Bd. III, S. 62), wegen der von ihm der Figur im Giebel angewiesenen Stelle, ihr gegeben hat, sondern wenigstens die aufrechtere, die Treu selbst früher (Athen. Mitt., Bd. XIV, 1889, S. 297) mit Benutzung der vorhandenen Dübelspuren dem Kopfe anwies. Das ruhige Vorsichhinblicken, in stiller Tätigkeit, wie dies die Figur nun zeigt, ist so recht in Übereinstimmung mit der Art des Pelops, wie sie uns der Künstler schildert.

Die Rosse sind beiderseits an die Wagen schon fertig angeschirrt, wie aus den erhaltenen Resten bewiesen worden ist. Die Zügel liefen nach hinten. Ein Mann, der die Rosse wirksam von vorne beaufsichtigen sollte, müsste vor ihnen stehen. Dies ging hier aus künstlerischen Gründen nicht; denn neben den stehenden Hauptfiguren war kein Raum mehr für eine stehende Nebenfigur. Hier vor den Pferden konnte der Künstler nur am Boden sitzende oder kniende Gestalten brauchen. Diese konnten aber immerhin auch in dieser Stellung die Pferde beaufsichtigend gedacht werden. Beide Figuren stützten, wie bemerkt, einen Stab auf, der zum Regieren der Pferde gehörte; vermutlich hielten sie aber ferner auch die herabhängenden Leitseile von einem oder mehreren Pferden in den Händen. Wie der Leitriemen häufig an fertig aufgezäumten Reitpferden zur Führung an der Hand vorkommt (vergl. Arch.-Ztg. 1880, S. 124, 1), so mochte er hier den angeschirrten Wagenpferden zum Teil belassen sein, weil der Künstler ihn hier brauchte. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass das linke Beipferd das vornehmste und wichtigste beim Rennen war. Es wäre gewiss ganz passend, wenn der Künstler eben das linke Beipferd jederseits dadurch ausgezeichnet hätte, dass es besonders am Leitseil gehalten würde. G. Körte hat dies schon vermutet und zwar bei Gelegenheit einer Verteidigung der der Aufstellung von E. Curtius (Berl. Phil. Wochenschr. 1892, Sp. 988). Diese Vermutung erscheint aber ganz anders passend, ja sie erscheint als evidente Erklärung der eigentümlichen Haltung der Figuren bei unserer neuen Aufstellung! Jetzt erst wird die verschiedene Bewegung der beiden Figuren klar:

L wendet sich herum zu seinem linken Beipferd, unter dessen Kopf gerade seine Hände zu stehen kommen und dessen Leitseil er hält; B kniet deshalb so schräg nach der Giebelwand hin und zeigt einen Teil seines Rückens, weil er eben das Leitseil seines linken Beipferdes, welches das hinterste an der Giebelwand ist, hält.

Die von Pausanias wiedergegebene Erklärung der oympischen Exegeten sah in dem sitzenden Manne L den Wagenlenker des Oinomaos Myrtilos. Dass Pausanias Worte *κάθηται πρὸ τῶν ἵππων* so genau auf L passen, und nur auf diese Figur — denn bei keiner anderen Aufstellung kommt ein sitzender Mann an dieser Stelle vor die Rosse — ist eine gewichtige Bestätigung der Richtigkeit dieser Aufstellung. In seinem Gegenüber sah die olympische Exegese Killas den Lenker des Pelops. Ob diese Namen der Absicht des Künstlers entsprachen, lassen wir am besten dahingestellt; sicher ist, dass der Künstler auf beiden Seiten die gewichtigere ältere Figur an den vornehmeren Platz hinter den Wagen, die weniger bedeutende vor die Rosse gestellt hat.

Hinter den zu den Wagen gehörigen Gestalten C und N folgt beiderseits ein Abschnitt in der Komposition. Es kommen Figuren, die mit der Szene in der Mitte nichts direkt zu tun haben. Auch hier wirkt aber noch der Unterschied der beiden Giebelhälften nach: rechts stärkere Bewegung und gebrochene Linien, links Ruhe und einfache Schlichtheit. Der Jüngling in der Ecke links (A) stützt ruhig den Kopf in die Hand und lässt den anderen Arm auf dem Körper ruhen. Ihm ist ein Mädchen (O) zugewandt, das die Hände gehalten haben muss, als ob es an seinem Fusse spiele; der Künstler liess dies wohl absichtlich unbestimmt. Der Rücken der Figur ist besonders sorgfältig ausgeführt, viel mehr als die Brustseite, was zur Bestätigung unserer Aufstellung dient, weil bei dieser der Beschauer von der Mitte her eben den Rücken der Figur sah.

Bei dem Gegenstücke, dem hockenden Knaben E, ist die vom Künstler wieder absichtlich unbestimmt gehaltene bedeutungslose, wie spielende Geberde der an den Fuss greifenden

einen Hand vollkommen erhalten. Es ist eine Haltung von der Art wie die der Rechten des Zeus. Etwas Analoges haben wir bei dem Mädchen O vorauszusetzen. Der Knabe E bildet durch sein Motiv einen vorzüglichen Übergang zu der Eckfigur, wie oft mit Recht hervorgehoben worden ist. Seine vordere, rechte und linke Körperseite sind vollkommen gleichmässig ausgearbeitet; dagegen ist sein Rücken ganz roh gelassen, ja es ist ein Teil des unteren Rückens und des Gesässes einfach weggelassen (vgl. die Abbildungen Olympia III, S. 59), indem der aufs äusserste ausgenutzte, aber zu knappe Marmorblock diese Teile nicht mehr hergab. Aus der Vernachlässigung des Rückens geht mit Sicherheit hervor, dass diese Seite parallel der Giebelrückwand gestanden hat. Dann zeigte sich der Körper der Figur gerade von vorne; der Kopf war etwas nach der linken Schulter gewendet. Nur in dieser Stellung des Körpers in voller Vorderansicht wirkt die Figur auch künstlerisch richtig; sie ist ganz offenbar für diese Ansicht angelegt; ihre Wirkung ist dagegen eine schlechte und verkehrte, sobald man sie schräg aufstellt, wie es Treu tut, der sie vor die Rosse setzt. Wie bemerkt, sind die rechte wie die linke Körperseite voll ausgeführt, weil sie beide zu sehen waren; nur der ganze Rücken ist roh, weil er parallel der Rückwand aufgestellt war. Treu — und ihm folgend ich selbst früher — hatte sich täuschen lassen dadurch, dass der unbearbeitete Rücken vor die Pferde links su passen schien.[1])

Die beiden Figuren, der Knabe E und das Mädchen O,

[1]) Die Einwendungen von G. Körte dagegen in Berl. Philolog. Wochenschr. 1892, Sp. 1046 waren durchaus richtig. — Nicht die „rechte Seite“, wie Treu (Olympia III, S. 122) sagt, sondern nur der Rücken ist vernachlässigt; wäre es jene, so würde dies ja bei der Treu'schen schrägen Aufstellung, wo die rechte Körperseite vorgedreht ist, erst recht sichtbar geworden sein. Aus der Art der Bearbeitung der Statue ist hier nicht, wie Treu will, auf Stellung in rechter oder linker Giebelhälfte, sondern nur auf die Art der Stellung vor der Giebelrückwand ein zwingender Schluss zu ziehen. — Die Facestellung der Figur habe ich übrigens bereits in dem Aufsatze in den Preuss. Jahrb., Bd. 51, 1882, S. 375 Anm. verlangt.

bilden je eine lebendige Gruppe mit den Jünglingen in den Ecken. Es ist einleuchtend, wie sehr die Komposition dadurch künstlerisch gewinnt, ja wie sie allein bei dieser Anordnung Rhythmus und Leben erhält und nur bei ihr die Linien sich gefällig aneinanderschliessen; während die Rückenlinie von B neben A unerträglich wirkt, ebenso wie die starre Wiederholung des Motives, wenn B und C hintereinander knieen, unerträglich ist.

Es ist klar, dass es ein überaus feiner Zug der Komposition ist, dass die drei Figuren der Ecken nicht gleichmässig alle nach der Mitte schauen, was gar einförmig wirkt, wie man bei Treus Anordnung sehen kann;[1]) sondern dass hier ein Knick, eine Unterbrechung in der Mitte der drei angebracht ist. Die langgestreckten symmetrischen Linien der liegenden Eckfiguren A und P wirken um so kräftiger die Komposition zusammenfassend und einschliessend, wenn die nächst folgende Figur jederseits nicht die gleiche Richtung hat. Der künstlerische Gewinn, das reiche rhythmische Leben, das die Komposition durch die zunächst nur aus äusseren Tatsachen (Fundstelle und Figurenhöhe) erschlossene Aufstellung gewinnt, ist ohne Zweifel eine schöne Bestätigung derselben.

Ich habe den Gedanken erwogen, ob A und O sowie E und P nicht durch irgend eine gemeinsame Handlung (etwa eine Art von Loose- oder Würfelwerfen oder dergl.) verbunden gewesen sein könnten; allein nähere Überlegung zeigte mir, dass dies nicht angeht. Der erhaltene Kopf von P blickt zweifellos nach der Mitte zu, und dasselbe ist für A vorauszusetzen. Auch ist dies nach der Mitte blicken für die Komposition notwendig; liesse man A mit O, P mit E sich beschäftigen, so fielen die Figuren aus dem geschlossenen Ganzen als selbständig sich abtrennende Gruppen heraus. Ferner ist E seinen vollständig erhaltenen Gliedern nach unbeschäftigt, und das gleiche ist für das Gegenstück anzunehmen.

---

[1]) Bei Wernicke's Aufstellung ist der Widerspruch der beiden Seiten auffällig: links Richtung nach der Mitte wie bei Treu, rechts Knick.

Was nun die Bedeutung der Figuren anlangt, so gingen die olympischen Exegeten, denen Pausanias folgte, entsprechend dem gemeinen Laieninteresse, in ihrer Erklärung nur auf Namen aus. Diesem Streben verdanken die Eckfiguren ihre, wie jetzt wohl allgemein anerkannt wird, falschen Benennungen, wodurch sie zu Naturpersonifikationen wurden, dergleichen das fünfte Jahrhundert ja überhaupt noch gar nicht kannte. Wir deuteten ferner oben an, dass die Deutung der Figuren vor den Rossen als Hauptwagenlenker bei Pausanias wahrscheinlich irrig ist, indem die zu dem Wagen gehörige Hauptfigur jederseits hinter demselben angeordnet ist. Die olympischen Exegeten, die Pausanias Quelle waren, fuhren in der Namengebung von der Mitte aus einfach fort: nach den Hauptthelden mussten ihre Wagenlenker kommen; für diese wussten sie noch Namen anzugeben; dann aber stockten sie; für die zwei Figuren, die jederseits folgten, fiel ihnen nichts ein; nur für die Eckfiguren hatten sie ihre schlechte Erklärung als Alpheios und Kladeos parat, die ihrem an liegende Flussgötter allüberall gewöhnten Publikum gar sehr einleuchten mochte. Die Figuren aber, die sie nicht benennen konnten, waren ihnen ganz gleichgültig; sie werden bei Pausanias beiderseits zusammengefasst als *δύο ἄνδρες,* und es heisst von ihnen einfach, sie werden eben *ἱπποκόμοι* gewesen sein. Bei dieser gleichgültigen nachlässigen Behandlung jener zwei Figuren jederseits kann es nicht auffallen, dass sich grobe Irrtümer in ihr verbergen: das Mädchen ward als Mann, und der Knabe mit dem Greis als *ἄνδρες δύο* bezeichnet, und es sind beiderseits zwei Figuren zusammengenommen, die gar nichts miteinander zu tun haben. Das war die natürliche Folge einer Exegese, die nur auf Namen ausging. — Doch schlimmer und willkürlicher noch haben die modernen Exegeten gehaust, die jenen Figuren die abenteuerlichsten Namen verliehen haben. Sah man doch allzulange geradezu eine Hauptaufgabe der Archäologie darin, eben denjenigen Figuren gelehrte Namen zu geben, welche die alten Künstler offenbar selbst unbenannt sehen wollten.[1])

[1]) Vgl. Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei, S. 117. 184.

Zu diesen letzteren gehörten, wie wir glauben, auch die vier Eckfiguren des olympischen Ostgiebels. Sie sind zu beurteilen wie die vier Eckfiguren des Westgiebels. Diese aber sind begleitendes Gesinde der Helden, nichts weiter; es sind greise Schaffnerinnen und lose Mägde,[1]) namenlose Gestalten, bestimmt als füllender Rahmen für die Haupthandlung zu dienen. Gleicher Art sind die entsprechenden, nur viel schöner komponierten Eckgruppen des Ostgiebels. Es ist Gesinde, Gefolge der Herren, die in der Mitte dargestellt sind.

Wie wir oben schon andeuteten, hat der Künstler den verschiedenen Grundton im Charakter der beiden Haupthelden je auf ihrer ganzen Giebelseite weiter klingen lassen. Wir vernehmen ihn noch leise darin, wenn links, auf Pelops Seite, ein Mädchen erscheint, voll schlichter bescheidener Anmut und in gefasster Haltung; während rechts ein Bursche hockt, in unbekümmert derb sich gehen lassendem Gebahren. Und selbst von den Jünglingen in der Ecke ist der rechts (P) lebhaft unruhig, der linke (A) gehalten still.

Eine Folge der durchgeführten Charakteristik in den Figuren und ihren Haltungen auf beiden Giebelseiten war allerdings, wie wir oben schon andeuteten (S. 428) eine gewisse Ungleichheit, indem die linke Seite lockerer, die rechte voller wurde, eine Ungleichheit, die sich der Künstler aber bei der sonst festgehaltenen strengen Symmetrie und den gleichen Abständen, die alle Hauptpunkte von der Mitte zeigten, wohl gestatten durfte.

Die gleichzeitigen Vasenbilder geben uns Hunderte von Beispielen davon, dass namenlose, wesentlich künstlerischem Bedürfnis entsprungene Figuren als Rahmen um die durch die Sage gegebenen Helden- und Göttergestalten herum ange-

---

[1]) Vgl. meine Ausführungen im Jahrbuch d. Inst. VI, 1891, S. 87, und Arch. Anz. 1891, S. 94. Treu ist neuerdings, Olympia III, S. 136 dieser meiner Auffassung beigetreten; nur zieht er für die jungen Mädchen den Ausdruck „Lapithenfrauen“ vor, der mir weniger passend erscheint; doch ist dies unwesentlich.

ordnet werden. Es war eine falsche Richtung unserer Wissenschaft, wenn man auch da früher überall nach individuellen Namen gesucht hat.

Ich scheide von der Betrachtung des östlichen Giebels in Olympia mit dem Gefühle der Erleichterung und der Befriedigung, Endlich, glaube ich, ist die Anordnung gefunden, bei der man sich wird beruhigen dürfen, bei der alle inneren wie äusseren Momente, alle Grundlagen berücksichtigt sind, welche durch äussere Indizien wie durch innere künstlerische Forderungen gegeben werden. Endlich eine Anordnung, die dem Meister des Giebels, mag er geheissen haben wie er wolle, alle Ehre macht und uns reine Freude an seinem Werke gestattet.

Zu den Skulpturen des Asklepiostempels von Epidauros.

Von **A. Furtwängler.**

(Mit 2 Tafeln.)

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 4. Juli 1903.)

Bei einem Besuche des wohlgeordneten Museums, das auf der Stätte des Hieron bei Epidauros errichtet worden ist, um die Funde zu bergen, die den so überaus ergebnisreichen Ausgrabungen von P. Kabbadias verdankt werden, fiel mir im Herbste 1901 eine liegende Jünglingsstatue auf, eine offenbar aus den Giebeln des Asklepiostempels stammende Figur, die in den bisherigen Publikationen und Besprechungen noch nirgends berücksichtigt worden war. Die besser erhaltenen Stücke der Giebelskulpturen waren schon seit langem in das Museum zu Athen verbracht worden. Jene Jünglingsfigur war später gefunden worden und verblieb im Lokalmuseum. Doch wird sie auch in der grossen Publikation von Defrasse und Lechat, obwohl da auf p. 72 allerlei im Lokalmuseum gebliebene kleinere Fragmente der Giebelskulpturen abgebildet werden, mit keinem Worte erwähnt.

Ich verdanke es der vielbewährten Liberalität des Herrn P. Kabbadias, wenn ich hier (Taf. I) eine mir von demselben zur Verfügung gestellte Photographie der Figur wiedergeben lassen kann. Da die Statue die einzige vollständige unter den Resten der Giebelgruppen ist, die einzige, an welcher Kopf und Körper

erhalten sind, so kommt ihr eine besondere Bedeutung zu und sie verdiente schon eine bessere Publikation, als sie unsere Abbildung bietet. Doch soll diese nur erst einmal auf die Figur hinweisen. Wenn sie, wie ich hoffe, in das Museum nach Athen gebracht werden wird, so wird sie dort besserer Publikation und allgemeinerem Studium zugänglich sein.

Die Figur, ein gefallener toter Jüngling, trägt jetzt in dem Epidaurischen Lokalmuseum Nr. 42. Sie hat dieselben Grössenverhältnisse wie die übrigen Reste der Tempelgiebel. Die Distanz der Brustwarzen beträgt 0,13; die Gesichtslänge 0,11. Dies sind dieselben Masse wie an den Figuren in Athen. Auch der Marmor ist derselbe wie an jenen. Besonders ähnlich ist unter den Fragmenten in Athen Nr. 152 (Kabbadias, *γλυπτὰ τοῦ ἐθν. μουσ.* S. 133, Nr. 152), das Stück einer ebenfalls auf dem Boden mit den Füssen nach rechts liegenden nackten männlichen Gestalt; es ist nur der Teil vom Unterleib bis zu den Knieen erhalten. Die Schenkel liegen ebenso übereinander in einer Fläche wie an unserer neuen Figur. Diese Stellung erklärt sich natürlich aus der Aufgabe des Künstlers, der die beiden Beine der liegenden Figur dem unten stehenden Beschauer sichtbar machen musste. Er strebte danach, möglichst viel von der Figur in eine Fläche mit der Rückwand des Giebels zu bringen. Aus demselben Grunde fanden wir dieselbe Stellung der Schenkel an der griechischen Giebelfigur, die ich in Sammlung Jacobsen zu Kopenhagen nachgewiesen habe und die in diesen Sitzungsberichten 1899, II, S. 280 und 1902, Taf. 2 zu S. 443 ff. abgebildet ist. Wenn es dagegen noch eines Beweises bedürfte, dass die Florentiner Niobidengruppe niemals in einen Giebel gehörte, so würde die von der eben beschriebenen so ganz verschiedene Lage des toten Niobiden dazu genügen; denn dieser liegt gerade auf dem Rücken, so dass in der Ansicht von unten nur ein Schenkel sichtbar wäre; er ist eben so deutlich für die Betrachtung von oben gearbeitet (vgl. meine Beschreibung der Glyptothek in München 1900, Nr. 269) wie die erwähnten Giebelfiguren für die Ansicht von unten.

Betrachten wir den epidaurischen Jüngling näher. Er ist tot. Der Kopf ist zurückgesunken, das Auge ist gebrochen. Leider ist das Gesicht zum Teil zerstört. Die Stirne zeigt eine starke horizontale Falte. Das kurze Haar fällt zurück. Ein Mantel ist um sein rechtes Bein geschlungen und zieht sich den ganzen Rücken entlang hinauf. Der linke Arm ist erhoben und greift an den Kopf; die Lücken hier herum sind geschickt durch den Mantel gefüllt. Der rechte Arm ist gesenkt, die Hand liegt am rechten Schenkel. Die beiden Hände sind leer. Das linke Bein greift über das rechte vor. Umgekehrt tritt am Oberkörper die rechte Schulter vor, die linke zurück. Der Oberkörper liegt auf dem Rücken, der Unterkörper auf der Seite. Dadurch entsteht eine starke Drehung über dem Unterleib, die der Künstler meisterhaft wiedergegeben hat; die weichen Teile des Leibes mit der Hautfalte über dem Nabel sind mit grösster Sicherheit und Lebendigkeit gebildet.

Es ist ein leidenschaftlicher Zug in der Lage der Figur und viel mehr Unmittelbarkeit und Frische als in der Haltung des toten Niobiden der Florentiner Gruppe und unendlich viel mehr Freiheit und gelöste Leidenschaft als in dem noch etwas ängstlich befangenen älteren Niobiden in Kopenhagen. Interessant ist zu vergleichen, worin die drei Figuren abweichen und worin sie übereinstimmen. Bei allen drei ist das bei Gefallenen so häufige und alte Motiv des über den Kopf erhobenen einen Armes verwendet. Der Kopenhagener Niobide ist indes noch nicht tot, sondern nur tötlich getroffen wie die analogen Figuren der Äginetischen Giebel; er stützt den Oberkörper noch auf den einen Arm; sein nach der einen Seite ansteigender Umriss ist mit Rücksicht auf den Platz in der Giebelecke gewählt. Die epidaurische Figur bietet keinen Anlass, in die Giebelecke gesetzt zu werden; gewiss gehörte sie nicht in die linke, eher in die rechte Giebelecke. Im Motive steht sie dem Florentiner Niobiden, wenn man davon absieht, dass sie, wie wir schon bemerkten, für einen Giebel und Unteransicht, jener aber für Oberansicht komponiert ist, näher als

dem Kopenhagener. Allein der Rhythmus in der verschränkten Haltung des epidaurischen Jünglings hat viel mehr Reichtum und Schwung, als der milderen Schönheit des Florentiner Niobiden eigen ist.

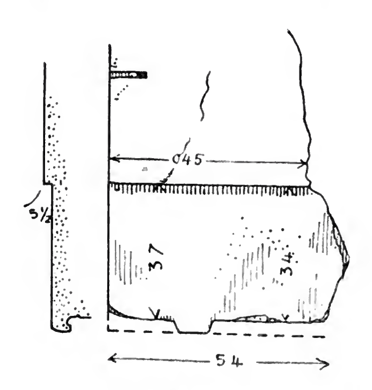
Das Gewand der neuen epidaurischen Figur ist besonders verwandt in der Arbeit dem Fragment Nr. 146 des Athenischen Museums, einer bekleideten knieenden Frau aus dem östlichen Giebelfelde, und ebenso der Nr. 138, dem Unterteil einer Amazone des westlichen Giebels. Die tief eingeschnittenen und scharf gebrochenen Furchen und die etwas rundlichen nicht scharfen Faltenrücken sind diesem Künstler eigentümlich. Die Giebelfiguren wurden, wie die bekannte Inschrift angibt, nach den Modellen des Timotheos, von verschiedenen Händen ausgeführt, was auch die erhaltenen Reste noch erkennen lassen.

Wir haben noch eines wichtigen Umstandes zu gedenken, der definitiv bestätigt, dass die neue Statue zu dem Giebelschmuck des Asklepiostempels gehörte. Die Giebelfiguren dieses Tempels haben keine angearbeiteten Plinthen; sie waren direkt auf den Giebelboden gestellt. An unserer neuen Figur ist aber noch etwas weiteres zu beobachten: der vordere Rand derselben ist auch an der Unterseite skulpiert; er muss also über den Rand der Platte, auf welcher die Statue ruhte, herausgeragt haben. Dies weist wiederum mit Bestimmtheit auf die Aufstellung in der Höhe, indem jene Ausarbeitung an der Unterseite der über ihre Basis herausgreifenden Figur eben für die Ansicht von unten bestimmt war.

Dass die Giebelfiguren des Asklepiostempels von Epidauros aber wirklich ganz vorne am Rande des Geisons ohne Plinthe aufgestellt waren und der vordere Figurenrand leicht auch über den Geisonrand etwas herausgreifen konnte, wie dies an der neuen Statue tatsächlich der Fall ist, dafür liefert eine Geisonplatte den Beweis, die ich 1901 im Hieron des Asklepios westlich vom Tempel liegend fand, und die mein Reisegefährte, der Architekt Herr Ernst R. Fiechter, aufgenommen hat. Er hat die Aufnahme (s. umstehend) mir zur Veröffentlichung freundlichst überlassen. Man sieht hier, wie das Geison her-

gerichtet ist zur Aufnahme von Figuren, die nicht eine einzulassende Plinthe hatten, sondern die einen skulpierten vorderen Rand haben mussten, der auch etwas über das Geison übergreifen konnte.

Unter den Giebelskulpturen im Museum in Athen steht auch eine kleine sitzende weibliche Gewandfigur, die von Kabbadias im Kataloge Nr. 158 vermutungsweise den Giebeln zugerechnet worden ist, obwohl sie nicht beim Tempel gefunden



GEISON BRUCHSTÜCK
AUS EPIDAUROS VOM
ASKLEPIOSTEMPEL.

wurde. Sie kann indes, wie wir jetzt sicher sagen können, schon deshalb nicht zu den Giebeln gehören, weil sie eine dicke Plinthe hat, die zum Einlassen bestimmt war. Indes stimmt sie auch weder in den Proportionen noch im Stile und der Arbeit mit den Giebelfiguren überein.[1])

---

[1]) Sie ist viel zu klein. Die Arbeit ist gröber; die Raspelstriche sind stehen gelassen, was an den Giebeln nicht der Fall ist. — Auch Lechat (Defrasse-Lechat p. 73 Anm.) hat die Figur ausgeschieden.

Unter den Resten der Giebel nimmt nunmehr die neue Figur durch Motiv, Ausführung und Erhaltung einen hervorragenden Platz ein.

Feiner aber als alle Stücke der Giebel sind die uns erhaltenen Akroterien des Tempels. Sie sind in der Ausführung durchaus schärfer und noch sorgfältiger in allem einzelnen als die Giebelfiguren. Unter den Akroterienstücken aber ist wieder das beste Nr. 162 (früher Nr. 97; s. Taf. II rechts), der Torso der Nike vom Firste des einen Giebels. Dass diese Nike von dem einen Mittelakroter des Tempels stammt, habe ich bereits in der Berliner Philol. Wochenschrift 1888, Sp. 1484 bemerkt, und dies hat sich mir bei nachfolgenden Untersuchungen nur immer mehr bestätigt. Dass der andere Torso einer Nike, die einen Vogel auf der Hand trägt, Nr. 155 (früher Nr. 89) vom einen Firste, und zwar nach dem Fundorte von dem westlichen stammt, wie ich ebendort bemerkt hatte, wird jetzt, nachdem auch der untere Teil der Figur gefunden ist (siehe Tafel II links), auch von Kabbadias (*τὸ ἱερὸν τοῦ Ἀσκληπιοῦ* S. 42, Anm.) zugestanden und ist von Lechat (Defrasse-Lechat S. 76) näher begründet worden.[1]) Doch jener erstere Torso Nr. 162 wird auffallenderweise bisher allgemein nicht zum Tempel gerechnet und späterer, sog. alexandrinischer Zeit zugeschrieben[2]) — evident unrichtig; nach Stil, Arbeit, Material, Art der Anstückung der Flügel, Verwitterung kann an der Zugehörigkeit gar kein Zweifel sein.

---

[1]) Ich füge aus meinen Aufzeichnungen hinzu, dass am rechten wie am linken Flügel von Nr. 155 sich der Rest je eines grossen Zapfenloches befindet zur Befestigung der oberen Fortsetzung von Flügel und Gewand. An Nr. 162 aber war der Oberteil des rechten Flügels mit einem Zapfen in der gleichen Weise angesetzt wie es an den beiden Flügeln von Nr. 155 ersichtlich ist. Ferner ist noch hervorzuheben, wie ich schon in der Berl. Phil. Wochenschr. a. a. O. bemerkte, dass hinten und oben zwischen den Flügeln Regenverwitterung deutlich ist, die auf die Aufstellung auf dem Firste weist.

[2]) Kabbadias im Kataloge und Fouilles d'Epidaure; Defrasse-Lechat p. 188 f.; Overbeck, Gesch. d. Plastik II^4, S. 128 f.; Collignon, griech. Plastik, deutsche Ausg. II, S. 214.

Timotheos hat nach der Bauinschrift die Akroterien des einen Giebels selbst ausgeführt. Es ist aber an und für sich gewiss wahrscheinlich, dass er als der erste leitende Künstler nicht die Akroterien der Rückseite, sondern die der Vorderseite als die über dem Eingang des Tempels im Osten gearbeitet haben wird. Da die Nike mit dem Vogel Nr. 155 auf die Westseite gehört, ebenso wie die beiden sog. Nereiden, welche die Eckakroterien bildeten, so gehörte Nr. 162 auf den First der Ostseite. Leider sind die Eckakroterien der Ostseite nicht gefunden worden. In dem Torso Nr. 162, aber nur in diesem einen Stücke, dürfen wir also mit aller Zuversicht die Arbeit der Hand des Timotheos erkennen. Es ist überaus zu beklagen, dass gerade von diesem Stücke so wenig erhalten ist; denn es ragt durch Frische und Schärfe der Arbeit ebenso wie durch die Kühnheit der Konzeption über die anderen empor. Das Motiv, dass der Wind von unten hinauf weht und sich im Gewande über der Brust fängt, ist hier in grossartiger, mächtiger Weise durchgeführt; an der Nike der Westseite Nr. 155 und an der Nereide von derselben Seite Nr. 157 tritt dasselbe Motiv, aber nur in schwacher Andeutung auf.

Beide Niken schweben wie die des Paionios von oben durch die Luft herab; an beiden muss unten unterhalb der Füsse noch etwas gewesen sein, analog wie bei Paionios, aber wohl höher; der abscheuliche plumpe Untersatz mit Palmetten, den Defrasse hier ergänzt, ist natürlich gänzlich verfehlt.

Zu beachten ist noch an der Nike des Timotheos Nr. 162 die auffallend schwache, unentwickelte Brust, durch welche sie zunächst kleiner erscheint als die andere, was sie aber nicht ist. Der Künstler fasste die Göttin als ein ganz jugendliches und noch nicht reifes Mädchen auf. Sehr ähnlich ist die in vielen Kopien erhaltene sog. Leda, die man mit Recht wohl auf Timotheos zurückgeführt hat (Athen. Mitteil. 1894, Taf. VI); und auch die jugendliche Athena mit der ganz flachen Brust des Typus Rospigliosi möchte ich jetzt lieber dem Timotheos als dem Skopas (Meisterwerke S. 527) zuweisen.

Wir besitzen also wenigstens einen Teil des von Timotheos selbst ausgeführten einen — östlichen — Akroterions, und wir besitzen grössere Teile aus den nach seinen Modellen von anderen Künstlern ausgeführten Giebelskulpturen. Als eines der erheblichsten Stücke, ja als das einzige mit Kopf und Körper erhaltene haben wir die Figur des gefallenen toten Jünglings im Museum zu Epidauros erkannt.

STANFORD LIBRAR

Giebelfigur im Museum zu Epidauros.

STANFORD LIB

STANFORD LIBRAR

Nr. 162.

Nr. 155.

Nikestatuen von Epidauros
im Museum zu Athen.

STANFORD LIBRA

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

Musik ergriff, jeder empfängliche Mensch wird erwärmen können, so wird man doch im Besonderen seinen Ausführungen über den Rāgavibodha nur mit grossen Einschränkungen beistimmen dürfen. Auf den Wert der Oxforder Handschrift sowie die Zeit des Somanātha fällt nämlich erst volles Licht durch die Handschrift, welche sich im Deccan College, Bombay (= B) befindet[1]) und deren Benutzung K. M. Chatfield Esq., director of public instruction Bombay, mir gütigst gestattete. Eine Vergleichung Beider zeigt nun, dass die Poliersche Handschrift nicht nur unvollständig ist — das hatte ja schon Aufrecht bemerkt[2]) — und ihr als Schluss die Verse V, 168—225 fehlen, sondern auch dass sie nur ein Auszug des Textes aus einer anderen Handschrift ist, welche, wie B, diesen Text zusammen mit einem von Somanātha selbst dazu verfassten Kommentar enthält. Ferner ist aber auch in den bei O fehlenden Versen V, 224—5 angegeben, wann Somanātha sein Werk geschrieben hat: Danach ist der Rāgavibodha weder das älteste der erhaltenen Werke über Musik, noch, mit David und Lussy, ein Bestandteil der vedasaṃhitās, sondern im Jahre 1609[3]) abgefasst.[4])

Eine weitere, angeblich undatierte Handschrift wird in dem Catalogue of Sanskrit Manuscripts in the library of his Highness the Maharāja of Bikāner (Calcutta 1880) von Rājendralāla Mitra auf S. 518 als No. 1105 aufgeführt. Ob sie Text und Kommentar enthält, lässt sich aus dem dort mitgeteilten Anfang und Schluss nicht ersehen.

Nach Angabe der Orientalischen Bibliographie[5]) sollen die 5 vivekas, in die der Rāgavibodha zerfällt, im Jahre 1895 von Purushottam Ganesh Ghārpure in Poona, in 5 besonderen Heften gedruckt, herausgegeben worden sein. Die vier ersten Hefte

[1]) Shridhar R. Bhandarkar, a Catalogue of the collections of manuscripts deposited in the Deccan College, Bombay 1888, S. 430, XIX, No. 276.

[2]) l. c. S. 200.

[3]) kudahanatithigaṇitaśake. Komm.: kuḥ pṛthivī dahanāḥ vahnayaḥ tithayaś ca tadgaṇitaśake 1531.

[4]) Bhandarkar führt l. c. diese Handschrift ohne Jahreszahl auf.

[5]) Herausgegeben von L. Scherman, IX, S. 261, No. 4658.

davon konnte ich mir aus Indien verschaffen, während das 5. Heft, welches den 5. viveka enthält, schon bald nach seinem angeblichen Erscheinen, trotz vieler Bemühungen meinerseits beim Drucker und Verleger, auf keine Weise mehr erhältlich war. Dies Heft findet sich auch auf keiner der grösseren Bibliotheken in England, allerdings ebensowenig das 2. und 4. Heft.[1]) Es ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade der 5. viveka von besonderer Wichtigkeit ist. Er enthält nämlich, unter anderem, zu Kompositionen des Somanātha dessen eigene Notationen, die den Gegenstand der folgenden Betrachtung bilden sollen. Ihr liegt danach zu Grunde der Text von O (ohne Schluss) und B, sowie der zu B verfasste Kommentar (= C).

Die Natur der indischen weltlichen Musikübung, welche zwar die grossen, allgemeinen charakteristischen Umrisse eines Musikstückes in fester Tradition und Lehre übernimmt, die feineren Einzelzüge und Schattierungen aber durchaus dem individuellen Talent und der musikalischen Produktivität des Vortragenden überlässt, bringt es mit sich, dass man zunächst auch erwarten wird, nur jene gröberen Umrisse durch Notation festgehalten zu finden, während diese feineren Linien, welche, nicht minder für den Inder wie für uns, als Ausdruck der Persönlichkeit dem allgemein Gegebenen erst die künstlerische Weihe verleihen, einer schriftlichen Fixierung ermangeln. Dieser Erwartung entsprechen denn auch die Tatsachen im Ganzen durchaus. Um so mehr wird daher der Zufall überraschen, welcher uns zugleich mit Kompositionen des Somanātha auch eine dazu gehörige Notation aufbewahrt hat, durch die der individuelle musikalische Vortrag eines Künstlers, und eines kenntnisreichen Künstlers obendrein, festgehalten ist. Hierauf beruht die einzigartige Bedeutung des 5. viveka des Rāgavibodha. Und wenn Somanātha (V, 31) sagt, seine Notationen seien ‚pūrvair anuktāni, mayā uktāni', so ist das daher wörtlich zu verstehen. Von ihm wurden die Notationen zu

[1]) In Anbetracht der Schwierigkeiten, mit denen der Druck gerade des 5. viveka verknüpft ist, wäre es nicht erstaunlich, wenn davon überhaupt Abstand genommen worden wäre.

bezeichnen versucht, die früher eben überhaupt nicht, wenigstens, wie wir hinzufügen müssen, in dem Umfange nicht, notiert wurden, wenn auch die Technik, auf die sich dieselben beziehen, selbstverständlich lange vorher bestand. Und so hätte uns vielleicht schon dieser Versuch des Somanātha allein dazu berechtigen dürfen, ihn einer späten Zeit zuzuweisen, einer Zeit jedoch, der die Traditionen noch nicht ganz verloren gegangen sind. Denn es lassen sich einige, wenn auch nur zarte Fäden, weniger zwar in Bezug auf die Notationen selbst als in Bezug auf deren technische Namen, aufweisen, welche ihn mit einer näheren und ferneren Vergangenheit verbinden. Diesen soll jedoch hier nicht weiter nachgegangen werden.

Die Kompositionen des Somanātha, die uns im 5. viveka Vers 37—166 überliefert vorliegen, sind ausschliesslich Kompositionen für die vīṇā. Es sind im Ganzen 50 Stücke, deren jedes zu einem besonderen rāga in Beziehung gesetzt ist, in einem besonderen rāga komponiert ist. Ihre Bestimmung für die vīṇā bringt es mit sich, dass die Notationen, mit denen sie versehen sind, sich in ihrem weit überwiegenden Teil auf den Vortrag der vīṇā beziehen und besondere Eigen- und Feinheiten beim Spiel derselben — vādanaviśeṣāḥ — bezeichnen. Es liegt daher auf der Hand, dass, so sehr es auch undenkbar scheint,[1]) den Text — wenn es gestattet ist, die Stücke nebst Notationen so zu nennen — des Somanātha ohne Hülfe des begleitenden Kommentars richtig aufzufassen und zu deuten, zum vollen Verständnis Beider doch die Kenntnis der Konstruktion und Verwendung einer vīṇā die Voraussetzung bildet. Alle Vortragszeichen, deren Besprechung im Einzelnen wir uns jetzt zuwenden, habe ich auf einer indischen Laute[2]) praktisch

---

[1]) Jones, dem der Kommentar ja nicht bekannt war, ist allerdings anderer Ansicht. Er sagt l. c. S. 67: the strains are noted in figures which it may not be impossible to decypher. David und Lussy dagegen l. c. S. 7: On ne trouverait pas aujourd'hui de musicien hindou capable de déchiffrer la notation antique, ni de jouer quoique ce soit d'après les signes.

[2]) Aus dem Museum für Völkerkunde in Berlin. Eine Abbildung

erprobt. Aber auch ohne eine solche kann ein Jeder leicht das Gleiche tun, wenn man bei einer gewöhnlichen Guitarre die Saiten durch zwei am Halsende und vor dem Saitenhalter angebrachte Stützen hochlegt und darunter auf dem Griffbrett an Stelle der eingelassenen Bünde eben so viele hohe Holzstege, mit abnehmender Höhe nach dem Schallloch zu, anbringt.[1]) Die nun bei Somanātha zur Anwendung kommenden, saṃketa genannten Notationen, die von ihm in den im Āryā-Metrum abgefassten Versen V, 14—29 kurz behandelt werden, sind die folgenden:

1. *pratihati*[2]) (Gegenschlag): ‚Ein gedämpfter Ton bei zwei Anschlägen, in deren Mitte sehr rasch ein Aufheben stattfindet'.[3]) C:[4]) Bei zweimaligem Anreissen der Saite mit der Nagelspitze entsteht ein gedämpfter, hum-ähnlicher Laut, wenn nach dem ersten Anreissen sehr rasch, durch ein geringes Aufheben des Fingers, der vorhergehende Ton erscheint, unmittelbar darauf aber das zweite Anreissen erfolgt. Notation: स̤.[5])

Die Technik, die hier gemeint ist, ist durchaus klar: Mit dem Mittelfinger der linken Hand wird die Saite auf einem beliebigen Ton niedergedrückt, zugleich der Zeigefinger derselben Hand auf den diesem in der Leiter vorhergehenden Ton niedergesetzt. Darauf wird die Saite mit einem Finger der rechten Hand angerissen.[6]) Die hierdurch entstandene Schwingung der Saite wird benutzt, um durch Aufheben des Mittelfingers der linken Hand, ohne nochmaliges Anreissen mit

---

siehe bei F. Fowke, an extract of a letter (on the vīṇā) Asiat. Researches, Calcutta 1788, I, S. 295.

[1]) Es ist selbstverständlich, dass dann die Guitarre von dem Spielenden ebenso wie die vīṇā — der höchste Steg an der linken Schulter — gehalten werden muss.

[2]) In den alle saṃketas aufzählenden Eingangsversen V, 14—16 werden die ersten vier zusammengefasst mit: pratyānvapūrvahatayaḥ.

[3]) antar drutam ucchalanavato hatiyugād gabhīraravaḥ.

[4]) Der meistens wortreichere Kommentar wird in jedem einzelnen Fall in sinngemässer Verkürzung von mir wiedergegeben.

[5]) bindū (valayākārau dvau) adhaḥ (āryālikhitasarigādīnām adhastāt).

[6]) Über das Niedersetzen und das Anreissen siehe S. 462.

dem Finger der rechten Hand, den vorhergehenden Ton erklingen zu lassen. Hierauf erfolgt zugleich mit dem Niedersetzen des Mittelfingers wieder auf den ersten Ton ein zweites Anreissen. Wir würden diese Technik mit ‚Schleifung oder Bindung nach abwärts' bezeichnen. Ob sie auch sinngemässe Anwendung auf den Fall findet, wo dem zuerst angerissenen Ton eine leere Saite vorhergeht, darüber schweigt Somanātha.

2. *āhati* (Anschlag): ‚Beim Erklingenlassen eines Tones das Hörenlassen eines anderen Tones ohne Anschlag'.[1]) C: Nachdem ein Ton angegeben ist, lässt man ohne (nochmaliges) Anreissen mit dem Nagel durch eben dies Erklingen einen anderen Ton hören. Und zwar kann beliebig beim Angeben eines Tones ohne neues Anreissen entweder der höher gelegene — sei dieser nun vorgeschrieben oder nicht — oder der tiefer gelegene Ton — sei dieser nun vorgeschrieben oder nicht — hörbar gemacht werden. Notation: स॒[2]).

Es ist bedauerlich, dass sich der Kommentator hier nicht deutlicher ausgesprochen hat. Doch werden wir auf Grund seiner Bemerkungen einerseits zu dem weiter unten erwähnten sparśa, andrerseits zu ahati nicht fehl gehen, wenn wir unter dem āhati-Ton den Ton verstehen, welcher dadurch entsteht, dass, nach einem vorher angerissenen Ton, der Finger der linken Hand erst hammerähnlich auf den in der Leiter entweder vorhergehenden oder folgenden Ton niederfällt und dann wieder aufgehoben wird. Hierdurch wird als Hauptton nicht nur der Ton hörbar, auf den der Finger niederfällt, sondern als Nachklang, durch das Aufheben des Fingers, auch die leere Saite bezw. der, im Verhältnis zu dem hammerähnlich angeschlagenen Ton, tiefere Ton.[3]) Hierauf kehrt man zu dem zuerst angerissenen Ton zurück.[4])

---

[1]) anyadhvanane hatiṃ vinānyasvarāśrāvaḥ.

[2]) bindur (eko valayākāraḥ) adhaḥ (sādinām).

[3]) Über das Erklingenlassen der leeren Saite siehe auch F. Fowke, l. c. S. 299.

[4]) Ob dieser dann nochmals hörbar zu machen ist, darüber schweigt Somanātha ebenso hier wie in seiner Erläuterung zu sparśa.

3. *anuhati* (Nachschlag): ‚Wie pratihati, nur nach einem einzigen Anschlag'.[1]) C: Ein gedämpfter, hum-ähnlicher Ton entsteht dadurch, dass man nach einmaligem Anreissen der Saite rasch den vorhergehenden Finger etwas in die Höhe hebt und dadurch den vorhergehenden Ton hörbar macht. Notation: स.[2])

Ich kann mich hier kurz fassen, da die anuhati der Art nach nicht von der pratihati verschieden ist. Vielmehr stellt sich die pratihati nur als einen besonderen Fall der anuhati, nämlich als den Fall dar, wo einem anuhati-Ton derselbe wie der ihm vorhergehende folgt. Siehe ferner die weiter unten erwähnte mudrā.

4. *ahati* (Ohne-Schlag): ‚Wie anuhati, aber ohne einen einzigen Anschlag'.[3]) C: Hier entsteht ein gedämpfter Ton auch ohne Anreissen der Saite mit dem Nagel. Derselbe erscheint jedesmal so, d. h. ohne besonderes Anreissen, schwach nachklingend als Rest der āhati oder des gharṣaṇa. Notation: स.[4])

Der Kommentator will sagen, dass hier ein gedämpfter Ton hörbar wird, ohne dass ein Anreissen der Saite, wie es bei der anuhati der Fall ist, vorhergeht. Der Ton entsteht durch Aufheben eines Fingers der linken Hand und bildet so eine Art Übergangslaut zu oder Vorschlag vor dem nächsten Ton und zwar nach allen Tönen, die, wie die āhati und das gharṣaṇa (siehe weiter unten), ohne Anreissen der Saite hervorgebracht werden. Einerseits beruht hierauf der Unterschied der ahati von der pratihati und anuhati. Andrerseits bildet so die āhati nur einen besonderen Fall der ahati, wie die anuhati nur einen besonderen Fall der pratihati darstellt.

5. *pīḍā* (Druck): ‚Ein Loslassen nach einem Druck'.[5]) C: pīḍā besteht darin, dass man einen Ton sehr fest drückt,

---

[1]) ekahateḥ pratihativat.

[2]) binduḥ sarekhayā (rekhopalakṣitaḥ) adhaḥ (sādīnām).

[3]) saiva (anuhatir eva) tv aghātāt syāt.

[4]) dviguṇaḥ (upari punar āvṛttaḥ) so (bindur valayākāraḥ) 'dhaḥ (sādīnām).

[5]) āpīḍya vimuktiḥ.

dann rasch loslässt und dadurch den (in der Leiter) vorhergehenden Ton hörbar macht. Notation: स॰.[1])

Durch den plötzlich in die Höhe schnellenden Finger der linken Hand nach vorhergegangenem starken Druck wird die Saite, gleichsam wie durch ein mit der linken Hand ausgeführtes pizzicato, in Schwingung versetzt und gibt den vorhergehenden Ton an, auf den der Finger natürlich schon vorher niedergesetzt gewesen sein muss.

6. *dolana* (Schaukeln): ‚Ein Anziehen und wieder Zurückkehren'.[2]) C: Bei einem einzigen Anreissen nimmt man erst ein Anziehen vor, bis der (in der Leiter) folgende Ton um eine śruti vermindert ist und kehrt sodann langsam in den früheren Zustand zurück. Notation: ऽस.[3])

Gleich nach dem Anreissen der Saite drückt man den Finger der linken Hand auf dem soeben angegebenen Ton etwas stärker nieder, so dass die Saite stärker angezogen bezw. verkürzt wird, und zwar um eine śruti des in der Leiter nächstfolgenden Tones. Darauf lässt man mit dem Druck nach, wodurch die Saite wieder verlängert wird und der zuerst angegebene Ton wieder erscheint. Es liegt hier, in der Wirkung, eine Art unseres Doppelschlages vor, wobei nicht vergessen werden darf, dass die Stege der vīṇā ziemlich hoch sind, so dass der Ausführung des dolana (vikarṣa, gamaka) einerseits, der weiter unten erwähnten paratā (uccatā) andrerseits, nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege stehen.

7. *vikarṣa* (Anziehen): ‚Ein Anziehen'.[4]) C: Hierunter versteht man das dolana, aber ohne Rückkehr. Notation: स.[5])

Es ist hier das eben besprochene Anziehen der Saite bis zu einer śruti des folgenden Tones gemeint, ohne dass man,

[1]) so (binduḥ) 'gre (sādīnāṃ purastāt) śuddhaḥ.

[2]) ākarṣaṇāgamane.

[3]) ūrdhvo (na tu tiryak) gurur (dvivakrā rekhā) upari (sādīnāṃ śirasi).

[4]) ākarṣaṇam.

[5]) sa (guruḥ) tiryag (tiraścīnaḥ) ūrdhvam (sādīnām upary eva).

wie beim dolana, darauf mit dem Druck wieder nachlässt und zum ersten Ton zurückkehrt.

8. *gamaka* (Trillern): ‚Ein wiederholtes dolana'.[1]) C: Nach einem einzigen Anreissen führt man drei- oder viermal langsam das dolana aus. Notation: सऽ.[2])

9. *kampa* (Zittern): ‚Berührt'.[3]) C: kampa besteht, wie das Wort schon ausdrückt, in Zittern und zwar in zwei- oder dreimaligem raschen Zittern, bei einmaligem Anreissen, und ist (zeitlich) gleich dem 4. Teil des dolana. Notation: स॑.[4])

Aus dem Hinweis auf dolana erhellt, dass, nach einmaligem Anreissen, diese Bebung in einem zwei- bis dreimal rasch hinter einander erfolgenden Druck besteht, welcher mit einem Finger der linken Hand auf die Saite, diese jedesmal um eine śruti verkürzend, ausgeübt wird.

10. *gharṣaṇa* (Reiben): ‚Ein Anreissen, welches in rascher Folge andere Töne hervorbringt'.[5]) C: Unmittelbar nach einem Anreissen werden rasch, vorgeschriebene oder nicht vorgeschriebene, folgende oder vorhergehende, Töne durch Reiben hervorgebracht. Notation: स̄.[6])

Das Reiben erfolgt mit einem Finger der linken Hand und gleicht, in der Wirkung, einem schwachen, mit der linken Hand ausgeführten pizzicato. Bei jedem der so durch gharṣaṇa in beliebiger Anzahl und in beliebiger, kadenzartiger Folge erzeugten Töne klingt dann entweder die leere Saite oder der jeweils tiefere Ton, gleichsam als ‚Rest', schwach nach. Siehe oben āhati.

11. *mudrā* (Siegel)[7]): ‚Nach einmaligem Anreissen des einen Tones macht man den vorhergehenden Ton erst hörbar

[1]) dolanam eva hi punaḥ punaḥ.
[2]) sa (guruḥ) ūrdhvo 'gre (sādīnāṃ purastāt).
[3]) spṛṣṭaḥ.
[4]) rekhordhvā (saralā rekhā) ūrdhvam (sādīnām upari).
[5]) ekahatir drāk svarāntarakṛt.
[6]) tiryak sā (rekhā) śirasi (sādīnām upari).
[7]) So genannt wegen der hierbei erforderlichen mudrā-Fingerstellung.

und verhüllt ihn dann wieder.[1]) C: Nachdem man den einen Ton (mit einem Finger der rechten Hand) angerissen hat, hebt man den soeben gebrauchten (Mittel-)Finger (der linken Hand) in die Höhe. Dadurch wird der (in der Leiter) vorhergehende Ton hörbar, auf den sich vorher der (Zeige-)Finger niedergesetzt hat. Hierauf verhüllt man gleichsam diesen Ton wieder, indem man den (Mittel-)Finger (der linken Hand) wieder an seinen soeben verlassenen Platz setzt. Der Unterschied von der anuhati besteht darin, dass hier der (Mittel-)Finger langsam in die Höhe gehoben wird, während das bei der anuhati rasch geschieht und dadurch nur ein gedämpfter Ton entsteht. Notation: स.[2])

12. *sparśa* (Berührung): ‚Wie āhati, nur rasch losgelassen'[3]) C: Hier ist das rasche Loslassen eines āhati-Tones gemeint. Nachdem man einen Ton angeschlagen und den folgenden berührt hat, kehrt man rasch zum ersten Ton zurück. Notation: स.[4])

Nachdem ein Ton angerissen ist, wird der in der Leiter höher oder tiefer liegende Ton durch hammerähnliches Niederfallen des Fingers der linken Hand angegeben, dieser Finger darauf rasch wieder gehoben, so dass der Nachklang nur ganz schwach hörbar wird, und schliesslich zum ersten Ton zurückgekehrt.[5]) Wie gesagt, besteht der Unterschied des sparśa von der āhati nur in der Schnelligkeit, mit der der Finger niederfällt und wieder aufgehoben wird.

13. *naimnya* (Vertiefung): ‚Starkes Anreissen'.[6]) C: Wenn man die Saite sehr stark mit dem Nagel (eines Fingers der rechten Hand) anreisst, so biegt diese nach unten aus und bildet so eine Vertiefung. Notation: स.[7])

[1]) paraikahananāt pradarśya pūrvaṃ punas tadāchādaḥ.
[2]) saiva (tiryakrekhaiva) adhaḥ (sādīnām).
[3]) āhatir eva drutaṃ muktā.
[4]) ardhacandra (ardhavalayākāraḥ) ūrdhvaṃ (sādīnāṃ) syāt.
[5]) Siehe S. 453, Anm. 4.
[6]) dṛḍhahatiḥ.
[7]) so (ardhacandraḥ) 'dhaḥ (sādīnām).

Es ist dies der einzige Fall, wo sich einer der saṃketas auf eine Besonderheit der rechten Hand bezieht.

14. *pluti* (Auseinanderziehen): ‚Reiben von acht Tönen'.[1]) C: Dies besteht darin, dass durch ein einziges Anreissen auf die eben besprochene Art des gharṣaṇa acht Töne hintereinander hervorgebracht werden. Notation: स◡.[2])

Die pluti ist mit einer Kadenz von acht Tönen zu vergleichen, im Übrigen ganz wie gharṣaṇa.

15. *druti* (Schnelle): ‚Rasches Spielen'.[3]) C: Die so bezeichneten Töne werden rascher gespielt als andere, nicht so bezeichnete. Notation: सरि.[4])

16. *paratā* (folgende Lage): ‚Auf dem einen Ton das Anziehen bis zum folgenden'.[5]) C: Durch Anziehen (der Saite) auf dem Steg des einen Tones bringt man den (in der Leiter) folgenden Ton hervor, also ri u. s. w. auf dem Steg von sa u. s. w. Notation: स.[6])

Technisch ist dies nur möglich in Anbetracht der hohen Stege der vīṇā, welche es erlauben, durch starken Druck auf die Saite, ausgeübt mit einem Finger der linken Hand in der Richtung auf das Griffbrett, die Saite so zu verkürzen, dass auf der Stelle des einen Tones der folgende hörbar zu machen ist. Siehe auch oben dolana.

17. *uccatā* (hohe Lage): ‚Dasselbe bis zum dritten'.[7]) C: Durch Anziehen (der Saite) auf dem Steg des einen Tones bringt man den drittfolgenden Ton hervor, also ga u. s. w. auf dem Steg von sa u. s. w. Notation: स.[8])

---

[1]) aṣṭasvaragharṣaḥ.

[2]) so (ardhacandraḥ) 'gre (sādīnām).

[3]) tvarāvādanam.

[4]) svaraśṛnkhalā (svarayoḥ svarāṇāṃ vā adhonigaḍanam).

[5]) pūrve 'gryasyākarṣaṇam.

[6]) gurur adhaḥsthāyī tiryak.

[7]) tat tṛtīyasya.

[8]) sa (tiryagguruḥ) ūrdhvādhaḥ (upary adhaś ca).

18. 19. *nijate* (die beiden eignen Lagen): ‚Von diesen Beiden die zwei früheren Zustände, manchmal mit nochmaligem Anreissen‘.[1]) C: Von diesen Beiden — dem durch Anziehen auf sa hervorgebrachten ri, sowie dem durch Anziehen auf sa hervorgebrachten ga — kehrt man, die Saite wieder lockernd, in je den früheren Zustand (der Saite) zurück. Dies (Anziehen und Wiederloslassen, also die Verbindung von nijatā mit paratā oder uccatā) geschieht mit einem einzigen Anreissen. Manchmal jedoch erfolgt in der Mitte, d. h. nach dem Anziehen der Saite und dem darauf angerissenen ersten Ton (also nach der paratā, bezw. uccatā) ein nochmaliges Anreissen, welches dann den zweiten Ton (also den Ton, zu dem die Saite, gelockert, zurückkehrt) hörbar macht. Notation: स[2]) und स.[3])

Der Kommentar ist so ausführlich, dass die hier gemeinte Technik im Zusammenhang mit den Ausführungen zu paratā und uccatā ohne Weiteres verständlich sein dürfte. Es sind demnach vier Fälle zu unterscheiden: 1. paratā, 2. uccatā, 3. paratāyā nijatā, 4. uccatāyā nijatā.

20. *śama* (Ruhe): ‚Verweilen‘.[4]) C: Nachdem ein Ton angegeben ist, besteht der śama in dem ruhigen Verharren auf diesem Ton. Notation: स०.[5])

Der Ton soll also, ohne aufs Neue angegeben zu werden, ruhig ausgehalten und so sein Wert beliebig verlängert werden. Wir gebrauchen hierfür das Zeichen Fermate oder Halter.

21. *mṛdu* (zart): ‚Hier die mandra-Lage‘.[6]) C: Hier wird mṛdu das genannt, was sonst mit mandra, der tiefen Lage, bezeichnet wird. Notation: स.[7])

---

[1]) tayoḥ paurvye kvāpi saghāte.

[2]) paratāyāś cihnaṃ (adhastāt tiryaggururūpam) lamba (avartulaḥ san) ūrdhvo (atiraścīno) binduḥ (yasmin tat).

[3]) uccatāyāś cihnaṃ (ūrdhvādhaḥsthitatiryaggururūpam) lambordhvabindu (adha eveti jñeyam).

[4]) vilambaḥ syāt.

[5]) lambabinduḥ purataḥ (sādīnām agre).

[6]) iha mandraṃ sthānam.

[7]) upari (sādīnām) sa (lambabinduḥ) tūrdhvaḥ (atiraścīnaḥ).

Gemeint ist von den drei Oktaven — oder, wie sie der Inder vielleicht mit schärferer Logik nennt, von den drei saptakas — in denen sich jedes Spiel bewegen kann, die im Verhältnis zur mittleren Oktave, dem madhyasthāna, tiefer liegende, gewöhnlich mandra genannte Oktave.

22. *kaṭhina* (scharf): ‚tāra-Lage'.[1]) C: Hier wird mit kaṭhina die tāra-Lage bezeichnet. Notation: स̊.[2])

Die tāra-Lage ist die im Verhältnis zur mittleren Oktave höher liegende Oktave.

23. *padma* (Lotus): ‚Am Schluss eines angefangenen Stückes'.[3]) C: Zur Bezeichnung der Beendigung eines angefangenen Stückes dient eine vier- oder mehrblättrige Lotusblüte. Notation: स ✥.[4])

Dies Zeichen wird nicht nur dort angewendet, wo ein wirklicher, authentischer Schluss vorliegt, sondern auch bei allen Halbschlüssen u. s. w.

Zu diesen 23 saṃketas kommen dann noch die sieben seit Alters her gebrauchten Notationen sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni zur Bezeichnung der 7 Töne der Leiter hinzu (V, 30). Überblicken wir die Reihe der besprochenen 23 Notationen im Ganzen, so sehen wir, dass sich nur 19 derselben auf Besonderheiten der Tonerzeugung beziehen. Aber auch diese Zahl liesse sich, bei streng logischer Einteilung, noch verringern. So ist pratihati und mudrā nur je ein besonderer Fall der anuhati, sparśa ein besonderer Fall der āhati, pluti ein besonderer Fall des gharṣaṇa, paratā ein besonderer Fall der uccatā. Neben den 19 besonderen Notationen bleiben noch 4 Notationen allgemeiner Art bestehen: Die druti zur Bezeichnung des Tempos, kaṭhina und mṛdu zur Bezeichnung der höheren und tieferen Oktave — die mittlere Oktave bleibt

1) tāram.

2) tiryak (tiraścīnaḥ san) sa (lambabinduḥ) ūrdhvam (sādīnām upari).

3) prārabdharūpapūrtau.

4) caturādidalakamalākāraḥ.

unbezeichnet (V, 29) — und das padma zur Bezeichnung der Schlüsse. Viele der saṃketas können bei einem Ton nicht nur einmal, sondern zwei- oder noch mehrmal zur Anwendung kommen: In diesem Fall wird das betreffende Zeichen eben so oft gesetzt, als es gebraucht werden soll (V, 28). Durch den öfters wiederholten Gebrauch einer Notation bei einem und demselben Ton und durch die dementsprechende Ausführung auf der vīṇā wird, wie aus der Anmerkung des Somanātha zu V, 55. 101 zu ersehen ist, der rasa des betreffenden Stückes verstärkt. Es können sich aber auch auf einem Ton verschiedene, nach einander auszuführende Notationen vereinigen. Eine solche Häufung derselben oder verschiedener Notationen auf einem Ton bereitet nun allerdings einer richtigen Deutung oft erhebliche Schwierigkeiten. Im Besonderen möge in graphischer Hinsicht hier erwähnt werden, dass die Notationen für paratā + paratā nicht neben-, sondern untereinander gesetzt, die für āhati + ahati unter- oder nebeneinander gesetzt werden. Die Notation für paratāyā nijatā ist nicht zu verwechseln mit denen einerseits für āhati + paratā, andrerseits für āhati + paratāyā nijatā. Bemerkenswert ist die Notationen-Ligatur ℑ, welche plutiḥ kaṭhināntā d. h. eine pluti bedeutet, deren letzter Ton sich in der hohen Oktave befinden soll, im Gegensatz zu der plutir madhyamāntā, deren letzter Ton der Mittellage angehören soll. Dann ist noch zu erwähnen, dass gharṣaṇa und druti, sobald sie sich über mehr als einen Ton erstrecken, in einer zusammenhängenden, graden bezw. geschlängelten Linie notiert werden, die nur durch die i-Haken von ri und ni unterbrochen wird. Weiteres siehe S. 463—4.

Wie schon gesagt, bleibt die mittlere Oktave unbezeichnet. Ebenso werden die Erhöhungen und Verminderungen der einzelnen Töne von Somanātha nicht notiert, mit der Begründung, dass die Natur der einzelnen rāgas ja allgemein bekannt und es daher Sache des vortragenden Künstlers sei, dieselbe richtig zum Ausdruck zu bringen (V, 31). Ebenso vermissen wir irgendwelche Angaben über den tāla, den Takt. Dafür folgen den eben erwähnten Bemerkungen (V, 28—31) noch Andeutungen

über den Gebrauch der linken und rechten Hand beim vīṇā-Spiel, die aber aus der ja hinlänglich bekannten, sich zumeist grade bei den weiterer Ausführungen besonders bedürftigen Fragen einstellenden ‚Furcht vor Weitschweifigkeit‘ (V, 34) nur ganz ausserordentlich knapp gehalten sind. Danach kann mit den Fingern der rechten Hand das Anreissen nach Belieben erfolgen. Nur für die sthāya-prabandhas und den kartarī-Anschlag bestehen besondere Vorschriften (V, 33). Und zwar sind im ersteren Fall die obere — das ist nach II, 12 die vierte, der rechten Seite des Spielers zunächst liegende — Saite erst mit der Unterseite des Mittelfingernagels, dann mit Unter- und Oberseite des Zeigefingernagels anzureissen und unmittelbar darauf drei śrutis[1]) mit dem Nagelrücken des kleinen Fingers (V, 32). Der kartarī-Anschlag aber, welcher V, 138 zur Anwendung kommt, besteht in viermaligem, rasch hinter einander erfolgendem Anreissen der Saite, die beiden ersten Male mit der Unterseite, die beiden letzten Male mit dem Rücken je nach einander des Mittelfinger- und des Zeigefingernagels ausgeführt. Was den Gebrauch der linken Hand anbetrifft, so beschränken sich die Vorschriften darauf, dass von den drei beim Spielen gebrauchten Fingern — dem Zeige-, Mittel- und vierten Finger — die ersten zwei nur in der hohen und mittleren Lage gebraucht werden sollen (V, 36), ferner, dass das Hinaufsteigen am Griffbrett mit dem Mittelfinger zu erfolgen hat, wobei jedesmal der Zeigefinger ruhig auf den vorhergehenden Ton niederzusetzen ist. Nur um āhati, sparśa u. dergl. besonders gut ausführen zu können, ist hierbei auch der Zeigefinger gestattet (V, 35). Das Hinabsteigen soll meist immer mit dem Zeigefinger erfolgen.

Diesen Vorbemerkungen und Erklärungen schliessen sich dann von Vers 37—166 die Kompositionen des Somanātha für die vīṇā nach 50 verschiedenen rāgas an, deren kritische und mit den oben besprochenen Notationen versehene Ausgabe

[1]) Ob hier drei beliebige oder vorgeschriebene śrutis gemeint sind, geht weder aus dem Text noch aus dem Kommentar hervor.

demnächst erscheinen wird. Wäre der Text, den uns die Handschriften B und O hierfür geliefert haben, auch noch um Vieles besser, als er es tatsächlich ist, wären selbst die Notationen noch um Vieles lesbarer und deutlicher, als es sich ihrer Eigenart nach überhaupt erwarten lässt, so würde doch auch so eine Ausgabe nicht möglich sein ohne den Kommentar, den Somanātha selbst verfasst und zu B hinzugefügt hat. Er bedient sich dabei, mit Ausnahme ganz weniger Fälle, in denen er die jeweilige Notation mit ihrem ganzen Namen umschreibt, folgender Abkürzungen: pra° = pratihati, ā° = āhati, anu° = anuhati, a° oder aha° = ahati, pī° = pīḍā, do° = dolana, vi° = vikarṣa, ga° = gamaka, ka° oder kaṃ° oder kamp° = kampa, gha° = gharṣaṇa, mu° = mudrā, spa° = sparśa, nai° = naimnya, plu° = pluti, dru° = druti, pa° = paratā, u° oder ucca° = uccatā, pa° ni° = paratāyā nijatā, u° ni° oder ucca° ni° = uccatāyā nijatā, śa° = śama, mṛ° = mṛdu, ka° oder kaṭhi° = kaṭhina. Die Notation padma wird nie abgekürzt. Für die 7 Töne der Leiter treten im Kommentar der Reihe nach die Zahlen von 1—7 ein. Danach lautet der Kommentar z. B. zu V, 122:

1 · 2 do° śa° · 5 śa° dva°[1]) · 5 · 6 do° śa° · 5 · 6 ā° · 5 anu° · 5 śa° dva° 3 dru° · 2 dru° · 1 dru° padmaṃ · 1 · 2 do° śa° · 5 śa · 4 do° śa° · 3 gha° · 2 gha° · 3 · 4 ā° do° · 3 śa° · 2 śa° 1 padmaṃ · 2 · 7 mṛ° vi° · 1 ā° · 6 mṛ° · 5 mṛ° pa° śa° dva° · 1 śa° · 2 · 3 ā° · 4 · 3 ā° gha° · 2 gha° · 3 ā° gha° · 2 gha° · 1 śa° · 2 · 7 mṛ° vi° · 1 ā° · 6 mṛ° · 5 mṛ° pa° śa° dva° · 1 śa° · 2 · 3 ā° · 4 · 3 ā° gha° · 2 gha° śa° · 1 śa° · 2 · 7 mṛ° vi° · 1 ā° · 6 mṛ° · 5 mṛ° pa° śa° dva° · 1 padmam ॥ 122 ॥

So wertvoll, ja so unersetzlich ein solcher Kommentar ist, so liegt doch auf der Hand, dass dieser allein ebensowenig die Richtigkeit des Textes und der Notationen verbürgt als B und O allein. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, dass in manchen Teilen O besser ist als B, so sind doch im Grossen und Ganzen B, O und C als gleichwertig für die Text-

---

[1]) Abkürzung für dvayam.

gestalt zu betrachten, und eine Entscheidung für Einen gegen die beiden Anderen oder umgekehrt kann nur von Fall zu Fall getroffen werden. Im Besonderen muss man sich stets die Möglichkeiten folgender Verwechslungen und Undeutlichkeiten vor Augen halten:

1. BO können, teils auf Grund äusserer Formähnlichkeit, teils als Folge der Nichtbeachtung der für die einzelnen Zeichen an und für sich als auch im Verhältnis zu den einzelnen Tönen charakteristischen Stellungen und Lagen verwechseln: kampadvaya mit sparśa, mṛdu mit kaṭhina, pīḍā mit śama oder āhati, dolana mit vikarṣa oder gamaka oder paratā. Hier war selbstverständlich C entscheidend, ebenso wie für die Länge der gharṣaṇa- und druti-Linie, die die Schreiber von B und O mit grösster Nachlässigkeit hinzugefügt haben.

2. C verwechselt: mṛ° (= mṛdu) mit mu° (= mudrā), dru° (= druti) mit dva° (= dvaya). ka° (= kaṭhina) ist bei ihm identisch mit ka (= kampa).[1]) In diesen Fällen war BO massgebend.

Neben der Hülfe, die sich so BOC wechselseitig zu liefern im Stande sind, bringt ein weiteres kritisches Hülfsmittel der Umstand, dass die 50 Kompositionen des Somanātha im Aryā-Metrum (12 + 17, 12 + 14 Moren) abgefasst sind. Ist die metrische Bearbeitung einer solchen Materie hier eigentlich nur eine äusserliche Spielerei, da es sich, mit Ausnahme der rāga-Namen, durchweg ja um nur kurze Silben, nämlich sarigamapadhani, handelt, so bietet doch die so feststehende Silbenanzahl im Zusammenhang mit der in B und O, natürlich mit mehr oder minderer Genauigkeit, durchgeführten Bezeichnung der jeweiligen Cäsuren durch senkrechte Striche der Kritik ein dankenswertes Mittel, die Fälle feststellen und verbessern zu können, wo sich in der einen Handschrift gegen die andere zu viel oder zu wenig Töne zeigen.

[1]) Wichtig zu bemerken ist, dass ka° dva°, falls hierfür nicht ka° dru° zu lesen ist, nur = kampadvaya sein kann, ebenso wie ka° ka° nur kaṭhina + kampa bedeuten kann, da, in beiden Fällen, eine doppelte Notierung derselben Oktave sinnlos sein würde.

Des Weiteren liess ich, unter Beihülfe meines Freundes Paul Marc, eine photographische Aufnahme der Verse 37—166 der Handschrift B samt dem dazu gehörigen Kommentar anfertigen, die mir bei der Feststellung des Textes die wertvollsten Dienste geleistet hat und die ich Fachgenossen gern zur Verfügung stelle.[1]) Eine lithographierte Nachbildung der Verse 46—48 (im vasanta- und hindola-rāga) findet sich bei Jones, l. c. zu S. 87, ebenso bei David und Lussy, l. c. S. 8, welche nach der von Jones gefertigten Abschrift der Polierschen Handschrift hergestellt sein muss.

Der Text des Somanātha liess sich nun in verschiedener Weise anordnen. Am klarsten für den Aufbau der Komposition wäre wohl zweifellos die Anordnung nach den jedesmal durch das padma gekennzeichneten Schlüssen gewesen. Jede Reihe hätte dann mit einem padma abschliessen müssen. Dies verbot sich jedoch schon von selbst durch den Raum, den eine solche Anordnung beanspruchen würde. Ferner hätte man ausschliesslich die metrische Einteilung zu Grunde legen und nach je 4 Reihen einen neuen Vers beginnen können: Hierdurch würde jedoch, da die Namen der rāgas metrisch mitgezählt werden, die Übersicht über die einzelnen rāgas vollständig verloren gegangen sein. Ich werde den Text nach den rāgas anordnen, dabei aber zur Erleichterung der Übersicht in metrischer Beziehung die Cäsurstriche beibehalten. Eine Einsicht in den Aufbau der Komposition, die doch nur durch eingehende Beschäftigung mit dem Gegenstande gewonnen wird, wird hierdurch, wenn auch nicht erleichtert, so doch jedenfalls nicht verhindert.

Wie schon mehrfach bemerkt, besteht der Text des Somanātha in Kompositionen zu 50 rāgas, welche für die vīṇā bestimmt sind. Schon hieraus folgt, dass diese Kompositionen für die Laute nicht Gesangsmelodien zu den Gedichten des Jayadeva sein können, welche dieser in seinem Gītagovinda

---

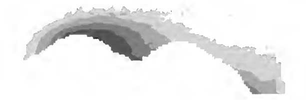
[1]) Eine lithographische Nachbildung von foll. 126^b—128^a, angefertigt nach dieser Photographie, siehe am Schluss dieser Abhandlung.

zu 24 prabandhas vereinigt hat. Dieser Punkt ist deshalb hier noch zu berühren, weil Jones in seiner erwähnten Abhandlung zwar nirgends die Behauptung aufstellt, dass die Kompositionen des Somanātha die Melodien zum Gītagovinda seien. Davon hat ihn sicherlich allein schon der Grund abgehalten, dass es von den 12 bezw. 15 rāgas,[1]) zu denen Jayadeva seine Gedichte verfasst hat, nur 5 bezw. 7 sind, die sich auch unter den 50 rāgas des Somanātha wiederfinden. Wohl aber äussert er die Vermutung — und hat diese Vermutung ja auch in Noten umgesetzt — dass dem nach dem vasantarāga komponierten Stücke des Somanātha (V, 46) die Worte des zu demselben rāga gedichteten 3. prabandha des Jayadeva untergelegt werden könnten und von dem Musiker auch untergelegt würden.[2]) Dies ergäbe ein Vergleich Beider. Abgesehen davon, dass man sich doch vergebens fragen müsste, wie Somanātha dazu gekommen wäre, unter 50 rāgas gerade einem einzigen derselben Worte eines der 24, sonst in gar keiner Beziehung zu ihm stehenden prabandhas des Jayadeva unterzulegen, so ergibt ein Vergleich jenes Stückes mit diesem

---

[1]) Die Anzahl der rāgas bei Jayadeva schwankt, da die Angaben, nach welchen rāgas die einzelnen prabandhas vorzutragen seien, teilweise auseinandergehen. Die von Lassen für seine Ausgabe des Gītagovinda (Bonn 1836) benutzten Handschriften (siehe daselbst S. 68) und die verschiedenen Ausgaben (Calcutta 1808, besonders fol. 35[a]; mit der Padadyotinī des Nārāyaṇa, Bombay 1884; mit der Rasikapriyā des Kumbhakarṇarāja und der Rasamañjarī des Śaṅkaramiśra, Bombay 1899; mit der Bālabodhinī des Caitanyadāsa Calcutta s. a.) stimmen nur in 14 prabandhas mit einander überein. Und zwar geben sie übereinstimmend an für: 2, 5, 7, 15: gurjarī; 3, 14, 20: vasanta; 4, 24: rāmakarī; 8: karnāṭa; 12: guṇakarī bezw. goṇḍakarī; 17: bhairava bezw. bhairavī; 22: varāḍī; 23: vibhāsa. Für die übrigen 10 prabandhas wechseln die Angaben. Und zwar für: 1, 6, 13: mālava mit mālavagauḍa; 9, 16: deśākhya (so richtig) mit deśavarāḍī; 10, 21: varāḍī mit deśavarāḍī; 11: kedāra mit gurjarī; 18: gurjarī mit rāmakarī und mit paṭamañjarī; 19: desavarāḍī mit asāvarī (so richtig, statt des verschriebenen oder verlesenen asāturī der Hs. A bei Lassen).

[2]) Siehe auch R. Pischel, Die Hofdichter des Lakṣmaṇasena S. 22 (39. Band der Abh. K. Ges. d. W. Göttingen 1893).



prabandha aber in Wirklichkeit folgendes: Der erste Vers des 3. prabandha, um den es sich bei Jones zunächst handelt, enthält zweimal 28 Moren zu je 22 Silben, dazu als Refrain 44 Moren mit 36 Silben, im Ganzen also 110 Moren mit 80 Silben. Das in Frage kommende Stück des Somanātha enthält nun 76 Töne. Um die Zahl der Silben in Übereinstimmung mit der Zahl der Töne zu bringen, fügt Jones einfach 4 Töne hinzu. Jetzt kann der 1. Vers im vasanta-rāga, wie er meint, nach dem Stück des Somanātha im vasanta-rāga gesungen werden. Aber Jayadeva hat seinen 14. und 20. prabandha ebenfalls im vasanta-rāga vorgetragen wissen wollen. Der 1. Vers des 14. prabandha enthält in 58 Moren 49 Silben, der 1. Vers des 20. prabandha in 76 Moren 61 Silben. Wie viel Töne hätte Jones da auslassen oder wie viel Silben gar hätte er hinzusetzen müssen, um hier Text und Melodie in Übereinstimmung zu bringen! Zu solch willkürlichen ‚Verbesserungen' der Melodie, wie in unserem Fall, wäre Jones aber wohl schwerlich gekommen, wenn er mehr Material zur Verfügung gehabt hätte, aus dem er hätte ersehen können, dass die Anzahl der Silben mit der der Töne sich nicht nur nicht zu decken braucht, sondern sich auch nur in seltenen Fällen wirklich deckt.[1]) Abgesehen aber selbst hiervon ist ein Vergleich, wie der von Jones unternommene, hier überhaupt und unter allen Umständen ausgeschlossen: Das eine sind Kompositionen, für die Laute bestimmt, und gehören zur Klasse der vādya-prabandhas, das andere sind Dichtungen, für den Gesang bestimmt, und gehören zu der Gattung der gīta-prabandhas. Beide haben ganz und gar nichts mit einander zu tun. Wenn aber Jones schliesslich meint, ebenso wie für den vasanta-rāga seien auch für den von Somanātha ebenfalls komponierten hindola-rāga (V, 47—8) „die entsprechenden Worte bei Jayadeva mit Leichtigkeit zu finden", so wird diese Behauptung schon allein dadurch gegenstandslos, dass Jayadeva den hindola-rāga überhaupt nicht angewendet hat.

[1]) Ebenso willkürlich ist die Annahme, dass sich die metrisch langen Silben mit den musikalisch langen Tönen unter allen Umständen zu decken haben.

Mit der Zurückweisung dieser Vermutungen von Jones soll aber nun keineswegs die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, dass, wie uns der Zufall bei Somanātha eine Anzahl von für die Laute bestimmten Kompositionen erhalten hat, der Zufall uns nicht auch gelegentlich Melodien in die Hand spielen könnte, nach denen die Gedichte des Jayadeva auch einmal gesungen worden wären. In solchen Melodien hätten wir dann ein Beispiel, zufällig vor vielen anderen, ebenso berechtigten Möglichkeiten ans Licht gekommen, zu erblicken. Aber, wie Jones, „die" Melodien[1]) zu suchen oder gar zu glauben, „die" Melodien gefunden zu haben, bedeutet eine Verkennung dessen, was die indische Musikpraxis leistete und zu leisten hatte. Jayadeva war ein Dichter und wahrscheinlich ein Kenner der Musiktheorie, aber kein ausübender Künstler. Darüber schweigt sowohl sein Werk selbst als auch die Tradition, die sich ja sonst ausführlich genug mit seiner Person und jedem einzelnen seiner Vorzüge beschäftigt.[2]) Er dichtete seine prabandhas[3]) und bestimmte für einen jeden derselben, je nach dem darin vorherrschenden rasa und je in Übereinstimmung mit der Situation, den dazu gehörigen rāga und in Entsprechung mit diesem den tāla. Damit war seine Aufgabe erfüllt. Den Musikern blieb dann zugleich mit dem Vortrag auch die Komposition seiner Gedichte überlassen. Beides mag, wenn auch durch den jedesmal vorgeschriebenen rāga gewisse Grenzen

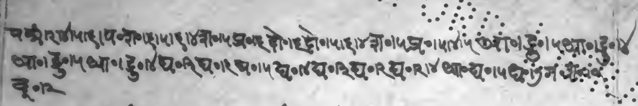
[1]) Jones, l. c. S. 84: „the original music".

[2]) Pischel, l. c. S. 19. 23.

[3]) Nach einem Original in irgend einer Volkssprache, wie Pischel, l. c. S. 22, wohl mit Recht meint. Darauf weisen auch die teilweise dialektisch gefärbten rāga-Namen hin. In Bezug auf die Strophenanzahl des 1., 2. und 10. prabandha sei hier zugleich darauf aufmerksam gemacht, dass sich im Adi Granth, der ja auch ein von Jayadeva verfasstes Gedicht enthält (E. Trumpp, Die ältesten Hinduī-Gedichte, Sitzungsber. der K. B. Akad. d. Wiss. 1879, S. 8), zahlreiche, aṣṭapadī genannte prabandhas finden, die durchaus nicht notwendig gerade 8 Strophen zu enthalten brauchen, sondern deren ebenso oft weniger als mehr aufweisen. Siehe The Adi Granth translated by E. Trumpp, London 1877, S. 74, Anm. 3, S. 75 ff., Einl. S. 132.

image
not
available

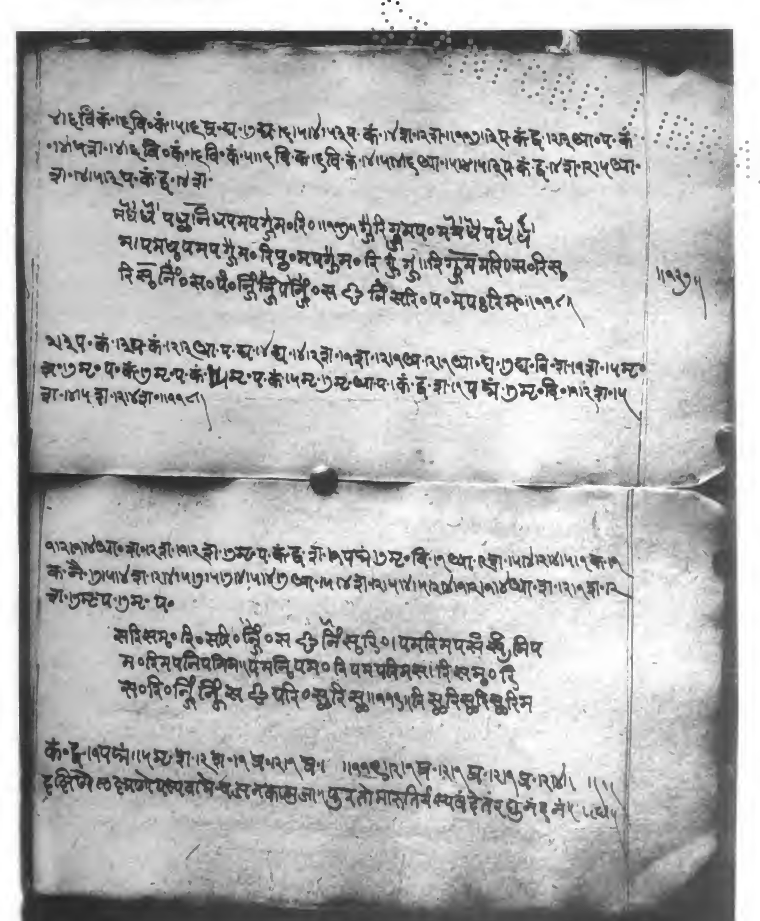
Digitized by Google



$^1/_2$ d. nat. Gr.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

Hs. B foll. 126b 127a
(V, 115)

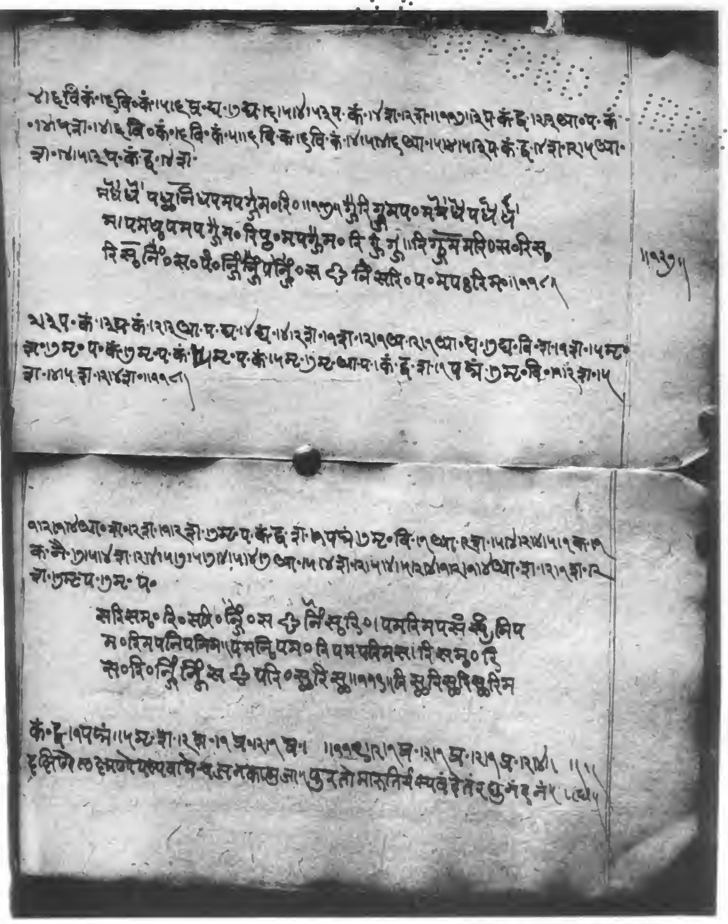


¹/₂ d. nat. Gr. Reprod. von J. B. Obernetter, München.

Hs. B foll. 127ᵇ 128ᵃ
(V, 117 ff.)

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google



½ d. nat. Gr.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

Hs. B foll. 127ᵇ 128ᵃ
(V, 117 ff.)

Digitized by Google

Sitzungsberichte

der

Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsrats Georg Ludwig von Maurer.

Von **K. Th. von Heigel.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 7. März 1903.)

Durch eine letztwillige Verfügung unseres verewigten Kollegen Konrad von Maurer wurde ich zur Veröffentlichung der handschriftlichen Memoiren seines Vaters, so weit sie sich auf die griechische Episode beziehen — andere Teile behandeln Maurers Verhältnis zu Lola Montez und andere Vorgänge in Bayern, — ermächtigt. Es liess sich jedoch, obwohl ich an viele Türen pochte, kein Verleger bereitwillig finden. Ich war darüber, offen gestanden, nicht ungehalten, denn nach meiner Ansicht empfiehlt es sich noch nicht, das Ganze zu veröffentlichen, sind doch mehrere Persönlichkeiten, von denen in den Memoiren nicht gerade in glimpflicher Weise die Rede ist, heute noch am Leben. Die Handschrift soll nunmehr nach Beschluss der Familie der K. Hof- und Staatsbibliothek überlassen werden, jedoch mit dem Vorbehalt, dass sie erst nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes der Benützung zugänglich gemacht werden darf. Nur ein kurzer Bericht über Inhalt und Bedeutung der Denkwürdigkeiten sei der historischen Klasse, welche den Verfasser 43 Jahre lang zu ihren eifrigsten Mitgliedern gezählt hat, erstattet.

Georg Ludwig von Maurer, der Sohn eines reformierten Pfarrers, ist geboren am 2. November 1790 in Erpolzheim bei Dürkheim. Nach Beendigung des juristischen Studiums in Heidelberg ging er nach Paris. Er war, wie er selbst seinem Freunde und Kollegen Brinz, dem Verfasser des trefflichen Artikels in der Allgemeinen deutschen Biographie,[1]) erzählte, gerade in die Schätze der Bibliothek des Kassationsgerichtshofes vertieft, als die Verbündeten auf dem Montmartre ihre Kanonen lösten. Nach der Heimkehr trat er in den bayerischen Staatsdienst, wurde 1816 Substitut des Generalprokurators in Zweibrücken, 1818 Appellations- und Revisionsrat. Obwohl mit Berufsgeschäften überhäuft, versuchte er die Lösung einer 1821 von der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe: Wie war nach der altdeutschen und altbayerischen Rechtspflege das öffentliche Gerichtsverfahren sowohl in bürgerlichen als peinlichen Rechtsvorfallenheiten beschaffen? Maurers Bearbeitung wurde mit dem ersten Preise gekrönt. Die 1824 erschienene, heute freilich veraltete, für ihre Zeit epochemachende „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbayerischen öffentlich-mündlichen Verfahrens" lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den jungen pfälzischen Staatsprokurator, und so erhielt er schon 1826 einen Ruf auf den Lehrstuhl für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte an der von Landshut nach München verlegten Ludwig-Maximilians-Universität. Als ihn drei Jahre später der Begründer der neueren Reichs- und Rechtsgeschichte, Karl Georg Friedrich Eichhorn, zu seinem Nachfolger an der Georgia Augusta vorschlug, ernannte ihn König Ludwig I., um ihn für Bayern zu erhalten, zum Staatsrat im ordentlichen Dienste. Damit trat Maurer in eine Periode staatsmännischer Wirksamkeit, die ihn jedoch von wissenschaftlicher Arbeit niemals gänzlich abzog. Als die Londoner Konferenz im Mai 1832 den Beschluss fasste, dem zweitältesten Sohne König Ludwigs, Otto,

[1]) Allgem. d. Biographie, 20. Bd., 699. Im Wesentlichen Wiederabdruck des Nekrologs in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1872, Nr. 180.

die Krone des neu zu bildenden griechischen Staates zuzuwenden, wurde festgesetzt, dass während der Minderjährigkeit des Prinzen eine aus bayerischen Beamten gebildete Regentschaft den Staat verwalten sollte. König Ludwig, dem die Wahl überlassen war, berief den ehemaligen Minister Josef Ludwig Grafen von Armannsperg, der auf dem Gebiet der Staatsfinanzen als Autorität galt, den Generalmajor Karl Wilhelm von Heydeck, der am griechischen Befreiungskampf teilgenommen und dabei Beschaffenheit und Bedürfnisse des Heeres kennen gelernt hatte, und unseren M., dem insbesondere die Neuordnung der Rechtsverhältnisse anvertraut sein sollte. Am 6. Februar 1833 hielt Otto, seit den mythischen Zeiten des Deukalion der erste König Gesamtgriechenlands, in Nauplia festlichen Einzug; die Szene ist von Meister Peter Hess im Bild verewigt worden. Stürmischer Jubel empfing den Jüngling und seine Begleiter, doch schon bald trat zu Tage, dass der Spott einer Flugschrift, welche die Lage der neuen Monarchie mit Lazarus verglich, dem die europäischen Mächte gebieterisch zuriefen: „Hebe dich auf! nimm dein Bett und geh!“ nicht unbegründet war. Es war keine leichte Aufgabe, aus verschiedenartigen, durch den verzweifelten Befreiungskampf verwilderten Volkselementen einen Staat zu bilden und die Wüstenei von Arta bis Volo in Kulturland umzuwandeln. Längst ist denn auch der Spott über die „neuen dreissig Tyrannen“ verstummt, und es wird auch in Griechenland bereitwillig anerkannt, wie viel Gutes in jenen Jahren für Ordnung und Hebung des jungen Reiches gewirkt wurde. Leider wurde aber diese schöpferische Kulturarbeit durch die Umtriebe der Diplomatie der Grossmächte und die damit zusammenhängenden Zwistigkeiten im Schosse der Regentschaft gestört. Gegen Armannsperg, der sich der russischen Partei angeschlossen hatte, erhoben Maurer und Karl Abel, der Kabinettssekretär des Königs, die Beschuldigung, dass er selbstsüchtige Politik treibe und die Diktatur anstrebe, während Armannsperg die Kollegen als Vertreter ultraliberaler Grundsätze, sich selbst als den einzig getreuen Anwalt des monarchischen Prinzips hinzustellen

suchte. Beide Teile appellierten an König Ludwigs Entscheidung. Da der Kurier Armannspergs früher nach Schloss Berg gelangte, als der von Maurer entsandte Vertrauensmann,[1]) glaubte der König den vom englischen Kabinett unterstützten Vorstellungen des Grafen; im Juli 1834 wurden Maurer und Abel abberufen und durch die Staatsräte Kobell und Grüner ersetzt.

Anstatt den Griechen ein Lykurg oder Solon zu werden, sollte Maurer fortan im Appellgericht der Oberpfalz sitzen, doch lehnte er, auf seine Vorbehalte bei Übernahme der griechischen Mission sich stützend, den Amberger Posten ab, blieb als Mitglied des Staatsrats in München und verwendete die Musse zu schriftstellerischer Arbeit. 1834 erschien aus seiner Feder ein dreibändiges Werk „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834“. Die Absicht des Verfassers ging in erster Reihe dahin, durch Rechtfertigung seiner eigenen Tätigkeit in Griechenland dem Urteil der Mit- und Nachwelt an die Hand zu gehen, doch begnügte er sich glücklicher Weise damit nicht, sondern gab auf Grund der in Griechenland gesammelten Erfahrungen eine Geschichte des Befreiungskampfes und der Gründung des neuen Hellenenstaates und im Anschluss daran eine Charakteristik der Schöpfungen und Pläne des Regentschaftsrates im Allgemeinen und der einzelnen Mitglieder im Besonderen. Wertvoll sind namentlich die Erörterungen über das bürgerliche Recht der Griechen. Auf Anregung Maurers war von gebildeten Griechen aus verschiedenen Landesteilen aufgezeichnet worden, was ihnen als geltendes Recht bekannt war; Maurer selbst hatte in dieser Richtung insbesondere in der Maina nachgeforscht; auch Gerichte und Demogeronten waren in zweifelhaften Fällen zur Beantwortung von Fragen aufgefordert worden. Auf Grundlage des auf solche Weise gewonnenen Materials wollte Maurer ein neues bürgerliches Gesetzbuch für Griechenland schaffen,

---

[1]) Dieser Ansicht wird in einem Briefe Abels an Heydeck vom 18. Oktober 1834 Ausdruck gegeben.

was aber durch die unerwartete Abberufung vereitelt wurde. Maurer spricht darüber in einem Briefe an den Griechen Karatzas, der ihm 1871 ein juristisches Werk gewidmet hatte.[1]) „Wenn im Allgemeinen jede Widmung eine angenehme Huldigung ist, so muss die Ihrige, die aus Griechenland kommt, mir doppelt angenehm sein, weil auch ich im Geist mit Griechenland lebe und an Allem, was in diesem schönen Lande vorgeht, innigsten Anteil nehme. Ich freue mich deshalb, dass man auch dort fortwährend meiner gedenkt. Ja, ich habe viel für Griechenland getan, wurde aber verhindert, mehr zu tun, insbesondere den bürgerlichen Kodex zu verabfassen, wie ich beabsichtigte. . . .“ Der Brief wurde in der griechischen Zeitung Eklektike vom 16. März 1871 veröffentlicht mit einem Begleitwort von Karatzas: „Unter den Griechenfreunden sind es unseres Erachtens drei, welche die erste Stelle in der Dankbarkeit aller Griechen einzunehmen haben: der erste Platz gebührt dem grossen George Canning, der zweite dem König Ludwig von Bayern, der dritte dem Verfasser unserer Gesetzgebung, Herrn Maurer, dem geachtetsten von den drei Mitgliedern der Regentschaft unter König Otto. Diesen selbst lassen wir als Griechenfreund beiseite, weil er mit Leib und Seele Grieche war, der Kekrops der neuen Ära des griechischen Volkes“. . . . Zur Vollendung gediehen dagegen das von Maurer verfasste Strafgesetzbuch, das am 1. Mai 1834 veröffentlicht wurde, sowie die ebenfalls von ihm stammenden Gesetze auf den Gebieten des Kriminal- und Zivilprozesses. Auch an der Organisation der Gerichte, der Schulgesetzgebung und der Neuordnung des Klosterwesens hatte er hervorragenden Anteil.

„Abel ist über die griechische Sache ganz degoutiert“, schrieb Maurer nach seiner Abberufung an Heydeck, „und nach seiner bekannten Manier will er gar nichts mehr davon wissen. Nun muss ich ja auch gestehen, dass, wenn man an öffent-

[1]) Die von mir benützten Briefe stammen grösstenteils aus dem Nachlass des Generals v. Heydeck; einige wurden mir vor 34 Jahren, als ich an der Biographie Ludwigs I. arbeitete, von Staatsrat v. Maurer selbst zur Verfügung gestellt.

lichen Geschäften Ekel bekommen könnte, dazu die griechischen Angelegenheiten sehr geeignet erscheinen. Dennoch verliere ich nicht den Mut und hoffe immer noch auf Rettung unseres trefflichen jungen Königs, wiewohl sich hier sehr schlimme Nachrichten über die Lage Griechenlands verbreitet haben und grossen Stürmen daselbst, wie die Griechen sagen, entgegenzusehen ist. Ob diese Furcht gegründet ist, kann ich nicht beurteilen, da ich keine Nachrichten mehr aus Griechenland erhalte und die Allgemeine Zeitung nur Lob, aber keinen Tadel und keine Klage mehr aufnehmen darf. . . . Seyen Sie also doch so gut und schreiben Sie mir recht bald, denn ich habe eine ganz andere Natur, wie unser Freund Abel, der gar nichts mehr von Griechenland wissen will. Ich nehme mehr als je Anteil an dem mir lieb gewordenen griechischen Volke und dessen mir noch lieber gewordenem jungen König. Und je üblere Nachrichten ich vernehme, desto mehr wächst mein Anteil, weil ich stets glaube, dass nur einige dumme Streiche diesen unglückseligen Stand der Dinge herbeigeführt haben."

In den Briefen an die in Griechenland zurückgebliebenen Freunde ist zwischen den Zeilen zu lesen, dass Maurer seine Rolle in Griechenland noch nicht für ausgespielt ansah und dass er in sich selbst den Arzt erblickte, der imstande wäre, den jungen Staat gesund zu machen. Noch war aber Armannspergs Einfluss in Athen allzu mächtig, und König Ludwig verkehrte zwar mit Maurer in gnädiger Weise, liess ihm aber durch Herrn v. Giese eröffnen, dass das Gespräch niemals auf griechische Angelegenheiten gelenkt werden dürfe.

1839 gab Maurer das im Jahre 1328 von einem Fürsprech Ruprecht bearbeitete Rechtsbuch für die Stadt Freising und das angeblich ebenfalls von Ruprecht herrührende Landrechtsbuch für das Freisinger Land heraus. Auch die wichtigsten Vorarbeiten für die rechtsgeschichtlichen Werke der fünfziger und sechziger Jahre fallen in diese Zeit. Plötzlich wurde er jedoch wieder auf das Feld politischer Tätigkeit gerufen.

Als unter dem Ministerium Abel die Klagen über Beeinträchtigung der Rechte der evangelischen Kirche, über eng-

herzige Bevormundung der wissenschaftlichen Tätigkeit und einseitige Bevorzugung der altbayerisch-katholischen Faktion sich häuften, konnte es nicht ausbleiben, dass Maurer als Protestant, als Pfälzer und als Mann der Wissenschaft in eine frondierende Stellung gegen den ehemaligen Kollegen geriet. Wiederholt nahm er im Reichsrat Gelegenheit, gegen die kirchlich-politische Reaktion und die ministeriellen Übergriffe seine Stimme zu erheben. Als König Ludwig selbst seit den ärgerlichen Vorfällen nach dem Tode seiner Stiefmutter, der protestantischen Königin Karoline, gegen die herrschende Richtung Misstrauen fasste, besprach er sich wiederholt mit Maurer über die Notwendigkeit eines Systemwechsels. Der Bruch mit Abel lag also sozusagen schon in der Luft, und es war durchaus nicht bloss dem Einfluss der ob der feindseligen Haltung der ministeriellen Partei grollenden Lola Montez zuzuschreiben, dass im Februar 1847 das Ministerium Abel aufgelöst wurde. In den neuen Kronrat wurde mit Zu Rhein, Zenetti und Hohenhausen auch Maurer berufen, der ebenso wie Zu Rhein eine Erklärung abgab, „entschiedener Gegner jeden hierarchischen Übergriffes“ zu sein. Ausserhalb Bayerns wurde das „Ministerium der Morgenröte“ von den Gegnern der Reaktion mit Genugtuung begrüsst, im eigenen Lande aber wurde es, weil der politische Umschwung nur auf Rechnung der Spanierin zu kommen schien, von vorneherein von Vielen mit Misstrauen betrachtet; dass dem Systemwechsel in Wirklichkeit politische Erwägungen des Königs zu Grunde lagen, entzog sich der allgemeinen Kenntnis ebenso, wie die Bemühungen der neuen Minister, den Monarchen von der Ursache des öffentlichen Ärgernisses abzuziehen. Die Tatsache, dass sich Maurer zur Gegenzeichnung der Standeserhöhung der Tänzerin herbeiliess, wird von Brinz wohl mit Recht auf den schon für manchen Staatsmann verhängnisvollen Irrtum zurückgeführt, dass man, um dem guten Prinzip zum Siege zu verhelfen, auch einen nicht einwandfreien Bundesgenossen nicht verschmähen dürfe. Auch war die Gunst des Königs nicht von langer Dauer. Als es den Ministern nicht gelang, den nur zur Genehmigung der

Erhöhung des gesetzlichen Zinsfusses für Eisenbahnaktien einberufenen Landtag nach dem Wunsche des Königs auf den Standpunkt eines einfachen Postulatenlandtags zurückzudrängen, und als Maurer und Zu Rhein Miene machten, in den liberalen Elementen der Ständeversammlung eine Stütze zu suchen, wurden sie schon im Dezember 1847 wieder entlassen. Ausschlaggebend für den Entschluss des Königs war die Weigerung der Minister, der Gräfin Landsfeld ihre Aufwartung zu machen. Ja, als immer neue Streiche der Gunstdame den Münchnern Ärgernis gaben, wagte Maurer in Gegenwart des Königs die Äusserung, er werde die Frau Gräfin, wenn sie ihr Treiben nicht aufgebe, in die Frohnveste abführen lassen, worauf der König sich auf die Erwiderung beschränkte: „Ja, wozu wäre denn ich da?“ Das freimütige Wort beweist zur Genüge, dass Maurers Beziehungen zu Lola Montez durchaus nicht so geartet waren, wie es seine „moralisch entrüsteten“ Gegner damals hinstellten. Die in geschichtlichen Darstellungen des leidigen Skandals immer wieder auftauchende Angabe, dass die 1847 erschienene Schrift „Lola Montez und die Jesuiten“, eine freche Apologie der Tänzerin, aus Maurers Feder stamme, ist eine Lüge. Ich glaube den Manen eines Ehrenmannes die Mitteilung zu schulden, dass mir Maurer selbst auf Ehrenwort versicherte, weder an Abfassung, noch an Herausgabe der fraglichen Schrift Anteil gehabt zu haben.

Nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienst widmete sich Maurer wieder wissenschaftlichen Studien. Von seinen Arbeiten sei nur eine erwähnt, ein auf die gesamte deutsche Markenverfassung und das gemeindliche Leben in Hof-, Dorf- und Stadtverfassung sich erstreckendes zwölfbändiges Werk, das in den Jahren 1854 bis 1871 erschienen ist. Die Geschichte der öffentlichen Gewalt in Deutschland sollte den Schluss bilden, doch wurde die Vollendung durch das Ableben des Verfassers vereitelt. „Man wird getrost aussprechen können“ — so urteilt ein von Brinz angeführter, leider nicht genannter „sachverständiger und unparteiischer Jurist“ — „dass das Erstlingswerk Maurers, wenn auch durch spätere Arbeiten vielfach

überholt und antiquiert, zu den grundlegenden Arbeiten der deutschen Rechtsgeschichte gehört, und dass das Schlusswerk, wenn auch im Einzelnen vielfacher Berichtigung bedürftig und vielleicht auch in der Grundanlage einseitig gehalten, doch noch immer als eine unerschöpfte Fundgrube reichen Stoffes nicht nur, sondern auch selbständiger und fruchtbringender Ideen vor uns liegt."

Mit der Wiederkehr zur gelehrten Forschung hatte Maurer keineswegs das Interesse an der Politik verloren; insbesondere die Entwicklung des hellenischen Staates verfolgte er mit warmer Teilnahme. König Maximilian II. zog den Freund und Kenner Griechenlands in einschlägigen Fragen gern zu Rate. Als es sich im Jahre 1858 darum handelte, dem für den griechischen Thron bestimmten jüngeren Bruder des Königs, Prinz Adalbert, bei der ersten Reise nach Griechenland einen welterfahrenen Begleiter mitzugeben, wurde Maurer dazu ausersehen. Es war für ihn eine tröstliche Genugtuung, dass er auf dem alten Schauplatz seiner Wirksamkeit mit hohen Ehren aufgenommen und von den Griechen als ihr „erster Gesetzgeber" dankbar gefeiert wurde. Um so schmerzlicher musste ihn wenige Jahre später (1862) der Zusammensturz der Schöpfung von 1832 berühren. Als die Unglücksbotschaft in München eingetroffen war, liess König Ludwig seinen alten Diener wieder zu sich rufen. Maurer wurde — er selbst hat mir die Episode erzählt[1]) — zur Tafel geladen mit dem Beifügen, er möge schon eine halbe Stunde vor Tischzeit sich einfinden. Sobald er in das Gemach eingetreten war, fuhr der König auf ihn los und ergoss sich, indem er einen Knopf am Frack seines Gastes hin- und herzerrte, in einer Flut von Vorwürfen gegen diesen und jenen, aber auch von bittersten Selbstanklagen. Als Maurer etwas Tröstliches sagen wollte, liess der König den Knopf los und eilte wehklagend im Zimmer umher; dann kehrte er wieder zu seinem Gast zurück und begann mit neuen Vorwürfen. Das

---

[1]) Ich gebe die Erzählung wieder, wie sie schon in meiner Biographie König Ludwigs I. S. 362 mitgeteilt ist.

Spiel wiederholte sich noch ein paarmal, bis zur Tafel gerufen wurde. Während der König sonst bei Tisch froh gelaunt die Unterhaltung beherrschte und allerlei Spässe und Schwänke zum Besten gab, sass er diesmal ganz still und schweigsam. Plötzlich sprang er auf und wollte sich entfernen. Da sich ihm aber ein Diener näherte und mit verlegener Miene herausstotterte, es sei ja noch gar nicht der Braten serviert, musste der König trotz aller Niedergeschlagenheit lachen, setzte sich wieder und gewann allmählich seine heitere Gelassenheit.

Maurer erlebte noch den Tod König Ludwigs, der von ihm so bitter beurteilt und trotzdem mit einer ganz persönlichen Treue geliebt und verehrt wurde. Höfisches Wesen blieb dem echten Pfälzer sein Leben lang fremd. Auch im Verkehr mit Seinesgleichen hielt er an rücksichtsloser Offenheit fest, wodurch freilich die Zahl seiner Freunde nicht gerade vermehrt wurde. Es war ein Geist der Freiheit, der in Maurers reizender Behausung in der Gartenstrasse lebte, ein Geist echt wissenschaftlichen Strebens und nicht minder lebendiger Teilnahme an Allem, was die Welt bewegte. Eine stattliche, hohe Gestalt mit hoch gewölbter Stirn, hellen, scharf blickenden Augen, vollem, weissem Haupthaar, um den Mund einen spöttischen Zug, trotz seiner siebzig Jahre ein Bild der Kraft und Gesundheit, so steht er mir noch vor Augen. Wenige Wochen vor seinem Tode entschloss er sich zum erstenmal seit 40 Jahren, von einer Reichsratssitzung wegzubleiben. Er verschied ohne schweren Todeskampf am 9. Mai 1872. —

Die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen über seine Beziehungen zu Griechenland zerfallen in drei Teile. Der erste, dem die Erklärung vorangesetzt ist: „Ich wünsche, dass dieser Nachtrag zu meinem Buche „Das griechische Volk etc.“ nach meinem Tode nebst den Beilagen gedruckt werden möge. v. Maurer“ enthält die Geschichte der Regentschaft von 1832 bis 1834; der zweite erzählt von Maurers zweiter Sendung nach Griechenland im Jahre 1858; der dritte behandelt das Ende der bayerischen Dynastie in Griechenland.

Der erzählende Text ist nicht besonders umfangreich; da-

gegen liegen als Belege zahlreiche und teilweise umfangreiche Aktenstücke bei, Dekrete, Instruktionen und andere diplomatische Urkunden, auch Privatbriefe, Zeitungsausschnitte u. s. w. Einzelne von diesen Beilagen werden für die Geschichte vielleicht wertvoller sein, als der Text.

In der Einleitung zum ersten Teil „Die Wittelsbacher in Griechenland“ erklärt der Verfasser, er habe in seinem Werke über das griechische Volk Vieles, zumal das Skandalöse, nur leise berührt, teils weil er selbst, um nicht Ärgernis zu geben, nur das zur eigenen Verteidigung Notwendigste anführen, teils weil er sein Pulver nicht vor der Zeit verschiessen wollte; er habe ja doch erwarten müssen, dass der so heftig angegriffene Kollege eine Abwehr versuchen werde. Da aber Armannsperg geschwiegen habe, sei kein Anlass mehr geboten, auf die anstössigen Vorgänge zurückzukommen. „Sanft ruhe daher seine Asche, insofern ein Mann zur ewigen Ruhe gelangen kann, auf dem die schwere Schuld lastet, durch sein Benehmen in Griechenland den Hass gegen die Fremden und durch seine Mitteilungen an England den Hass gegen den König Otto selbst hervorgerufen und dadurch vielleicht den Grund zum Untergang der Dynastie der Wittelsbacher in Griechenland gelegt zu haben.“

Da aber der Verfasser des Glaubens ist, dass er der bisher schlecht unterrichteten Nachwelt zwei Dinge schuldig sei, die wahre Geschichte der Berufung, sowie der Auflösung der griechischen Regentschaft, will er das Nötigste kurz erzählen und die aktenmässigen Belege zu seinem Bericht an die Hand geben.

Doch trotz der bündigen Versicherung, dass es ihm fern liege, den alten Streit mit seinem Gegner wieder aufzurühren, liest sich das Ganze wie eine fortgesetzte Anklage gegen Armannsperg. Durch diesen Ränkeschmied soll König Otto systematisch zu würdevollem Nichtstun verführt und König Ludwig über die wahren Freunde und Förderer der griechischen Sache getäuscht worden sein. Sehr umständlich werden die Vorbereitungen zur Bildung der Regentschaft, die widerwärtigen Streitigkeiten über Rang, Gehalt, Kompetenz etc. der einzelnen Mitglieder dargelegt. Man gewinnt beim Lesen den

Eindruck, dass die Eifersucht und die Unverträglichkeit der zur Leitung Griechenlands berufenen bayerischen Beamten von vorneherein das Ansehen der neuen Dynastie schädigten. Schon während der Überfahrt an Bord des „Madagaskar“ kam es zwischen Armannsperg und Maurer zu Zwistigkeiten. Nach Maurers tendenziöser Darstellung träfe alle Schuld den herrschsüchtigen „Herrn Grafen“, der den obskuren Emporkömmling nicht als gleichberechtigt dulden wollte. Ohne Zweifel verteilt sich die Schuld auf beide Seiten. Denn auch Maurer besass, wie es gerade bei Persönlichkeiten von staatsmännischer Begabung nicht selten anzutreffen ist, stark ausgeprägten Eigenwillen; er war empfindlich in Bezug auf Anerkennung seiner Verdienste und nicht frei von Härte in Beurteilung Anderer. So erklären sich die überraschend bitteren Ausfälle gegen viele Persönlichkeiten, mit denen er als Mitglied der Regentschaft in Berührung trat, und die prickelnden Scherze, die er über Auftreten und Verhalten der Bayern in Griechenland zum Besten gibt. An König Ludwig wird gerügt, dass er jederzeit Vergnügen daran fand, den einen von seinen Dienern gegen den andern auszuspielen und alle unter einander zu verhetzen. Für König Otto verrät der Verfasser warme Neigung, womit freilich die offene Geringschätzung der Begabung des hohen königlichen Herrn schwer vereinbar ist. Höheres Interesse bietet die Darstellung der Streitigkeiten mit dem englischen Gesandten Dawkins und anderen Vertretern der Londoner Vertragsmächte; das Hauptsächliche ist freilich schon aus Maurers Buch bekannt. In der Verfassungsfrage musste die Regentschaft nach Maurers Versicherung von vorneherein in eine falsche Stellung geraten, weil sich die bayerische Regierung eine unverzeihliche Täuschung erlaubte. Die von König Ludwig den Regenten mitgegebene, am 23. Juli 1832 unterzeichnete Instruktion enthält die Bestimmung: „Da es der Regierung des Königreichs Griechenland ohnehin nach dem Begriff einer Regentschaft nicht zustehen kann, während der Minderjährigkeit des Königs dem Königreiche eine Verfassung zu erteilen, so wird sie sich hauptsächlich damit zu beschäftigen haben, dass die Rechte des Königs

gewahrt und Ihm keines derselben vergeben werde." Die Regenten mussten sogar vor der Abreise dem König die eidliche Versicherung geben, dass sie sich auf konstitutionelle Experimente nicht einlassen würden. Um so peinlicher wirkte eine Überraschung, die ihnen nach der Ankunft in Nauplia zu teil wurde. „Hier präsentierte sich die griechische Regierung, welche wir vorfanden, mit einem Originalschreiben des Freiherrn v. Giese vom 31. Juli 1832 und begehrte von uns die von dem König von Bayern versprochene Berufung der Nationalversammlung zum Zweck der Abfassung einer Konstitution. Man bemerke, dass unsere Instruktion vom 23. Juli, das Schreiben Gieses aber vom 31. Juli datiert ist. Und da wir natürlich von diesem in direktem Widerspruch mit unsrer Instruktion stehenden Schreiben Gieses nichts wussten, so kann man sich unsere grosse Verlegenheit denken. Das Schreiben Gieses ist in einem von dem griechischen Ministerium offiziell herausgegebenen Werke wortgetreu abgedruckt, im Recueil des traités, actes et pièces concernans la fondation de la Royauté en Grèce (Nauplie, imprimerie Royale, 1833, pag. 62 und 63)."

Noch entschiedener als in seinem älteren Werke vertritt Maurer in den Memoiren die Ansicht, dass die englische Diplomatie, um nicht eine neue Handelsmacht im Mittelmeergebiet aufkommen zu lassen, absichtlich das ohnehin ohnmächtige Staatswesen mit einem Netz von Intriguen umsponnen habe. Als es den Vorstellungen des bayerischen Ministerialrats v. Flad in London endlich gelang, die Abberufung des hinterlistigen englischen Gesandten Dawkins durchzusetzen, kam an dessen Stelle Lord Lyons, „um sodann für Griechenland und für Bayern noch weit lästiger zu werden, als dieses selbst Dawkins gewesen ist."

Noch am 1. Mai 1834 schrieb König Ludwig, er sei vom festen Vertrauen beseelt, dass besonders Maurer Alles tun werde, um den griechischen Thron zu befestigen. Durch die Vorstellungen Armannspergs wurde aber erreicht, dass sich der König überraschend schnell zur Entfernung Maurers aus Griechenland entschloss. Am 31. Juli 1834 trafen Staatsrat v. Kobell

und Architekt Klenze mit dem Abberufungsschreiben in Nauplia ein. „Als Klenze mir das Schreiben übergab, bemerkte ich ihm, ich halte es für eine Ehrensache, der Abberufung Folge zu leisten, wiewohl mir meine Rechte sehr wohl bekannt seien. Auf Klenzes Frage, was denn dieses für Rechte seien, erwiderte ich ihm: Da der König von Bayern kein Recht habe, mich abzuberufen, so sei ich berechtigt, ihn (Klenze), da er gekommen sei, um eine von allen Mächten anerkannte Regierung zu sprengen, und alle seine Helfershelfer in Nauplia verhaften und ihnen den Prozess machen zu lassen. Und er könne mir glauben, dass es mir zu dem Ende nicht an der nötigen Macht fehle. Allein ich hielte es für eine Ehrensache, der Abberufung Folge zu leisten.“ Von befreundeten Diplomaten erfuhr Maurer, dass in einem Rundschreiben des Ministers v. Giese vom 27. Juni 1834 die halsstarrige Opposition der Majorität des Regentschaftsrates gegen die weisen Absichten des Grafen Armannsperg als Hauptgrund der Abberufung angegeben war. „Als ob bei einem Kollegium, welches nach Mehrheit der Stimmen seine Beschlüsse fassen sollte, vernünftiger Weise von einer Opposition der Majorität auch nur die Rede hätte sein können.“ Auch die „republikanischen Institutionen“ Maurers wurden ihm zum Vorwurf gemacht. „Und doch hatte ich Jahre lang in München in der Gesetzgebungskommission gesessen; der König musste mich daher auch in dieser Beziehung kennen und hatte mir noch in einem Handschreiben vom 19. Mai 1833 geschrieben, dass er das volle Vertrauen habe, dass ich im Gebiete der Gesetzgebung dem Lande seinen Sitten und Verhältnissen Angemessenes und Gediegenes geben werde! Auch ist es eine sonderbare Ironie des Schicksals, dass nun, nachdem jene Gesetzgebung über 20 Jahre besteht, sie — wie man es wenigstens in Griechenland laut ausspricht — eine Hauptstütze für den Thron des Königs Otto selbst geworden ist.“

Die Darstellung des Abschieds von Griechenland klingt etwas romantisch. Die Nachricht der Absetzung Maurers und Abels habe bei den Hellenen „furchtbaren“ Eindruck hervorgerufen. „Man“ habe, um die Diktatur Armannspergs abzu-

wenden, den Beschluss gefasst, gleich in den nächsten Tagen den jungen König als grossjährig auszurufen, und Otto selbst habe seine Einwilligung gegeben; nur mit Mühe sei ein solcher Staatsstreich von Maurer selbst hintertrieben worden. Der Chef der griechischen Gendarmerie habe den in die Verschwörung gegen Maurer verwickelten Kriegsminister Lesuire verhaften wollen, — von mehreren Palikaren sei dem Grafen Armannsperg aufgelauert worden, um ihn zu erschiessen u. s. w. „Nur mir zu Lieb, indem ich Colettis darauf aufmerksam machte, dass dies Alles mir zur Last gesetzt werden würde, also nur mir selbst Nachteil bringen würde, ist dies Alles unterblieben. Ich habe also dem Grafen v. Armannsperg gewissermassen das Leben gerettet".

Den Schluss des ersten Teiles bilden Mitteilungen über die Entstehung der Rechtfertigungsschrift „Das griechische Volk etc." Nach der Heimkehr richteten Abel und Maurer gemeinsam eine Denkschrift an den König von Bayern. Darauf wurde ihnen im November 1834 vom Minister v. Giese angezeigt, dass jede Veröffentlichung der in der Denkschrift berührten, nur zu viel schon besprochenen Tatsachen und Verhältnisse die Ungnade des Königs nach sich ziehen werde. Damit wollte sich Maurer nicht begnügen, während Abel auf weitere Schritte verzichtete. Maurer schrieb nun „in sehr entschiedener Weise" an den Minister, er wolle noch bis zum 1. Januar 1835 auf eine Antwort des Königs warten, dann aber an die Öffentlichkeit appellieren. Als der bezeichnete Termin verstrichen war, ohne dass zur erbetenen Genugtuung etwas geschehen war, gab Maurer seine Darstellung der griechischen Verhältnisse in die Presse. Das erste Exemplar schickte er an den König, der es jedoch samt dem uneröffneten Begleitschreiben zurücksandte. Darauf trat auf des Königs Befehl eine Kommission, bestehend aus den Ministern Wallerstein, Schrenck und Giese, zur Beratung über die Bestrafung Maurers zusammen. Giese soll sehr leidenschaftliche Anträge gestellt haben; es kam jedoch nichts davon zur Ausführung. Als Maurer zwölf Jahre später an die Spitze des Justizministeriums trat, fand er in den Akten, dass der

König selbst die Schriftstücke mit den Anträgen herausgenommen und nicht wieder zurückgegeben hatte. Zwar wurde Maurer durch Königliches Signat vom 26. August 1835 „wegen Herausgabe einer Schrift über Griechenland“ von seinem Amte als Staatsrat suspendiert. Als er aber geltend machte, dass die Strafe der Entfernung aus dem Staatsratskollegium, das auch richterliche Funktionen habe, nicht ohne vorausgegangene Untersuchung verhängt werden könne, wurde die Suspension wieder aufgehoben. Am 10. Oktober früh Morgens erhielt Maurer ein Handschreiben des Inhalts, dass der König, wie missvergnügt er auch über die Herausgabe des bewussten Buches sein müsse, Gnade für Recht ergehen lassen wolle und das Verbot der Teilnahme an den Staatsratssitzungen zurücknehme. Gleichzeitig wurde Maurer eingeladen, noch am nämlichen Tage der Enthüllung des Denkmals König Max Josephs beizuwohnen; — deshalb war die Zustellung des Signats am frühesten Morgen erfolgt. Maurer glaubte sich jedoch mit dieser Genugtuung nicht begnügen zu dürfen und blieb der Feier fern.

Als im nächsten Jahre König Otto nach München kam, erbat sich Maurer eine förmliche Anweisung, wie er sich seinem früheren Landesherrn gegenüber zu verhalten hätte. Es wurde ihm befohlen, nur gleichzeitig mit den übrigen Staatsräten seine Aufwartung zu machen und sich jeder Besprechung über griechische Verhältnisse zu enthalten. So geschah es auch. Abel und Maurer waren auch die einzigen höheren Staatsbeamten, die bei der Massenverteilung griechischer Orden leer ausgingen. „Von dem Jahre 1833 bis 1839 befand ich mich daher in der einzigen, gewiss noch niemals vorgekommenen Lage, einen Orden selbst gestiftet zu haben, ihn aber dennoch nicht zu besitzen.“ Ein Umschwung erfolgte aber, als der bis dahin allmächtige Staatskanzler Armannsperg hauptsächlich wegen des Misserfolgs seiner Finanzpolitik entlassen wurde und auch bei König Ludwig in Ungnade fiel. Bald darauf gelangte an Maurer aus Athen das Grosskreuz des Erlöserordens, nach Erklärung des Begleitschreibens in Anbetracht der Verdienste, die sich das ehemalige Mitglied der Regentschaft durch

seine rege Teilnahme an den Regierungsgeschäften und insbesondere bei Abfassung der Gesetzbücher erworben habe. Dagegen liess der Münchner Hof den gestürzten Armannsperg, wie in den Memoiren nur allzu ausführlich geschildert wird, in drastischer Weise fühlen, dass er das Vertrauen der beiden Monarchen verloren habe. Max II., so erzählt Maurer, sei einmal nahe daran gewesen, Armannsperg wieder auf einen leitenden Posten zu berufen, doch habe er verlangt, dass der Exkanzler vorher die im Buche „Das griechische Volk“ gegen ihn erhobenen Anklagen widerlegen müsse. „Allein der Graf wusste zu wohl, dass dieses nicht möglich sei, weil auch er mich sehr gut kannte. Der Graf starb daher, ohne dieses Ziel erreicht zu haben. Und ich will nichts tun, ihm die Erde, die ihn bedeckt, weiter zu beschweren. Sanft ruhe daher seine Asche. München aber ist nach wie vor der alte Ort. Erscheinungen wie Armannsperg sind darum auch künftig noch möglich. Sie werden sich sogar noch öfters wiederholen, solange wenigstens die Geschichte von Bayern eine fortwährende Geschichte der versäumten Gelegenheiten ist.“

Wenn Maurer, wie man sieht, nicht ohne Schadenfreude die Demütigung seines Gegners mit ansehen durfte, wurde ihm zwanzig Jahre später eine edlere Genugtuung zu teil.

Schon 1854 gaben die griechischen Majestäten, durch die wachsende Verwirrung im Lande beunruhigt, dem Wunsche Ausdruck, Maurer als bayerischen Gesandten in ihrer Umgebung zu haben, „wiewohl sie mich fürchteten“. Im zweiten Teil der Denkwürdigkeiten mit dem wunderlichen Titel: „Meine Sendung nach Griechenland in den Jahren 1854 und 1858, im Jahre 1854 beabsichtigt, im Jahre 1858 aber ausgeführt“, wird über die auf jene Berufung bezüglichen Verhandlungen mit Pfistermeister, von der Pfordten und König Max ausführlich berichtet.[1]

[1] Der zweite Teil ist unmittelbar nach der Heimkehr niedergeschrieben. Der Schluss lautet: „Am 27. April (1858) feierten wir den Geburtstag meines lieben Lottchens, am 28. den Namenstag meiner Valerie und am 29. April den Geburtstag meines lieben Konrads. Wahrscheinlich landete Konrad an diesem seinem Geburtstage in Island, dem

Maurer stellte zur Bedingung, dass er zum erblichen Reichsrat ernannt und mit einer stattlichen Dotation begabt werde. Darauf ging die Regierung nicht ein, „und der König, der mich bisher für unentbehrlich in Griechenland gehalten hatte, hielt mich von nun an für entbehrlich und ernannte den Oberst Feder in ausserordentlicher Mission.“ Als jedoch für den 6. Februar 1858 das Jubiläum der 25 jährigen Regierung König Ottos in Aussicht stand, ersah König Max trotz seiner Missstimmung den „verdientesten Griechenfreund“ zum Begleiter des Prinzen Adalbert nach Athen. Der präsumtive Nachfolger des kinderlosen Otto sollte gewissermassen dem griechischen Volke vorgestellt werden, und nach Maurers Versicherung entledigte sich der Prinz dieser Aufgabe mit Klugheit und Würde. Maurer bestand auch darauf, dass der Prinz dem Sultan seine Aufwartung mache. Die Schilderung der Reise nach Konstantinopel ist, um von der Erzählung wenigstens eine kleine Probe zu bieten, im Anhang mitgeteilt.

Einsichtsvollere Politiker billigten den Besuch in Stambul, während er von manchen stolzen Palikaren als ungebührliche Demütigung des Hellenenthrones getadelt wurde. Im Allgemeinen aber glich die griechische Reise des bayerischen Prinzen und seines Begleiters einem Triumphzug. In den Denkwürdigkeiten wird geschildert, wie häufig der ehemalige „Regent“ Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, dass seine Arbeit in Griechenland eine glückliche Aussaat gewesen war. Die von ihm ausgearbeitete Gerichtsorganisation, wie seine Gesetzgebung hatten feste Wurzeln gefasst; auf vielen Gebieten des materiellen wie des geistigen Lebens war erfreulicher Fortschritt zu beobachten. Die von Maurer zwischen den Zuständen von 1833 und 1858 gezogene Parallele leidet kaum an Übertreibung. Interessant ist auch, was Maurer über die Zukunft der orientalischen Frage sagt, wenn er sich auch nicht gerade als Prophet bewährt hat.

Maurer lässt als seine Ansicht durchblicken, dass Königin

Lande seiner Sehnsucht. Möge er glücklich wiederkehren und stets glücklich sein und seine Valerie ihm Glück und Segen bringen. München, den 29. April 1858. v. Maurer.“

Amalie unheilvolle Umtriebe angezettelt habe, um ihrem jüngeren Bruder, dem Prinzen von Oldenburg, die griechische Thronfolge zuzuwenden; sie selbst stellte solche Absicht, als Maurer im Gespräch darauf anspielte, entschieden in Abrede. Schädlich wirkte jedenfalls auch der Streit um die griechische Thronfolge innerhalb der königlichen Familie, worüber Maurer eingehende, freilich nicht ganz unbefangene Mitteilungen macht. Der zweite Teil schliesst mit Aufführung der Ehren und Auszeichnungen, die dem Verfasser aus Anlass der glücklich erledigten Mission zu Teil wurden. Die grösste Freude bereitete ihm ein Handschreiben König Ottos vom 24. April 1858, das in warmen Worten der „ebenso einsichtsvollen wie rastlosen Bemühungen“ Maurers um das Wohl Griechenlands gedachte. „Mit Freude und gerechtem Stolze muss es Sie erfüllt haben, zu sehen, wie die Gesetze, die Sie für Griechenland verfasst haben, sich durch eine fast 25 jährige Anwendung bewährt haben und deren Anerkennung sich befestigt hat.“ „Dieses Handschreiben“, sagt Maurer, „gereicht nicht nur mir, sondern dem König Otto selbst zur grossen Ehre, denn nur ein edler Monarch weiss in dieser gemütlichen und herzlichen Weise geleistete Dienste zu ehren und für sie zu danken.“

Unmittelbar vor der Abreise von Athen hatte Maurer noch eine Unterredung mit Königin Amalie. Er war nicht wenig überrascht, als die hohe Frau mit aller Entschiedenheit der Überzeugung Ausdruck gab, dass es in kurzer Zeit in Griechenland zum Aufstand kommen werde. Maurer suchte ihr vergeblich diese Besorgnis auszureden.

Die Unruhen im September 1861, das Attentat auf die Königin, der Aufstand in Athen im Oktober 1862, der Abfall der Truppen, die Absetzung König Ottos lieferten den unerfreulichen Beweis, dass die Königin schärfer gesehen hatte. Maurer sah sich durch die unerwartete Wende genötigt, seinen Aufzeichnungen noch einen dritten Teil zu geben: „Das Ende der bayerischen Dynastie in Griechenland“. Er sieht die Hauptursachen des Zusammensturzes in der Unbeliebtheit der Königin und in der auf ihre Umtriebe zurückzuführenden Unsicherheit

in Bezug auf die Thronfolge; um die Sukzession bayerischer Prinzen zu hintertreiben, sei die Königin sogar mit den in russischem Sold stehenden Napisten in Einvernehmen getreten. Maurer erzählt sodann, welche Anstrengungen von bayerischer Seite zur Befestigung des griechischen Thrones in den Jahren 1859 bis 1862 gemacht wurden, und der Wert seines Berichts wird erhöht durch Beifügung wichtiger Aktenstücke, von welchen er, vielfach von König Max zu Rat gezogen, Abschrift nehmen konnte. Zur Katastrophe von 1862, meint er, wäre es wohl kaum gekommen, wenn man den von ihm im März 1860 erteilten Rat, den Prinzen Adalbert mit einem englisch-französischen Geschwader nach Athen ziehen und dort die Erbfolge ein für allemal endgiltig regeln zu lassen, befolgt hätte. Da gegen diesen Vorschlag nicht bloss „die kleine Katharina“, Königin Amalie, sondern auch König Otto, der nicht in „Austrag“ geschoben sein wollte, Verwahrung einlegten, stand König Max davon ab und liess in Paris und London erklären, mit der griechischen Expedition habe es keine Eile. „Damit war aber der günstigste Moment zur Erhaltung der bayerischen Dynastie in Griechenland versäumt.“ Nach der Vertreibung Ottos wurde Maurer wiederholt von König Max zu gutachtlicher Äusserung aufgefordert, was zur Rettung des Werkes Ludwigs I. noch geschehen könnte und welche Bedeutung dem griechischen Staat für die europäische Politik und das bayerische Interesse zukomme. Aus den Antworten Maurers erhellt, dass er die Erwartung König Ottos, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen, nicht teilte. „Die Türkei“, schrieb er am 20. Januar 1863 an Pfistermeister, „ist immer noch ein kranker Mann, der seit dem Kriege mit Russland und seit der intimeren Verbindung Frankreichs mit Russland noch kranker geworden ist, als zuvor, aber noch nicht krank genug ist, um mit Tod abzugehen. Daher wird der kranke Mann noch immer von England und Österreich gehegt und gepflegt, bis dereinst seine letzte Stunde schlagen wird. Wann dieser welthistorische Moment eintreten wird, hängt nach der jetzigen Lage der Dinge im Orient hauptsächlich von England ab. Denn England ist

in diesem Augenblick im Orient der vorherrschende Staat. Russland ist in diesem Augenblick im Orient ziemlich ohnmächtig. Ebenso, seit der verunglückten Expedition in Syrien, Frankreich. Daher haben sich Russland und Frankreich vereinigt, um gemeinschaftlich gegen England zu operieren. Sie waren aber bisher nicht sehr glücklich in ihren Operationen. Russland und Frankreich versuchten ihre gemeinschaftlichen Operationen zuerst in der Walachei, dann in Montenegro und zuletzt in Griechenland. Aber an allen drei Punkten endigten sie mit einer gewaltigen Niederlage. In der Walachei und in Montenegro waren England und das mit ihm verbündete Österreich siegreich, in der Art sogar, dass Frankreich, als es zur endlichen Entscheidung kam, Russland im Stich liess und mit England stimmte. Noch weit grösser aber war die Niederlage in Griechenland. Die Revolution in Griechenland wurde bekanntlich von Russland und Frankreich gemacht, um den Prinzen von Leuchtenberg auf den griechischen Thron zu setzen. Darum rieten bei der Katastrophe zu Salamis im vorigen Jahre der französische Admiral und der französische Gesandte Seiner Majestät dem König Otto, nicht nach Athen zu gehen, sich vielmehr ein Asyl zu suchen. Und König Otto ging in die Falle und verliess sein Reich. Die Folge davon war, dass nun das Zentrum für die zahlreichen Anhänger des Königs Otto fehlt, um welches diese sich scharen könnten, und dass daher von den Griechen selbst und von ihnen allein für die Erhaltung des Thrones in der bayerischen Dynastie nicht viel zu erwarten ist. Dagegen nahm nun England die Sache in die Hand. England proponierte bekanntlich den Schutzmächten Griechenlands Anfangs November, einen bayerischen Prinzen auf den griechischen Thron zu setzen, und Frankreich und Russland stimmten ihm bei. Später änderte aber England seinen Operationsplan. Prinz Alfred ward der Thronkandidat und nachdem Russland auf den Prinzen Leuchtenberg verzichtet hatte, der König Ferdinand u. a. m. England hat nun das Heft in der Hand, von einem russischen oder französischen Thronkandidaten ist gar nicht mehr die Rede. Russland und Frankreich sind in

diesem Augenblick ohne allen Einfluss in Griechenland und in der griechischen Sache. England wird über den griechischen Thron verfügen. Wer demnach auf jenen Thron Ansprüche macht, muss sich mit England verständigen. Griechenland ist aber der Schlüssel zum türkischen Reiche. Daher die Wichtigkeit des griechischen Thrones und dessen so sehr bestrittener und beneideter Besitz. Griechenland in Besitz einer Grossmacht ist Herr der Türkei. Darum die Unmöglichkeit, den griechischen Thron einer Grossmacht zu überlassen. Ohne einen europäischen Krieg wird dieses auch niemals geschehen. Allein auch jeder andere Besitzer jenes Thrones, der das Land mit kräftiger Hand zu regieren vermag und die letzte Stunde der Türkei ruhig abzuwarten die Geduld hat, wird Herr von Konstantinopel werden. Selbst erobern kann er aber die Türkei nicht. Er wird zu dem Ende immer die Unterstützung Englands notwendig haben. Das Schicksal des griechischen Thrones wird daher auch später noch mehr oder weniger in den Händen Englands liegen. Auf die jetzige Aktive Englands wird zwar nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge wieder eine Reaktion folgen. Allein es wird jedenfalls lange Zeit dauern, bis Russland und Frankreich sich wieder von ihrer völligen Niederlage im Orient erholen. Es ist dieser Umschwung der Dinge eine Frage der Macht. Und bis jetzt hat es nicht den Anschein, als werde sich im Orient die Macht so bald auf die Seite von Russland oder Frankreich neigen. Die Zukunft Griechenlands liegt demnach in den Händen Englands. . . . . In London, nicht in Griechenland wird über den griechischen Thron entschieden, worauf ich schon im November vorigen Jahres Seine Majestät den König aufmerksam gemacht und damals gemeint habe, dass jemand nach London gesendet werden wolle. In diesem Augenblick ist eine Sendung nach London zu spät und auf der anderen Seite auch wieder zu früh. Zu früh, weil jetzt der in Paris stattgehabte Umschwung und seine Rückwirkung auf London abgewartet werden muss, der vielleicht eine Sendung nach London unnötig macht. Da es aber dennoch gut wäre, wenn man wüsste, was man in London jetzt will,

so rate ich Seiner Kgl. Majestät, bei der hiesigen englischen Gesandtschaft sondieren zu lassen, in wie weit England die bayerische Dynastie in Griechenland zu unterstützen gedenkt. Die Grenze, welche Ausgaben für die griechische Sache noch gemacht werden sollen, ist durch den neulichen Beschluss Seiner Majestät des Königs bereits gefunden. Seine Kgl. Majestät geruhten zu erklären, dass eine Erhebung der Griechen und eine Sendung der Griechen an den Kgl. Hof abzuwarten sei. Beides ist nicht erfolgt, — ergo!!! Man sprach früher von der Wahl Rigas Palamides zum Präsidenten der Nationalversammlung, von der Erhebung der Mainotten, vom Losschlagen anderer Primaten binnen 10 Tagen, von einer provisorischen Regierung in Tripolitza, von dem Nichtausschluss der bayerischen Dynastie von der griechischen Thronfolge u. s. w. Von dem Allen ist aber nichts oder das Gegenteil geschehen. Dadurch werden aber auch die weiteren Versprechungen verdächtig, und unter diesen Umständen begehrt der griechische Konsul neue 150,000 Fr. Wenn Seine Majestät der König auch diese Summe noch bewilligen wollen, so ist dies natürlich Sache der Allerhöchsten Gnade. Ich meines Orts kann aber nach Lage der Sache nur für höchstens 50 bis 100,000 Drachmen raten. Die dritte Frage, wie weit Seine Majestät mit Rücksicht auf die bereits ausgegebenen Summen im Gesamtopfer noch gehen soll, kann erst dann beantwortet werden, wenn man der Unterstützung Englands sicher ist. Sichert England nicht klar und deutlich seine Unterstützung zu, so rate ich von jedem weiteren Opfer ab. Denn von England hängt in diesem Augenblick die Zukunft Griechenlands ab!"

Maurer war noch längere Zeit für die Wiedereinsetzung der bayerischen Dynastie in ihre von den Schutzmächten gewährleisteten Rechte tätig, doch ohne Erfolg. Die einschlägigen Aktenstücke liegen bei.

Mit einer nochmaligen Erörterung seiner Verdienste um den hellenischen Staat vom Augenblick seiner Berufung in das soeben erst dem Türken, aber noch nicht der Barbarei abgerungene Land bis zu dem traurigen Tage, da er am Grabe

der bayerischen Dynastie stand, beschliesst der Verfasser seine Denkwürdigkeiten. „Wenn dereinst Griechenland, wie ich hoffe und auch glaube, grösser und blühender geworden ist, wird man auch dann noch seines alten Freundes und Wohltäters gedenken".

Beilage.

Reise von Athen nach Konstantinopel im Februar 1858.

Mein häufiger Verkehr mit den Griechen hatte für mich den grossen Vorteil, dass ich bald vollständig wieder orientiert, sogar besser orientiert war, als die hellenischen Majestäten selbst. Ausser der im Jahre 1840 erhaltenen, sehr mangelhaften Konstitution war seit meiner Abreise, also seit 24 Jahren, keine neue Einrichtung gemacht worden, war fast gar nichts geschehen. Meine zahlreichen alten Freunde knüpften daher bei ihren Gesprächen und bei ihren zahlreichen Desiderien an die alten Zeiten vor 24 Jahren an. Die in Mitte liegenden 24 Jahre waren ihnen wie gar nicht vorhanden. Denn was nicht vor 24 Jahren geschehen war, war heute noch zu tun. Manches ist sogar rückwärts gegangen, so die von der Regentschaft gebildete, ganz vortreffliche Gendarmerie soll durch ihren Gebrauch zum Spionieren bedeutend schlechter, ja sogar bestechlich geworden sein. Auch sollen einige Wege, welche die Regentschaft hatte herstellen lassen, wieder eingegangen und keine neuen Wege gemacht worden sein. Was man bereits vor 24 Jahren vermisst und verlangt hatte, das verlangt man heute noch, das verlangte man nun von mir. Ich aber konnte nicht helfen. Ich versprach zwar, mit den Majestäten reden zu wollen, und tat dieses auch. Dabei ist es aber allzeit geblieben. Weiter konnte und durfte ich jedoch nichts tun. Denn die Majestäten durfte ich doch nicht kompromittieren. Dieses, — verbunden mit dem Umstande, dass auch die Feier des 6. Februar wieder vorübergegangen war, ohne dass etwas für das Land selbst geschehen ist, — führte zuletzt zu einer

bemerkbaren Verstimmung gegen die beiden Majestäten. Allgemein hatte man nämlich erwartet, dass wenigstens bei dieser Gelegenheit irgend etwas geschehen werde, was dem Lande angenehm und nützlich sein werde. Es geschah indessen auch jetzt wieder nichts. Die Verstimmung war daher begreiflich. Aber eben deshalb war es hohe Zeit, dass wir an unsere Abreise dachten. Ich machte den Prinzen darauf aufmerksam. Da jedoch der König die Festlichkeiten in Nauplia beendigen wollte, zum Reisen aber noch nicht wohl genug war, so konnte noch nicht abgereist werden. Unter diesen Umständen tauchte denn die Idee einer Reise nach Konstantinopel auf.

Der türkische Gesandte, Chounil Bey, hatte mich bereits darauf aufmerksam gemacht, dass es den Sultan sehr freuen werde, wenn der Prinz, der als griechischer Thronfolger gelte, auch ihn besuchen wollte. Später sagte er mir sogar, dass es der Sultan übel nehmen werde, wenn der Prinz, der nun so nahe bei Konstantinopel sei, ihn nicht besuche. Er bot sogar sein im Piräus liegendes türkisches Kriegsschiff zur Überfahrt an. Da nun der weitere Aufenthalt in Athen aus den angegebenen Gründen unangenehm zu werden drohte, der König Otto aber noch nicht wohl genug war, um nach Nauplia zu reisen, wo er die Festlichkeiten zu beendigen gedachte, so kam jetzt die Idee, die Zwischenzeit mit einer Reise nach Konstantinopel auszufüllen, wie von selbst. Der türkische Gesandte schrieb deshalb nach Konstantinopel. Auch der österreichische Geschäftsträger v. Heimerle schrieb dahin. Der Sultan selbst wünschte den Besuch. Da jedoch der Prinz nicht mit einem gewöhnlichen Dampfboot, vielmehr nur mit der österreichischen Fregatte, welche Ihm zur Disposition gestellt war, reisen wollte, so stand der Pariser Staatsvertrag entgegen, nach welchem kein grösseres Kriegsschiff, selbst nicht mit Zustimmung des Sultans die Dardanellen passieren darf. Indessen der Sultan wünschte den Besuch. Er benahm sich daher mit den fremden Botschaftern und Gesandten. Und so ward denn zu Gunsten des Prinzen eine Ausnahme von dem Staatsvertrag gemacht und der Ferman zur Durchfahrt erteilt.

Die Wichtigkeit dieser Reise ward von Jedermann, von den Griechen wie von den Diplomaten begriffen. Nur die Königin und die ihr allzeit sekundierende Frau Oberstbofmeisterin (Frau v. Pluskow) war ganz entschieden dagegen. Anfangs meinte die Königin, es sei unklug und sogar eine Schande, wenn wir von Athen nach Konstantinopel gehen wollten. Es schicke sich nicht, dem kranken Mann einen Besuch abzustatten. Die Königin fragte mich sogar einmal, wie lange ich glaube, dass es noch dauern könne bis zum Einzuge der griechischen Majestäten in Konstantinopel. Und die Königin ward sehr ungehalten, als ich meinte, dass dieses noch einige Zeit anstehen könne. — Da wir die vermeintliche Unklugheit und Schande nicht begreifen wollten, so sollten wir durch Schrecken von der Reise abgehalten werden. Man erzählte uns (das heisst die Königin und die Oberhofmeisterin erzählten uns) den einen Tag, es sei eine solche Kälte in Konstantinopel eingetreten, dass Alles am Erfrieren sei; am anderen Tage wusste man, der Schnee liege drei Fuss hoch in den Strassen, so dass alle Kommunikation unterbrochen, sogar der Zugang zu den Bäckern und Metzgern gesperrt und infolge dessen eine Hungersnot ausgebrochen sei; an wieder einem anderen Tage hatte man erfahren, dass die Wölfe in Konstantinopel eingefallen seien und die Menschen aus ihren Wohnungen heraustholten, so dass wir demnach die Aussicht hatten, in Konstantinopel zu erfrieren, zu verhungern und von den Wölfen gefressen zu werden. Wir liessen uns jedoch nicht irre machen. Denn bange machen, meinten wir, gelte ja nicht. Und der Erfolg hat gelehrt, dass wir richtig gesehen hatten. Unsere Erwartungen wurden sogar noch übertroffen.

Am 21. Februar morgens 10 Uhr verliessen wir nach einem Aufenthalt von 3 Wochen Athen, und um 11 Uhr befanden wir uns, begleitet von dem König Otto, auf der österreichischen Fregatte im Piräus. Ich mache auf diese Zeit und auf diesen Umstand deshalb aufmerksam, weil in demselben Momente jener heftige Erdstoss erfolgte, welcher die Stadt Korinth in einen Schutthaufen verwandelte. Wir selbst fühlten

deshalb nichts, weil bereits die Anker gelichtet waren. Im übrigen Hafen und selbst in Athen hat man aber, wie wir später erfuhren, den Erdstoss verspürt. Die Abfahrt aus dem Piräus ging sehr gut von statten. Noch ehe wir aber das Kap Colonna mit seinen herrlichen Tempelruinen erreicht hatten, bekamen wir Gegenwind, der sehr bald in einen heftigen Sturm ausartete. Wir waren bereits über Ipsara hinaus, als uns ein heftiger Windstoss wieder sehr weit zurücktrieb und unseren trefflichen Schiffskapitän nötigte, einen anderen Weg, einen weiten Umweg einzuschlagen. Der Gegenwind dauerte jedoch fort. Wir waren daher genötigt, am Abend an der asiatischen Küste, am Kap blanc, hinter Tschesme, 60 Seemeilen von Smyrna, Anker zu werfen und hier drei volle Tage angesichts einer nackten Küste zu verweilen, in der Nähe von Chios, dessen Berge mit Schnee bedeckt waren. Erst am 25. Februar (an demselben Tage, an welchem ich 40 Jahre vorher meine unvergessliche Mutter verloren hatte) konnten die Anker gelichtet werden. Wir fuhren an Mytilene (Lesbos) vorüber und sahen in der Ferne Lemnos. Die Berge beider Inseln waren mit Schnee bedeckt. Am Kap Baba sieht man den Berg Ida hoch über den Wolken. Auch sieht man im Vorüberfahren die vermeintlichen Grabhügel bei Troja. Nach Troja selbst konnten wir nicht gehen. Es würde uns dieser Abstecher mehr als einen Tag gekostet haben. Dazu hatten wir aber keine Zeit. In der Nacht kamen wir noch an das zweite Fort in den Dardanellen. Dort musste Anker geworfen werden. Denn in der Nacht darf kein Schiff in den Dardanellen einlaufen. Die Dardanellen sind durch 6 Forts (3 auf jeder Seite) und ausserdem noch durch Strandbatterien befestigt. Die Forts befinden sich an Stellen, an denen die Dardanellen nicht breiter sind, als der Rhein bei Mainz. Es kann daher jedes Schiff, welches die Durchfahrt erzwingen will, in Grund gebohrt werden. Die Durchfahrt zwischen den sich so nahe stehenden Küsten ist äusserst interessant. Der Anblick hat jedoch sehr viel dadurch verloren, dass die Berge auf beiden Seiten, auf der europäischen wie auf der asiatischen Seite, dicht

mit Schnee bedeckt waren. Wir hatten bei unserer Durchfahrt durch die Dardanellen nur einen Grad über Null. Für diese Jahreszeit etwas Unerhörtes in jenen Gegenden.

Den 27. Februar des Morgens zwischen 10 und 11 Uhr kamen wir in Konstantinopel an. Es hatte noch am Morgen etwas durcheinander geregnet und geschneit. Als wir aber an die Spitze des alten Serails an den Punkt kamen, an welchem man in das goldene Horn hineinfährt, kam ein Sonnenblick, der uns gestattete, einen Blick über die ganze herrliche Stadt zu tun. Und derselbe Sonnenschein blieb nicht bloss an dem Tage unserer Ankunft, sondern auch noch an den folgenden Tagen, so dass wir bei dem schönsten Sonnenschein diese schönste und merkwürdigste Stadt in Europa wahrhaft geniessen konnten. Der Anblick von Konstantinopel von der See aus gesehen ist ganz unbeschreiblich schön. Keine andere Stadt in Europa, selbst nicht Neapel, hält auch nicht entfernt einen Vergleich mit ihr aus. Konstantinopel besteht eigentlich aus 5 Städten, aus dem alten Byzanz mit seinen noch ziemlich gut erhaltenen alten Stadtmauern, dann aus der Vorstadt Eyoub mit seinen türkischen Gräbern mitten in der Stadt, sodann aus Pera mit seiner griechischen und europäischen Bevölkerung, aus Galata mit seiner aus Türken, Griechen und Europäern gemischten Bevölkerung, und aus Scutari, einer ganz türkischen Stadt. Alle diese Städte liegen um die See und um das goldene Horn (über welches seit einigen Jahren zwei Brücken führen) herum. Und sie können von der See aus mit einem Blick übersehen werden. Vergegenwärtigt man sich nun diese fünf auf Hügeln um die See und um das goldene Horn herum liegenden Städte mit ihren zahllosen Moscheen und schlanken Minarets, mit den zum Teile prachtvollen Palästen, unter denen zumal der Palast der russischen Gesandtschaft hervorragt, mit den schönen Gärten des alten Serails und mit den Zypressen-Waldungen auf den türkischen Gräbern, so wird man nicht umhin können, dieser von fast einer Million Menschen bewohnten Stadt den ersten Rang unter den schönsten Städten Europas — vielleicht in der Welt —

einzuräumen. Was aber Konstantinopel weit über die übrigen Städte erhebt, das ist der Bosporus, der bis zum schwarzen Meere mit den schönsten Palästen, Dörfern und Städtchen, von denen sich Eines an das Andere anreiht, wie übersäet ist, und so gewissermassen eine grossartige Vorstadt von Konstantinopel bildet, und im Sommer als Aufenthalt für die reichen Konstantinopolitaner, für die ersten Würdeträger und für die Gesandten dient. Diese prachtvolle Vorstadt von Konstantinopel reicht allein schon hin, Konstantinopel zur schönsten Stadt wenigstens in Europa zu erheben.

Unsere Fregatte warf dicht bei Topkhana, dem türkischen Arsenale, Anker. Wir wurden daher alsbald von dort her mit 31 Kanonenschüssen begrüsst, und dieser Gruss wurde von unserer Fregatte auf der Stelle beantwortet. Dadurch erfuhr die ganze kolossale Stadt die Ankunft des Prinzen. Das Ufer war daher sogleich mit einer zahllosen Menge von Griechen bedeckt. Eine Menge Barken setzten sich in Bewegung. Auf einer befand sich eine griechische Musikbande. Auch der Sultan selbst fuhr inkognito auf seiner schönen Barke an uns vorüber. Abgeordnete des Sultans, der türkische Hafenkapitän, die Kapitäne der im Hafen liegenden Kriegsschiffe u. a. m. fanden sich ein, insbesondere auch die griechische, sehr zahlreiche Gesandtschaft mit Herrn Conduriottis selbst an ihrer Spitze. Der König Otto hatte gewünscht, dass der Prinz Adalbert bei dem griechischen Gesandten absteigen möge. Auch die österreichische Gesandtschaft hatte ihren Palast dem Prinzen angeboten. Nach dem Wunsche des Königs Otto ward aber der griechischen Gesandtschaft der Vorzug gegeben. Und wir haben sieben volle Tage bei dieser liebenswürdigen Familie zugebracht, bei dem sehr gebildeten Herrn Conduriottis und bei seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin, einer Tochter des griechischen Generals Kalergis.

Der Empfang des Prinzen von Seiten der Griechen in Konstantinopel war brillant. Die am Ufer versammelte Menge begleitete uns durch die ganze Stadt hindurch bis zur Wohnung des griechischen Gesandten in Pera. Und jeden Tag war die

image
not
available

beim Sultan. Um uns abzuholen, schickte der Sultan mehrere Wagen. Für den Prinzen kam ein geschlossener ganz vergoldeter Wagen, mit vier herrlichen Schimmeln bespannt, in welchem der Prinz mit dem griechischen Gesandten Platz nahm. Einige türkische Vorreiter eröffneten den Zug und vier prächtig gekleidete Diener gingen zu Fuss neben dem Wagen her. Im zweiten Wagen sass ich und hatte den griechischen Dolmetscher, Herrn Barozzi zur Seite. Mir hatte der Sultan einen offenen Wagen geschickt, der zwar ebenfalls vergoldet und mit zwei grossen prächtigen Braunen bespannt war, in welchem ich aber bei dem in den Strassen liegenden Schmutz über und über mit Kot bespritzt ward, und daher nicht ganz rein bei dem Sultan ankam, wiewohl ich mich, soviel es bei einer grossen Uniform, die ich anhatte, möglich war, in meinen Mantel gehüllt hatte. Im dritten und vierten Wagen sass das übrige Gefolge des Prinzen und das Personal der griechischen Gesandtschaft. Unser Zug ging fast eine halbe Stunde durch einen grossen Teil der Stadt bis zum herrlichen Palast, welchen der Sultan am Eingang in den Bosporus bewohnt. Als wir am ersten Tor seines Palastes ankamen, fanden wir ein ganzes Bataillon zu unserer Begrüssung aufgestellt. Im Innern des Hofes stand ein treffliches Musikchor, welches europäische Opernstücke ausführte. An der Treppe zum Palaste selbst wurden wir von Fuad Pascha (dem Minister des Äussern) und von vielen Hofbeamten empfangen und von ihnen die innere Treppe hinauf durch mehrere Gänge und Säle hindurch bis zum Sultan geführt. Im Innern des Ganges stand die eigentliche Leibwache des Sultans in mit Gold gestickten prachtvollen, roten Uniformen und mit weissen Federbüschen auf der übrigens europäischen Kopfbedeckung, einer Art Tschako, welche nach dem Ausspruche von Sachverständigen aus den seltensten Federn bestanden. Die Treppen, die Gänge und die ersten Säle, durch welche wir geführt wurden, waren rot beleuchtet, so dass alles — was auf uns Europäer einen sonderbaren Eindruck machte — uns etwas barbarisch und wie eine Spielerei vorkam. Der Sultan kam dem Prinzen bis auf den oberen Gang entgegen,

eine Abänderung seiner früheren Etikette, nach welcher er niemals entgegen gegangen war, die fremden Prinzen vielmehr in seinem Empfangssaale erwartet hatte. Nach der ersten Begrüssung wurde der Prinz von dem Sultan in das eigentliche Empfangszimmer geführt, während wir Anderen in dem Vorsaale warten mussten. Erst nach einiger Zeit wurden auch wir Anderen eingeführt. Wir fanden den Prinzen neben dem Sultan sitzend. Wir Anderen stellten uns um sie herum. Auch in unserer Gegenwart fuhr der Sultan fort, sich mit dem Prinzen zu unterhalten, der sichtbar einen tiefen Eindruck auf den Sultan gemacht hat. Der Sultan richtete auch an mich einige freundliche Worte (er fragte mich, ob ich zum erstenmal in Konstantinopel sei), was von allen anwesenden Türken und Griechen als eine grosse Auszeichnung betrachtet worden ist, indem der Sultan nur äusserst selten einen Fremden, der nicht Prinz oder Botschafter sei, anzureden pflege. Später ward ich von den anwesenden Türken und Griechen wegen dieser ganz besonderen Auszeichnung sogar förmlich bekomplimentiert und von manchen, wie man mir sagte, geradezu beneidet. Der Sultan selbst sprach immer türkisch, der Prinz und meine Wenigkeit sprachen französisch. Und der Minister des Äussern (Fuad Pascha) machte den Dragoman. Der Sultan verstand jedoch das Französische und konnte demnach, ehe der Dragoman geendet hatte, seine weiteren Fragen und Antworten einstweilen vorbereiten. Ehe Fuad Pascha die Fragen und Antworten übersetzte, griff er jedesmal an sein rotes Fess, das er trug, und bückte sich in dieser Stellung bis auf den Boden. Und diese demütige Verbeugung nahm er nicht bloss vor dem Sultan vor, wenn dieser etwas sprach, sondern auch vor dem Prinzen und vor mir, wenn der Prinz oder ich gesprochen hatte, das von uns Gesprochene also zu übersetzen war. Der Sultan trug eine mit Brillanten gestickte Uniform. Und auch auf dem Kopf hatte er ein kleines, mit Diamanten besetztes Fess. Die Uniform war (wie die heutigen Uniformen der Türken überhaupt) eine Art Waffenrock, der jedoch auch unten nicht ganz schloss, vielmehr wie bei unseren Fracks etwas auseinanderging.

Der Sultan selbst machte einen guten Eindruck auf uns. Er hat ein sanftes, jedoch bereits abgelebtes Gesicht, wiewohl er erst 31 bis 32 Jahre alt ist. Er hat schon in seinem 16. Jahre den Harem seines Vaters übernommen und wurde mehr, als es gerade wünschenswert war, in demselben beschäftigt. — Nach beendigter Audienz begleitete der Sultan den Prinzen wieder bis auf den Gang, gegen die frühere Etikette, nach welcher er sein Zimmer nicht zu verlassen pflegte. Und wir kehrten nun durch die Gänge und Säle und durch die Höfe des Palastes und durch die Strassen wieder ebenso zurück, wie wir gekommen waren, also in denselben Wagen des Sultans und in derselben Begleitung und unter denselben militärischen Ehrenbezeugungen. — Ehe ich weiter erzähle, muss ich noch eines mich selbst betreffenden Scherzes erwähnen. Als ich nämlich in Konstantinopel ankam, sagten mir die Griechen, dass ich grosse Ähnlichkeit mit Lord Canning (Lord Redclive), dem damals abwesenden englischen Gesandten habe. Man lachte darüber und liess die Sache fallen. Als wir jedoch zur Audienz bei dem Sultan ankamen, machte mein Erscheinen bei den anwesenden Türken einiges Aufsehen. Und Fuad Pascha meinte sogar, der Sultan werde, wenn er mich sehe, erschrecken, denn er werde meinen, dass der von ihm so gefürchtete englische Gesandte wieder da sei. Lord Redclive war nämlich 30 Jahre lang in Konstantinopel allmächtig, — sehr gefürchtet, — aber nicht beliebt. Mir selbst hat übrigens diese Ähnlichkeit mit dem gefürchteten Mann keinen Nachteil gebracht.

Noch ausgezeichneter als bei der ersten Audienz war jedoch der Empfang bei der Tafel im Palaste des Sultans. Der Sultan liess uns auf den 6. März auf $10^1/_2$ Uhr türkisch schriftlich zur Tafel einladen (Anlage Nr. 12) und sich dabei entschuldigen, dass er nicht auf einen früheren Tag einladen könne, denn, um den Prinzen würdig bedienen zu können, seien wenigstens fünf Tage zur Vorbereitung notwendig. Bei der Tafel selbst machte man uns auch auf ein türkisches Gericht aufmerksam, an welchem vier Tage lang gekocht worden war. Die Stunde $10^1/_2$ türkisch entsprach nach unserer Tages-

rechnung der Stunde $4^1/_2$ gegen Abend. Die Türken rechnen nämlich ihre Stunden wie die Italiener vom Anfang des Tages. Sie rechnen jedoch nur von 12 zu 12 Stunden, während die Italiener bis zu 24 Stunden zählen. Zur Tafel selbst wurden wir in denselben Wagen des Sultans wie bei der ersten Audienz abgeholt. Die Dienerschaft war nun nur noch weit zahlreicher und reicher gekleidet. Zumal die Dienerschaft zu Pferd war viel zahlreicher. Auch sprengten einige Adjutanten des Sultans hin und her, denn der Sultan verlangte fortwährend Rapport, wie weit bereits unser Zug gekommen sei. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam der Zug unter fortwährender Begleitung einer Menge Griechen in der Nähe des Palastes an. Dort waren Posten zu Pferd aufgestellt, eine bedeutende Truppenmasse unter den Waffen, im inneren Hofe war wieder die Militärmusik aufgestellt. Am Fusse der äusseren Treppe des Palastes stand der Minister des Äussern zum Empfange des Prinzen. Oben auf der Treppe stand das gesamte türkische Ministerium mit allen hohen Würdenträgern und ihrem Gefolge, und etwas weiter zurück alle fremden Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger. Sie waren samt und sonders zum Empfange des Prinzen und nachher zur Tafel geladen. Dieser kolossale Zug wälzte sich nun die innere Treppe hinauf durch die Gänge und Säle hindurch bis zum Sultan, welcher auch diesmal wieder (gegen die frühere Etikette) dem Prinzen bis auf den Gang entgegengekommen war. Der Sultan zog sich mit dem Prinzen auf einige Minuten in sein Empfangszimmer zurück, erschien aber sodann wieder in dem Vorsaale, wo wir Anderen versammelt waren und im Kreise herum standen, um sich längere Zeit mit den Botschaftern und Gesandten zu unterhalten, was in dieser Weise ebenfalls wieder eine Neuerung war. Der Minister des Äussern (Fuad Pascha) machte auch hiebei wieder den Dolmetscher mit seinen submissen Verbeugungen. Nachdem dieser Cercle vorüber war, führte der Sultan den Prinzen zur Tafel. Wir Anderen folgten. An dem Saale, in welchem die Tafel stand, verliess uns der Sultan. Denn ihm gestattet die Etikette nicht, mitessen zu dürfen. Er hat vielmehr, wie der

heilige Vater in Rom, das traurige Privilegium, allein essen zu müssen. Der Speisesaal ist einer der grössten und schönsten, die es gibt. Der Prinz und wir Anderen, sein Gefolge, hatten noch keinen schöneren und glänzenderen gesehen. Der Saal ist unendlich hoch und in der Mitte mit einer moscheeartigen Kuppel überwölbt, welche nach innen vergoldet ist. Um den Saal herum stehen hohe und sehr schlanke Säulen, welche gleichfalls vergoldet sind. In der Mitte des Saales unter der Kuppel war eine lange Tafel für 60 Couverts aufgestellt. Die Tafel verschwand fast in den unendlichen Räumen. In der Mitte der Tafel standen schön gearbeitete, hohe Aufsätze, bestehend in Blumenvasen und Figuren, welche samt und sonders vergoldet waren. Diese Aufsätze wie das ganze übrige Service waren Pariser Arbeit und das Porzellan von Sevre. Für jeden Gast war zur Bezeichnung seines Platzes ein Zettel und neben diesen der Speisezettel gelegt (Anlage 13, 14 und 15). Der Prinz nahm den Ehrenplatz ein. Neben ihm sass rechts der französische Botschafter (Thouvenel), links der preussische Gesandte (Wildenbruch). Neben Thouvenel sass der türkische Grossmeister der Artillerie (eine sehr vornehme Person), welcher der Titel Hoheit gebührt, dann sass ich und neben mir der türkische Kriegsminister, neben diesem wieder ein Gesandter u. s. w. Dem Prinzen gegenüber sass der Grossvezier, welcher gleichfalls den Titel Hoheit führt, neben ihm zwei Gesandte u. s. w. Von meinen beiden türkischen Nachbarn sprach nur der Eine, der Grossmeister der Artillerie, französisch, der Andere nicht. Die Unterhaltung war demnach nicht sehr lebhaft. Um so mehr hatte ich Zeit, mich umzusehen und zu beobachten. Der Grossmeister der Artillerie hat einen sehr interessanten Kopf mit kräftigen und geistvollen Gesichtszügen. Desto plumper sah aber mein anderer Tischnachbar, der Kriegsminister, aus. Beide Herren zeichneten sich indessen durch ihre Fertigkeit im Essen und Trinken aus. Zumal der Wein schmeckte ihnen sehr gut. Jeder von ihnen hatte stets 6 volle Weingläser vor sich, mehrere französische Weine, dann Rheinwein (echten Johannisberger) und Champagner. Sie tranken

bald von dem einen bald von dem andern und immer ex pleno. Zur Abwechslung wurde wohl auch ein Glas Bier (englisches Bier) getrunken. In meinem ganzen langen Leben habe ich noch keine durstigeren Leute, wie diese Türken waren, gesehen. Als Rheinländer habe ich doch auch schon manchem Trunk beigewohnt und weiss daher, was der Mann vertragen kann. Eine kolossalere Leistung dieser Art ist mir aber noch nicht vorgekommen. Auch dem Essen setzten meine beiden Tischnachbarn ganz gewaltig zu. Ich habe nicht bemerkt, dass sie auch nur eine einzige Schüssel an sich vorbeigehen liessen. Die Bedienung war mittelmässig, wiewohl jeder Gast einen Bedienten in reicher Uniform hinter sich stehen hatte. Ich hörte öfters den französischen Botschafter ganz laut über die schlechte Bedienung räsonnieren. Er sagte zu wiederholten Malen ganz laut zu dem Prinzen: Sehen Sie, die Türken sind eben zu gar nichts zu gebrauchen! Der Prinz trank auf das Wohl des Sultans, der Grossvezier auf das Wohl des Prinzen. Der preussische Gesandte trank mit dem Prinzen auf mein Wohl. Nach aufgehobener Tafel gingen die Gäste wieder in den Empfangssaal des Sultans zurück, wo Pfeifen und Kaffee gereicht wurden und wo — zum Erstaunen Aller — auch der Sultan wieder erschien und sich eine Zeit lang mit dem Prinzen und mit den übrigen Anwesenden unterhielt, was ebenfalls wieder eine Abweichung von der früheren Etikette zu Gunsten des Prinzen gewesen ist. Welchen strengen Regeln übrigens diese Etikette unterworfen ist, beweist unter anderem folgender Vorfall. Während wir nach der Tafel noch bei dem Sultan waren und in dessen Gegenwart unsere Pfeifen rauchten, kam von Athen eine telegraphische Depesche an den Prinzen. Der Baron v. Malsen, sein Adjutant, eröffnete sie und teilte sie sodann, während der Sultan sich mit den Diplomaten unterhielt, dem Prinzen selbst mit. Als dieses der Oberzeremonienmeister des Sultans (Ali Bey) bemerkte, stürzte er sich wie rasend auf den Baron v. Malsen, um diese Mitteilung um jeden Preis zu verhindern, indem es gegen die Etikette sei, in Gegenwart des Sultans etwas zu lesen. Der Prinz kehrte sich natür-

lich nicht an diese Etikette. Die blosse Existenz einer solchen Etikette ist aber schon merkwürdig. Hier nach der Tafel war es auch, wo der Minister des Äussern (Fuad Pascha) zu mir kam, um mir im Namen des Sultans den türkischen Orden anzukündigen. Der Sultan wünsche, dass ich ihn als einen Beweis seiner Hochachtung betrachten wolle. Er bedauere nur, dass kein Orden vorrätig sei, um ihn mir alsbald zustellen zu können. Der Prinz hatte diesen Orden schon einige Tage früher durch eine feierliche Deputation überreicht erhalten. Er hat ihn an der Tafel des Sultans zum erstenmal getragen. Auch war dem Prinzen angekündigt worden, dass der Sultan ihm auch noch einen Säbel in Brillanten zu verehren gedenke, dass dieser aber erst verfertigt werden müsse und daher ebenfalls nachgesendet werden solle.

Unmittelbar nach der Tafel, etwa um 9 Uhr des Abends, schifften wir uns ein, um Konstantinopel wieder zu verlassen. Und auch dieses machte einen sichtbaren Eindruck auf den Sultan, der sich dadurch gar sehr geschmeichelt fühlte. Der Zug ging nun mit Flambeaux in derselben Weise und in derselben Ordnung an den Einschiffungsplatz, in welcher wir zu dem Sultan gezogen waren.

Die türkische Regierung war demnach sichtbar bestrebt, dem Prinzen in jeder Weise entgegen zu kommen und ihm einen brillanten Empfang zu bereiten. Die Persönlichkeit des Prinzen imponierte den Türken, insbesondere dem Sultan selbst. Die geistige Überlegenheit ermangelte nicht, ihre Wirkungen zu äussern. Der tiefere Grund jenes ausgezeichneten Empfangs lag jedoch hauptsächlich, wie mir dieses erst in Konstantinopel selbst recht klar wurde, in der Furcht der Türken vor den Slaven, auf welche die Russen mehr und mehr wirken und dadurch auf die Türkei drücken. Die türkische Regierung wünscht daher mit der griechischen Regierung gut zu stehen, um gemeinschaftlich mit ihr gegen das slavische Element zu wirken und zu operieren. Daher das zuvorkommende Wesen des türkischen Gesandten in Athen und der türkischen Regierung in Konstantinopel selbst. Dass dieses Entgegenkommen der

Türken, nachdem dessen tieferer Grund erkannt worden war, im Interesse Griechenlands von uns gehörig benützt und ausgebeutet worden ist, versteht sich von selbst. Daher wird auch unsere Anwesenheit in der türkischen Hauptstadt nicht ohne politische Folgen für das junge Königreich bleiben, wenn anders der in Konstantinopel gemachte Eindruck in Athen gehörig gewürdigt und benutzt wird. Griechenland ist der natürliche Erbe eines grossen Teils der europäischen Türkei. Bis aber die letzte Stunde des kranken Mannes schlägt, ist es im Interesse des Erben selbst, in Ruhe und Frieden mit seinem Erblasser zu leben. Mit Gewalt der Waffen kann Griechenland keine Eroberungen machen. Die Verbreitung europäischer Zivilisation und Kultur ist die Hauptwaffe des aufstrebenden Landes. Zu dem Ende ist aber Ruhe und Friede notwendig. Und dann wird ihm dereinst die grosse Erbschaft von selbst zufallen. Darum ist es auch im Interesse Griechenlands, einstweilen in gutem Vernehmen mit der Türkei zu stehen, bei welchem auch jetzt schon der Handel, insbesondere auch der Grenzverkehr nur gewinnen kann. Dass aber die Türkei krank und ohne alle Rettung verloren ist, gibt nun jeder Diplomat in Konstantinopel zu. Auch die Botschafter und Gesandten derjenigen Mächte, welche die Türkei erhalten wollen und daher stützen, erklärten mir in Konstantinopel samt und sonders, dass die türkische Regierung innerlich faul und daher nicht mehr zu retten sei. Das Hinscheiden des kranken Mannes ist demnach nur noch eine Frage der Zeit. Die Zeit, wann seine letzte Stunde schlagen wird, hängt aber von einem äusseren Anstoss ab und ruht daher im Schoss der Zukunft. Auf mich selbst hat jedoch die türkische Wirtschaft den Eindruck gemacht, als wenn die Zeit des Hinscheidens noch nicht so nahe sei, wie man insgemein glaubt. Die gemeinen Türken, auch die gemeinen Soldaten, sind noch sehr kräftige Leute. Nur die Regierung ist faul und das Offizierkorps taugt nichts. Daher das willkürliche Pascharegiment in den Provinzen, wodurch die Provinzen zuerst, noch vor dem völligen Hinscheiden des kranken Mannes, von dem türkischen Regiment losgelöst werden

dürften. Daher die Korruption und die Intrigue in Konstantinopel selbst, die jedem regelmässigen Gang der Regierung im Weg steht. Der französische Botschafter (Thouvenel), der in diesem Augenblick seit der Abreise des Lord Redclive das Faktotum in Konstantinopel ist, sagte mir, dass er auf der Stelle (wenn es möglich wäre) seinen Botschafterposten wieder mit dem Gesandtschaftsposten in München (wo er früher war) vertauschen würde, weil in Konstantinopel kein Geschäft auf geradem Wege gemacht werden könne, die fortwährenden Intriguen und Korruptionen, ohne welche kein Geschäft möglich sei, ihn aber förmlich anekeln. Reformen des türkischen Regiments sind aber nicht möglich, weil ihnen der Koran entgegensteht. Wollte man daher wirklich reformieren, so müsste mit dem Koran selbst begonnen werden. Dann hörten aber die Türken auf Türken zu sein, was sie indessen nicht wollen. Die bereits beschlossenen Reformen berührten daher meistenteils nur die Oberfläche, oder sie blieben ganz unvollzogen. So wurde unter Anderem den Griechen Anteil an der Justiz zugesichert bei ihren Streitigkeiten mit Türken. Es wurde zu dem Ende auch ein sogenannter hoher Rat niedergesetzt, dessen Sitzungssaal ich selbst in der hohen Pforte gesehen habe. Der Anteil der griechischen Beisitzer besteht jedoch nur in dem Beisitzen, denn mitreden lässt man sie nicht. Die Sache wird vielmehr von den anwesenden Türken entschieden. Bei mehreren Unterredungen mit dem Grossvezier und mit Fuad Pascha über die gemachten und noch zu machenden Reformen hatte ich stets die Gelegenheit zu bemerken, dass sie alles in der Form suchen, das Wesen selbst gar nicht begreifen. Und doch sind beide sehr gebildete Männer, welche, da sie beide bereits den Botschaften in London, in Paris und in Wien vorgestanden hatten, auch einen Blick in die europäischen Verhältnisse getan haben. Allein der Türke begreift nur die Aussenseite. Wie er spuckt und wie er räuspert, hat er ihm glücklich abgeguckt! Den Kern der Sache begreift er nicht, der bleibt ihm ganz fremd. Der Koran ist die Klippe, an welcher jede Reform scheitert. Und wenn sich auch ein Türke über den

image
not
available

image
not
available

sprechen eine europäische Sprache, meistenteils französisch oder italienisch, und haben europäische Manieren. Man sieht ihnen jedoch die Heimatlosigkeit an. Auch verkehren sie meistenteils nur unter sich und sind gegen Fremde nicht besonders höflich. Da ich bei Tafel meistenteils entweder neben dem Grossvezier oder neben Fuad Pascha sass, so hatte ich auch bei Tafel die Gelegenheit, mich über die türkischen Angelegenheiten zu unterrichten. Ganz vorzüglich war dazu aber die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel geeignet. Denn sowohl bei Thouvenel als bei Prokesch wurde man nach der Tafel in das Rauchzimmer zum Kaffee geführt, und dort hatte man denn die allerangenehmste und beste Gelegenheit, sich rauchend auf einem Sopha an der Seite eines türkischen Würdenträgers bestens zu unterhalten und zu unterrichten.

Dem Herrn von Thouvenel haben wir auch die nähere Kenntnis des Bosporus bis zum schwarzen Meer zu verdanken. Er stellte dem Prinzen zu dem Ende sein Dampfboot zur Disposition, begleitete uns selbst und gab uns ein brillantes Frühstück auf dem Schiff. So fuhren wir denn auf der europäischen Seite bis zum schwarzen Meere hin und auf der asiatischen Seite wieder zurück. Wir waren entzückt von dem herrlichen Anblick und von den prachtvollen Palästen, welche sich dicht aneinander reihen und nur eine Fortsetzung von Konstantinopel selbst zu sein scheinen. Wir hatten dabei den grossen Vorteil, von Thouvenel auf die interessantesten Punkte und auf die merkwürdigen Gebäude aufmerksam gemacht zu werden, die zum Teile von historischer Bedeutung sind wegen der daselbst abgeschlossenen Verträge und Friedensschlüsse u. a. m. Auch der Palast, in welchem die Unabhängigkeit Griechenlands unterzeichnet worden ist, wurde uns gezeigt. Er steht seitdem ganz leer, und weder der Sultan noch ein anderer Türke hat ihn seitdem wieder betreten.

Sitzung vom 7. November 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

Herr Furtwängler hält einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag:

Augusteische Kunst in Südfrankreich,

in welchem er die Werke augusteischer Epoche, welche in Südfrankreich in beträchtlicher Anzahl erhalten sind, bestimmter zu charakterisieren sucht und daraus auf andere Denkmäler, insbesondere das Tropaion von Adamklissi, Schlüsse zieht; dabei werden neue Tatsachen hervorgehoben, welche die These des Vortragenden über dieses Denkmal bestätigen.

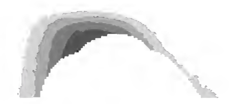
Historische Klasse.

Herr Pöhlmann hält einen Vortrag:

Zur Geschichte der antiken Publicistik. Erster Teil.

Die Abhandlung sucht nachzuweisen, dass die übliche Methode der sprachlichen und literarischen Beurteilung der unter dem Namen Sallusts überlieferten politischen Denkschriften für Cäsar denselben in keiner Weise gerecht wird und vielfach zu falschen Ergebnissen in Bezug auf Herkunft und geschichtlichen Wert der Schriftstücke geführt hat. Es wird gezeigt, dass nichts der Annahme im Wege steht, dass der Verfasser insbesondere des zweiten Pamphlets entweder selbst der Zeit Cäsars und Sallusts sehr nahe stand oder wenigstens aus guter — sei es nun zeitgenössischer oder auf zeitgenössische Quellen zurückgehender — Überlieferung geschöpft hat.

Der zweite Teil wird im Januar 1904 nachfolgen und die ganze Abhandlung dann in den Sitzungsberichten erscheinen.



Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten

am 25. November 1903.

Der Präsident der Akademie, Herr K. A. v. Zittel, eröffnet die Festsitzung mit der folgenden Rede:

Königliche Hoheit!
Hohe Festversammlung!

Wenn sich die Mitglieder der K. B. Akademie der Wissenschaften heute zu Ehren ihres Allerhöchsten Protektors, des Prinzregenten Luitpold von Bayern in festlicher Sitzung vereinigen, so haben wir bei einem Rückblick auf das verflossene Jahr besondere Veranlassung zur Dankbarkeit. Zahlreiche Beweise der Huld unseres hohen Protektors haben uns gezeigt, dass sein Interesse an dem Gedeihen und Blühen unserer Akademie unverändert fortdauert und auch von seiten der K. Staatsregierung und der hohen Kammern des Landtags hatten wir uns einer besonders wohlwollenden Berücksichtigung mancher langjähriger Wünsche zu erfreuen.

In erster Linie verdanken wir es der Initiative des früheren Herrn Kultus-Ministers von Landmann, dass heute das Wilhelminische Gebäude zum grössten Teil mit Zentralheizung versehen ist, die es nunmehr gestattet, auch in den Wintermonaten in den Museumsräumen zu arbeiten und die Sammlungen dem öffentlichen Besuche zugänglich zu machen. Soweit

sich bis jetzt übersehen lässt, fungiert die Zentralheizung befriedigend und da bei dieser Gelegenheit auch eine gründliche Renovierung der inneren Räume unseres Gebäudes stattgefunden hat, so besitzen dieselben nunmehr ein würdigeres Aussehen.

Der von Sr. Exzellenz Herrn von Landmann projektierte Umbau des Wilhelminums konnte leider noch nicht in Angriff genommen werden, weil die Justizbehörden die von ihnen eingenommenen Lokalitäten voraussichtlich erst Ende nächsten Jahres verlassen werden und weil sich der Verlegung des Münzkabinetts unerwartete Schwierigeiten in den Weg stellten. Auch der geplante Neubau eines Museums für Abgüsse antiker Bildwerke ist leider nicht zustande gekommen.

So dauert der fast unerträgliche Platzmangel in unseren Museen noch unverändert fort und mit Sehnsucht sehen wir der Zeit entgegen, wo es die Finanzlage Bayerns gestattet, diesem beklagenswerten Zustand ein Ende zu machen.

Mittlerweile wachsen unsere Sammlungen in einem früher unerhörten Massstabe. Durch die Fürsorge der K. Staatsregierung sind die Dotationen des Antiquariums, Münzkabinetts, der zoologischen, prähistorischen und ethnographischen Sammlungen nicht unerheblich vermehrt und auch die Verhältnisse des Personals in vielfacher Hinsicht verbessert worden. Aber auch durch namhafte Geschenke wurden unsere Museen fortdauernd bereichert.

Von den Erwerbungen des Jahres 1902 seien folgende hervorgehoben:

Antiquarium: A. Terrakotten: 1. archaisch: Gefäss in Form eines knienden Mannes, ein grotesker, sitzender Polyphem; 2. aus der Zeit des grossen Stiles: ein Silen und Dionys; 3. aus der hellenistischen Periode: ein Büchsendeckel (Nachbildung nach einem in Silber getriebenen Original) mit sich küssenden Köpfen; ferner ein griechisches Kohlenbecken und eine etruskische Totenkiste. B. Bronzen: Statuette eines Gottes mit Wolfsfell (halbbarbarisch); jugendlicher Kopf mit phrygischer Mütze; ein altionisches Flachrelief; ein sich bäumendes

Pferd; zwei etruskische Greifenköpfe. C. Gold: Ein altpersisches Gehängsel. D. Ein etruskischer Bernsteinkopf als Amulett. E. Mehrere graziöse, antike Gläser.

Agyptische Abteilung: 5 Bronzen, darunter eine Göttergruppe (Osiris mit Isis und Horus) und ein kniender Priester, Skarabäen, drei altbabylonische Tontäfelchen aus den Ausgrabungen von Nippur.

Botanisches Museum: Durch Kauf und Tausch wurden 760 Arten aus Kamerun, Spanien, Australien, Nordamerika, Südafrika und Brasilien erworben; durch Geschenk 4626 Arten, darunter 3000, welche das Herbarium des K. russischen Leibarztes Dr. Seb. Fischer enthielt, hierunter solche aus Arabien, Madeira, übergeben von dem Sohne des Sammlers Landgerichtsrat Anton Fischer; 900 Arten stammen aus der Schenkung des Professors Dr. Fr. W. Neger, hauptsächlich solche aus Chile und Patagonien.

Botanischer Garten: Durch Tausch ging aus den botanischen Gärten in Göttingen und Würzburg eine Anzahl wertvoller Pflanzen zu, so namentlich ein grosses Exemplar von Abotium Schiedei und Asplenium marginatum. Die Demonstrationssammlung des Pflanzenphysiologischen Instituts wurde besonders bereichert durch ausgezeichnete Exemplare der merkwürdigen, parasitisch lebenden Raffeniaceen Javas, welche Dr. Xaver Lang dem Institut übersendete. Das Kryptogamen-Herbarium bestrebte sich hauptsächlich, durch Erwerbungen von zahlreichen Moosen die Lücken der sonst sehr reichen Sammlung auszufüllen. Im Alpengarten auf dem Schachen wurde infolge einer Zuwendung von 1400 M. aus der Münchner Bürgerstiftung und 900 M. von dem Verein zum Schutz und zur Pflege des Alpengartens damit begonnen, die Pflanzen in Gruppen nach den natürlichen Familien anzupflanzen, während vorher nur eine Anzahl biologischer Gruppen vorhanden war.

Ethnographisches Museum: Von den 250 Nummern Zugänge werden hervorgehoben als Geschenk Sr. Majestät des Deutschen Kaisers aus den Darbietungen des Prinzen Chun zwei grosse prunkvolle Halbvasen chinesisches Cloisonné und

die Faksimilereproduktion einer altsiamesischen Bilderschrift des sogenannten cod. Nutall, ein Geschenk des Peabodymuseums der Universität Cambridge-Boston.

Mineralogische Sammlung: 1. für die Mineraliensammlung wurden sehr seltene Mineralien aus Australien, Neu-Mexiko, Dakota, Missouri, Japan und Grönland sowie eine alte Prachtstufe Rotgiltigerz aus der Grube Kurprinz in Freiberg i. S. erworben. Hervorragend sind die nicht im Handel befindlichen grönländischen Mineralien, welche Professor K. V. Ussing in Kopenhagen schenkte. 2. Von den Erwerbungen der Gesteins- und Lagerstättensammlung sind zu nennen: eine vollständige Kollektion der Gesteine des Mont Blanc, eine Sammlung Schwarzwaldgesteine, eine volle Erz- und Gesteinsserie aus den Gruben der „Mitterberger Kupfergewerkschaft“ bei Bischofshofen; ferner Gesteins- und Erzproben aus der neuen Goldzeche „Fundkogel“ am Zwickenberg bei Oberdrauburg in Kärnten, dem neuen Kiesbergbau Panzendorf im vorderen Vilgrattental; eine vollständige Lokalsuite vom Hüttenberger Erzberg, ein Profil des Franz Joseph-Erbstollens zu Nagyag, eine Serie Erze und Gesteine des grossen Zinkblendeganges am Schneeberg bei St. Martin im Passeyr; ein Stück Dolomit mit eingesprengten Korundkristallen aus dem Lozzachtal, das erste, bekannt gewordene Vorkommen dieses Minerals in den Ostalpen. Eine Serie von Marmoren, Kalken, Dolomiten, Nebengesteinen und Einschlüssen von den Fundorten Sterzing, Laas, Carrara, Massa, Ornavasso und Crevola. Ein wertvoller Zuwachs wurde erworben aus Amberg, wo ein Hochofen nach 15 jähriger Tätigkeit abgebrochen wurde, dessen Gestellsteine und Wände mit Mineralneubildungen erfüllt waren, darunter besonders Graphit, kristallisiertes Zink, Ferrocyantitan etc.

Münzkabinett: Ein Tetradrachmon von Syrakus schönen Stiles, ein Goldstater von Pantikapaeum, ein Aureus des Septimius Severus aus dem Fund von Karnak, ein sehr seltener und kostümlich interessanter Schautaler der Anna Maria von Brandenburg-Bayreuth, eine sehr seltene Medaille auf Boccaccio. Unter den mittelalterlichen Erwerbungen beansprucht beson-

deren Wert der Turnosenfund von Altkaterbach, unter jenen für die Gemmensammlung mehrere kostbare und archäologisch interessante, altorientalische und griechische Stücke.

Museum für Abgüsse antiker Bildwerke: Neuformungen durch den Präparator des Museums nach Originalen in den Museen von München, Kopenhagen, Neapel und der Villa Borghese, darunter etwa 120 geschnittene Steine. Käuflich erworben 10 Stück aus Venedig, Kopenhagen, Berlin, Dresden; als Geschenk erhalten 12 Stück aus Venedig, Corneto, Neapel, Würzburg, Rom und Cypern. Die Photographiensammlung wurde um 567 Stück vermehrt.

Paläontologisches Museum: a) Geschenke: Ein vollständiger Schädel des kleinen, diluvialen Flusspferdes nebst Skeletteilen aus Madagaskar von Eugen Wolf; eine grosse Anzahl Säugetierreste aus der Pampasformation, darunter Toxodon, Panochthus und Glyptodon von Otto Günther in Fray-Bentos, aus Ägypten ein prachtvoller Schädel von Zeuglodon Osiris und zahlreiche andere Reste aus dem Eozän des Fayûm von Dr. Stromer von Reichenbach. b) Ankäufe: Von Florentino Ameghino wurde eine interessante Sammlung aus den ältesten Tertiärablagerungen Patagoniens erworben; sie enthält die wichtigsten Gattungen aus den Pyrotherium-, Colpodon- und Notostylopsschichten und gibt einen trefflichen Einblick in diese vor vier bis fünf Jahren noch völlig unbekannte Fauna, die die Vorfahren der jetzt in Südamerika verbreiteten Edentaten, Marsupialier, Raub-, Huftiere, Nager u. s. w. enthält und ausserdem durch eine Fülle höchst fremdartiger, in anderen Kontinenten absolut unbekannter Säugetiertypen ausgezeichnet ist. Aus den Mitteln des von Herrn A. Sedlmayr zusammengebrachten Fonds konnte Herr Albert Hentschel eine zweite Sammelreise nach Samos unternehmen, welche von grossem Erfolg begleitet war. Aus den sonstigen Erwerbungen seien genannt: eine stattliche Sammlung von fossilen Fischen und das Originalexemplar des von Kramberger beschriebenen Aigialosaurus dalmatinus, ferner nordische Diluvialgeschiebe mit wohlerhaltenen Versteinerungen aus Preussisch-Holland, eine Samm-

lung Kohlenkalkversteinerungen aus Irland, Crinoïdeen und Asteriden aus dem rheinischen Devon und Säugetierreste aus dem Miozän von Georgensgmünd und Tutzing.

Anthropologisch-prähistorische Sammlung: a) Geschenke: Eine Reihe ausserbayerischer Vergleichsgegenstände aus der Steinzeit vom römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz; von Dr. P. Reinecke Feuersteine und Scherben von einer Feuersteinwerkstätte auf dem Heideberg unweit Biesenthal (bei Berlin); von Otto v. Kühlmann Steinbeile und Netzsenker aus Katiköi an der anatolischen Eisenbahn; von Freiherrn v. Stromer Feuersteinmesser aus der Umgebung des Fayûm (Ägypten); von Hofrat Schliz (Heilbronn) eine Serie neolithischer Gefässscherben aus Grossgartbach; von Maurer (Reichenhall) Gefässscherben und Tierknochen sowie Abguss eines bronzezeitlichen Gefässes von den Wohnstätten am Karlstein. b) Unter den Erwerbungen aus den mit Zuschüssen der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns erfolgten Ausgrabungen ragen hervor die Funde des Bezirksarztes Dr. Thenn in Beilngries, die des Assistenten Dr. Birkner südlich von Mettendorf (zwei Bronzearmringe mit Tonkern, eiserne Pfeilspitzen aus der Hallstattperiode). c) Aus den Ankäufen: Bronze- und Hallstattzeitliche Funde aus der Höhle bei „Dürrloch“ im Schweighauser Forst, steinzeitliche aus der Gegend von Halle a. S., ferner Bronzesicheln, gefunden am Schafhof bei Nürnberg. Die La Tène-Sammlung wurde bereichert durch Funde des Lehrers Strehle aus dem Gräberfeld bei Manching, die zum Teil unter Leitung des technischen Beirates der Kommission für Urgeschichte, Oberamtsrichter a. D. Franz Weber, ausgegraben wurden.

Zoologische Sammlung: Infolge einer durchgreifenden Neu-Organisation konnten nur wenige erhebliche Objekte erworben werden. Den Hauptzuwachs bildeten mehrere bedeutende Schenkungen: von Herrn Klumbeck aus München eine Sammlung Hexaktinelliden aus Japan und eine Kollektion Kamerunscher Säugetiere und Skelette; aus dem Nachlass des Herrn Hofsattlermeisters Gmelch eine Sammlung heimischer Spinnen;

image
not
available

dem Gebiet von Mansfeld und den Salzlagerstätten bei Stassfurt und Leopoldshall erwiesen hat,

3. an Herrn Professor Dr. Fr. W. Neger in Eisenach, der eine Sammlung von 900 selbstgesammelten Pflanzen aus Chile und Patagonien und

4. an Herrn Apotheker August Loher in Manila, welcher die Doubletten einer reichen Kollektion von Pflanzen der Philippinen dem botanischem Museum zugewendet hat.

5. Die silberne Medaille wurde ausserdem zuerkannt dem Professor an der Industrieschule in Nürnberg Herrn Johann Kaspar Rudel für seine mit grösster Aufopferung ausgeführten Beobachtungen über die meteorologischen Verhältnisse Nürnbergs.

Die Akademie selbst hat ihre wissenschaftliche Tätigkeit in gewohnter Weise fortgesetzt. In den monatlichen Sitzungen wurden eine grosse Anzahl von Mitteilungen gemacht, die meist in den Sitzungsberichten und Denkschriften Veröffentlichung fanden. Durch die Erhöhung unseres Druckkostenetats ist es möglich geworden, hinsichtlich der Ausstattung unserer Publikationen mit anderen Akademien Schritt zu halten und deren Wert durch reichlichere Zugabe von Abbildungen zu erhöhen. So veröffentlicht z. B. die I. Klasse eine mit 120 Tafeln ausgestattete prachtvolle Monographie über die von Herrn Professor Furtwängler geleiteten äginetischen Ausgrabungen und in den Denkschriften der II. Klasse finden sich verschiedene mit zahlreichen und schön ausgeführten Tafeln versehene Abhandlungen.

Überblicken wir die Fülle von Arbeit, welche im Jahre 1902 teils in den Schriften der Akademie zur Veröffentlichung gelangte, teils in den verschiedenen Attributen des Generalkonservatoriums geleistet wurde, so dürfen wir mit Befriedigung auf unser Tagwerk zurückblicken. Von weiteren Kreisen wird es freilich kaum nach seinem vollen Werte gewürdigt werden, denn häufig liegen die Ergebnisse mühsamer Arbeit eines Forschers in Schubladen oder Fächern eines Museums begraben, die nur von Spezialisten benützt und richtig beurteilt werden

können. Auch viele der gelehrten Abhandlungen in unseren Akademieschriften gewinnen nur Interesse und Bedeutung, wenn sie mit der oft unendlich weitschichtigen, einschlägigen Literatur in Zusammenhang gebracht werden. Aber es ist das alles Material, das zur Gewinnung wissenschaftlicher Wahrheiten führt. Vieles davon erscheint dem Laien unnütz und Manches sogar verlorene Mühe. Er wundert sich, warum man statt solcher Detailarbeit sich nicht mit den höchsten Problemen der Wissenschaft beschäftigt. Er vergisst dabei, dass der Weg zu jenen luftigen Höhen mit unendlicher Mühe gebahnt werden muss und dass es nur wenigen Auserwählten überhaupt gelingt, sie zu erreichen. Und auch die wissenschaftliche Kleinarbeit kann zu den herrlichsten Resultaten führen; sie ist es, welche uns die Naturkräfte untertan macht und unsere irdischen Daseinsbedingungen verbessert. Aber auch die auf rein geistigem Gebiet errungenen Werte üben einen massgebenden Einfluss auf die Entwicklung der ethischen und materiellen Kultur der Menschheit aus.

Solche Erwägungen sind es wohl, welche die Bestrebungen und Arbeiten der Akademien dem Volksbewusstsein wieder näher gebracht haben, und welche in den letzten Jahren auch unserer Akademie eine Anzahl Stiftungen zuführten.

Heute bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen von einer in Aussicht stehenden Stiftung berichten zu dürfen, welche zu den bedeutendsten zählen wird, über die unserer Akademie das Verfügungsrecht zustehen soll.

Der Urheber dieser Stiftung, Herr Albert Samson, lebt gegenwärtig als Rentner in Brüssel. Er ist deutscher Staatsangehöriger und wurde im November 1837 zu Braunschweig geboren. Im Hause eines Pastors zu Braunschweig erzogen, absolvierte er daselbst das Gymnasium und widmete sich sodann dem kaufmännischen Berufe des Vaters, der ihn alsbald der Filiale seines Bankhauses in New York zuteilte. Schon nach einem Jahre gab er indes diese Tätigkeit auf und unternahm längere Reisen durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, begleitete u. a. General Lamoricière auf seinem Zuge

über die Apenninen nach dem belagerten Ancona, und war Zeuge der Schlachten von Castelfidardo, Santa Maria di Capua und am Volturno. Sodann liess er sich in Turin nieder und unternahm von dort aus Reisen durch alle Küstenländer des Mittelmeeres. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach London und unterrichtete sich durch mehrfache wissenschaftliche Reisen über die sozialen Zustände in Nordeuropa und Nordamerika.

Im Jahre 1869 errichtete er unter seinem Namen ein Bankhaus in Berlin, trat jedoch im Jahre 1874 die Leitung desselben ab. Nunmehr 37 Jahre alt geworden, begann Herr Samson sich ganz dem ihm angeborenen, wissenschaftlichen Triebe hinzugeben, aus dem bereits seine planmässig angelegten Reisen hervorgegangen waren. Von dem idealen Drange beseelt, sich selbst und die Welt kennen zu lernen, warf er sich mit jugendlichem Enthusiasmus nacheinander auf das Studium der Medizin, der Naturwissenschaften, der Nationalökonomie, der Geschichte, der Völkerkunde und der Philosophie. Es gibt kaum einen berühmten Lehrer dieser Fächer in Berlin, den Herr Samson damals nicht gehört hätte. Mit vielen stand er in persönlichem Verhältnis. Sogar mit ferner liegenden Fächern, mit der Ägyptologie und Assyriologie, machte er sich bekannt. Die Pflege dieser allzeit mit grossem Ernst betriebenen Studien nahm nicht weniger als 12 Jahre in Anspruch. Endlich hat er nach dem Spruche: „Homini nobili jura sua ignorare non licet" noch vier Jahre den juristischen Fächern zugewendet.

Auf dem Grunde einer ebenso allseitigen als tiefen Bildung erhob sich in ihm mit der Macht einer Lebensaufgabe der heisse Wunsch, mit kräftiger Hand am moralischen Fortschritt der Menschheit mitzuwirken. Es schien ihm, als ob in dem grossen Kreis der menschlichen Wissenschaft die Erforschung der Moral nicht den Platz einnehme, den sie nach ihrer Bedeutung zu beanspruchen berechtigt ist. Und in der Tat kann es nicht geleugnet werden, dass hierin Grosses geschaffen und eine umfassende Tätigkeit zum Wohle der Wissenschaft und der Zivilisation entwickelt werden kann. Freilich hat die Durchführung einer so grossen und umfassenden Aufgabe zur Voraus-

setzung, dass die zur Verfügung stehenden Mittel ausserordentlich bedeutend sind.

Unter Beobachtung aller Erfordernisse des internationalen Privatrechtes hat Herr Samson unserer Akademie durch sein hier hinterlegtes Testament einen Zufluss zu ihrem Vermögen zugewendet.

Das dieser Stiftung zu Grunde gelegte Programm wurde nach langen Verhandlungen, bei welchen sich Herr Rechtsanwalt Professor Dr. Loewenfeld als der Vertreter des Herrn Samson und der Sekretär unserer Akademie, Herr Dr. Karl Mayr, die grössten Verdienste erworben haben, von den beiden Herren in stetem Einvernehmen mit dem Präsidenten der Akademie vereinbart und hat bereits durch Ministerial-Entschliessung vom 14. April 1903 die Billigung des K. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten gefunden. Es lautet:

Statut der Samsonstiftung.

I. Zweck der Stiftung.

Der Zweck der Stiftung besteht in der wissenschaftlichen Erforschung und Begründung der Moral des Einzelmenschen und der gesellschaftlichen Moral an der Hand der Ergebnisse der Natur- und Geschichtsforschung, und besonders der empirischen Psychologie, ferner in der Feststellung der Folgerungen aus den Ergebnissen dieser Forschung für das Leben des Einzelmenschen und für das Gesellschaftsleben.

Die Mittel der Stiftung sollen insbesondere gewidmet sein:

1. Der Erforschung des Ursprungs, der urgeschichtlichen und weiteren geschichtlichen Entwickelung der Moral und der einzelnen Moralgesetze;

2. der Erforschung des Einflusses der körperlichen und geistigen Veranlagung des Menschen, besonders der Rasse, weiter des Einflusses der Bodenbeschaffenheit, der topographischen, geographischen und meteorologischen Verhältnisse, ferner der Erforschung des Einflusses der Kultur, der Erziehung, der Arbeit, der wirtschaftlichen, vorzüglich der gewerblichen Bedingungen derselben, der Ernährung und ähnlicher Verhältnisse;

3. der Feststellung und Unterstützung der Folgerungen aus den Ergebnissen der zu 1 und 2 bezeichneten Forschungen für die physische und sittliche Lebenshaltung des Einzelmenschen, sowie für das Gemeinschaftsleben. — Dogmatische, speziell dogmatisch-philosophische oder theologische Moralbegründungen sind — in Gemässheit der Satzungen der Akademie — von dem Stiftungszwecke ausgeschlossen und können nur als Gegenstand der Geschichtsforschung (Ziffer 1) in Betracht kommen.

II. Stiftungsverwaltung.

1. Die Stiftung, die von der K. Akademie der Wissenschaften in München zu organisieren ist, wird durch einen eigenen mehrgliederigen Vorstand mit dem Sitze in München verwaltet. Die Mitglieder des Vorstandes bestimmt die K. Akademie der Wissenschaften. Der Vorsitzende des Vorstandes soll ein Vertreter der Naturwissenschaft sein. In den Vorstand sollen Gelehrte aller Länder aufgenommen werden können. Unter allen Umständen sind der jeweilige Präsident der Akademie und die Klassensekretäre Mitglieder des Vorstandes;

2. die Mitglieder des Vorstandes und die Verwaltung sollen aus Stiftungsmitteln honoriert werden.

III. Verfolgung des Stiftungszweckes.

Der Stiftungszweck soll verfolgt werden:

1. Durch Bestellung einer ständigen, wissenschaftlichen Leitung, bestehend aus Gelehrten der in Betracht kommenden, hauptsächlichen Disziplinen.

Bezüglich dieser ständigen wissenschaftlichen Leitung sollen die Bestimmungen zu II, Ziffer 1, Satz 2 bis 5, sowie Ziffer 2 gelten;

2. durch Bestellung der erforderlichen wissenschaftlichen Kräfte für die Ausführung der jeweils als veranlasst erscheinenden Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen;

3. durch Unterstützung verwandter Institute und wissenschaftlicher Unternehmungen.

Falls die Mittel durch das Arbeitsprogramm eines Jahres nicht aufgebraucht werden, können sie für verwandte Zwecke, insbesondere aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und Geschichte verwendet werden.

IV. Namen der Stiftung.

Die Stiftung soll den Namen „Samson-Stiftung" führen.

Die für diesen Zweck testamentarisch vermachte Summe beträgt eine halbe Million Mark.

Als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für diese hochherzige Stiftung hat die Akademie Herrn Albert Samson ihre höchste Auszeichnung, die

goldene Plato-Medaille Bene Merenti

mit Zustimmung der K. Staatsregierung verliehen.

Möge es uns und unseren Nachfolgern gelingen, den Erwartungen, welche der edle Stifter in die K. Bayer. Akademie setzt, allezeit gerecht zu werden.

Dann verkündigten die Klassensekretäre die Wahlen.

Es wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigt:

I. In der philosophisch-philologischen Klasse:

als ausserordentliches Mitglied:

Dr. Otto Crusius, Grossherz. Badischer Geh. Hofrat, Professor der klassischen Philologie an der Universität zu München;

als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Otto Lenel, Professor des römischen und bürgerlichen Rechts an der Universität zu Strassburg;

Dr. Wilhelm Dilthey, Geh. Regierungsrat, Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin;

Dr. Ludwig Mitteis, Geh. Hofrat, Professor des römischen Rechts an der Universität zu Leipzig;

Dr. Paul Wolters, Professor der Archäologie an der Universität zu Würzburg.

II. In der historischen Klasse:

als ausserordentliches Mitglied:

Dr. Michael Doeberl, Gymnasialprofessor am Kadettenkorps und Privatdozent der Geschichte an der Universität zu München;

als korrespondierende Mitglieder:

Dr. August Meitzen, Geh. Regierungsrat, Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Berlin;

Dr. Otto Gierke, Geh. Justizrat, Professor des deutschen Privat- und Staatsrechts an der Universität zu Berlin;

Dr. Richard Fester, Professor der Geschichte an der Universität zu Erlangen;

Dr. Robert Vischer, Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Göttingen.

Darauf hielt das ordentliche Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse, Herr K. v. Amira, die besonders veröffentlichte Gedächtnisrede auf Konrad v. Maurer.

Sitzung vom 5. Dezember 1903.

Philosophisch-philologische Klasse.

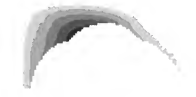
Herr Sandberger spricht

Über die im XII., XIV. und XVI. Band der Lassoausgabe zum Neudruck gelangenden vier- bis achtstimmigen Kompositionen mit französischen Texten.

Die Vorlagen sind aus deutschen, französischen, belgischen, englischen, schwedischen, österreichischen und italienischen Bibliotheken gesammelt. Auf die Sorglosigkeit Lassos, auf Nachdrucke des 16. Jahrhunderts, den gänzlichen oder teilweisen Untergang von Erstdrucken, auf massenhafte Unterschiebungen fremder Texte ist es zurückzuführen, wenn die Quellenverhältnisse hier verworrenere waren, als bei irgend einer anderen Gattung Lassoscher Tonwerke.

Nach Klärung des Materials bleiben an originalen, in zuverlässigen Vorlagen (darunter einige Autographe) erhaltenen Stücken 145 nachweislich; ihnen stehen 240 Nummern mit geändertem Text gegenüber. An Hand von Dokumenten aus Münchener Archiven, den Archives de France u. s. w. berichtet der Vortragende sodann über die französischen Beziehungen Lassos im Allgemeinen, seine Freundschaft mit Adrien le Roy, seine Pariser Reise im Jahre 1571, sein Verhältnis zum französischen Hofe, die Beteiligung an der Komposition eines 1573 aufgeführten ballet de la cour, seine Berufung nach Frankreich und die hierauf bezüglichen irrigen Angaben de Thous etc.; ferner über die Beziehungen des Meisters zur französischen Literatur, welche mit Alain Chartier beginnen, mit Guy du

Faur de Pibrac enden. Von Dichtern der Vorrenaissance sind vertreten Villon, Octavien de Saint-Gelais, Bouchet, Melin de Saint-Gelais und besonders Marot. Marot ist der von Lasso bevorzugte französische Poet, im Allgemeinen aber nimmt der Komponist tieferes Interesse an der italienischen Literatur. Von Dichtern der Plejade erscheinen Du Bellay, Ronsard, Belleau, de Baif, de Magny. Wegen der Wahl anstössiger Gedichte erfuhr Orlando Angriffe von Seiten der Hugenotten, welche auch jene Editionen der Chansons veranlassten, in denen unter grotesker Fälschung des musikalischen Ausdrucks religiöse Texte unterschoben sind. Der Vortragende erörtert sodann die für die geschichtliche und ästhetische Würdigung massgebenden Merkmale des Lassoschen Chansons. Als Orlando dies Gebiet zu bebauen begann, gab es daselbst zwei künstlerische Richtungen. Er versenkt sich gerne in das dichterische Detail, wie die französischen Chansonkomponisten tun, charakterisiert auch vielfach mit den gleichen Mitteln. Hiebei übertrifft er seine Vorgänger an Prägnanz jener kleinen Motive, mit deren jeweiliger imitatorischer Ausbreitung auch er einen dichterischen Gedanken stärker oder schwächer hervorhebt und ciseliert solche Stellen auf Grund einer in höherem Grade meisterlichen Technik zu intimen Episoden kontrapunktischer Kleinkunst. Er handhabt souverain die schon seit Jannequin u. A. in Frankreich bekannten italienisch-medrigalischen Mittel häufiger Wort- und Begriffsmalerei, markiert oder verschleiert wie im Madrigal die metrischen und gedanklichen Abschnitte der Dichtung durch Kadenzen in allen oder einzelnen Stimmen. Durch syllabische Deklamation auf kurzen Notenwerten erzielt er, wo er will, die Leichtigkeit des gallischen Konversationstons. Heiterkeit, Grazie und Esprit, Anmut und Witz stehen ihm wie den Franzosen zur Verfügung, an Innigkeit und Wärme — daran erkennt man den Orlando der Motette u. s. f. wieder — ist er ihnen überlegen, ebenso an der gelegentlich vom Dichter geforderten kontemplativen Ruhe. Einigen petrarchisierenden Sonetten hat Lasso feinfühlig auch die entsprechende madrigalisch-spirituelle Note beigegeben. Aber auch auf nieder-



ländischen Pfaden der Chansonkomposition bewegt sich Lasso: hier beschränkt er sich der Hauptsache nach mehr auf Wiedergabe der Grundstimmung und verwendet schwereres Rüstzeug imitatorischer Künste. An fremdem, von ihm benutzten musikalischem Stoff lassen sich volkstümliche Lieder (Susanne un jour; Dessus le marché d'Arras u. a.) namhaft machen. Eine Kuriosität ist die gelegentliche Persiflierung kirchlicher Weisen zu profanem Zweck.

Historische Klasse.

Herr Riezler vollendet seine in der Märzsitzung dieses Jahres begonnenen Mitteilungen

Über Kriegstagebücher aus dem ligistischen Hauptquartier 1620,

indem er die Tagebücher der Münchener Jesuiten Buslidius und Drexel und die in italienischer Sprache geschriebene Feldzugsgeschichte des unbeschuhten Karmeliters P. Pietro von der Muttergottes besprach. Buslidius weilte im ligistischen Hauptquartier als Beichtvater Herzog Maximilians von Bayern, Drexel als dessen Hofprediger. P. Pietro aus Siena, der vor seinem Eintritt in den Karmeliterorden Dr. Annibale Angelini hiess, kam im Gefolge seines spanischen Ordensbruders, des auf Maximilians Wunsch vom Papste entsandten P. Dominicus a Jesu Maria. Sein Werk erweist sich trotz seines anspruchsvollen Auftretens zum grösseren Teil als eine Kompilation aus bekannten Quellen, vornehmlich dem „Journal“ und Tillys Dicchiaratione. Es liegt in einer Stuttgarter Handschrift vor, während das Münchener Reichsarchiv die Tagebücher der beiden Jesuiten bewahrt. In allen diesen Darstellungen geistlicher Autoren tritt, wie sich erwarten lässt, der Charakter des Religionskrieges besonders nachdrücklich hervor. Ihre Hauptbedeutung haben sie für den künftigen Verfasser einer Kulturgeschichte des dreissigjährigen Krieges, ohne dass die politische und militärische Geschichte des Feldzuges von 1620 gänzlich leer ausginge.

Herr Traube spricht

Über die Überlieferung der für die Geschichte und Erkenntnis des Manichäismus auch neben den neu erschlossenen orientalischen Quellen sehr wichtigen Acta Archelai des Hegemonios.

Der Schluss des Werkes, der in der Handschrift von Montecassino fehlt und bisher vermisst wurde, hat sich in einer andern italienischen Handschrift erhalten und gibt u. A. für den Namen des Verfassers die urkundliche Bestätigung und für die Zeit des Übersetzers einen festeren Anhalt.

Derselbe berichtet ferner

Über eine von ihm und Herrn Dr. Max Fastlinger unternommene zeitliche und örtliche Bestimmung des in Fulda liegenden Codex Bonifatianus 2 und eines mit ihm paläographisch übereinstimmenden St. Emmeramer Fragmentes der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek aus dem achten Jahrhundert.

Die Fulder Handschrift ist wichtig durch die in ihr erhaltene Sammlung patristischer Schriften, von denen nur die Titelangaben in einer Handschrift aus Nonantola in gleicher Folge wiederkehren, und ehrwürdig durch die wahrscheinlich berechtigte Tradition, die sie mit dem heiligen Bonifatius selbst in nächsten Zusammenhang bringt.

Acta Archelai.

Vorbemerkung zu einer neuen Ausgabe.

Von **Ludwig Traube.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 5. Dezember 1903.)

I. Einführung.

Für die Geschichte des Manichäismus sind, wenn auch nicht so wichtig wie die neu erschlossenen orientalischen Quellen, doch von hoher Bedeutung die *Acta Archelai*, von denen früher die Forschung ausging.

Der unter diesem Namen bekannte Bericht über zwei Religionsgespräche, die Mani, der Stifter der neuen persischen Lehre, mit Archelaus, einem Bischof von Mesopotamien, geführt haben soll, — ein glücklicherweise sehr unordentlicher Bericht, in den vieles hineingesteckt ist, was nicht zur Sache gehört und ihr doch erst den Wert verleiht — war ursprünglich griechisch geschrieben. Ziemlich umfangreiche Stücke hat Epiphanius im Panarium teils ausgehoben, teils umschrieben. Doch beruht unsere Kenntnis im Wesentlichen auf der alten lateinischen Übersetzung.

Als Verfasser des griechischen Originals gilt Ἡγεμόνιος nach dem von Photius angeführten Zeugnis des Heraclianus von Chalcedon. Von Hegemonius weiss man nichts weiter als eben diesen Namen. Als Abfassungszeit wird im Allgemeinen die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts angenommen. Doch setzt Adolf Harnack eine engere Grenze, indem er Bedenken trägt, das Werk noch als vornicänisch zu bezeichnen. Bekannt war es jedenfalls schon dem Epiphanius (374—377) und dem Hieronymus (392).

Mit dem Alter der Übersetzung hat man sich weniger beschäftigt. Harnack nennt sie nachhieronymianisch und vor der Einbürgerung der Vulgata erfolgt.

Vielleicht würden wir vom Original und von der Übersetzung mehr wissen, wenn wir den Schluss der Übersetzung hätten. Allein, was einst Zacagni unter seinen Text setzen musste: *nonnulla fortasse desunt*, das steht auch noch unter der letzten, von Routh besorgten Ausgabe, und wäre nicht als Vermutung, sondern als Tatsache ausgesprochen worden, wenn man die Anführung aus den Exegetica des Basilides, in welcher das letzte Kapitel der *Acta*, mitten im Satz, abbricht, genauer erwogen hätte.

Ich bin nun in der glücklichen Lage, der lateinischen Übersetzung den bisher fehlenden Schluss zurückgeben zu können. Es ergibt sich aus ihm, dass der Verfasser des Originals wirklich der Hegemonius ist, den Heraclianus erwähnt; wir entnehmen ferner einem der Übersetzung angehängten Ketzerkataloge genaueres über die Zeitumstände des Übersetzers; wir erhalten einen recht umfangreichen und bedeutsamen Nachtrag zu den Fragmenten des Basilides; und schliesslich, die Handschrift, die den Schluss bietet und zugleich für die ganze Schrift einen unabhängigen und vielfach reineren Text, ermöglicht es erst, eine kritische Ausgabe der *Acta Archelai* herzustellen. Es geht damit der Wunsch des Zacagni, freilich sehr postum, in Erfüllung: *Fortasse hoc opus deo dante correctius recudere fas erit, si aliquod aliud exemplar inter lustrandum bibliothecarum nostrarum loculos occurrat.*

II. Die früher bekannten Handschriften *(A, T, C, F)*.

1. (*A*) Mailand, Ambros. O. 210 Sup. aus Bobbio, geschrieben im sechsten Jahrhundert in Halb-Unciale, enthält auf fol. 33ᵛ—45 Auszüge aus den Acta, und zwar capp. IV—XII (= Reliquiae sacrae rec. Routh, ed. II, vol. V, pag. 41—72) und capp. XLI—XLV (= ib. pag. 146—165). Vgl. Reifferscheid, Bibliotheca patrum latinor. italica II 94—96 und Chatelain,

Scriptura uncialis tab. LXVIII. Die Überschrift ist: *Inc̄ doctrina iniqui et perfidi Manichei. In qua doctrina decipet (!) animas infirmorum, unde tu, Christiane catholice (catholicae* A*), quisquis es, lege et cave, ne seducaris verbis eius et cadas in laqueos ipsius.* Am Schlusse der Auszüge steht: *Explicit. lege cum pace.* Diese Form der Subscriptio (*lege cum pace*, wovon *lege in pace* verschieden ist) wird vielleicht, wenn man auf derartige Kleinheiten länger und besser geachtet hat, dazu beitragen können, die Herkunft der Handschrift oder doch der Überlieferung näher zu bestimmen. Sie findet sich im Verecundus (Leiden Voss. lat. F. 58, wo aber *cum pace amen* steht) im Lyoner Heptateuch, in der grossen Bibel Paris lat. 11553, im Hilarius de trinitate (z. B. Cambrai 541). Das spricht wohl für afrikanische Tradition, die sich über Spanien und Südfrankreich verbreitet, die aber auch unmittelbar nach Italien überspringen kann. Der Ambrosianus enthält in seinem ersten gleichartigen Bestandteile (fol. 1—45) noch einen Brief des Augustinus an Hieronymus (Hier. epp. CXXXI) und dessen Antwort (epp. CXXXIV), Anatheme gegen die Manichäer (vgl. unten S. 549) und den sog. *Vigilius de trinitate* in der kürzeren Fassung. Es ist diese Handschrift die erste, aus der Stücke der *Acta* bekannt wurden: Henricus Valesius veröffentlichte aus ihr die oben bezeichneten Auszüge hinter seiner Ausgabe der Kirchengeschichten des Sokrates und Sozomenus (Paris 1668).

2. (*T*) Turin, Bibliothek des Hofarchivs I. b. VI. 28 aus Bobbio, geschrieben im sechsten oder siebenten Jahrhundert in Unciale, bietet hinter der Epitome des Lactantius und vor dem wahrscheinlich afrikanischen *Liber genealogus* auf fol. 61 eine kurze Geschichte des Mani mit Sätzen, die aus den capp. LII—LV der *Acta* (= Routh pag. 187—197) zusammengesetzt sind. Sie beginnt: *Scitianus quidam fuit ex genere Sarracenorum* und schliesst mit der Aufforderung, Weiteres in den *Acta* selbst nachzulesen: *haec ita esse melius nosse cupientes Archelaum legant.* Vgl. die Beschreibung der Handschrift bei Reifferscheid l. c. pag. 140 sq. und Mommsen in der Ausgabe der Chronica minora I 156; ein Bild u. A. bei Cipolla, Monumenta

palaeogr. sacra tav. 7. Gedruckt wurde das Stück von Fabricius[1]) am Schlusse seiner Ausgabe des Hippolytus (Hamburg 1718) und ohne Kenntnis davon noch einmal von Reifferscheid.

3. (*C*) Montecassino 371, in beneventanischer Schrift des elften Jahrhunderts, überliefert hinter dem Kommentar des Presbyter Philippus zum Hiob auf fol. 66—113ᵛ den einzigen bisher bekannten vollständigen Text der *Acta*. Diese Handschrift zog der Bibliothekar der Vaticana Lorenzo Zacagni in seinen *Collectanea monumentorum veterum* (a. 1698) zur ersten Gesamtausgabe der *Acta* heran, oder, um es genauer zu sagen, er benutzte eine aus ihr in Rom für ihn genommene Abschrift. Man hat bisher nicht beachtet, dass der Casinensis am Schlusse der *Acta*, welcher zugleich der Schluss der ganzen Handschrift ist, eine äussere Verletzung erlitten haben muss. Aus Reifferscheids Beschreibung (l. c. pag. 422) wird das völlig klar. Hierdurch erklärt sich, dass seit Zacagni wohl der vollständige Text der *Acta* im Umlauf ist, aber ohne seinen richtigen Abschluss. Dem Anscheine nach fehlt im Casinensis das letzte Blatt.

4. (*F*) Auszüge aus capp. LI—LV der *Acta*, die nicht identisch sind mit den oben angeführten von *T*, kommen in mehreren Handschriften im Anschluss an das Augustinische *Commonitorium* vor. Ihre Überschrift ist: *Quod iste Manes non sit auctor huius heresis, sed potius quidam Stutianus* (!); der Beginn: *quidam Stutianus nomine.* Für eine Ausgabe der *Acta* müsste diese Sonderüberlieferung erst hergestellt werden, und nur die hergestellte Form dürfte im Apparate erscheinen. Die folgenden Handschriften scheinen dafür in Betracht zu kommen.

Rom Reg. lat. 562, ein Sammelband des sechzehnten Jahrhunderts mit vielen Abschriften aus älteren Codices. Vgl. Montfaucon, Bibliotheca bibliothecar. I, 44 (unter n. 1335); Bethmann im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XII, 292; Nürnberger im Neuen Archiv derselben Gesellschaft VIII, 315. Diese Handschrift wurde, wie es scheint, von den Maurinern für ihre Ausgabe des *Commonitorium* im achten Bande

---

[1]) Darnach wiederholt bei Routh pag. 33—34.

der Werke des Augustin herangezogen (= Migne VIII, 1153), und sicher hat aus ihr Zacagni zehn Jahre später die Auszüge der *Acta* kennen gelernt und benutzt (vgl. bei Routh pag. 22 und 186). Die Abschrift war nach einem *Codex S. Salvii* gemacht. Da auch sonst französische Handschriften im Reginensis benutzt sind, so mag, wie Zacagni meinte, das Original dem Kloster Saint-Saulve in der Diözese Amiens angehört haben. Doch gibt es Klöster desselben Namens wie ausserhalb Frankreichs, so in Frankreich auch ausserhalb der Diözese von Amiens.

Paris lat. 1908 und Paris lat. 1918, beide aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie haben nach Zycha (Corpus scriptor. ecclesiasticor. Vindob. vol. XXV, pag. LXXVII) hinter dem *Commonitorium* die eben mitgeteilte Überschrift. Ob nun die Auszüge selbst in ihnen überliefert sind, ist mit meinen augenblicklichen Hülfsmitteln nicht festzustellen, scheint aber sehr wahrscheinlich, obgleich Zycha die Überschrift der Auszüge für die Unterschrift des *Commonitorium* hält. Fehlen die Auszüge und findet sich nur ihre Überschrift, so standen sie doch sicher im Original.

III. Die neue Handschrift *(M)*.

Im April 1902 erwarb ich von dem hiesigen Antiquar Herrn von Różycki einen schönen, sehr sorgfältig geschriebenen Folianten: 106 Pergamentblätter im Formate von 27 × 35, jede Seite zu 2 Kolumnen von 41 bis 44 Zeilen. Sein Inhalt ist folgender:

fol. 1 *Incipit liber primus sancti Augustini de consensu euangelistarum* bis fol. 46 *Explicit liber sancti Augustini episcopi de consensu euangelistarum.*

fol. 46 *Incipit altercatio sancti Archelay episcopi Mesopotamie cum maledicto Manicheo heretico, ubi dicitur et de condicione et de doctrina et de fine ipsius maledicti Manichei* bis fol. 63 *Explicit altercatio sancti Archelai episcopi contra Manen heresiarcham.*

fol. 63 *Incipit liber sancti Augustini episcopi ad Paulinum episcopum de cura pro mortuis agenda* bis fol. 67^v *Explicit liber*

sancti Augustini ad beatissimum Paulinum episcopum de cura pro mortuis.

fol. 67^v *Incipit liber eiusdem sancti Augustini de immortalitate animae* bis fol. 70^v *Explicit dialectica sancti Augustini episcopi de immortalitate anime.*

fol. 70^v *Incipit liber eiusdem de presentia dei ad Dardanum* bis fol. 74^v *Explicit liber sancti Augustini episcopi de presentia dei.*

fol. 74^v *Incipiunt libri eiusdem Aurelii Augustini de babtismo numero septem* bis fol. 105^v *Amen. Explicit Aurelii Augustini episcopi de baptismo contra Donatistas liber septimus.*

fol. 105^v *Incipit sermo eiusdem sancti Augustini contra venena serpentum Manicheorum* bis fol. 106^v *Explicit sermo sancti Augustini episcopi contra venena serpentum Manicheorum.* Hiermit schliesst die Handschrift; der grössere Teil der ersten Kolumne und die ganze zweite Kolumne der letzten Seite blieb frei; nur hat eine spätere Hand ein nicht ganz vollständiges Inhaltsverzeichnis hierher geschrieben.

Obgleich Herr v. Różycki gleichzeitig auch die Handschriften aus dem Nachlasse Joseph von Görres' zum Kaufe ausbot, so spricht schon die äussere Erhaltung dafür, dass mein Band, den ich im Folgenden als *M(onacensis)* bezeichne, kein Goerresianus ist, dass er nicht Trierer, sondern italienischen Ursprung hat. Freilich fehlt jeder Eintrag, der hier weiter führen könnte. Der Einband ist aus Leder und trägt auf dem Rücken nichts als den Titel DIVI AUGUSTIN DE CONSE EVANGEL; er mag aus dem 18. Jahrhundert sein. Im Innern des Deckels findet sich nicht der mindeste Anhalt. Was mich bewog, die Handschrift zu kaufen, war neben dem grossen paläographischen Interesse, das sie mir trotz verhältnismässiger Jugend bot — ich denke sie um 1200 in Süditalien entstanden —, gerade der Umstand, dass sie die *Acta Archelai* enthält. Mir war von meinen überlieferungsgeschichtlichen Arbeiten her bekannt, wie selten dieses Werk in Handschriften vorkommt. Trotzdem ich nun einen solchen Schatz besass, oder vielleicht gerade deshalb, ging ich nicht sofort daran, ihn genau zu untersuchen und auszubeuten. Sondern erst vor

kurzem, als ein junger Historiker, Herr Ludwig Bertalot, zu mir kam und um paläographische Förderung bat, lieh ich ihm zugleich das Manuskript und die gangbare Ausgabe von Routh und forderte ihn auf, mir über die Stellung der Handschrift zum Druck und zu den im Drucke herangezogenen Handschriften zu berichten. Er tat dies nach einigen Wochen mit gutem Verständnis, und er ist es, der zuerst auf den unbekannten Abschnitt am Schlusse aufmerksam machte. Ich forderte ihn auf, dem merkwürdigen Stoffe weiter nachzugehen. Aber er wollte seine noch nicht lange begonnenen Studien nicht diesem entlegenen Gebiete zuwenden, und so musste ich für ihn eintreten. Ich war mir dabei bewusst, dass ich eine schnelle Anzeige des Fundes den Bearbeitern der älteren christlichen Literatur zu geben ebenso verpflichtet, wie eine zugleich befriedigende zu geben nicht befähigt war. Die Entsagung, die somit zu üben war, hofft entsprechender Nachsicht zu begegnen.

Die erste Frage, die sich angesichts der neuen Handschrift erhob, war diese. *M* hat den Schluss, der in *C* fehlt; in *C* ist der Schluss durch einen äusseren Schaden verloren gegangen. Ist *M* eine Abschrift von *C*, die genommen wurde, als diese Handschrift noch vollständig war? Doch diese Frage ist zu verneinen, und damit wächst die Bedeutung von *M* um ein Beträchtliches. Mag auch Zacagni oder der Mann, der *C* in Rom für ihn abschrieb, oft flüchtig gearbeitet haben, in vielen Fällen, wo *M* deutlich zu *A* und gegen *C* steht, können die Sonderlesarten von *C* als blosse Flüchtigkeit der modernen Abschreiber nicht aufgefasst werden. Doch wird eine Gegenüberstellung von *C* und *M* und der kontrollierenden Lesarten aus Epiphanius und *A* erst dann einen rechten Sinn haben und die Veröffentlichung verdienen, wenn *A* und *M* noch einmal verglichen sind. Nur eine sehr richtige und merkwürdige neue Lesart hier schon anzuführen, kann ich mir nicht versagen. In cap. LII (Routh pag. 188, 7) druckt Zacagni: *ille vero discipulus qui cum eo fuerat conversatus in fugam versus est*; *F* oder wenigstens die Auszüge in Reg. lat. 562 geben: *ille vero discipulus omnibus quaecunque eius fuerant congregatis*

in fugam versus est. Hier hat *M*: *ille vero discipulus omnibus quecumque fuerant magistri convasatis in fugam versus est.* Die Prägnanz des Wortes *convasare* spricht für sich selbst.

IV. Herstellung des Schlusses.

Den Schluss der *Acta* hatte uns bisher ein Zufall vorenthalten; ihr Archetypon besass ihn noch. In der *Editio princeps*, die ich heute aus *M* veranstalten kann, verfahre ich so, dass ich das Stück hinzu nehme, das dem Schluss unmittelbar vorhergeht und eng mit ihm verbunden ist. Die Lesarten von *C* müssen dabei freilich der Ausgabe Zacagnis entlehnt werden, während *M* beim Schreiben und Drucken neben mir liegt. Wo *C* aufhört, habe ich im Text zwei senkrechte Striche gesetzt.

Man hat nun also im Folgenden zum ersten Male die gesamte Darstellung der Lehre des Gnostikers Basilides, soweit sie vom Verfasser der *Acta* in die letzte bedeutsame Rede des Archelaus eingeflochten war. Archelaus hält diese, nachdem Mani selbst sich längst aus dem Staube gemacht, um die Unursprünglichkeit der Lehre seines Gegners darzutun. Der Dualismus, den er vertrete, beruhe ganz auf der Lehre und den Schriften des persischen *praedicator Basilides.* Gemeint ist, wie man sah, der Gnostiker, und zum Teil wörtlich angeführt werden dessen Exegetica. Wenn Archelaus dabei öfters darauf hinweist, dass Basilides seinerseits von Scythianus abhänge, so geschieht das offenbar nur um zwei völlig getrennte Überlieferungen, die nebst vielen andern einzelnen Stücken und Stückchen dem Verfasser vorlagen, mit einander auszugleichen und neben einander bestehen lassen zu können. Andere, so bricht Archelaus diese Auseinandersetzung ziemlich kurz ab, werden gegen die Schriften des Mani mehr und besseres schreiben können. Und so segnet er die Versammlung und entlässt sie. Es folgen noch die mehrdeutigen Worte, mit denen Hegemonius sich leibhaftig dem Leser vorstellt. Der Name ist darin mit grossem Anfangsbuchstaben und Mennig geschrieben, wie auch sonst die Namen der Redner und auch längere Zwischenbemerkungen, was das Suchen in der Handschrift ungemein

erleichtert. Die einzelnen Sätze, um das nachzuholen, sondern sich dadurch von einander, dass ihr erster, gross geschriebener Buchstabe mit grüner und brauner Farbe ausgetuscht ist. Stärker hervorgehobene Abschnitte beginnen mit reicher verzierten Buchstaben. Hegemonius also unterschreibt so: *Ego Egemonius scripsi disputationem istam exceptam ad describendum volentibus.* Dass er damit sich als den Tachygraphen bezeichnen will, der den Streitgesprächen selbst beigewohnt hat, geht aus einer anderen Stelle hervor (cap. XXXIX ed. Routh pag. 141), an der es gleichfalls in erster Person heisst: *quoniam vero placuit Marcello disputationem hanc excipi atque describi, contradicere non potui confisus de benignitate legentium, quod veniam dabunt, si quid imperitum aut rusticum sonabit oratio; hoc enim tantum est, quod studemus, ut rei gestae cognitio studiosum quemque non lateat.* Doch hier und an einer dritten Stelle (cap. LV ed. Routh pag. 195): *quibus postea agnitis Archelaus adiecit ea priori disceptationi, ut omnibus innotesceret, sicut ego, qui haec scripsi* (*qui inscripsi* C), *in prioribus exposui,* spricht der angebliche Stenograph zugleich von den redaktionellen Änderungen, die er vorgenommen, und bittet mit ganz geläufiger Koketterie um Nachsicht wegen seiner bäurischen Sprache, bekennt sich also deutlich als das, was er ist: nicht den Aufzeichner, sondern den Bearbeiter, den Verfasser.

Addidit etiam hoc Archelaus dicens: Viri fratres, ne quis vestrum incredulus sit his, quae a me dicta sunt, id est: quod non ipse primus auctor scelerati huius dogmatis extiterit Manes, sed tantum, quod per ipsum aliquibus terrae partibus manifestatum sit. Sed non statim is, qui aliquid quocumque portaverit, auctor eius putandus est, sed qui invenerit. Sicut enim gubernator acceptam navem, quam alius fecit, ad quaecumque loca voluerit perducere potest, alienus est tamen omni genere a constructione eius, ita intellegendus est et iste. Non enim ex initio huic rei ipse originem dedit, sed tantum, quae ab alio

---

4 *tentum* M 5 *his qui* M 8 *uoluerit*]*o* vielleicht auf Rasur M *potest* fehlt C 10 *sed etiam tantum*, wie es scheint, C

fuerant inventa, per se detulit hominibus, sicut certis testimoniis notum est, quibus propositum est nobis ostendere: non ex Mane originem mali huius manasse, sed ab alio, et ante multum temporis a barbaro quodam exorta in silentio habita, ab isto vero ignota et latentia, veluti propria eius, esse prolata deleto conscriptoris titulo, sicut superius exposui. Fuit praedicator apud Persas etiam Basilides quidam antiquior non longo post nostrorum apostolorum tempora. Qui et ipse cum esset versutus et vidisset, quod eo tempore iam essent omnia praeoccupata, dualitatem istam voluit affirmare, quae etiam apud Scythianum erat. Denique cum nihil haberet quod assereret proprium, aliis dictis proposuit adversariis. Et omnes eius libri difficilia quaedam et asperrima continent. Extat tamen tertius decimus liber tractatuum eius, cuius initium tale est: „Tertium „decimum nobis tractatuum scribentibus librum necessarium ser„monem uberemque salutaris sermo praestabit: per parabulam „divitis et pauperis naturam sine radice et sine loco rebus „supervenientem unde pullulaverit indicat". Hoc autem solum caput liber continet? Nonne continet et alium sermonem? At, sicut opinati sunt quidam, nonne omnes offendamini ipso libro, cuius initium erat hoc? Sed ad rem rediens Basilides interiectis plus minusve quingentis versibus ait: „Desinamus „ab inani et curiosa varietate; requiramus autem magis, quae „de bonis et malis etiam barbari inquisierunt et in quas opi„niones de his omnibus pervenerunt. Quidam enim horum dixe„runt initia omnium duo esse, quibus bona et mala associave„runt, ipsa dicentes initia sine initio esse et ingenita, id est: in „principiis lucem fuisse ac tenebras, quae ex semet ipsis erant,

---

2 *uobis* C 4 *exhorta* M 5 *ignote latentia* C *uelut* M 8 *longe* C *tempore* M 11 *excutianum* hat, wie gewöhnlich, M; in C wechseln *scutianus* und *excutianus*; in F weist *stutianus* auf *scutianus*; T hat *scitianus* 12 der Hauptsatz ist verdorben; etwa: *aliis dictis pro⟨pemodum eadem op⟩posuit adversariis*, dem vielleicht als Beginn des nächsten Satzes *quare* folgte 15 *tractatum* M 16 *praestauit* C, *perstatuit* M 16 *paruulam* CM, von Routh verb. 20 *et* CM, verb. von Plenkers *ne omnes offendam in ipso* M *offendemini* C 22 *minus uel* C *desine* C

„non quae esse ⟨genitae⟩ dicebantur. Haec cum apud semet „ipsa essent, proprium unumquodque eorum vitam agebant „quam vellent et quale sibi competeret; omnibus enim amicum „est, quod est proprium, et nihil sibi ipsum malum videtur. „Postquam autem ad alterutrum agnitionem uterque pervenit „et tenebrae contemplatae sunt lucem, tanquam melioris rei „sumpta concupiscentia insectabantur ea et coammisceri ‖ ac „participari de ea cupiebant. Et tenebrae quidem haec agebant, „lux vero nequaquam ex tenebris quicquam recipiebat in sese, „nec in earum desiderium veniebat, tantummodo quod etiam „ipsa spectandi libidinem passa est. Et quidem et respexit eas „velut per speculum. Enfasis igitur, id est color quidam lucis „ad tenebras factus est solus, sed lux ipsa respexit tantum„modo et abscessit, nulla scilicet parte sumpta de tenebris. Tene„brae vero ex luce sumpserunt intuitum et yles enfasin vel „colorem, in quo ei displicuerant. Cum ergo nequiores de „meliore sumpsissent non veram lucem, sed speciem quandam „lucis atque enfasin, . . . boni raptiva mutatione traxerunt. Unde „nec perfectum bonum est in hoc mundo, et quod est valde „est exiguum, quia parum fuit etiam illud, quod initio con„ceptum est. Verum tamen per hoc ipsum exiguum lucis, immo „potius per speciem quandam lucis, creaturae valuerunt gene„rare similitudinem perferentem ad illam, quam de luce con„ceperant, permixtionem. Et haec est ista, quam cernimus, „creatura.“ Sed et reliqua eorum similia in consequentibus executus est. Haec autem sufficere aestimavi ad ostendendam eius in hac parte sententiam. In his enim de mundi conditione conscripsit secundum quod Scythianus senserat. Hic vero assumptis eius litteris adiecit etiam nomina daemonum et commotiones inquietas atque elementorum cursus non secundum illum ordinem, qui a veteribus scriptus est, sed ut sarcinam

---

1 *genitae* oder *factae* eingeschoben von Routh 2 *propriam* C 2. 3 *agebat* und *uellet* C 6 *meliores* M 7 *et coammisceri* letzte Worte in C 10 *eorum* M 11 *expectanti* M 15 *ylem* M 17. 18 *quandam lis atque* M 18 lückenlos M, es fehlt etwa *speciem quoque tantummodo* 20 *initium* M 28 *hic* ist Mani, wie 544, 15 und *ipse* 544, 5 u. 11 und *ille* 544, 20 31 *a veteribus,* nämlich von Scythianus und Basilides

quandam verborum multorum et inutilium congregaret et permixtiones immensas ac confusiones legentibus generaret. Quia vero omnis eius dogma et inscientia Basilide illi obversante conscripta in dualitate suspensa sunt, nulli dubium est. Si quis ergo subvertere potuerit ingenitam dualitatem, quam ipse asserit, dico: universam eius verborum silvam pariter abscideret. Sicut enim quis draconis caput esecans reliqua corporis eius inutilia atque inania derelinquet, ita et nos, si dispositam non recte creaturam et commixtionem duorum ingenitorum, lucis ac tenebrae, sicut Basilides praesumit, ostenderimus, sine dubio omnia reliqua, quae ipse scribit, inania et, quae nos scripsimus, vera esse signabimus. Hoc autem deprecor eos, qui his exemplis uti voluerint, ut subtilius intueantur unumquemque sermonem, quoniam quidem argute et breviter Basilides locutus est ea, quae apud Scythianum reppererat definita; quae hic translata subtilius argumentis quoque violentioribus communivit, uti verborum novitate propria sua esse putarentur. Haec, ut potuimus, a nobis dicta sunt. Poterunt autem hi, qui nos sensu subliniori praecellunt, plura horum ac meliora proferre atque conscribere adversum eos libros, qui ab illo editi sunt. Finita ergo disputatione ista Archelaus turbas cum pace dimisit ad propria. Qui benedicentes eum voce, qua dignum est, cum omni laetitia discesserunt.

Ego Egemonius scripsi disputationem istam exceptam ad describendum volentibus.

V. Der Nachtrag des Übersetzers.

Mit der Nennung des Hegemonius ist in meiner Handschrift der Text der *Acta* nicht erschöpft. Auf *volentibus*, das letzte Wort des Hegemonius, folgt vielmehr unmittelbar und fortlaufend ein längerer Ketzerkatalog, und erst hinter diesem steht das technische *Explicit*. Ich befördere zunächst dieses zweite neue, nicht unwichtige Stück zum Drucke.

3. 4 *dogma et inscientiae nam illi aversante conscripta* M   4 *suspensus est* M   9 *commotionem* M   12 *signauimus* M

Veteres heretici propemodum omnes divinitatem duplicem simularunt, ut alium bonum deum, alium iustum esse confingerent et dicerent boni dei subvenitoris atque melioris filium dominum Iesum Christum venisse in hunc mundum, ut de iusti dei, quem tantum severum putant dominum, animas ad pristinas reduceret sedes, quae creatoris praecepto corporibus fuissent ligatae. Ex quibus est Cerdon atque Marcion et ceteri qui eorum sequuntur errorem. Valentinus vero et ipse duplicem esse simulavit divinitatem; is simul et aeonum numerum novum visus est introferre, quod triginta aeonas visus est dicere. Basilides quoque de hac impietate descendit, qui tot deos simulat esse, quot dies in anno sunt, et de his quasi minutalibus unam summam divinitatis efficit et appellat Mithram, siquidem iuxta computationem Graecorum litterarum Mithras anni numerum habet. Hi non multum a gentilitate distant et eisdem paene mysteriis imbuuntur, quibus a gentilibus initiatur. Hoc defuncto aliae rursum multae diversae hereses ebullierunt, quae divinitatem Christi negantes tantummodo confitentur humanitatem eius ex Maria. Ex quibus est Cerinthus, Ebion et nunc Fotinus, qui eorum heresim instauravit. Erupit et alia heresis, quae Catafrigae appellatur ex promissione spiritus sancti, quam dominus salvator noster pollicitus est dicens: vadam et alium paraclitum mittam vobis,[1] asserens non in apostolis, sed in Montanum, Priscillam et Maximillam. Post has erupit Manicheus, post dormitionem sancti martyris Cypriani, modicum ante Diocletianum, qui alium deum bonum, alium malum indicant et omnium universa quae a corpore sunt dicunt esse Satanae. Huius heresis de Pythagorae fonte libatur et com-

7 *Maron* M 8. 9 *duplicem esse simularunt. Ita diuinitatem ihš simulet conum numerum nouum* M 11 *descendit*] das erste *e* vielleicht auf Rasur M 14 *mytram*, wie immer, M 15 *habent. Hii* M 19 *cherintus* M 26 *dioclitianum* M 27 der Plural steht hier und im folgenden öfter, wo statt des Häresiarchen die ihm folgenden Häretiker als Subjekt vorschweben 28 *pytagore*, wie gewöhnlich, M

[1]) Vgl. Acta Archelai cap. XXVII (ed. Routh pag. 107).

mixta magicis artibus astrologia quoque utuntur, sicut et ipse Pythagoras de his exordium sumit. Et uti infinita praeteream, nunc de novis heresibus breviter increpandum est. Super funere Constantini erupit heresis Arriana apud Alexandriam, quae unum patrem deum esse, filium vero eiusdem dominum nostrum Iesum Christum et spiritum sanctum adoptione esse filium non natura et quantum distare dicit filium a patre tantum rursus dicit a filio spiritum separari. Haec in tria scinditur. Eunomius quippe, a quo vocantur Eunomiani, audaciter proclamant et libere, quod quorum diversa natura est, similes eos esse non posse, itaque filium et patrem, quoniam alterius substantiae essent, dissimiles esse. Macedonius vero, a quo vocantur Macedoniani, qui etiam Arriani nuncupantur, sub impietate pietatem videntur inferre, ut dicant similem esse filium patri; et in eo differunt ab Arrianis, quod Arriani filium similem patri dicunt, Macedoniani vero, ut plus ei donare videantur, similem dicunt esse per omnia. Sed et eos dolus et lapsa quasi pietas detegit, cum etiam homo ad imaginem et similitudinem dei conditus sit. Extrema est heresis Apollinaris, quaequot homines habent tot paene sententias. Necdum enim inter eos decretum est, in quae quasi pro certo et statuto blasphemabunt. Alii dicunt nec sensum nec animam humanam habuisse dominum nostrum Iesum Christum. Qui vero audaciores sunt, etiam corpus illius sic de Maria confitentur, ut nihilominus etiam hoc de caelestibus vindicent. Nonnulli animam et corpus tantummodo profitentes, sensum, id est mentem, negant. Sed istos si discusseris, et animam et corpus incipiunt denegare et dicunt pro anima inhabitatorem fuisse verbum deum; et dum volunt humanitatem in Christo negare, id est: quod et cogitationibus humanis non subiectus fuerit, omnes passiones eius ad deitatem referunt, si animam non habuit nec mentem. Flevit autem et contristatus est et ceteros passus est affectus. Haec enim per se corpus

1 *astrologiae* M, verb. von Plenkers; oder *astrologia ei quoque* 6 *spiritum suum* M, welche Worte Plenkers tilgen möchte 8 *exciditur* M, verb. von Beeson 13 statt *Arriani* wird *Pneumatomachi* erwartet; doch liegt wohl keine Verderbnis vor 21 *pro certum et statu* M

pati non potest. Superest, ut deitas in illo haec passa fuerit. Intei Novatianos et Montenses hoc interest, quod Novatiani maiorum criminum poenitentiam non accipiunt, id est negationis, adulterii, homicidii, fornicationis et ceterorum his similium; Montenses vero dicunt nos scripturas sanctas exurendas tradidisse, simulantes suos episcopos ecclesiam gubernasse et quod faciunt Luciferiani monentibus sacerdotibus, hoc illi faciunt in omnibus ecclesiis, dicentes eorum sacerdotes esse non posse, qui scripturas tradiderunt, et super hoc addunt, quia nostram ecclesiam traditurum infamant quemcumque a nobis invenerint.

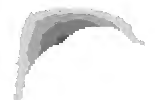
7 *luciferianis* M 10 *traditorum* M nach *invenerint* hat M: *Explicit altercatio sancti Archelai episcopi contra Manen heresiarcham.*

Kann dies Hegemonius geschrieben haben? — Es ist nur dann möglich, wenn er die vorgenommene Maske sich selbst herabziehen wollte. Hegemonius will zur Zeit des Kaisers Probus gelebt haben[1]) und hat damit auch den Hieronymus hinter das Licht geführt.[2]) Wenn er von Ketzern spricht,[3]) so sind es Basilides, Marcion, Valentinus, Tatianus und noch Sabellius. Aber von Fotinus, Lucifer und Apollinaris, von denen hier die Rede ist, durfte er nichts wissen, wobei dahingestellt bleiben kann, ob er von ihnen in Wirklichkeit hätte wissen können. Und da nun der Ketzerkatalog auch an einer sonderbaren Stelle in der Überlieferung erscheint und dann erst beginnt, als Hegemonius sich eben unterzeichnet hat, so werden wir ihn für einen ursprünglichen Bestandteil der *Acta* nicht halten dürfen, obgleich an sich ein solcher Fetzen, wäre er nur wirklich eingeflickt und nicht bloss daneben gelegt, mit der Eigenart dieser *Acta* gar wohl sich vertragen würde. Betrachtet man den Katalog allein und ohne Rücksicht auf die *Acta*, so springen seine klaren, in sich geschlossenen Zeit-

[1]) Vgl. cap. XXVII sq. ed. Routh pag. 107 sq.

[2]) De viris illustrib. cap. LXXII.

[3]) Vgl. capp. XXXVII sq. (ed. Routh pag. 136 u. 138). Statt *Valentinus* haben die Handschriften hier *Valentinianus*; im Ketzerkatalog gibt M richtig *Valentinus*.



verhältnisse sofort in die Augen. Nach den Häresien des Apollinaris, Lucifer und Fotinus zu urteilen, die er schon erwähnt, kann er nicht vor dem Ausgange des vierten Jahrhunderts geschrieben sein; nach der Häresie des Nestorius zu urteilen, die er noch nicht erwähnt, muss er vor die Mitte des fünften Jahrhunderts fallen.

Nun haben wir auf der einen Seite den Übersetzer der *Acta*, den wir genauer, als es bisher geschehen ist, nach dem Jahre 392, in dem Hieronymus seine Literaturgeschichte zum ersten Male herausgab, und vor dem sechsten Jahrhundert, aus dem der Codex Bobiensis *(A)* stammt, ansetzen können, und haben auf der andern Seite den mit der Übersetzung verbundenen und im gleichen Stile abgefassten Ketzerkatalog, dessen Verfasser zwischen dem Ausgange des vierten und der Mitte des fünften Jahrhunderts geschrieben haben muss: ist es da nicht überzeugend, dass der Übersetzer und der Häreseolog einer und derselbe war, und dass also nach 392 und vor c. 450 die *Acta* übersetzt und mit einem Nachtrage versehen wurden, durch welchen der Übersetzer die Streitschrift gleichsam auf dem Laufenden erhielt?

VI. Textgeschichte.

Denn eine Streitschrift waren die *Acta* und sind es in allen Phasen ihrer Überlieferung geblieben. Nicht ihr literarischer Wert erhielt und schützte sie, nicht der Name eines berühmten Verfassers. Wenn sie auftauchen und verschwinden und wiederum auftauchen, so hebt und verdrängt sie nicht die literarische Mode. Sie wurden verfasst, übersetzt, abgeschrieben und neuerdings hervorgesucht in dem langen Kampf gegen Manichäer und Neumanichäer. Der Inhalt der *Acta* war es, der von Zeit zu Zeit die Frage des Tages wurde.

Wo und wann Hegemonius seine Stimme gegen die Manichäer erhob, ist am wenigsten ausgemacht. Auch steht nicht fest, wo man das Bedürfnis fühlte, seine *Acta* ins Lateinische zu übertragen; nur mit leiser Vermutung durfte oben auf Afrika

gewiesen werden.[1]) Die Zeit aber dieser Übersetzung darf jetzt als gesichert gelten: 392—450, und das sind freilich Jahre, während deren besonders in Afrika der Manichäismus gross war und heftig befehdet wurde. Im sechsten Jahrhundert lagen in Italien[2]) Auszüge (*A* und *T*) und vielleicht auch eine vollständige Handschrift (x). Es ist die Zeit, in der Gelasius I. und Gregor der Grosse gegen die italienischen Manichäer eifern.[3]) Später gerieten die *Acta* in Vergessenheit, und erst im elften Jahrhundert wurde x wieder hervorgeholt und vervielfältigt (*C* und *M*). Es galt, die Katharer zu bekämpfen.

---

[1]) Vgl. oben S. 535.

[2]) *A, T* und x sind vielleicht unabhängig von einander nach Italien gekommen; auch der Stammvater von *F* hat vielleicht seine eigene Geschichte.

[3]) Anathematismen gegen die Manichäer, die in *A* vor den *Acta* stehen, hat Muratori herausgegeben (Anecdota II, Mailand 1698, pag. 112). Reifferscheid (Bibliotheca patrum italica II 96) zeigt, dass sie akephal sind, weil vor ihrem jetzigen Beginn in der Hs. ein Quaternio und drei Blätter fehlen. Es folgen auf die *Acta* in *A* erstens Gebete (vgl. Chatelain, Introduction à la lecture des notes tironiennes, Paris 1900, pag. 117) und dann ein Stück aus einem Schreiben des Papstes Gelasius. Aber dieses beides gehört nicht zum ursprünglichen Bestande der Hs.

Die Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie.

Von **K. Krumbacher.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 5. Juli 1902.)

Vorbemerkung.

Die Bedeutung der Akrosticha in der Geschichte der poetischen und auch der prosaischen Kunstformen ist heute bekannt. Wollte man ihre Verbreitung klar machen, so müsste man eher nach dem Volke fragen, in dessen Literatur sie fehlt, als nach den Völkern, bei denen sie vorkommt. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, eine allgemeine Geschichte der literarischen Kunstformen und Spielereien in ihrer grossen internationalen Ausbreitung, ihren genetischen Zusammenhängen und ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen zu wagen, so wird die Akrostichis ein ansehnliches Kapitel beanspruchen. Heute ist dieses Kapitel noch nicht einmal für die griechische und lateinische Literatur geschrieben. Wir sind vorerst auf eine Reihe von Einzeluntersuchungen angewiesen: W. Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rythmischen Dichtung, Abhandlungen der Bayer. Akademie, 17. Bd., 2. Abteil., München 1885, S. 370 f. H. Diels, Sibyllinische Blätter, Berlin 1890, S. 25 ff. (dortselbst S. 36 weitere Literaturangaben). Kurze Übersicht in meiner Geschichte der byzantinischen Literatur² S. 697 ff. Eine reichhaltige Zusammenstellung des Materials aus der christlichen, besonders der lateinischen Poesie, gibt, ohne auf die historischen Zusammenhänge

einzugehen, H. Leclercq in Cabrols Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de liturgie, fasc. II (Paris 1903) S. 356 ff.

Zum Werke der Zukunft, einer kritischen Geschichte der Akrostichis in der griechisch-lateinischen und in der Weltliteratur, sollen die folgenden Blätter einen Beitrag liefern. Doch ist es keineswegs der Hinblick auf ein so hohes Ziel, dem sie ihre Entstehung verdanken. Sie sind, wie Ähnliches oft in der Wissenschaft geschieht, aus einem kleinen zufälligen Anlass hervorgegangen. Bei der Lektüre und Bearbeitung der griechischen Kirchenlieder stiess ich in den Akrosticha wiederholt auf gewisse auffallende Wortformen, auf Buchstabenverdoppelungen, Lücken, Umstellungen und sonstige Unregelmässigkeiten. Mehrfach sind in der Ausgabe von Pitra, dem Hauptwerk für unsere Kenntnis der Hymnenpoesie, solche Unebenheiten durch einschneidende Korrekturen beseitigt oder durch gewagte Hypothesen erklärt worden. Dazu kamen weitere Beunruhigungen. Sogar die Glaubwürdigkeit der in den Akrosticha enthaltenen Autornamen wurde wiederholt angezweifelt.

Kurz, im Laufe meiner langjährigen Beschäftigung mit dem griechischen Kirchenliede ergab sich immer unausweichlicher die Notwendigkeit, alle auf das Gebiet der Akrostichis bezüglichen Tatsachen mit zuverlässiger Genauigkeit zusammenzustellen, zu sichten und zu prüfen, um für die Beurteilung jedes einzelnen Falles und der allgemeinen Fragen eine sichere Basis zu gewinnen. Grosse Schwierigkeiten bereitete hier, wie bei aller Arbeit auf diesem unwirtlichen Gebiete, die Schwerzugänglichkeit und Zerstreutheit des Materials. Ein verschwindend kleiner Teil der Lieder liegt in Ausgaben vor, die auf alle Fragen der Kritik Antwort erteilen. Die grosse Ausgabe von Pitra bietet wegen der beispiellosen Flüchtigkeit des Apparats und der ebenso beispiellosen Willkür tiefgreifender Korrekturen für die Untersuchung eine äusserst mangelhafte Stütze. Der grösste Teil der mit vollständigen oder annähernd vollständigen Akrostichen ausgestatteten Texte ruht noch im Staube der alten Pergamenthandschriften. Aber auch für die meisten der gedruckten Lieder kann erst durch Beiziehung früher nicht

benützter Handschriften bezüglich der Akrostichis wie bezüglich anderer Dinge genügende Sicherheit erzielt werden.

Ich entschloss mich daher, als Hauptbasis der Untersuchung das gesamte mir bis jetzt zugängliche Handschriftenmaterial zu wählen und den bei Pitra gedruckten Texten nur insoweit zu vertrauen, als sie durch die Handschriften bestätigt werden. Da ich von den reichhaltigsten Codices vollständige Abschriften bezw. Kollationen, von den ärmeren wenigstens Beschreibungen oder Proben besitze, so dürften wenige bemerkenswerte Nachträge aus Hss zu erwarten sein. Das in den erwähnten Hss gebotene Material habe ich ziemlich vollständig beigezogen; nur von den Texten, deren Akrostichis nichts als ein wertloses Fragment (z. B. *αἶν, τοῦ, αβγ*) oder ein kurzes leeres Wort (z. B. *ᾠδή*) enthält, habe ich, um die Materialiensammlung nicht allzu sehr anzuschwellen, eine beträchtliche Anzahl weggelassen.

Aus dem dargelegten Sachverhalt ergab sich auch die Notwendigkeit, das Beweismaterial umständlicher vorzulegen, als es bei Untersuchungen üblich ist, die mit gedruckten Texten operieren. Es ist für jedes Akrostichon sowohl die Form des Vermerks in der Liedüberschrift als auch die vom Texte selbst gewährleistete Form mit Angabe der Hss und der Varianten notiert, und so eine kritische Gesamtausgabe der Hymnenakrosticha hergestellt worden. Nur auf solche Weise konnten alle Einzelheiten der im zweiten Kapitel folgenden Untersuchung verständlich gemacht und dem Leser die Möglichkeit zur Kontrolle und zur selbständigen Beobachtung geboten werden.

Ausser den für die Aufklärung der Akrostichonfragen unumgänglich notwendigen Notizen habe ich im ersten Kapitel auch einiges aufgenommen, was für das Programm in seiner engsten Begrenzung vielleicht vermisst werden konnte: die Angabe des Tages, zu dem jedes Lied in den Hss steht, die Initien der Prooemien und der ersten Strophe und einige Exkurse zur Überlieferung einzelner Lieder. Diese Zusätze, die sich bequem an das Gerippe der auf die Akrostichis bezüglichen Notizen anfügen liessen, sind zwar auch für die schärfere Be-

leuchtung und Kennzeichnung des für die Spezialuntersuchung dienenden Materials von nutzen, verfolgen aber doch noch mehr den Zweck, ein vorläufiges Bild des Gesamtbestandes der Hymnenpoesie und ihrer komplizierten Überlieferung zu gewähren und dadurch den Fachgenossen das Auffinden neuer Hss und die Identifizierung einzelner Lieder oder Fragmente zu erleichtern. Wie wichtig ein solches summarisches Inventar der bis jetzt bekannten grösseren Stücke der Hymnenpoesie für alle weitere Forschung ist, habe ich an den Beschreibungen von Hss verspürt, die von Papadopulos-Kerameus, Vasiljev u. a. ohne eine derartige Grundlage gemacht wurden.

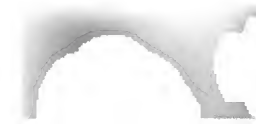
Eine gewisse Ungleichmässigkeit in der Vorführung des Materials rührt davon her, dass ich für einen Teil der Hss auf Analysen und Auszüge angewiesen war, die von Fachgenossen ohne Rücksicht auf den besonderen Zweck der vorliegenden Untersuchung und ohne Streben nach Konsequenz und Vollständigkeit hergestellt worden sind. So mag entschuldigt werden, dass die Folienangaben bei manchen Liedern fehlen und dass einzelne Notizen mit störenden Fragezeichen begleitet werden mussten.

Dem Materialienkapitel und der Untersuchung habe ich die kritische Ausgabe eines Liedes beigefügt, um die hinsichtlich der Akrostichis vorkommenden Verwirrungen und die eminente Wichtigkeit einer umfassenden Betrachtung der Akrosticha an einem konkreten Beispiel zu veranschaulichen.

Die Akrosticha der Hymnen stehen durch ihr Alter, ihre Mannigfaltigkeit und die mit ihnen verbundenen kritischen Fragen im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Zur Ergänzung müssten auch die Kanones und die übrigen Liedarten beigezogen werden. Dass ich diese Ergänzung nicht geben konnte, ist durch unüberwindliche materielle Schwierigkeiten verschuldet. Wir besitzen für die Überlieferungsgeschichte dieser späteren Werke so gut wie keine Vorarbeit; um sie in ähnlicher Weise zu behandeln wie die Hymnen, bedürfte es vieljähriger Sammelarbeit in den Bibliotheken Europas und des griechischen Orients. Ich muss mich daher

begnügen, bezüglich der Kanones und sonstigen Kirchendichtungen auf die allgemeinen Tatsachen zu verweisen, die aus den Texten bei Christ-Paranikas, Anthologia graeca carminum christianorum, ersichtlich und in meiner Geschichte der byzantinischen Literatur[2] S. 697 skizziert sind. Aus dem Gesagten erhellt auch, dass der Titel der Abhandlung genau genommen lauten müsste: „Die Akrostichis in der kirchlichen Hymnenpoesie der Griechen" oder noch genauer: „Die Akrostichis in den sogenannten Hymnen der griechischen Kirche". Doch hat mich Fanatismus für Kürze und leichte Zitierbarkeit die knappere Fassung wählen lassen.

Es ist mir eine willkommene Pflicht, auch an dieser Stelle den Herren Alexander Eumorphopulos, Athos, P. N. Papageorgiu, Saloniki, A. A. Vasiljev, Petersburg, und J. Sickenberger, München, zu danken, die durch freundliche Herstellung von Beschreibungen von Hss, Exzerpten und Kollationen die vorliegende Arbeit gefördert haben. Herrn Sickenberger danke ich auch für den freundlichen Nachweis der Bibelstellen zum Texte im dritten Kapitel.



Verzeichnis der Abkürzungen.

I. Codices.

1. Haupthandschriften d. h. sogenannte Kondakarien (das Tropologion und Triodion oder eines der zwei Bücher enthaltend).

A — Athous Batopediu (Signatur unbekannt), saec. X—XI. 285 Blätter. Mir nur bekannt durch die Analyse von A. Papadopulos-Kerameus, B. Z. 6 (1897) 375—380.

B — Athous Laurae Γ' 27, saec. X ex. (nach Papadopulos; saec. XI nach Papageorgiu) 102 Blätter. Mir nur bekannt durch die knappe Analyse von A. Papadopulos-Kerameus, B. Z. 6 (1897) 380—383, und durch eine sehr ausführliche ungedruckte Beschreibung, die P. N. Papageorgiu, Saloniki, im Jahre 1900 für mich angefertigt hat.

C — Corsinianus 366, saec. XI, 163 Blätter. In Grotta Ferrata geschrieben. Vgl. Pitra, An. Sacra I S. 663 ff. Von mir vollständig kollationiert bezw. abgeschrieben.

D — Athous Laurae Γ' 28, saec. XI, 230 Blätter. Mir nur bekannt durch eine ausführliche Beschreibung, die der Lauramönch Alexander Eumorphopulos im Jahre 1902 für mich angefertigt hat. Über die zwei Laura-hss vgl. auch *Ἐκκλησιαστικὴ Ἀλήθεια* 12 (1892) No. 32 f., und B. Z. 2 (1893) 604 f.

F — Sinaiticus 698, saec. XIV, 316 Blätter. Enthält u. a. ein sehr stark verkürztes Tropologion und Triodion.

G — Sinaiticus 925, saec. X, 118 Blätter.

H — Sinaiticus 926, saec. XI, 115 Blätter.

J — Sinaiticus 927, saec. XIV, 335 Blätter.

K — Sinaiticus 928, saec. XIV, 95 Blätter. F, G, H, J, K sind mir nur bekannt durch eine teils ausführliche, teils summarische Beschreibung, die A. A. Vasiljev, Petersburg, im Jahre 1902 für mich hergestellt hat. Die Altersbestimmungen stammen aus dem Katalog der Sinai-hss von Gardthausen.

M — Mosquensis Synod. 437, saec. XII, 328 Blätter (aus dem Athoskloster Batopedi stammend). Teilweise ediert und facsimiliert von Amfilochij (s. u.). Das übrige von mir kollationiert bezw. abgeschrieben.

N — Messinensis 157, saec. XII ex., 126 Blätter. Stark verkürztes Tropologion. Von mir teilweise verglichen.

P — Patmiacus 212, saec. XI, 288 Blätter. Von mir in Patmos im Jahre 1885 vollständig abgeschrieben bezw. verglichen.

Q — Patmiacus 213, saec. XI, 153 Blätter. Von mir in Patmos im Jahre 1885 vollständig abgeschrieben bezw. verglichen.

T — Taurinensis B. IV. 34, saec. XI, 194 Blätter. Von mir i. J. 1886 vollständig verglichen bezw. abgeschrieben. Nun vermutlich durch den Brand in der Turiner Universitätsbibliothek am 26. Januar 1904 vernichtet.

V — Vindobonensis suppl. gr. 96, saec. XII, wahrscheinlich in Grottaferrata geschrieben, 173 Blätter. Von mir im Winter 1898/99 verglichen bezw. abgeschrieben.

2. Sekundärhandschriften d. h. Hss, die nicht das alte Tropologion oder Triodion, sondern nur einzelne Hymnen oder Fragmente im Zusammenhange späterer liturgischer Bücher bewahren.

a — Crypt. *Δ. δ.* 6. Enthält das Lied Hypapante, Pitra S. 28 ff.
b — Crypt. *Δ. α.* 1. Geburt Mariae und Symeon Stylites, Pitra S. 198 ff., 210 ff.
c — Crypt. *Δ. α.* 5. Theophanie und Taufe Christi, Pitra S. 16 ff., 23 ff.
d — Crypt. *Δ. α.* III. Kosmas und Damian, Pitra S. 218 ff.
e — Crypt. *Δ. δ.* III (neue Signatur: *Γ. α.* 25). Totenlied, Pitra S. 44 ff.
f — Crypt. *Δ. δ.* 4 (neue Signatur: *E. δ.* 4). Totenlied, Pitra S. 44 ff.
g — Crypt. XVIII (?). Stichera, Pitra S. 222 ff.
k — Mosqu. 153. Hypapante, Pitra S. 28 ff.
l — Vallicell. *E.* 54. Stichera, Pitra S. 222 ff.
m — Vatic. 1212. Theophanie und Stichera, Pitra S. 16 ff., 222 ff.
n — Vatic. 1515 (?). Stichera, Pitra S. 222 ff.
o — Vatic. 1531. Stichera, Pitra S. 222 ff.
p — Vatic. 1829. Geburt Mariae, Pitra S. 198 ff.
q — Vatic. 1836. Totenlied, Pitra S. 44 ff.
r — Vatic. 1969. Totenlied, Pitra S. 44 ff.
s — Vatic. 2008. Theophanie und Hypapante, Pitra S. 16 ff., 28 ff.
t — Vatic. 2072. Orestes, Sabas der Jüngere, Pitra S. 300 ff.
t¹ — Vatic. reg. 54 (?). Stichera, Pitra S. 222 ff.
u — Vatic. reg. II 68. Theophanie. Pitra S. 16 ff.
v — Venet. 553. Totenlied, Pitra S. 44 ff.
w — Venet. II 138. Totenlied, Pitra S. 44 ff.
x — Vindob. theol. 33. Der hl. Johannes der Täufer, Pitra S. 178 ff.

Bezüglich der wahren Signatur einiger Cryptenses und Vaticani, die ich nach Pitra angeführt habe, herrschen Zweifel, die ich demnächst durch neue Nachforschungen an Ort und Stelle zu lösen hoffe. Einige Stücke der Cryptenses und Vaticani hat Professor J. Sickenberger, München, für mich verglichen.

II. Druckwerke.

Amfilochij, Facsimileband — Archimandrit Amfilochij, Snimki iz kondakarija XII—XIII vjeka, Moskau 1879.

Amfilochij, Textband — Archimandrit Amfilochij, Kondakarij v grečeskom podlinnikje XII—XIII v. po rukopisi Moskovskoj synodaljnoj biblioteki No. 437, Moskau 1879.

Krumbacher, Romanos und Kyriakos — K. Kr., R. u. K., Sitzungsberichte der philos.-philol. und der hist. Classe d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1901 S. 693 ff.

Krumbacher, Studien — K. Kr., Studien zu Romanos, Ebenda 1898, Band II S. 69 ff.

Krumbacher, Umarb. — K. Kr., Umarbeitungen bei Romanos, Ebenda 1899, Band II S. 1 ff.

Nilles — Nic. Nilles, Kalendarium Manuale, 2 tomi, Oenipontae 1896—1897.

Papadopulos-Kerameus — Papadopulos-Kerameus, *Ἀθωνικὰ κονδακαρίων ἀντίγραφα*, Byz. Zeitschr. 6 (1897) S. 375 ff.

Pitra — J. B. Pitra, Analecta Sacra spicilegio Solesmensi parata, Tom. I, Parisiis 1876.

Pitra, Jubiläumsgabe — J. B. Pitra, Sanctus Romanus veterum melodorum princeps. Cantica sacra etc. edidit J. B. cardinalis Pitra. Anno Jubilaei Pontificii (1888).

Sergij — ПОЛНЫЙ МѢСЯЦЕСЛОВЪ ВОСТОКА. АРХИМАНДРИТА СЕРГІЯ. 2 T. Moskau 1875—1876.

Erstes Kapitel: Material.

I. Die Akrostichis bei Romanos.

A. Edierte Lieder des Romanos.

1. Die hl. Nacht. I. Lied. Pitra S. 1—11.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CVJ)· *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ* (*ὁ* fehlt BCVD) *ὕμνος* PBCVDJMT.

Text: ebenso d. h. die Strophe für *ὁ* fehlt in BCVD.

Prooemion: *Ἡ παρθένος*.

Strophe *α'*: *Τὴν Ἐδὲμ*.

Die in BCVD fehlende Strophe für *ὁ* enthält die wichtige Mitteilung der Magier über den Stern und die Hoffnung, die ihnen als Führer gedient haben, und ist um so unentbehrlicher, als ohne sie der aufklärende Bericht der Magier an die vornehmen Juden ganz dürftig (auf eine halbe Strophe beschränkt) wäre. Es ist also wohl sicher Ausfall der durch die Akrostichis nicht genügend geschützten Strophe in BD und in der italischen Redaktion anzunehmen. Keine nähere Angabe besitze ich über G fol. 48^v—51^r.

2. Der hl. Stephan. 27. Dezember. I. Lied. Pitra S. 12—16.

Überschrift: *ποίημα ῥωμανοῦ* C (fehlt V).

Text: *τουταπουορωμ* CV.

Prooemion: *Τὴν τῶν ἀνόμων*.

Strophe *α'*: *Τοῦ πρωτομάρτυρος*.

Der Vermerk in der Überschrift, der in V fehlt, ist auch in C nicht in der üblichen Weise (durch *φέρον ἀκροστιχίδα*)

eingeführt; der Schreiber wollte nur notieren, dass das Lied dem Romanos gehöre, gab aber die Akrostichis nicht an, da er nur ein Bruchstück vor sich hatte. Woher er den Dichternamen kannte, wissen wir nicht; vielleicht erschloss er ihn einfach aus dem fragmentarischen Akrostichon selbst, obschon auch denkbar ist, dass die Notiz aus einer Hs stammt, in der das Gedicht noch vollständig war. Das erhaltene Akrostichon nun passt in keine der üblichen Formeln; auch ist bei der in CV gebotenen Anordnung der Strophen der inhaltliche Zusammenhang gestört; die Episode über Saulus-Paulus ist auseinander gerissen. Pitra hat die Strophen über Saulus-Paulus mit Recht vereinigt und die Strophe über den Tod des hl. Stephanus an den Schluss gesetzt, so dass er die Buchstabenfolge *τουτοϱωμαου* erhält. In Wahrheit wird aber die Strophe *Ἅγιος*, die er nach der Gruppe *ϱωμ* setzte, den Schluss des Liedes gebildet haben; denn sie enthält eines der persönlichen Gebete, wie sie in den Epilogen des Romanos häufig sind. Mithin wird Pitras Vermutung, die Akrostichis habe *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* gelautet, nicht das Richtige treffen. Sie hiess wohl: *Τοῦτο Ῥωμ⟨αν⟩οῦ ⟨τὸ ποίημ⟩α*. Es sind also von 20 Strophen 9 verloren gegangen. Die Hoffnung, diese Lücken durch die Athos- oder Sinai-hss ergänzen zu können, hat sich leider nicht erfüllt. Das Lied fehlt auch in ABDFGHJK. Man sieht an diesem Beispiele, welche Raritäten bei allen ihren sonstigen Mängeln die italische Redaktion birgt.

3. Der hl. Stephan. II. Lied. Pitra S. 332 f. edierte drei Strophen mit dem Prooemion aus T unter dem Autornamen Cuculus. Ein Dichter dieses Namens existiert aber nicht; was Pitra in T als „*τὸ Κουκούλου ἰδιόμελον*" gelesen hat, heisst vielmehr: *τὸ κουκούλιον ἰδιόμελον*. In P fehlt diese Notiz. Zwei andere Beispiele des seltenen Ausdrucks *κουκούλιον*: In P fol. 127^{r} steht am Rande zum zweiten Prooemion eines anonymen Liedes *Εἰς τὴν σύναξιν τῆς Θεοτόκου* die Notiz: *ἄλλο κουκούλιον*. In D ist in der Überschrift eines Liedes zum 26. September bemerkt: *τὸ κουκούλιον ἰδιόμελον*. — Später edierte Pitra, Jubiläumsgabe S. 1—10 das ganze Lied aus P

fol. 129ᵛ—132ʳ; nur das Prooemion, das sowohl in T als in P steht, ist hier, wohl durch ein Versehen, weggeblieben.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) P.

Prooemion: *Πρῶτος ἐσπάρης.*

Strophe α′: *Τοῦ παραδείσου.*

4. Theophanie. 6. Januar. Pitra S. 16—23.

Überschrift: *φέρον* (*φέρει?* D) *ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt C). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* PACDGJMT: *ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπείνου* (so) *ρωμανοῦ* B: der Anfang des Liedes fehlt V.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*) PBCDGJMT (vermutlich auch A).

Prooemion: *Ἐπεφάνης.*

Strophe α′: *Τῇ Γαλιλαίᾳ.*

5. Adam (Christi Taufe). 7. Jan. I. Lied. Pitra S. 23—27.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CV). *τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ* PCV: *ἡ ἀκροστιχὶς τοῦ ταπείνου ῥωμανοῦ* (so) B.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) PBV: nur Strophe 1—3, 18 C.

Prooemion: *Τὴν σωματικήν σου.*

Strophe α′: *Τῷ τυφλωθέντι.*

6. Mariae Lichtmess. 2. Februar. Pitra S. 28—35. Krumbacher, Studien S. 184—201.

Überschrift: *φέρον* (*φέρει* D) *ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACV). *τοῦτο ρωμανοῦ τὸ ἔπος* PACVDGJ: *φέρων ἀκροστιχίδα τήνδε* (*ἡ ἀκροστιχίς* B). *τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ τὸ ἔπος* BM: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ρωμανοῦ τὸ ἔπος* T.

Text: *τοῦτο ῥωμανοῦ τὸ ἔπος* PBCVDMT (wohl auch AG): keine Angabe über J.

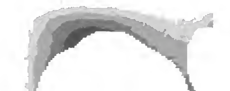
Hier bieten also BMT eine mit dem Texte nicht übereinstimmende Überschrift.

Prooemion I: *Χορὸς ἀγγελικός.*

Prooemion II: *Ὁ σάρκα δι' ἡμᾶς.*

Prooemion III: *Ὁ μήτραν.*

Strophe α′: *Τῇ θεοτόκῳ.*



7. Der jüngste Tag. *Κυριακὴ τῆς Ἀπόκρεω.* Pitra S. 35—43. Krumbacher, Studien S. 163—183.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CV) *τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ τὸ ἔπος* CVDM: *ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ ῥ. τ. ἔ.* B: in Q ist der Anfang des Liedes ausgefallen: in GJT fehlt der Vermerk, der keinen Sinn hätte, da hier nur wenige Strophen des Liedes stehen.

Text: ebenso Q (doch erst von *-μανοῦ* an) ABC (doch fehlen in C die zwei letzten Strophen *-ος*) VDM: *τοῦ ταπει* G: *οῦ ταπει* J: *τοῦ ταπ* T. Die Strophe E vor *-ινοῦ* ist also, von den Lücken in QT abgesehen, einstimmig überliefert; sie fügt sich ausserdem nicht bloss trefflich in den Zusammenhang, sondern beruht auch, wie die meisten übrigen Teile des Liedes, auf Ephrems Homilie *Εἰς τὴν δευτέραν παρουσίαν.* Das hat uns der mitten aus einer vielversprechenden Tätigkeit entrissene Dr. Th. Wehofer in seiner als Manuskript gedruckten Studie „Untersuchungen über die Apokalypse des Romanos“ S. 75 ff. nachgewiesen. Unbenützt ist für den Text noch A fol. 206ʳ—211ᵛ, B fol. 67ʳ—71ᵛ, D, G fol. 74ʳ—76ʳ.

Prooemion: *Ὅταν ἔλθῃς.*

Strophe α′: *Τὸ φοβερόν σου.*

8. Requiemlied. *Σάββατον τῆς Τυροφάγου.* Pitra S. 44 bis 52 (nach 5 Hss). Ohne Kenntnis dieser Ausgabe und des Druckes in griechischen Euchologien (vgl. Papadopulos-Kerameus B. Z. II 605) ed. das Lied, wohl aus Codex B, Alex. Eumorphopulos, *Ἐκκλησ. Ἀλήθεια* 12 (1892) Nr. 32 S. 262 bis 264. Die Überlieferungsverhältnisse dieses später vielfach umgearbeiteten Liedes sind ungemein verwickelt. Ich notiere nur das für unseren Zweck wichtige Material aus einigen Hss:

Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς* (*φέρον ἀκροστιχίδα* q: *ἔχοντα* [sc. *κοντάκια*] *ἀκροστιχίδα* r) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ* (*ὁ* fehlt q r) *ψαλμὸς οὗτος* Q q r: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (aus Platzmangel nicht vollständig) V: *ὧν ἡ ἀκροστιχίς* (*κονδάκιον ἔχων ἀκροστιχίδα* f) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ψαλμός* fvw: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ψαλμός*

ὁμοῦ κδ' (= zusammen 24 Strophen) M: Überschrift fehlt B(?) ke: keine Angabe über A.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ* (*ὁ* fehlt q) *ψαλμὸς οὗτος* Q q: *τοῦ ταπινοῦ* (für E vor *-ινοῦ* leerer Raum von 5 Zeilen V) *ῥωμανοῦ* (nach *ῥωμανοῦ* ein O und 2 leere Zeilen am Seitenschluss V) *ψαλμὸς οὗτος* Vkr: *τοῦ ταπεινοῦ* (*ταπινοῦ* Mwf [in f ist das Fehlen der Strophe E am oberen Rande durch die Notiz *λιπ ε̄* bemerkt]: *ταπνοῦ* B) *ῥωμανοῦ ψαλμός* ABM vwf: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμ* e.

Die Hss zerfallen in eine Klasse mit dem Worte *οὗτος* am Schlusse, also mit 29 bezw. 28 Strophen (in Q 30 durch den Artikel *ὁ* vor *ψαλμός*) und eine verkürzte ohne das Wort *οὗτος* mit 24 bezw. 23 Strophen. Die Form *ταπεινοῦ* ist in beiden Klassen vertreten, in der ersten durch Q q, in der zweiten durch Av, die Form *ταπινοῦ* in der ersten durch Vkr, in der zweiten durch Mwf, ausserdem durch den verstümmelten e; in B fehlt die ganze Gruppe EI. Über sonstige Abweichungen der Hss (Umarbeitung und Umstellung ganzer Strophen u. s. w.) könnte nur auf Grund einer neuen kritischen Ausgabe des Liedes gehandelt werden.

Prooemion: *Ὡς ἀγαπητά.*

(Statt dessen in Q die zwei Prooemien:

Οἱ ἐκ τοῦ βίου

Ὡς εὐσεβείας).

Strophe *α'*: *Τοῖς τοῦ βίου τερπνοῖς.*

9. Triumph des Kreuzes. Charfreitag. Pitra S. 53—60.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ* Q: *ποίημα ρωμανοῦ* C: *τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ* V: *ἡ ἀκροστιχίς· τοῦ ταπεινοῦ ρωμανοῦ* M.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (18 Str.) QCVM.

Prooemion I: *Οὐκέτι φλογίνη.*
Prooemion II: *Ὡς ἀληθῶς.*
Prooemion III: *Τὰ οὐράνια.*
Strophe *α'*: *Τρεῖς σταυρούς.*

10. Palmsonntag. Pitra S. 61—67.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACVD) *εἰς τὰ βάϊα ῥωμανοῦ* (*ρωμάνου* C) QACVD: *ἡ ἀκροστιχίς εἰς τὰ βάϊα ῥωμανοῦ* G: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὰ βάϊα* M: Vermerk fehlt T.

Text: *εἰς τὰ βάϊα ῥωμανοῦ* QACV: Strophe 13 (*α*) fehlt M: Strophen 10—15 fehlen DT: Str. 6—16 fehlen G.

Prooemion I: *Μετὰ κλάδων.*

Prooemion II: *Τῷ θρόνῳ.*

Strophe *α'*: *Ἐπειδὴ Ἅιδην.*

11. Der keusche Joseph. Montag der Osterwoche. II. Lied. Pitra S. 67—77. Vgl. Krumbacher, Studien S. 217 f.

Überschrift: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς. εἰς τὸν ἰωσὴφ ῥωμανοῦ ἔπος* Q: *κονδάκιον εἰς τὸν σώφρονα ἰωσήφ. πλάγιος δ'. ῥωμ^α^* (also ohne eigentlichen Akrostichonvermerk) C: *φέρον ἀκροστιχίδα. εἰς τὸν ἰωσὴφ ῥωμανοῦ* V.

Text: *εἰς τὸν ἰωσὴφ ῥωμανοῦ ἔπος* (*ἔπος* fehlt CV) QCV. Es ist also in CV das Lied um das letzte Wort der Akrostichis verkürzt, ähnlich wie in einigen Hss bei Nr. 8.

Prooemion I: *Ἀκολασία.*

Prooemion II: *Οἱ τὸ στάδιον.*

Prooemion III: *Τοὺς τὸ πάθος.*

Strophe *α'*: *Ἔχοντες βασιλέα.*

12. Der keusche Joseph. III. Lied. Pitra, Jubiläumsgabe S. 11—30. Krumbacher, Studien S. 135—162.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἀλφάβητον ῥωμανοῦ* Q.

Text: *α β γ δ ε ζ η θ ι κ λ μ ν ξ ο π ρ σ τ υ φ χ ψ ω ἀλφάβητον ῥωμανοῦ* (40 Strophen) Q.

Der Begriff Alphabet ist also auffälligerweise im Texte zweimal akrostichisch ausgedrückt.

Prooemion: *Ὁ Ἰωακὼβ τῷ χιτῶνι.*

Strophe *α'*: *Ἀντλήσωμεν.*

13. Die zehn Jungfrauen. Dienstag der Osterwoche. II. Lied. Pitra S. 77—85. Krumbacher, Umarb. S. 45—70.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε· τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ τοῦτο τὸ ποίημα* Q: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ᾠδή* V: der Vermerk fehlt in C (Pitras Notiz beruht auf Irrtum), ebenso in MT, die nur einen kleinen Teil des Liedes bewahren.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ τοῦτο τὸ ποίημα* Q: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ᾠδή α* (wohl = *α′* d. h. *πρώτη*) CV: nur einige Strophen sind erhalten in MT. Pitra, dessen Ausgabe auf C beruht, hat in der 8. Strophe des Codex, die das *E* (in *ταπεινοῦ*) vertritt, das erste Wort *Εἶδε* in *Ἴδε* geändert und die Strophe an den Schluss des Liedes verwiesen; so erhält sein Text die Akrostichis: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ ᾠδή αι*, wobei das *ι* unerklärlich ist. Näheres über die ausserordentlich verwickelte Überlieferung dieses Liedes bei Krumbacher, Umarb. S. 13 ff., über die Gruppe *ει* in *ταπεινοῦ* S. 29.

Prooemion I: *Τὸν νυμφίον.*

Prooemion II: *Ὁ νυμφίος.*

Strophe *α′*: *Τῆς ἱερᾶς.*

14. Die zehn Jungfrauen. I. Lied. Pitra, Jubiläumsgabe S. 31—41. Krumbacher, Umarb. S. 99—111.

Überschrift: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Q.

Text: ebenso (18 Str.) Q.

Prooemion: *Λαμπάδα.*

Strophe *α′*: *Τί ῥαθυμεῖς.*

15. Die Buhlerin. Mittwoch der Osterwoche. Pitra S. 85—92.

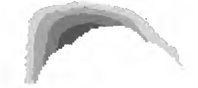
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CV). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QCV.

Text: ebenso (18 Str.) QCV.

Prooemion I: *Ὁ πόρνην.*

Prooemion II: *Κατέχουσα.*

Strophe *α′*: *Τὰ ῥήματα.*



16. Judas. Gründonnerstag. Pitra S. 92—100. Krumbacher, Romanos und Kyriakos S. 736—752.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt C: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* fehlt V) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ποίημα* QCV.

Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ ποίημα* (23 Str.) QCV. Doch sind in C 7, in V 5 Zeilen für die vermisste Strophe mit *E* freigelassen; in Q schliesst sich die Strophe mit *I* ohne Zwischenraum an die mit *Π* an.

Prooemion I: *Πάτερ ἐπουράνιε.*

Prooemion II: *Δεσπότου χερσὶ.*

Strophe α': *Τίς ἀκούσας.*

17. Maria beim Kreuze. Charfreitag. Pitra S. 101—107. Neue Ausgabe im dritten Kapitel dieser Abhandlung.

Überschrift: *φέρον* (*φέρ^ω* T) *ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACVT) (*ἡ ἀκροστιχὶς* G) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QAC VGMT: fehlt B.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (18 Str.) QM: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ* (17 Str.) BCVT: *τοῦ ταπει* G: keine Angabe über A. In C sind 7, in V 6 Zeilen für die Strophe mit *E* freigelassen; in BT ist keine Lücke angedeutet.

Prooemion: *Τὸν δι' ἡμᾶς.*

Strophe α': *Τὸν ἴδιον ἄρνα.*

18. Petri Verleugnung. Gründonnerstag. Pitra S. 107—116. Krumbacher, Studien S. 114—134.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CV) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* QCV.

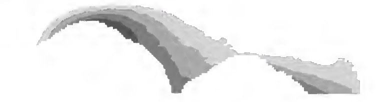
Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος ς* (so) Q (die zweite Strophe für *Σ* dient für den bestimmten Zweck einer Tauffeier): *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* CV, wo also die zweite Strophe mit *Σ* fehlt. In allen drei Hss *ταπινοῦ* und zwar ohne Andeutung einer Lücke.

Prooemion I: *Ὁ ποιμὴν.*

Prooemion II: *Τῶν φοβερῶν.*

Prooemion III: *Ἄλλος βυθὸς.*

Strophe α': *Τὸν νοῦν ἀνυψώσωμεν.*



19. Die Passion. Charfreitag. Pitra S. 116—124.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt C). *εἰς τὸ πάθος ψαλμὸς ῥωμανοῦ* (*ῥωμάνου* C) QC: *εἰς τὸ πάθος ψαλμὸς ρ^{ω}* V (aus Mangel an Raum in der Zeile verkürzt).

Text: *εἰς τὸ πάθος ψαλμὸς ῥωμανοῦ* QCV (in Q sind einige Initialen durch Zerstörung des Blattrandes ausgefallen).

Prooemion I: *Σήμερον ἐταράττετο* (nur in Q).

Prooemion II: *Τῆς ἔχθρας.*

Strophe α′: *Ἔκστηθι.*

20. Ostersonntag. Pitra S. 124—140.

Überschrift: *φέρον* (*φέρει* (?) B) *ἀκροστιχίδα* (*φέρ^{ω}*..... [zerstörter Blattrand] Q) *τήνδε* (*τήνδε* fehlt BCV) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (*ρωμάνου* B) *ὁ* (*ὁ* fehlt QABMT) *ψαλμός* QABCV MT: fehlt GJ.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ψαλμός* QBCVJMT (wohl auch A): *τοῦ ταπεινοῦ* G.

Der Zusatz des Artikels *ὁ* in der Überschrift CV beruht auf einem Versehen des italischen Archetypus.

Prooemion I: *Εἰ καὶ ἐν τάφῳ.*

Prooemion II: *Καταλαβοῦσαι* (nur in CV).

Strophe α′: *Τὸν πρὸ ἡλίου.*

21. Der hl. Thomas. Weisser Sonntag. Pitra S. 140—147.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt V). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QV: *ποίημα ῥωμανοῦ* C: fehlt M.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμαννοῦ* (so) Q: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* CV: *τοῦ ταπεινοῦ* M (die letzten 7 Strophen fehlen): nur 6 Strophen in GJ: keine nähere Angabe über A.

Also durchwegs *ταπεινοῦ*. Neu ist die Schreibung *ῥωμαννοῦ* in Q. Die zweite Strophe mit *N* ist identisch mit der in CV (*Ναί, φιλάνθρωπε*); die erste, in CV fehlende, beginnt mit: *Νῦν οὖν δέσποτα* und enthält Worte des Thomas. Vermutlich haben wir in der Doppelung des *N* die Spur einer Umarbeitung des Liedes zu erblicken, bei der durch Versehen des Kopisten auch die unterdrückte Strophe in den Text kam. Auch sonst

ist der Text des Liedes, besonders gegen den Schluss, in Q sehr verschieden von der Fassung CV.

Prooemion: *Τῇ φιλοπράγμονι* (in CV noch 2 andere Prooemien).

Strophe α': *Τίς ἐφύλαξε.*

22. Christi Himmelfahrt. Pitra S. 148—157.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACV). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QACVM: *ἡ* (*ἡ* fehlt T) *ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* BGT: fehlt J.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (18 Str.) QBCVMT (wohl auch A): *τοῦ ταπει* J: *τοῦ ταπε* G.

Prooemion: *Τὴν ὑπὲρ ἡμῶν.*

Prooemion II: *Ἐν τῷ ὄρει* (nur CV).

Strophe α': *Τὰ τῆς γῆς.*

23. Pfingsten. Pitra S. 157—164.

Überschrift: *φέρον* (*φέρει* M) *ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt CVT) (*ἡ ἀκροστιχίς* G). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QACVGMT.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* CVM (wohl auch A): *τοῦ ταπεεμνοῦ ῥωανοῦ* T: *τοῦ ταπεινοῦ ῥ* GJ: *τοῦ ταπειν* (der Rest fehlt durch Verstümmelung der Hs) Q.

In QCVM beginnt Strophe 8 mit *Ἱστήκεισαν* d. h. die Form *Εἱστήκεισαν* ist nach dem Prinzip der Antistoechie für Littera *I* gebraucht und demgemäss auch geschrieben; ausserdem ist in T die Strophe *M* durch irgend ein Versehen von der 14. an die 9. Stelle geraten. Also durchwegs *ταπεινοῦ*, aber mit Vertretung von *I* durch antistoechisch behandeltes *EI.*

Prooemion: *Ὅτε καταβάς.*

Strophe α': *Ταχεῖαν.*

24. Allerheiligenfest. Pitra S. 165—169.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. ὁ αἶνος ῥωμανοῦ* ACV: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς. ὁ αἶνος ῥωμανοῦ* M.

Text: *ὁ αἶνος ῥωμανοῦ* ACVM: *ὁ αἰν* GJ.

Prooemion I: *Ὡς ἀπαρχάς.*

Prooemion II: *Ὡς ἐλεήμων.*

Strophe α': *Οἱ ἐν πάσῃ.*

25. Die heiligen Apostel. 29. Juni. Pitra S. 169—178.

Überschrift: *φέρον* (*φέρει* ? D) *ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός* PAD: *ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* M: kein Vermerk CVT.

Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός* PCVD (in V ist nach Strophe *Π* die Initiale *Ε* gesetzt und zwei leere Zeilen am Seitenschluss): *τοῦ ταπινοῦ ῥωμο* (die Strophe mit *Ο* ist = Strophe 18 des vollständigen Textes) M: *τοῦ ταπινοῦ ῥ⟨ω⟩μ* T. Also durchwegs *ταπινοῦ* ohne Andeutung einer Lücke; denn die zwei freien Zeilen in V rühren vom Schreiber V, nicht vom italischen Redaktor her. In A lautet die Überschrift wie in P; über den Text von A habe ich keine Angabe.

Prooemion I: *Ὁ σοφίσας.*

Prooemion II: *Τοὺς ἀσφαλεῖς.*

Strophe *α'*: *Τράνωσον.*

26. Der hl. Johannes der Täufer. 29. August. Pitra S. 178—185. Unbenützt A fol. 186r—190v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* C: fehlt M.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* AC: *τοῦ* M.

Prooemion I: *Πρέπει σοι.*

Prooemion II: *Ἡ τοῦ Προδρόμου.*

Strophe *α'*: *Τὰ γενέσια.*

27. Die drei Knaben im Feuerofen. 17. Dezember. Pitra S. 185—198.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACV). *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμὸς οὗτος* PACVD: *φέρον ἀκροστιχίδα τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* M: fehlt T.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμὸς οὗτος* PA(?)CV: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* M: *τοῦ ταπεινο* D: *τουταπ* (nur 6 Strophen in verwirrter Ordnung) T. Keine nähere Angabe über G fol. 45v—48v. Also durchwegs *ταπεινοῦ*.

Prooemion I: *Χειρόγραφον εἰκόνα.*

Prooemion II: *Οἱ τρεῖς.*

Strophe *α'*: *Τάχυνον.*

28. Mariae Geburt. 8. September. Pitra S. 198—201.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt Ab). *ἡ ᾠδὴ ῥωμανοῦ* AGb: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς. ἡ ᾠδὴ ῥωμανοῦ* p.

Text: ebenso AGbp.

Prooemion: *Ἰωακχεὶμ καὶ Ἄννα.*

Strophe α′: *Ἡ προσευχή.*

29. Der hl. Nikolaos von Myra. 6. Dezember. I. Lied. Pitra S. 202—209.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. αἶνος καὶ ὁ ψαλμὸς τοῦ ῥωμανοῦ* P: *ἀκροστιχίς. αἶνος κ. ὁ. ψ. τ. ῥ.* T: fehlt CVM.

Text: *αἶνος καὶ ὁ ψαλμὸς τοῦ ῥωμανοῦ* PT: nur Prooemion und die ersten zwei Strophen und zwar stark umgearbeitet CV: nur Prooemion und die ersten drei Strophen M.

Prooemion: *Ἐν τοῖς μύροις.*

Strophe α′: *Ἀνυμνήσωμεν.*

30. Der hl. Symeon Stylites. 1. September. Pitra S. 210—217.

Überschrift: *ταύτη* (*αὐτη* b) *ἡ ᾠδὴ τοῦ ἐλαχίστου ῥωμανοῦ* Ab: fehlt M.

Text: *ταύτη* (so) *ἡ ᾠδὴ τοῦ ἐλαχίστ* ⟨*ο* fehlt⟩ *υ ῥωμανοῦ* b: vermutlich ebenso A: *ταυ* M.

Prooemion: *Τὰ ἄνω ζητῶν.*

Strophe α′: *Τοῦ Συμεὼν.*

31. Die hll. Kosmas und Damian. 1. November. I. Lied. Pitra S. 218—222.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt Cd) *ποίημα ῥωμανοῦ* PCd (in V ist das ganze Lied ausser der letzten Strophe durch Ausfall der ersten Blätter der Hs verloren gegangen).

Text: *ποίημα ῥωμανοῦ* PCd.

Pitra hält das Lied trotz des Autornamens in der Akrostichis wegen des leeren Wortschwalles und der poetischen Minderwertigkeit für untergeschoben.

Prooemion: *Οἱ τὴν χάριν.*

Strophe α′: *Πάσης συνέσεως.*

32. Stichera auf Christi Geburt. Pitra S. 222–228.

Überschrift: *φέροντα* (sc. *στιχηρά*) *ἀκροστιχίδα. αἶνος ταπεινοῦ ῥωμανοῦ εἰς τὰ γενέθλια* o (in 1 m fehlt die Überschrift).

Text: *αἶνος ταπεινοῦ ῥωμανοῦ εἰς τὰ γενέθλια* l o; nur die ersten 7 Strophen m.

In einigen der von Pitra notierten Hss (Vatic. 1515, Vatic. Reg. 54, Crypt. XVIII) hat Sickenberger, der die Stichera für mich vergleichen wollte, den Text vergeblich gesucht.

Strophe α′: *Αἱ ἀγγελικαί.*

B. Unedierte Lieder des Romanos.

33. Der hl. Demetrios. 26. Oktober. P fol. 17r—19r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* P.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* (23 Str.) P.

Prooemion: *Νικηφόρον.*

Strophe α′: *Τί τῶν σῶν ὑμνήσω.*

34. Die hll. Kosmas und Damian. 1. November. II. Lied (ganz verschieden von Nr. 31). P fol. 21r—24v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ὕμνος οὗτος* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) P.

Prooemion: *Ἐκ τῆς ἀρρήτου.*

Strophe α′: *Τῷ ἡλίῳ τὸ φωτίζειν.*

35. Die hll. Akepsimas, Joseph und Aeithalas. 3. November. P fol. 27v—29v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ τάλα ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Φωτὶ τῷ νοητῷ.*

Strophe α′: *Τὴν χερσωθεῖσαν καρδίαν μου* P.

36. Der hl. Menas. 11. November. P fol. 39v—42v.

Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ἔπος* (am Rande nachgetragen) P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) P. Es ist aber von der mit *I* (*Ἴππων*) beginnenden Strophe (*η'*) nur der Anfang (16 Wörter) geschrieben; dann folgt noch ein leerer Raum von 5 Zeilen. Man erhält also den Eindruck, als habe der Schreiber bezw. Redaktor den Versuch gemacht, die in seiner Vorlage fehlende Strophe mit *I* selbst zu ergänzen, dann aber die Vollendung auf eine spätere Zeit verschoben oder die Ergänzung der Lücke von einer anderen Hs erwartet. Die vorhergehende Strophe (*E*) beginnt mit *Ἐπετελεῖτο*, konnte also nicht etwa antistoechisch das *I* = *EI* vertreten.

Prooemion I: *Τῆς τριάδος.*

Prooemion II: *Ὁ τῆς δόξης.*

Strophe *α'*: *Τὸν ἀθλοφόρον τιμῶσα καλῶς.*

37. Der hl. Johannes Chrysostomos. 13. November. P fol. 47ᵛ—50ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*) P.

Prooemion: *Ἐκ τῶν οὐρανῶν.*

Strophe *α'*: *Τῷ τῶν ὅλων ποιητῇ.*

38. Der hl. Apostel Philipp. 14. Nov. P fol. 57ʳ—58ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός* P.

Text: ebenso (14 Str.) P.

Prooemion: *Ὁ μαθητὴς καὶ φίλος σου.*

Strophe *α'*: *Ῥεῖθρα λόγου παράσχου μοι, κύριε.*

39. Die hll. Gurias, Samonas und Abibas. 15. Nov. P fol. 58ᵛ—60ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ τάλα ῥωμανοῦ ἡ ᾠδή* P.

Text: *τοῦ τάλα ῥωμανοῦ ᾠδή η* (18 Str.) P.

Es ist also im Texte scheinbar der Artikel *ἡ* nach *ᾠδή* gestellt und diese Stellung wird durch den Inhalt gefordert; denn die zweite Strophe mit *H* enthält ein Schlussgebet an die drei Heiligen. Darnach ist zu vermuten, dass wir es hier

nicht mit dem Artikel, sondern mit der Wiederholung der letzten Littera der Akrostichis zu tun haben. Das *ἡ* in der Überschrift ist also zu streichen.

Prooemion: *Ἐξ ὕψους, σοφοί.*

Strophe α': *Τῆς τοῦ ἐχθροῦ δουλείας.*

40. Der hl. Nikolaos von Myra. II. Lied (vgl. Nr. 29). P fol. 94r—95r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ὁ ἐπινίκιος αὐλός.*

Strophe α': *Ὡς τῆς σοφίας ἀρχηγός.*

41. Der hl. Ignatios. 20. Dezember. P fol. 108v—109v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. αἶνος ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Τῶν λαμπρῶν ἀγώνων σου.*

Strophe α': *Ἀβραὰμ μὲν ποτέ.*

42. Die hl. Nacht. II. Lied (vgl. Nr. 1). Prooemion und 3 Strophen bei Amfilochij, Textband, Dopoln. S. 63. Vollständig in P fol. 123v—126r und A fol. 89—93.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (18 Str.) P.

Prooemion: *Ὁ πρὸ ἑωσφόρου.*

Strophe α': *Τὸν ἀγεώργητον βότρυν.*

43. Nachfest von Christi Geburt (*Κοντάκιον μεθέορτον τῆς Χριστοῦ γεννήσεως*). P fol. 128r—129r und D.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὁ ὕμνος ῥωμανοῦ* PD.

Text: ebenso (13 Str.) P: *ὁ ὕμ* D.

Prooemion: *Κατεπλάγη Ἰωσήφ.*

Strophe α': *Ὅπερ ὁρῶ, νοῆσαι οὐ χωρῶ.*

44. Die unschuldigen Kinder. 29. Dezember. P fol. 132r—135r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* PD.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) P: *τοῦ* D.
Prooemion: *Ἐν τῇ Βηθλεὲμ.*
Strophe *α'*: *Τῶν ἄνω καὶ τῶν κάτω.*

45. Der hl. Basilios. 1. Januar. P fol. 139ᵛ—140ᵛ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.
Text: *τουντα* (5 Str.) P.
Es sind also, obschon in der Überschrift noch die volle Akrostichis genannt wird, in der Vorlage von P 13 Strophen ausgefallen, und die Ordnung der übriggebliebenen ist verwirrt worden.
Prooemion: *Ὤφθης βάσις.*
Strophe *α'*: *Τῆς σωφροσύνης ὁ κρατήρ.*

46. Adam (Christi Taufe). II. Lied (vgl. No. 5). P fol. 150ʳ—152ᵛ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* P.
Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* (22 Strophen) P. Die Strophe *E* fehlt, ohne dass in der Hs eine Lücke angedeutet ist.
Prooemion: *Τῆς κολυμβήθρας.*
Strophe *α'*: *Τίς εἴπῃ, τίς δείξῃ.*

47. Der hl. Tryphon. 1. Februar. P fol. 184ᵛ—187ʳ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.
Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ* P (keine Lücke für *E*).
Prooemion: *Ἐκδαπανήσας.*
Strophe *α'*: *Τὴν τῶν ἀνθρώπων γενεὰν.*

48. Die vierzig Märtyrer. 9. März. I. Lied. P fol. 200ᵛ bis 203ʳ.
Überschrift: *φέρον ἀκρουστιχίδα τήνδε. τοῦ κύρου* (so) *ῥωμανοῦ ἔπη* P.
Text: ebenso (18 Str.) P.
Prooemion: *Τὸ ξίφος τὸ ὑγρὸν.*
Strophe *α'*: *Τοῦ Ἰησοῦ τὰ παθήματα.*

49. Die vierzig Märtyrer. II. Lied. Das Prooemion und 5 Strophen ed. aus T fol. 93^v—95^r Pitra S. 599—603. Prooemion und 11 Strophen bewahrt V fol. 81^r—83^r. Der vollständige Text in P fol. 203^r—206^r, A fol. 119^r—124^r, D.

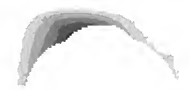
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὕμνος* P: *φέρον ἀκροστιχίδα τοῦ ταπεινοῦ* V: fehlt DT: keine Angabe über A.

Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ υ* (keine Lücke für *E* in *ταπινοῦ*) PAD: *τοῦ ταπινοῦ υ* (und zwar so, dass die zwei letzten Strophen den 2 letzten Strophen des P entsprechen, also eigentlich *τοῦ ταπινο . . . . ῦ υ*) V: *τ . . .* (Lücke durch Blattausfall) *απιυ* (ursprünglich *τοῦ ταπιυ*, wobei das Schluss-*υ* durch die vorletzte Strophe von P vertreten wird) T.

Also durchweg *ταπινοῦ* erhalten oder aus den Resten zu erschliessen. Sehr auffällig ist, dass die in P angekündigte Akrostichis weder in P noch in AD zu Ende geführt wird. Da nun die letzte Littera der Akrostichis im Texte zuweilen zweimal gesetzt wird (vgl. Nr. 18, 39, 49, 55, 64, 68 u. ö.), so ist zu vermuten, dass die Akrostichis des Liedes in Wahrheit „*τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ υ*“ lautete und dass der Redaktor oder Schreiber von P das zweite Schluss-*Υ* irrtümlich für den Anfang des Wortes *ὕ⟨μνος⟩* hielt und in der Überschrift dieses Wort hinzufügte. Der Inhalt der zwei Schlussstrophen spricht nicht gegen diese Annahme. Die vorletzte Strophe (17) enthält noch ein Stück der Erzählung von den 40 Märtyrern; sie wird erst in den ersten Versen der letzten Strophe (18) zu Ende geführt. Dann kommt, allerdings etwas unvermittelt und nur die zweite Hälfte der Strophe 18 füllend, das Schlussgebet. Für diese Erklärung der inkongruenten Überschrift spricht auch die Überlieferung. Denn die zwei Schlussstrophen von P bilden auch den Schluss des Liedes in AD und in der im übrigen stark verstümmelten italischen Redaktion (V).

Prooemion: *Πᾶσαν στρατείαν.*

Strophe α′: *Τῷ ἐν θρόνῳ.*



50. Mariae Verkündigung. 25. März. P fol. 212r—214v.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*) P.

Prooemion: *Ὅτι οὐκ ἔστιν.*

Strophe α': *Τῷ ἀρχαγγέλῳ Γαβριήλ.*

51. Der hl. Märtyrer Georg. 23. April. I. Lied. P fol. 219v—221v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ τάλα ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ἡ φωτοφόρος.*

Strophe α': *τοῦ τὸν παράδεισον ποτὲ.*

52. Der hl. Märtyrer Georg. II. Lied. P fol. 221v bis 223v.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ποίημα* P.

Text: ebenso (24 Strophen) P.

Prooemion: *Τῇ δυνάμει τοῦ σταυροῦ.*

Strophe α': *Τὴν ἀρετὴν τὴν ἔνθεον ἀεὶ.*

53. Der hl. Athanasios von Alexandria. 2. Mai. P fol. 230r—231v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. αἶνος ῥωμανοῦ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ὀρθοδοξίας φυτεύσας.*

Strophe α': *Ἀθανασίας κλέος ὑπάρχων.*

54. Der hl. Apostel Johannes. 8. Mai. P fol. 235r bis 238r.

Fünf Strophen (ohne das Prooemion) edierte, ohne die Autorschaft des Romanos zu kennen, aus C und M Pitra S. LXI f.; vgl. S. LXV; 663. Das Prooemion und die fünf Strophen des M auch bei Amfilochij, Facsimileband S. 9—11; vgl. Textband S. 60.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. ὕμνος εἰς τὸν θεολόγον ῥωμανοῦ* P: fehlt CM.

Text: ebenso (27 Strophen) P: *ὕμνος οση* C (vgl. Pitra S. LXV): *ὕμνος* M.

Prooemion: *Τὰ μεγαλεῖά σου.*

Strophe α': *Ὕψη οὐράνια.*

55. Der hl. Johannes der Täufer. 24. Juni. Pitra S. 320—327 (aus C unter dem Namen des Domitius). P fol. 252v—255r (als Lied des Romanos). A fol. 149r—152r (unvollständig ohne Autornamen). Vgl. Krumbacher, Umarb. S. 42 ff.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν πρόδρομον ῥωμανοῦ* P: *φέρον ἀκροστιχίδα εἰς τὸν πρόδρομον δομετίου (δομιτίου* V) CV: fehlt MT.

Text: *εἰς τὸν πρόδρομον ῥωμανοῦ υ* P: *εἰς τὸν πρόδρομον δομιτίου* CV: *εἰς τὸν πρόδρομον α* A: *εἰς τὸν π* M: *εἰς τὸν* T.

Prooemion: *Ἡ στεῖρα σήμερον.*

Strophe α': *Εὐφημήσωμεν νῦν.*

Die vorletzte Strophe (*ῦ* in P, *ο* in CV) enthält den Schluss der Erzählung über den hl. Johannes den Täufer, die letzte Strophe (in beiden Überlieferungen mit *υ* beginnend) bringt ein Schlussgebet an den Heiland.

56. Der hl. Prophet Elias. 20. Juli. P fol. 270r bis 273r. Das Prooemion und die 3 ersten Strophen ed. aus C + T Pitra S. 296 f. Vgl. Krumbacher, Romanos und Kyriakos S. 761 f.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. τὸν προφήτην ἠλίαν ὁ ῥωμανὸς ὑμνῶ* P.

Text: ebenso (25 Strophen) P: *τὸν* T: *τ* CV.

Prooemion: *Προφῆτα καὶ προόπτα.*

Strophe α': *Τὴν πολλὴν τῶν ἀνθρώπων ἀνομίαν.*

In A fol. 163v—170r steht ein Lied des Romanos auf den Propheten Elias mit der Überschrift: *τὸν προφήτην Ἠλίαν ὁ Ῥωμανὸς εὐφημεῖ.* Da die Akrostichis mit der obigen mit Ausnahme des Schlusswortes übereinstimmt, handelt es sich wohl um eine am Schlusse abweichende Redaktion des obigen

Liedes. Auffällig ist freilich, dass Papadopulos-Kerameus (S. 377) nicht, wie gewöhnlich, auf die Ausgabe des Fragments bei Pitra verweist.

57. Der hl. Panteleemon. 27. Juli. Prooemion und Strophe 1 in den Menäen. Strophe 2 ed. aus C (ohne Beiziehung von T fol. 133r) Pitra S. 670. Das Prooemion und die ersten drei Strophen ed. (aus M) Amfilochij, Textband S. 129 f.; 189. Endlich ed. aus A + M das Prooemion und die ersten 10 Strophen Papadopulos-Kerameus, B. Z. 6 (1897) 383—386. Den vollständigen Text (Prooemion und 33 Strophen) bewahrt nur P fol. 280v—284r.

Überschrift: *φέρον* (*φέρ*ω) *ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ τῷ ἀναργύρωι ὁ ψαλμός* P: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* A: fehlt CVMT.

Text: *τοῦ ταπινοῦ* (so) *ῥωμανοῦ τῷ ἀναργύρω ψαλμός* P (Bei Strophe *κζ'* ist nur am Rande die Zahl *κζ'* und die Initiale *Ω* gesetzt und dann ein leerer Raum von 6 Zeilen gelassen. Die nach der Überschrift zu erwartende Strophe für *ὁ* vor *ψαλμός* fehlt ganz): *τοῦ ταπινοῦ* A.

Prooemion: *Μιμητὴς ὑπάρχων.*

Strophe *α'*: *Τοῦ ἀναργύρου τὴν μνήμην.*

(Aus Codex Q):

58. Der hl. Theodoros. Erster Fastensamstag. I. Lied. Q fol. 8r—12r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμὸς οὗτος* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) Q.

Prooemion: *Μεγαλομάρτυς περίφημε.*

Strophe *α'*: *Τὸν περιβόητον μάρτυρα.*

59. Der hl. Theodoros. II. Lied. Prooemion II und Strophe *α'—ς'*, *λβ'* ed. aus den kombinierten CMT unter den Anepigrapha Pitra S. 579—581. Den vollständigen Text bewahrt nur Q fol. 12r—14v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. ὁ ὕμνος τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ εἰς τὸν ἅγιον θεόδωρον* Q.

Text: *ὁ ὕμνος ῥωμανοῦ εἰς τὸν ἅγιον θεόδωρον* (32 Str.) Q. In der Überschrift ist also durch Versehen [*τοῦ ταπεινοῦ*] überschüssig gesetzt.

Prooemion I: *Ὡς δωρεῶν ἐπώνυμος.*

Prooemion II: *Πίστιν Χριστοῦ.*

Strophe α': *Ὁ ἐν θρόνῳ φωτὸς ἐποχούμενος.*

60. Adam (verschieden von Nr. 5). Q fol. 19ᵛ—22ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ὕμνος* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) (24 Strophen) Q.

Prooemion: *Σχόλασον, ψυχή μου.*

Strophe α': *Τῆς μακαρίας τυχεῖν ἐλπίδος.*

61. Der verlorene Sohn. Zweiter Fastensonntag. Q fol. 22ᵛ—26ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. δέησις καὶ ταύτη ἡ τοῦ ῥωμανοῦ* Q.

Text: *δέησις καὶ ταύτη ἡ ῥωμανοῦ* Q. Es ist also in der Überschrift ähnlich wie bei Nr. 59 ein Wort [*τοῦ*] überschüssig.

Prooemion: *Τὸν ἄσωτον ἐζήλωσα.*

Strophe α': *Δεῖπνον κατίδωμεν ἡμεῖς.*

Zum gleichen Tage steht in A fol. 196ᵛ—203ʳ ein Lied mit der Akrostichis: *Τετ⟨άρτη* von Papadopulos-Kerameus ergänzt⟩ *δέησις καὶ ταύτη Ῥωμανοῦ.* Da sie ausser den ersten drei Litterae und dem Artikel *ἡ* mit der obigen übereinstimmt, wird es sich wohl im grunde um dasselbe Lied handeln. Vgl. Nr. 56. Das gleiche Thema behandelte Romanos noch einmal; vgl. Nr. 87.

62. Bei Erdbeben und Feuersbrunst. Mittwoch der dritten Fastenwoche. Q fol. 26ʳ—29ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ψαλμός* Q.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός* (25 Strophen) Q. In der Überschrift fehlt also der Artikel *ὁ*.

Prooemion: *Τοὺς ἐν θλίψει, κύριε.*

Strophe α': *Τὸ ἰατρεῖον τῶν ψυχῶν.*

image
not
available

67. Busslied. Donnerstag der fünften Fastenwoche. Q fol. 42v—44v. Vgl. meine Gesch. d. byz. Lit.[2] S. 667.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) Q.

Prooemion: *Ψυχή μου, ψυχή μου, ἀνάστα.*

Strophe α′: *Τὸ τοῦ Χριστοῦ ἰατρεῖον.*

68. Der hl. Isaak. Freitag der fünften Fastenwoche. Q fol. 44v—47v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* Q.

Text: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ υ* (19 Strophen) Q.

Der Grund der Verdoppelung der letzten Littera ist nicht ganz klar. Strophe *ιη′* enthält den Schluss der Erzählung von Esau und Jakob, Strophe *ιθ′* bringt als Abschluss des Ganzen die Deutung des Jakob und der Rebekka auf die Christen und die Kirche. (Inc. *Ὑμεῖς οὖν ταῦτα ἀκριβῶς. κατανοήσατε φίλοι. τὰ πάντα γὰρ ἐν τύπῳ προερρέθη καὶ ἐγράφη. ὁ Ἡσαῦ μὲν τύπος τῶν Ἰουδαίων.*) Man erhält den Eindruck, als habe sich der Dichter bei der Disposition des Stoffes verrechnet und zuletzt, um nicht allzu schroff abzubrechen, noch eine Strophe über das akrostichische Schema hinaus hinzugefügt.

Prooemion: *Τὸν Ἡσαῦ μισήσας.*

Strophe α′: *Τὸν διὰ τῆς ὑπακοῆς.*

69. Der Reiche und Lazarus. Mittwoch der sechsten Fastenwoche. Q fol. 47v—50v.

Überschrift: *οὗ ἡ ἀκροστιχὶς αὕτη. ποίημα ῥωμανοῦ ταπεινοῦ* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!* Bei Strophe *ια′* ist durch Versehen *Μέμων* statt *Νέμων* geschrieben) Q.

Prooemion: *Εἰ καὶ τῶν ἐμῶν.*

Strophe α′: *Πνευματικῇ ὑμνῳδίᾳ.*

70. Die Auferweckung des hl. Lazarus. Samstag der sechsten Fastenwoche. I. Lied. Q fol. 50v—53r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) Q.

Prooemion: *Ἐπέστης ἐν τῷ τάφῳ.*

Strophe α′: *Τὴν ταφὴν βλέποντες.*

Ein anderes Lied auf den hl. Lazarus verfasste Kyriakos. Vgl. Nr. 91.

71. Die Auferweckung des hl. Lazarus. II. Lied. Q fol. 53r—55r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* Q.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*!) Q.

Prooemion I: *Ἡ πάντων χαρὰ.*

Prooemion II: *Ὁ* (l. *Ὦ*) *πάντων Χριστέ.*

Strophe α′: *Τὸν ὀδυρμὸν.*

Sehr lehrreich ist ein Blick auf die sonstige Überlieferung des Liedes. Unter den Anepigrapha ed. Pitra S. 473—475 aus T fol. 165r—166v ein Fragment, das teils aus Strophen unseres Liedes, teils aus neuen, wohl einem anderen Liede entstammenden Strophen besteht. Das Verhältnis ist also: Pitra Prooemion (nach seiner Zählung Strophe α′) = Prooemion I Q; Pitra Strophe β′ = δ′ Q; γ′ = β′ Q; δ′ = γ′ Q; ε′ = α′ Q; ς′ fehlt in Q; ζ′ = ϑ′ Q (aber ganz frei umgearbeitet); η′ = ιη′ Q. Ausser T kommen noch V und M in Betracht. Und zwar bewahrt V fol. 88r—88v Prooemion I und Pitras Strophe ς′, die in Q fehlt. Ganz eigenartig ist der Redaktor verfahren, auf den M zurückgeht. Auch er hat den grössten Teil der Strophen des Liedes, wie es in Q überliefert ist, über Bord geworfen; aus den übrigen aber hat er gar zwei Lieder hergestellt. Sie stehen in M fol. 262r—262v. Das erste besteht aus Prooemion I, Strophe β′ bei Pitra (= δ′ Q) und einer Strophe (*Ἦλθε Χριστὸς*), die eine ganz freie Umarbeitung von Strophe ς′ Q (*Πάντες ὁμοῦ*) darstellt. Das zweite Lied, als *ἕτερον κοντάκιον* eingeführt, besteht aus Prooemion II Q, aus Strophe ε′ Pitra (= α′ Q), Strophe ς′ Pitra, die in Q fehlt, und Strophe δ′ Pitra (= γ′ Q). Man sieht aus diesen drei Beispielen, in welchem Grade die alten vollständigen Lieder in den verkürzten Bearbeitungen,

wie sie in zahlreichen Hss vorkommen, zerrüttet sind und welche Vorsicht bei der Benützung der fragmentarischen Überlieferung geboten ist. Vgl. Krumbacher, Umarb. S. 6 ff.

72. Christi Auferstehung. I. Lied. Q fol. 104^r—106^r.
Überschrift: *⟨φέρο⟩ν ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ κύρου* (so) *ῥωμανοῦ αἶνος* Q.
Text: ebenso (20 Strophen) Q.
Prooemion: *⟨Ἐθανα?⟩τώθη ὁ θάνατος εἰς νῖκος.*
Strophe α': *⟨Τὴν⟩ ζωὴν τῇ ταφῇ.*

73. Christi Auferstehung. II. Lied. Q fol. 108^r—110^v.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* Q.
Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* (22 Strophen) Q.
Prooemion: *Τὸν σταυρόν σου προσκυνῶ.*
Strophe α': *⟨Τ⟩ὴν ὁδόν σου, σῶτέρ μου.*

74. Christi Auferstehung. III. Lied. Q fol. 110^v—115^r.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος εἰς τὸ πάθος* Q.
Text: ebenso (*ταπεινοῦ*! 33 Strophen) Q.
Prooemion: *Τὸν σὸν ἑκούσιον θάνατον.*
Strophe α': *Τὸ μυστήριον τῆς σῆς οἰκονομίας.*

75. Christi Auferstehung. IV. Lied. Q fol. 115^v—117^r.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ ῥωμανοῦ* Q.
Text: *ᾠδὴ ῥωμανοῦ υ* Q.
Prooemion: *Τῷ πάθει σου, σωτὴρ ἡμῶν.*
Strophe α': *Ὥσπερ οὐρανοῦ ὑετὸν.*
Der Grund der Doppelung des *Υ* ist unklar. Strophe *ι'* (*Ὑψηλὴν*) enthält eine als Abschluss genügende triumphierende Anrede an den Hades, die in Strophe *ια'* (*Ὕψωσέ με*) ohne Not fortgeführt wird. Vgl. Nr. 68.

76. Die Heilung des Lahmen. Mittwoch der weissen Woche (*τῆς διακαινησίμου*, wofür in Q konsequent: *τῆς διακινησίμου*). Q fol. 118^v—121^v.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ τὸ ἔπος* Q.

Text: ebenso (ταπεινοῦ! 24 Strophen) Q.
Prooemion: *Χριστὸν δοξάσωμεν.*
Strophe α': *Τὸ δέεσθαι συνεχῶς.*

77. Die Hochzeit in Kana. Mittwoch der zweiten Woche (nach Ostern). Q fol. 125ᵛ—128ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τὸ ἔπος ῥωμανοῦ ταπεινοῦ* Q.
Text: ebenso (ταπεινοῦ! 21 Strophen) Q.
Prooemion: *Ὁ τὸ ὕδωρ εἰς οἶνον.*
Strophe α': *Τὴν παρθενίαν τιμήσας θεός.*

78. Die Heilung des Aussätzigen. Zweiter Sonntag (*τῶν μυροφόρων*). Q fol. 128ʳ—130ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* Q.
Text: ebenso (ταπεινοῦ! 18 Strophen) Q.
Prooemion: *Ὡς τὸν λεπρὸν ἐκάθαρας.*
Strophe α': *Τὸν τοῦ γένους θεὸν καὶ εὐεργέτην.*

79. Christi Auferstehung und die zehn Drachmen. Dritter Sonntag (nach Ostern). Q fol. 130ᵛ—133ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦτο ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* Q.
Text: ebenso (ταπεινοῦ! 20 Str.) Q.
Prooemion: *Οἱ ⟨......⟩έντες Χριστῷ.*
Strophe α': *⟨Τῆς τ⟩οῦ Χριστοῦ παραβολῆς.*

80. Die Samariterin. Vierter Sonntag (nach Ostern). Q fol. 136ʳ—138ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* Q.
Text: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ αἶνος* Q (ohne Andeutung einer Lücke für *E*).
Prooemion: *Ἐπὶ τὸ φρέαρ ὡς ἦλθεν.*
Strophe α': *Τὸ τάλαντον τὸ δοθέν σοι.*

81. Die Heilung des Besessenen. Mittwoch der fünften Woche (nach Ostern). Q fol. 139ʳ—141ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὁ ψαλμὸς οὗτος ἐστὶν ῥωμανοῦ* Q.

Text: *ὁ ψαλμὸς οὗτος ἐστὶν ῥωμανοῦ υ* (25 Strophen) Q.

Prooemion: *Τῶν θαυμάτων σου.*

Strophe α′: *Ὁ λαὸς ὁ πιστὸς.*

Die Doppelung der Schlussinitiale Υ war hier unvermeidlich, weil die erste Strophe mit Υ (κδ′ Ὑὸς) noch ganz zur Erklärung des Verhältnisses der Dämonen zu den Tieren verbraucht war; so ward für das Schlussgebet eine weitere Strophe (κε′ Ὑπηρέται) nötig.

82. Die Heilung der Blutflüssigen. Mittwoch der sechsten Woche (nach Ostern). Q fol. 142r—143v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ψαλμὸς τοῦ κύρου* (so) *ῥωμανοῦ* Q.

Text: ebenso (21 Str.) Q.

Prooemion: *Ὡς ἡ αἱμόρρους.*

Strophe α′: *Ψάλλω σοι ἐν ᾠδαῖς.*

83. Das Brotwunder. Mittwoch der siebenten Woche. Q fol. 149r—152r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ποίημα ῥωμανοῦ τοῦ ταπεινοῦ* Q.

Text: *ποίημα ῥωμανοῦ τοῦ ταπινοῦ* (23 Strophen) Q.

Prooemion: *Τοὺς ἐκ τῆς σῆς.*

Strophe α′: *Πάντες ἄγγελοι.*

C. Zweifelhaftes.

84. (Romanos?) Ninive. Mittwoch der ersten Fastenwoche. Q fol. 6r—8r.

Überschrift: *κοντάκιον κατανυκτικὸν οὗ ἡ ἀκροστιχίς. τὸν προφήτην κυρίου.* Am Rande: *ῥω*″: — *ἦχος α′* Q.

Text: *τὸν προφήτην κυρίου* Q.

Prooemion: *Ἀπεγνωσμένην.*

Strophe α′: *Τὸ ἰατρεῖον τῆς μετανοίας.*

Ob die Randnotiz (*ῥωμανοῦ*) die Autorschaft des Romanos genügend verbürgt, ist mir vorerst unsicher. Um die inneren

Gründe diskutieren zu können, müsste der Text ediert werden. Vgl. Nr. 117.

85. (Romanos?) Der hl. Theodoros (?). Samstag der ersten Fastenwoche. A fol. 217ʳ—219ʳ.

Überschrift?

Text: *Ὁ ὕμνος Ῥωμανοῦ* A.

Zu dem Liede ist derselbe Ton (*ἦχος πλάγιος τέταρτος*) notiert wie in Q zu dem (für denselben Tag bestimmten) Liede Nr. 59. Darnach könnte man vermuten, dass Nr. 85 ein Fragment von Nr. 59 sei. Dagegen spricht aber, dass Papadopulos-Kerameus (S. 378) nichts davon erwähnt, dass der Anfang des Liedes bei Pitra ediert ist.

86. (Romanos?) Die Buhlerin. Mittwoch *τῆς μεσοπεντηκοστῆς*. A fol. 220ʳ—224ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* A.

Text: wohl ebenso A.

Ein Rätsel, das ich nicht lösen kann. Papadopulos notiert (S. 378) die obige Akrostichis, dazu den Ton (*ἦχος βαρύς*) und bemerkt, dass 4 Strophen des Liedes ohne Autornamen bei Pitra S. 491—493 ediert seien. Allein diese 4 Strophen sind das Prooemion und die ersten 3 Strophen von Nr. 194, dessen erhaltene Akrostichis lautet: *τοῦ μόνου τάλα*. Auch der zu diesem Liede in Q angegebene Ton (*ἦχος δ'*) ist von dem in A verschieden.

87. (Romanos?) Der verlorene Sohn. Zweiter Fastensonntag. Bei Pitra S. 460—462 das Prooemion *Τῆς πατρῴας* und Strophe *α'—γ'* aus T. In D steht zuerst ein anderes Prooemion (*Ἀγκάλας*) und Strophe *α'* (*Τοῦ σωτῆρος*), dann, unter der Überschrift: *κονδάκιον ἕτερον τοῦ Ἀσώτου* das Prooemion *Τῆς πατρῴας* und Strophe *α'—γ'*, genau wie in T. Neu ist aber die Überschrift zum ersten Kontakion in D.

Überschrift: *φέρει* (?) *ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* D: fehlt T.

Text (1. Kontakion): *τ* D.

(2. Kontakion): *τ υ ε* DT.

Prooemion (1. Kont.): *'Αγκάλας* D.
(2. Kont.): *Τῆς πατρῴας* DT.
Strophe α': *Τοῦ σωτῆρος ἡμῶν.*

Die Überschrift in D verdient deshalb Beachtung, weil alle anderen Akrostichonvermerke des D, denen dortselbst nur noch einige Strophen Text zur Seite stehen, sich durch die vollständigeren Hss als richtig erweisen. Ausserdem ist aus der Akrostichis des Liedes Nr. 61 ersichtlich, dass Romanos tatsächlich mehrere Lieder über den verlorenen Sohn verfasst hat.

II. Die Akrostichis bei den übrigen Hymnendichtern.

Nach den Liedern, die durch die Akrostichis als Werke des Romanos bezeichnet werden, mögen Hymnen anderer Dichter folgen, deren Akrostichis vollständig oder annähernd vollständig erhalten ist. Auch hier verzeichne ich zuerst das bei Pitra gebotene Material mit den aus meinen Kollationen und Abschriften gewonnenen Zusätzen und Berichtigungen, dann die unedierten Lieder, soweit ich über sie handschriftliche Notizen besitze.

A. Edierte Lieder.

88. Anastasios. Totenlied. *Σάββατον τῆς 'Απόκρεω.* Ed. Pitra S. 242—249 aus CT.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt C). *ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ αἶνος* CM: *φέρον ἀκροστιχίδα ἀναστασίου ταπεινοῦ νοσηέας* T: *οἱ οἶκοι φέροντες ἀκροστιχίδα τήνδε. ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ νοσηέας* A: *ἡ ἀκροστιχίς. ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ νοσι* B: fehlt J.

Text: *ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ αἶνος ς* (*ς* fehlt B) (26 bezw. 27 Strophen) BC: *ἀναστασίου τοῦ ταπευαινος* (23 Strophen) M: *ἀναστασίου τοῦ ταπενοῦ νοσηεας* (27 Strophen) T: *ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ νοσηεας π* J: keine Angabe über A.

Prooemion: *Οἱ τῆς ζωῆς τῶν ἀνθρώπων* C: *Μετὰ τῶν ἁγίων ἀνάπαυσον* MT.

Strophe α': *Αὐτὸς μόνος.*

Bezüglich der Doppelung der letzten Littera (*Σ*) in C vermutet Pitra (S. 248), die vorletzte Strophe, die stellenweise an Strophe *ιζ'* erinnert, sei ein durch diese angeregtes späteres Machwerk. Allein so leise Anklänge, wie sie hier vorliegen, kommen innerhalb derselben Gedichte häufig vor und beweisen nichts gegen die Echtheit, und vor allem durfte der Fall nicht isoliert behandelt werden. Der Grund der Doppelung scheint hier ähnlich zu sein wie in Nr. 81. In Strophe *κζ'* wird die in Strophe *κς'* begonnene Betrachtung über das Begräbnis des Vornehmen mit einigen guten Gedanken weitergeführt. Erst in der überzähligen Strophe *κη'* wird Platz für das Schlussgebet. Ein zweites Schlussgebet mit der Initiale *Π*, das sich speziell an die hl. Jungfrau wendet, hat Pitra aus der Ausgabe von Goar übernommen und als Strophe *κϑ'* angefügt. Von den mir bekannten Hss bietet dieses *Π* nur J. Hier haben wir es, wie schon die Initiale *Π* beweist, mit einem späteren Zusatze zu tun, der durch das Fehlen einer Erwähnung der hl. Maria im Liede veranlasst worden ist. In M sind nicht nur einige Strophen ausgefallen, sondern auch mehrere Strophen durch neue Strophen ersetzt worden.

Zu der auffälligen akrostichischen Form in T ist zunächst zu bemerken, dass die das *E* darstellende Strophe *ιζ'* (= Strophe *ιη'* bei Pitra) mit *Eἰ* beginnt, wo *Eἰ* wohl antistöchisch für *I* steht (also *ταπινοῦ*). Das von C völlig abweichende Schlusswort *νοσηεας*, das auch die Überschrift von T bietet, ist scheinbar grösstenteils durch Umstellung der auch in BC überlieferten Strophen zu stande gebracht. Die mit *H* beginnende Strophe *κε'* ist identisch mit Strophe *ιϑ'* bei Pitra, nur dass das Wort *Ἡσυχάσατε* an den Anfang der Strophe gestellt ist. Auch die zwei Strophen mit *Σ*, bei Pitra *κζ'* und *κη'*, sind als Strophen *κδ'* und *κη'* vorhanden. Nun steht aber T mit der eigentümlichen Form des Schlusses der Akrostichis durchaus nicht allein. Ganz ähnlich ist die Akrostichis in der Überschrift von A formuliert, über dessen Text ich leider keine Angabe habe. Ähnlich die Überschrift in B, dessen Text aber mit C übereinstimmt. Der Text von J ergibt *νοσηεας π.*

Ausserdem notiert Pitra S. 248 f.: „In nonnullis codd. ultima troparia ita inter se connectuntur, ut alia sit obscura acrostichis: *Ἀναστασίου τοῦ ταπεινοῦ νοσίας* (sic), quae morosius extricare me piget". Die „nonnulli codd." sind wohl unter den von Goar genannten Barberini und Cryptoferratenses zu suchen (vgl. Pitra S. 242). Es ist daher wohl zu vermuten, dass in dem rätselhaften *νοσηεας* oder *νοσιας* oder *νοσι* der Genetiv eines zu *Ἀναστασίου* gehörenden Ortsnamens stecke, und erst später die Umarbeitung des dunkeln Wortes in *αἶνος* vorgenommen wurde.

89. Gregorios. Der hl. Markianos. 30. Oktober. (fehlt bei Nilles). Pitra S. 273 f. (aus C). Dazu P fol. 19ᵛ—20ʳ.

Überschrift: fehlt.

Text: *Γρη*.

Prooemion: *Ἡ φωταυγὴς*.

Strophe α': *Γνῶσιν τὴν ἄρρητον*.

90. Georgios. Mariae Aufnahme in den Tempel. 21. November. Pitra S. 275—283 (aus CT). Dazu jetzt P fol. 66ᵛ—69ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ γεωργίου ὕμνος* PT. (Pitras Angabe, T habe nur die kurze Überschrift *Εἰς εἴσοδον τῆς παναγίας Θεοτόκου* beruht auf Irrtum; die Akrostichonnotiz steht vielmehr in T und fehlt in C, aus dem sie Pitra fälschlich anführt.)

Text: *τοῦ ταπεινοῦ* (so) *γεωργίου ὕμνος* (*υμν* T) PT: nur Prooemion und 3 Strophen C.

Prooemion: *Ὁ καθαρώτατος ναὸς*.

Strophe α': *Τῶν ἀπορρήτων τοῦ θεοῦ*.

91. Kyriakos. Die Auferweckung des hl. Lazarus. Samstag der sechsten Fastenwoche. Verstümmelter Text nach C bei Pitra S. 284—288. Vollständige Ausgabe mit Hilfe von V bei Krumbacher, Romanos und Kyriakos S. 726—735.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. ποίημα κυριακοῦ* V.

Text: ebenso V.

Prooemion: *Λάζαρον τὸν φίλον σου*.

Strophe α': *Πῶς ὑμνήσω, ἀκατάληπτε*.

92. Theodoros (?) Studites. Der hl. Paulos von Konstantinopel. 6. November. Pitra S. 336—338.

Überschrift: *φέρον ἀκροατιχίδα. τοῦ στουδίτου* CV.

Text: *τοῦ σο* C: *τοῦ στο* V.

Prooemion: *Πιστευθεὶς θείᾳ ψήφῳ.*

Strophe α': *Τὸν λαμπτῆρα γνωρισθέντα.*

Dass der Autor Theodoros Studites sei, vermutet Pitra, weil der das Lied überliefernde Codex C eine besondere Vorliebe für Theodoros Studites zeige (?).

93. Theodoros Studites (?). Der hl. Euthymios. 20. Januar. Pitra S. 338—340.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. ἑωσφόρῳ* C: fehlt V.

Text: *ἑωσφόρῳ* CV.

Prooemion: *Τῷ θεῷ ἀπὸ μήτρας.*

Strophe α': *Εὐθυμείτω φερωνύμως.*

Die Autorschaft des Theodoros Studites vermutet Pitra, weil dieser eine besondere Vorliebe für den Hirmus *Τῷ θεῷ ἀπὸ μήτρας* habe und ihn demnach wohl selbst verfasst habe (?).

94. Theodoros (?) Studites. Der hl. Basilios. 1. Jan. Pitra S. 346—348.

Überschrift: *τοῦ στουδίτου* (als Autorangabe) C.

Text: *τοῦ στουα* C. Es sind also wohl die Strophen — *δίτου ἀσμ* — ausgefallen.

Prooemion: *Τὰ θεόβρυτα.*

Strophe α': *Τέρπεται σήμερον.*

Theodoros ist Vermutung Pitras.

95. Theodoros (?) Studites. Der hl. Nikolaos. 6. November. Pitra S. 355—358 (nach C). Dazu P fol. 95r—96r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt C). *τοῦ στουδίτου* PC.

Text: ebenso PC.

Prooemion: *Τῷ φαεινῷ σου βίῳ.*

Strophe α': *Τῷ θείῳ μύρῳ χρισθέντα.*

Theodoros ist Vermutung Pitras.

96. Theodoros Studites. Totenlied. Pitra S. 373—377.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. φωνὴ θεοδώρου* C.

Text: ebenso C.

Prooemion: *Τὸν μεταστάντα.*

Strophe α': *Φρικτὸν βλέπω.*

97. Josephus Hymnographus. Vorabend von Weihnachten. Pitra S. 381—383 (aus T). Dazu P fol. 120r—121r.

Überschrift: Kein Vermerk P T.

Text: *Ἰωσήφ* P T.

Prooemion: *Ἡ παρθένος.*

Strophe α': *Ἱεραὶ προφητῶν.*

Die von Pitra am Schluss beigefügte am Anfang verstümmelte Strophe ζ' steht in T fol. 38r—39v als Schlussstrophe des Liedes auf den hl. Ignatios (Pitra S. 388—390; in P fol. 109v—110r nur Prooemion und 3 Strophen), in dessen Zusammenhang es allerdings nicht passt. Dort (fol. 38v) steht aber auch, was Pitra übersehen hat, der Anfang der Strophe: *Φλογερῶν λειτουργιῶν παριστα μέ —.* Sie dient dort zur Vollendung der Akrostichis: *ᾠ⟨δ⟩ὴ Ἰωσήφ.* In P fehlt diese Strophe. Um Klarheit zu schaffen, müssten beide Lieder mit genauer Beschreibung des handschriftlichen Tatbestandes vorgelegt werden. Ich muss mich heute damit begnügen, auf die Aporie hingewiesen zu haben.

98. Josephus Hymnographus. Nachfest von Epiphanie. 7. Januar. Pitra S. 400—404.

Überschrift: fehlt (?) Vat. reg. II 46.

Text: *Μεθεόρτια τῶν φώτον* (so) *ᾄδει ε* (*ει* = *ι*)*ωσήφ.*

Strophe α': *Μόνος καθαρός.*

99. Kosmas. Mariae Himmelfahrt. 15. Aug. Ediert im „Anthologium Romanum“ (mir unzugänglich). Analyse und Proben bei Pitra S. 527—529.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα* (*τήνδε* K) (*ἡ ἀκροστιχίς* BM) *τοῦ ταπεινοῦ κοσμᾶ* (*ὁ* H) *ὕμνος* B C V H J K M T: fehlt D.

Text: τοῦ ταπεινοῦ (so) κοσμᾶ ὕμνος BCVM: τοῦ ταπεινοῦ κο K: τοῦ ταπεινοῦ D: keine Notiz über HJT.

Prooemion: Τὴν ἐν πρεσβείαις.

Strophe α': Τείχισόν μου.

100. Anonymus. Akathistos. 25. März. Pitra S. 250—262. Aus M ed. den Text ganz unglaublich fehlerhaft Amfilochij, Textband S. 106—111. Bei Pitra leider keine Angabe über die Überschrift. Ich benütze für sie folgende Codices: P fol. 209ʳ—212ʳ; M fol. 154ᵛ—162ʳ; T fol. 96ʳ—101ᵛ; V fol. 83ᵛ—88ʳ.

Überschrift: κατ' ἀλφάβητον P: ἡ ἀκροστιχίς. ἀλφάβητος M: ἔχον (ἔχ) ἀκροστιχίδα κατὰ ἀλφάβητον T: φέρον ἀκροστιχίδα τὸν ἀλφάβητον V.

Text: αβγ ... ω (24 Strophen) PMTV.

Prooemion: Τῇ ὑπερμάχῳ στρατηγῷ PMTV. In V steht vor dieser berühmten Strophe noch der kleine Prolog: Οὐ ⟨παυ⟩όμεθα κατὰ χρέος ἀνυμνοῦντές σε, θεοτόκε, καὶ λέγοντες· Χαῖρε ἡ κεχαριτωμένη.

Strophe α': Ἄγγελος πρωτοστάτης.

Die Zuteilung an Sergios (z. B. bei Pitra) ist falsch, die an Photios (von Papadopulos-Kerameus) unsicher. Vgl. Papadopulos-Kerameus BZ. VI (1897) 377 und sein Buch: Ὁ Ἀκάθιστος Ὕμνος, Athen 1903 (Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ ἀρ. 214). Dazu meine Bemerkungen BZ. XIII 252 ff. Zur Orientierung s. auch Nilles II 154 ff.

101. Anonymus. Grablied. Pitra S. 466—471.

Überschrift: φέρον ἀκροστιχίδα. ἐπιτύμβιον μέλος τοῦ τρισαθλίου C.

Text: Ἐπιτύμβιον μέλος τρα C.

Prooemion: Δυνάμει θεϊκῇ σου.

Strophe α': Ἐννόησον φόβῳ.

102. Anonymus. Verklärung Christi. 6. August. Pitra S. 501—506 (aus CT). Dazu noch A fol. 174ʳ—177ᵛ, B fol. 2ʳ—5ʳ, D, M fol. 218ʳ—222ʳ (s. Amfilochij, Facsimileband), V fol. 165ᵛ—168ʳ.

Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς. εἰς τὴν μεταμόρφωσιν* M: *εἰς τὴν μεταμόρφωσιν* V: fehlt A(?)BCDT.

Text: *Εἰς τὴν μεταμόρφωσιν* ABCVMT: *Εἰς τὴν μεαμόρφωσιν* D.

Prooemion: *Ἐπὶ τοῦ ὄρους.*
Strophe α': *Ἐγέρθητε οἱ νωθεῖς.*

103. Anonymus. Mariae Himmelfahrt. 15. August. Pitra S. 516—527 (aus C). Dazu noch V fol. 172ᵛ—173ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ἁμαρτωλοῦ τὸ ποίημα* C: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ἁμαρτ* (Schluss unleserlich) V.

Text: ebenso C: *τοῦ ἁμαρτω* (Schluss fehlt durch Blattausfall) V.

Prooemion I: *Ἀφ' οὗ μετέστης.*
Prooemion II: *Ὡς πολυτίμητον.*
Prooemion III: *Τίμιος ἐναντίον.*
Strophe α': *Τῇ Μαριάμ.*

Haltlose Vermutungen über den Autor bei Pitra S. 516; 527.

104. Anonymus. Krankengebet. Pitra S. 532—535 (aus C).

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ἐλεεινοῦ* C.

Text: ebenso C.

Prooemion: *Ἡ ἐν ἀνάγκαις.*
Strophe α': *Τί δοθείη.*

Pitra vermutet (S. 532), dass sich unter der bescheidenen Akrostichis Theodoros Studites berge.

105. Anonymus. Die hll. Engel. 8. November. Pitra S. 538—540 (aus C). Dazu V fol. 3ᵛ—4ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα. τὸν ἀλφάβητον* CV.

Text: *αεβγδε* (so) C: *αβγδε* V.

Prooemion: *Ἀρχιστράτηγε θεοῦ.*
Strophe α': *Ἄναρχε, δέσποτα.*

Dem gleichen Prooemion folgt ein anderes Lied auf dasselbe Fest in P fol. 36ʳ—38ʳ. Vgl. Nr. 117.

B. Unedierte Lieder.

Auch hier, wie bei der Aufzählung der nicht oder nur fragmentarisch veröffentlichten Lieder des Romanos (S. 571 ff.), gebe ich zuerst das Material aus P, dann das aus Q, dann das der übrigen Hss, soweit ich aus ihnen genügende Notizen besitze.

106. Joseph. Die hll. Nazarios, Gerbasios, Protasios und Kelsios. 14. Oktober. P fol. 4r—5r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ ἰωσήφ* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Λαμπτῆρες φαιδροί.*
Strophe α': *Ὡς φωταυγεῖς.*

107. Anonymus. Der hl. Apostel Lukas. 18. Oktober. P fol. 5v—6v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ τάλα* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Μαθητὴς γενόμενος.*
Strophe α': *Ὡς ἰατρός.*

108. Leon. Der selige Hilarion. 21. Okt. P fol. 7v—9r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἔπος λέοντος* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Ὡς φωστῆρα.*
Strophe α': *Ἐρασθεὶς τοῦ Χριστοῦ.*

109. Anonymus. Der hl. Apostel Jakob. 23. Oktober. P fol. 9v—11r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ μόνου τάλα* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Ὁ τοῦ πατρὸς μονογενής.*
Strophe α': *Τὸν γόνον σε τοῦ ἰωσήφ.*

110. Joseph. Der hl. Ignatios Patr. 23. Oktober. P fol. 11v—12v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ ἰωσήφ* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Φωτοβόλοις λάμψεσι.*
Strophe α': *Ὡς τῷ φωτί.*

111. Paulos. Der hl. Arethas und seine Genossen. 24. Oktober. P fol. 12^v-14^r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ τάλα παύλου* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Εὐφροσύνης πρόξενος.*

Strophe α': *Τὸν νοῦν μου.*

112. Stephanos. Der hl. Demetrios. 26. Oktober. Prooemion und 7 Strophen in C. Daraus ed. Pitra S. 651—653. Prooem. und 5 Strophen in D. Vollständig nur in P fol. 15^r-17^r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ* (*τοῦ* fehlt D) *στεφάνου ὁ αἶνος* P D: *φέρον ἀκροστιχίδα. στέφος* C.

Text: *τοῦ στεφάνου ὁ αἶνος* (17 Strophen) P: *τστέφος* C: *στεφα* D.

In der italischen Redaktion (C) ist aus der ursprünglichen Akrostichis durch Auslassung der mittleren Litterae das Wort *στέφος* gebildet worden, wobei freilich das *T* der ersten Strophe in der Luft schwebt. In D ist zwar die Überschrift annähernd vollständig, vom Texte sind aber nur Prooem. und 5 Strophen aus dem Anfange des Liedes übrig geblieben.

Prooemion: *Τοῖς τῶν αἱμάτων.*

Strophe α': *Τοῦτον τὸν μέγαν.*

113. Anonymus. Die hll. Zenobios und Zenobia. 31. Oktober (bei Nilles I 311 am 30. Okt.). P fol. 20^r-21^r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τὸ ἔπος* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Πρὸς εὐσεβείας.*

Strophe α': *Τοῦ ἀναργύρου.*

114. Anonymus. Der hl. Akindynos und seine Genossen. 2. November. P fol. 25^v-27^r. Prooemion und drei Strophen auch in D.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ τάλα ἔπος* P D.

Text: ebenso P: *τοῦ* D.

Prooemion: *Ὡς ἄστρα.*

Strophe α': *Τὸν ἐν πελάγει.*

115. Joannikios. Der selige Joannikios. 4. November. P 30ᵛ—34ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὕμνος τοῦ ταπεινοῦ ἰωαννικίου* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) P.

Prooemion: *Ἐν τῇ μνήμῃ.*

Strophe α′: *Ὑπερουράνιε θεὲ.*

116. Anonymus. Der hl. Paulos von Konstantinopel. 6. November. P fol. 34ᵛ—35ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὁ αἶνος τάλα* P.

Text: *ὁ αἶνος τάλλα* (so) P.

Prooemion: *Ἀστράψας ἐν γῇ.*

Strophe α′: *Ὁμολογίας στῦλος.*

117. Anonymus (Romanos?). Die hll. Engel. 8. Nov. P fol. 36ʳ—38ʳ. Prooemion und die ersten 8 Strophen auch in D.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον* P: *ῥωμανοῦ ποίημα. φέρων ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον* D.

Text: *εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον* (19 Str.) P: *εἰς τὸν ἀρ* D.

Prooemion: *Ἀρχιστράτηγε* (vgl. Nr. 105).

Strophe α′: *Ἔφης, φιλάνθρωπε.*

Die Zuteilung des Liedes an Romanos durch die Autornotiz in D bietet für die Autorschaft wohl keine genügende Gewähr. Vgl. Nr. 84.

118. Anonymus. Die hll. Engel. II. Lied. 8. Nov. P fol. 38ʳ—38ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τοὺς ἀσωμάτους* P.

Text: *εἰς* P.

Prooemion: *Τῆς κρηπῖδος.*

Strophe α′: *Ἐν ἀνοίξει, σωτήρ.*

119. Anonymus. Der selige Theodoros Studites. 11. November. P fol. 42ᵛ—43ᵛ.

Überschrift: fehlt P.

Text: *τοῦ ταπεινο* (10 Strophen) P.
Prooemion: *Τὸν ἀσκητικὸν.*
Strophe α': *Τῶν ἀσκητῶν.*

120. Anonymus. Der hl. Johannes der Barmherzige. 12. November. P fol. 43ᵛ—45ʳ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν ἐλεήμονα* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Τὸν πλοῦτον τὸν σὸν.*
Strophe α': *Ἐπὶ τὸ ἔλεος.*

121. Anonymus. Der hl. Johannes Chrysostomos. 13. November. P fol. 45ʳ—47ᵛ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν χρυσόστομον* P.
Text: *εἰς τὸν χχρρυυσσοοσσττομον* P.
Prooemion: *Ἐκ τῶν οὐρανῶν.*
Strophe α': *Ἐκ τῆς παγχρύσου.*

Durch die seltsame Verdoppelung der Litterae *X*—*T* wächst die Zahl der Strophen auf 24. In der Marginalzählung der Hs sind aber die Doppelstrophen mit der gleichen Nummer bezeichnet, so dass sich nur *ιζ'* Nummern ergeben.

122. Georgios. Der hl. Johannes Chrysostomos. 13. November. P fol. 50ᵛ—53ᵛ.
Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς. τοῦ ταπεινοῦ γεωργίου.* Am Rande: *Ποίημα γεωργίου* P.
Text: *τοῦ ταπεινοῦ γεωργίου* (19 Strophen) P.
Prooemion: fehlt.
Strophe α': *Τὸν τὴν γῆν.*

123. Studites. Der hl. Johannes Chrysostomos. 13. November. P fol. 53ᵛ—55ʳ.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. νοῦν παμφαῆ πῶς αἰνέσεις ὦ στουδῖτα* P.
Text: *Νοῦν παμφαῆ πδυιτ* (15 Strophen) P.
Prooemion: *Τὰ χρυσότατα.*
Strophe α': *Νῦν χρυσοστόλιστος.*

124. Anonymus. Der hl. Apostel Philipp. 14. Nov. P fol. 56r—57r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ποίημα τάλα* P.

Text: ebenso (10 Strophen) P.

Prooemion: *Ὃν οἱ προφῆται.*

Strophe α′: *Περιφερόμενος.*

125. Anonymus. Der hl. Apostel Matthaeos. 16. November. P fol. 60v—61v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἡ ᾠδὴ τάλα* P.

Text: ebenso (8 Str.) P.

Prooemion: *Τοῦ τελωνίου.*

Strophe α′: *Ἡ τοῦ ἐχθροῦ.*

126. Anonymus. Der hl. Gregor der Wundertäter. 17. Nov. P fol. 62r—64v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ποίημα εἰς τὸν θαυματουργόν* P.

Text: ebenso (24 Str.) P.

Prooemion: *Θαυμάτων πολλῶν.*

Strophe α′: *Πόθεν ἀπάρξομαι.*

127. Anonymus. Der hl. Platon. 18. November. P fol. 64v—65r.

Überschrift: *ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* P.

Text: *ταυ* P.

Prooemion: *Ἡ ἁγία μνήμη σου.*

Strophe α′: *Τῶν Ἑλλήνων λιπὼν.*

128. Joseph. Der hl. Gregorios Dekapolites. 20. November. P fol. 66r—66v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἰωσήφ* P.

Text: *ἰωσήφ* P.

Prooemion: *Φωταυγίας ἥλιον.*

Strophe α′: *Ἱεροῖς οἱ πιστοὶ.*

129. Anonymus. Die hl. Katharina. 24. November (dieses Datum in P!). P fol. 71r—73r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ μόνου ταπεινοῦ ἡ ᾠδή* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*) P.
Prooemion: *Χορείαν σεπτὴν.*
Strophe α′: *Τὴν ἐκ θεοῦ.*

130. Anonymus. Der hl. Petros von Alexandria. 25. November (dieses Datum in P!). P fol. 73r—75v.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἔπος τοῦ μόνου ταπεινοῦ* P.
Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) P.
Prooemion: *'Ορθοδόξοις δόγμασι.*
Strophe α′: *'Επὶ τὴν θαυμαστὴν.*

131. Anonymus. Der hl. Alypios. 26. November. P fol. 76r—77r.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἀλυπίῳ αἶνος* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *'Αγγελικὴν.*
Strophe α′: *'Ανακραθεὶς.*

132. Anonymus. Der hl. Jakob der Perser. 27. Nov. P fol. 77v—79r.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. αἶνος οἰκτρός* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Πεισθεὶς τῇ καλῇ.*
Strophe α′: *'Απὸ ψυχῆς.*

133. Abbas. Der hl. Stephanos der Jüngere. 28. November. P fol. 79v—80v.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὕμνος ἀββά* P.
Text: ebenso (9 Str.) P.
Prooemion: *'Ομώνυμος σοφέ.*
Strophe α′: *'Υπὸ τῆς σῆς.*

134. Anonymus. Der hl. Apostel Andreas. 30. Nov. P fol. 81r—83v.
Überschrift: *ἡ ἀκροστιχὶς κατὰ ἀλφάβητον* P.
Text: *α β γ δ . . . ω* (24 Str.) P.
Prooemion: *Τὸν τῆς ἀνδρείας.*
Strophe α′: *'Άνωθεν μὲν.*

135. Anonymus. Der hl. Apostel Andreas. II. Lied. P fol. 83ᵛ—84ᵛ.

Überschrift: *ἕτεροι οἶκοι: -ἦχος ὁ αὐτός: -πρὸς τὸ Τραύματισόν μου: -φ^ε* (also wohl: *φέροντες* oder *φέρουσι* zu lesen) *ἀκροστιχίδα. ὁ αἶνος τάλλα* P.

Text: ebenso (11 Str.) P.

Prooemion: fehlt.

Strophe α′: *Ὅσοι ῥαθύμως.*

136. Anonymus. Der hl. Apostel Andreas. III. Lied. P fol. 85ʳ—86ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ἁμαρτωλοῦ* P.

Text: ebenso (12 Str.) P.

Prooemion: *Τῆς νοητῆς.*

Strophe α′: *Τὸν ψήφῳ θείᾳ.*

137. Anonymus. Die hl. Barbara. 4. Dezember. P fol. 87ᵛ—89ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* P.

Text: *ταυτη η* (leerer Raum ohne Text) *ωδητα* (leerer Raum ohne Text) *λα* (leerer Raum ohne Text) P. Es sind also von den 13 zu erwartenden Strophen, deren Nummern auch am Rande vollzählig notiert sind, die 6., 11. und 13. in der Vorlage von P verloren gegangen.

Prooemion: *Τῷ νυμφίῳ σου.*

Strophe α′: *Τὴν νυμφευθεῖσαν.*

138. Symeon. Der hl. Sabas. 5. Dez. P fol. 89ʳ—90ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. συμεὼν ἡ ᾠδή* P.

Text: ebenso (10 Str.) P.

Prooemion: *Τὸν βίον εὐσεβῶς.*

Strophe α′: *Σοφίας ὑπάρχων.*

139. Anonymus. Der hl. Ambrosius. 7. Dezember. P fol. 96ᵛ—97ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. αἶνος* P.

Text: *αἶνοςς* (6 Str.) P.

Prooemion: *Ὥσπερ ἀστέρα.*

Strophe α′: *Αὔγασόν μου.*

Die erste Strophe mit Σ (5) bringt das bilderreiche Lob des Heiligen aus Strophe 2—4 zum Abschluss. Erst die zweite Strophe mit Σ (6) enthält den üblichen Abschluss: ein Gebet an den Heiligen um Fürbitte für das Seelenheil aller seiner Verehrer, und bildet so das rechte Gegenstück zu Strophe 1, in der der Dichter den Heiligen um Erleuchtung anruft.

140. Anonymus. Der hl. Patapios. 8. Dezember. P fol. 97v—98v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἡ ᾠδὴ τάλα* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Τὸν ναόν σου.*
Strophe α′: *Ἡ σορός σου.*

141. Anonymus. Die Empfängnis der hl. Anna. 9. Dezember. P fol. 99v—100r.

Überschrift: *ἀκροστιχίς. ᾄδω* (als Randnotiz) P.
Text: *ᾄδω* P.
Prooemion: *Ὡς πλατυτέρα.*
Strophe α′: *Ἄρρητον βλέπων.*

142. Anonymus. Der hl. Daniel Stylites. 11. Dez. P fol. 100v—101v. In T nur Prooemion und Strophe α′—γ′. Vgl. Pitra S. 564 f.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἡ ᾠδὴ τάλα μόνου* P.
Text: *ἡ ᾠδὴ τάλα μόνου υ* (14 Strophen) P: *ἡ ᾠδ* T.
Prooemion: *Ὥσπερ ἀστήρ.*
Strophe α′: *Ἡ ᾠδὴ ῥυπαρά.*

Mit der Doppelung des Schlussbuchstaben verhält es sich ähnlich wie in Nr. 139. Die mit dem Vorhergehenden nur lose verknüpfte Schlussstrophe (zweites Υ) enthält eine Bitte an den Heiligen um Schutz für das Kaiserhaus (*τοὺς πιστοὺς βασιλεῖς ἡμῶν φύλαττε*; vgl. Krumbacher, Studien S. 254 Anm.), Erhaltung des Patriarchen, Stärkung des Heeres u. s. w.

143. Anonymus. Der hl. Eustratios und seine Genossen. 13. Dezember. P fol. 103r—105r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τὸ ὕφος μόνου ταπεινοῦ* P.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ*! 19 Str.) P.

Prooemion: *Πρὸς τοὺς ἀνόμους.*

Strophe α': *Τὸ ζοφερὸν.*

Das Prooemion ist, trotz der gleichen Anfangsworte, nicht identisch mit dem bei Pitra S. 370.

144. Anonymus. Die hl. Anastasia. 22. Dezember. P fol. 110v—112r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦτο τὸ ἔπος τάλα* P.

Text: *τοῦτο τὸ ἔπος τάλλα* (16 Str.) P.

Prooemion: *Οἱ ἐν πειρασμοῖς.*

Strophe α': *Τῆς ἀναστάσεως.*

145. Anonymus. Die hll. zehn Märtyrer auf Kreta. 23. Dezember. P fol. 112r—113r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἔπος εἰς τοὺς δέκα ἁγίους* P.

Text: *ἔπος* P.

Prooemion: *Ὁμόψυχοι.*

Strophe α': *Ἔλαμψεν.*

146. Anonymus. Vorfeier von Weihnachten. P fol. 118r—119v. In D Prooemion und Strophe α'—δ'.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* PD.

Text: ebenso (13 Str.) P: *ταυτ* D.

Prooemion: *Εὐφραίνου, Βηθλεέμ.*

Strophe α': *Τῆς σῆς, παρθένε.*

Das Prooemion und Strophe α'—γ' stehen, wie in P zur Vorfeier von Weihnachten, auch in T fol. 40bv—41r. Pitra (S. 455 ff.) hat das Prooemion und Strophe α' unterdrückt und mit Strophe β' γ' ein Prooemion und drei andere Strophen, die in T fol. 51r—v zum Sonntag nach Weihnachten stehen (= Prooemion und Strophe α'—γ' von Nr. 148), verbunden und die Strophen so gestellt, dass die Akrostichis *ναομα* entsteht. Dieses Verfahren rechtfertigt er also: „Extat in taur. f. 51, in quo inter duas dominicas ante Natalia sic dividuntur trop. promiscue, ut nulla acrostichis maneat". Weiter kann man in

der wildesten Willkür nicht mehr gehen. Natürlich sind die zwei Liedfragmente in T an ihren Stellen zu belassen.

147. Anonymus. Nachfeier von Weihnachten. 26. Dezember. P fol. 126r—127r, D.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τῶν ἐπιλοχίων ἡ ᾠδή* P: *φέρων ἀκροστιχίδα. τῶν* ...... (Rasur) *ᾠδή* D.

Text: *τῶν ἐπιλ* P (es fehlen also 9 Strophen): *τῶν ἐπ* D.

Prooemion: *Ἐν τῇ Βηθλεέμ.*

Strophe α′: *Τὸν τοῦ θεοῦ.*

148. Anonymus. Sonntag nach Weihnachten. P fol. 135r—136r, D.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἆσμα τάλα* PD.

Text: ebenso (8 Str.) P: *ασμ* D.

Prooemion: *Χορὸς τῶν προφητῶν.*

Strophe α′: *Ἅπαν νεκρώσαντες.*

Vgl. die Notiz zu Nr. 146.

149. Anonymus. Der hl. Basilios. 1. Januar. P fol. 137r—139v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ποίημα εἰς βασίλειον* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Τὰ βάθη τῆς σοφίας.*

Strophe α′: *Πᾶσα ἡ οἰκουμένη.*

150. Anonymus. Die siebzig Jünger. 5. Januar (bei Nilles am 4. Jan.). P fol. 141v—143r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἆσμα τάλα* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ἀστέρας φαεινούς.*

Strophe α′: *Ἀπὸ παθῶν.*

151. Gabriel. Vorfeier der Theophanie. 5. Januar. P fol. 143r—143v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ γαβριήλ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Φῶς νοερόν.*

Strophe α′: *Ὦ ἀφάτου.*

152. Anonymus. Vorfeier der Theophanie. P fol. 143ᵛ—144ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾆσμα* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ὁ τῇ θεϊκῇ.*

Strophe *α'*: *Ἀκατάληπτος.*

153. Anonymus. Der hl. Polyeuktos. 9. Januar. P fol. 152ᵛ—153ᵛ. Pitra S. 594 f. ed. das Prooemion und Strophe *α'*—*γ'* aus T.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἔπος τάλα* P.

Text: ebenso (8 Str.) P: *επο* T.

Prooemion: *Τοῦ σωτῆρος.*

Strophe *α'*: *Ἐν Ἰορδάνῃ ποταμῷ.*

154. Anonymus. Der hl. Gregor von Nyssa. 10. Jan. P fol. 153ᵛ—155ʳ.

Überschrift: *φέρον* (*φέρ*ᵒᵘ) *ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν νύσης* (so) P.

Text: ebenso (11 Str.) P.

Prooemion: *Τὸ ὄμμα τῆς ψυχῆς.*

Strophe *α'*: *Ἐξ ἀμελείας.*

155. Anonymus. Der hl. Theodosios. 11. Januar. P fol. 155ᵛ—156ᵛ. Prooemion und Strophe *α'*—*δ'* auch in T, woraus Pitra S. 612 f. das Prooemion und Strophe *α'*—*γ'* edierte (*δ'* blieb aus Versehen weg). Prooemion und Strophe *α'*—*γ'* auch in M. Den ganzen in P erhaltenen Text ed. Krumbacher, Studien zu den Legenden des hl. Theodosios, Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. Bayer. Akad. 1892 S. 325—332.

Überschrift: fehlt PMT.

Text: *αβγδεζηθ* P: *αβγδ* T: *αβγ* M.

Prooemion: *Πεφυτευμένος.*

Strophe *α'*: *Ἄνθρωπος μὲν.*

156. Anonymus. Die hll. Äbte. 14. Januar. P fol. 157ᵛ—158ᵛ. Prooemion und Strophe *α'* auch in T und im Vatic. 1510. Daraus ed. von Pitra S. 605.

Überschrift: *φέρον* (*φέρ^ω*) *ἀκροστιχίδα τήνδε. τὸ ἔπος τάλα* P.

Text: ebenso (10 Str.) P.

Prooemion: *Ἐκ τῆς κοσμικῆς.*

Strophe α': *Τὰ ἐπὶ γῆς.*

157. Anonymus. Der hl. Paul von Theben. 15. Jan. P fol. 159^r—160^v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ὁ αἶνος τάλα* P.

Text: ebenso (10 Str.) P.

Prooemion: *Τὸν φωστῆρα.*

Strophe α': *Ὁ ἐν ὑψίστοις.*

158. Anonymus. Die Zurückführung des hl. Petros. 16. Januar. P fol. 161^{r—v}.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα σὺν τοῦ κοντακίου* (abgekürzt). *ᾆσμα* P.

Text: *ᾆσμα* (mit dem Prooemion beginnend!) P.

Prooemion: *Ἀναβὰς ὡς ἥλιος.*

Strophe α': *Στήλη ἔμπνους.*

159. Anonymus. Der hl. Antonios. 17. Januar. P fol. 161^v—163^v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦτο τὸ ὕφος τάλα ἅπαν* P.

Text: ebenso (19 Str.) P.

Prooemion: *Τοὺς βιωτικοὺς.*

Strophe α': *Τῆς τοῦ Χριστοῦ.*

160. Theodoros (?) Studites. Der hl. Antonios. 17. Jan. P fol. 163^v—164^r (Prooemion und 4 Strophen). C fol. 46^r - 47^v (Prooemion und 11 Strophen). V fol. 48^r—49^v (wie C). Ed. Pitra S. 377—380 (aus C).

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ στουδίτου πάνυμνος εἰς ἀντώνιον* P: fehlt C: *ποίημα στουδίτου* V.

Text: *τουν* P: *τοῦ στουδίου* CV.

Prooemion: *Ἐν σαρκὶ.*

Strophe α': *Τὸν φωστῆρα.*

Das Lied, das ich unter den Inedita einreihe, weil die Hauptsache, die Akrostichis, neu ist, bietet ein höchst lehrreiches Beispiel der ungeheueren Verluste, welche die Hymnendichtung schon in früher Zeit erlitten hat. Durch einen Zufall ist in P die vollständige Akrostichis erhalten, nach der das Lied ursprünglich nicht weniger als 31 Strophen umfasste, also an Umfang den grössten Hymnen des Romanos gleichkam. Hievon sind in der italischen Redaktion C V die ersten 11 Strophen erhalten, die das Akrostichon *τοῦ σιουδίου* (so) ergeben; es ist also das *τ* ausgefallen; denn man darf wohl kaum annehmen, dass etwa das Kloster Studion als Autor bezeichnet und so eine Art Kollektivarbeit angedeutet war. In P, der sonst den anderen Hss gegenüber so häufig vollständige Texte bewahrt, ist das grosse Lied auf 4 Strophen reduziert, und zwar stehen Strophe *α'—γ'*, die den ersten drei Strophen in C V entsprechen, an der richtigen Stelle; Strophe *δ'* aber (*N*) stellt offenbar die ursprüngliche Schlussstrophe dar, die wegen des Schlussgebetes beibehalten wurde, um das kleine Fragment wenigstens äusserlich abzurunden. Vgl. Krumbacher, Studien zu den Legenden des hl. Theodosios (vgl. oben Nr. 155) S. 333 f.

161. Abbas. Der hl. Kyrillos von Alexandria. 18. Jan. P fol. 164^{r-v}.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἀββά* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Τὰς τῶν αἱρέσεων.*
Strophe *α'*: *Ἀποκαθάρας.*

162. Anonymus. Der hl. Kyrillos von Alexandria. P fol. 164^{v}—165^{v}.

Überschrift: fehlt P.
Text: *ταυρος* P.
Prooemion: *Ἄβυσσον ἡμῖν.*
Strophe *α'*: *Τερπνὸς.*

Das Beispiel ist bemerkenswert, weil hier offenbar, gegen die Gewohnheit, nicht einige Strophen vom Anfang mit der

Schlussstrophe (vgl. Nr. 160), sondern die erste Strophe und die fünf Schlussstrophen gerettet sind. Die vollständige Akrostichis lautete etwa *τ⟨οῦ στουδίτου⟩ αἶνος*.

163. Abbas. Der hl. Makarios von Ägypten. 19. Jan. P fol. 165ᵛ—166ᵛ.

Überschrift: *φέρον* (*φέρω*) *ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ἀββά* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Τρωθεὶς τῷ πυρὶ.*

Strophe α': *Τῶν τοῦ κυρίου.*

164. Anonymus. Der hl. Euthymios. 20. Januar. P fol. 166ᵛ—169ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν ὅσιον εὐθύμιον ὁ ὕμνος οὗτος* P.

Text: ebenso (30 Str.) P.

Prooemion: *Ἐν τῇ σεπτῇ.*

Strophe α': *Ἐκ ῥαθύμου.*

Das lange Gedicht ist schlecht versifizierte langweilige Prosa. Dass der Redaktor von P (bezw. seiner Vorlage) das öde Machwerk der unverkürzten Aufnahme würdigte, ist bei seinem sonst recht guten Geschmack unbegreiflich. Der Verfasser, der in weiser Bescheidenheit sich in völlige Anonymität hüllte, ist wohl unter den Männern von Studion zu suchen.

165. Anonymus. Der hl. Apostel Timotheos und der hl. Anastasios. 22. Januar. P fol. 170ʳ—171ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἡ ᾠδὴ εἰς τοὺς δύο* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Τὸν θεῖον μαθητὴν.*

Strophe α': *Ἡλίου πλέον.*

166. Johannes. Die hll. Klemens und Agathangelos. 23. Januar. P fol. 172ʳ—173ᵛ. Prooemion und Strophe α'—γ' auch in T. Daraus ed. Pitra S. 575 f.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἆσμα ἰωάννου* P: fehlt T.

Text: *ἆσμα ἰωάννου υ* (12 Str.) P: *ασμ* T.

Prooemion: *Φυτὸν εὐθαλὲς.*
Strophe α': *Ἀισματικῶς.*

Die zweite Schlussstrophe (zweites Υ) enthält ein Schlussgebet. Vgl. Nr. 142.

167. Anonymus. Der hl. Gregor von Nazianz. 25. Januar. P fol. 173v—175v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν θεολόγον* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *Θεολόγῳ γλώσσῃ σου.*
Strophe α': *Ἐκ τῆς θεολογικῆς.*

168. Anonymus. Der hl. Johannes Chrysostomos. 27. Januar. P fol. 176v—178r. Das Prooemion und Strophe α', β', δ' auch in C. Daraus ed. Pitra S. 566 f.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἡ ᾠδὴ δευτέρα* P.
Text: *ἡ ᾠδὴ δευτέρα α* P.
Prooemion: *Εὐφράνθη.*
Strophe α': *Ἡ λαμπὰς.*

Die zweite Schlussstrophe (zweites Α) enthält, wie üblich, ein Gebet an den Heiligen. Nicht gerade poetisch, aber lehrreich für die Beurteilung der Doppelung ist es, dass die Strophe hier ausdrücklich als Ephymnion bezeichnet wird. Sie beginnt mit den Versen (ich behalte die Versinterpunktion der Hs bei): *Ἀπὸ ψυχῆς προσφερόμενον. τὸ ἐφύμνιον. συμπαθέστατε πρόσδεξαι. καὶ τοῦ δεινοῦ κοσμοκράτορος. ῥῦσαί με λιταῖς σου.*

169. Anonymus. Der hl. Ephraem. 28. Januar. P fol. 178r—180r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν σύρον ἐφραίμ* P.
Text: *εἰς τὸν σύρον ἐφραίμις* (19 Str.) P.
Prooemion: *Τὴν ὥραν ἀεὶ.*
Strophe α': *Ἐκ τῶν ναμάτων.*

Die zwei nach der akrostichischen Reihe noch folgenden Schlussstrophen (ις) werden am Rande als *οἶκοι ἕτεροι* bezeichnet. Was für eine Bewandtnis es mit ihnen hat, ist mir dunkel.

Nach ihrem Inhalt wäre es denkbar, dass sie ursprünglich für die Buchstaben Σ und I innerhalb der Akrostichis (Strophe 7 und 16) dienten, dann durch andere Strophen ersetzt wurden, aber im ursprünglichen Ms irgendwie stehen blieben.

170. Anonymus. Der hl. Ignatios. 29. Januar. P fol. 180r—181v. Prooemion und Strophen α′—γ′ in T; daraus ed. Pitra S. 573 f.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἰγνατίου ἆσμα* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ἐκ τῆς ῥώμης* P: *Ἐξ ἑῴας* T.

Strophe α′: *Ἱερεμίαν.*

171. Anonymus (Talas). Die hll. Kyros und Johannes. 31. Januar. P fol. 181v—183v.

Überschrift: *ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* P.

Text: ebenso (13 Str.) P.

Prooemion: *Τὸ μέγα ἰατρεῖον.*

Strophe α′: *Τὸ οὐράνιον ὕψος.*

172. Gabriel. Der hl. Theopemptos und die 1003 Märtyrer. 7. Februar. P fol. 191r—192r.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ γαβριήλ* P.

Text: ebenso (10 Str.) P.

Prooemion: *Τὰς τῶν εἰδώλων.*

Strophe α′: *Τὸ θεῖον σθένος.*

Eine Rarität. Bei Nilles ist der hl. Theopemptos (ohne die 1003 Märtyrer) nur zum 5. Januar verzeichnet, dagegen bei Sergij sowohl Theopemptos als die 1003 Märtyrer zum 7. Februar. In der Bibliotheca Hagiographica fehlt er. Ebenso, soweit ich sehe, in den übrigen Hymnen-hss. Es scheint übrigens, dass das Fest der hll. 1003 Märtyrer auch am 12. Februar gefeiert wurde; denn in P steht fol. 194r am oberen Rande die Notiz (von einer zweiten Hand): *μηνὶ τῷ αὐτῷ εἰς τὰς ιβ′. τῶν ἁγίων χιλίων τριῶν μαρτύρων. ζήτει αὐτὸ εἰς τὰς ζ′ τοῦ αὐτοῦ μηνός.*

173. Anonymus. Die Auffindung des ehrwürdigen Hauptes des Vorläufers. 24. Febr. P fol. 196r—197v.

Überschrift: *φέρον (φέρ^ω) ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὴν εὕρεσιν* P.

Text: ebenso (13 Str.) P.

Prooemion: *Προφῆτα θεοῦ.*

Strophe α': *Ἐκ τοῦ κυρίου.*

174. Anonymus. Der hl. Akakios von der Leiter des göttlichen Latros. 25. Febr. P fol. 198^{r—v}.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾆσμα* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Πόθῳ τοῦ Χριστοῦ.*

Strophe α': *Ἀπὸ βρέφους.*

Nach Nilles wird der hl. Akakios von der Leiter am 7. Juli und am 29. November gefeiert, bei Sergij ein hl. Akakios vom Sinai ebenfalls am 7. Juli und 29. Nov., dagegen ein Akakios vom Latros am 30. Sept. In der Bibliotheca Hagiographica fehlt er. Ebenso in den anderen Hymnenhss. Neu scheint die Notiz, dass Akakios von der Leiter „*τοῦ θείου Λάτρους*“ war d. h. zum Kloster auf dem Berge Latros gehörte.

175. Gabriel. Der hl. Theophylaktos († ca. 845). 8. März. P fol. 199^v—200^v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. γαβριὴλ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ἱεράρχης.*

Strophe α': *Γαλήνης.*

176. Anonymus. Der hl. Theophanes von Sigriane. 12. März. P fol. 207^v—208^r.

Überschrift: *ἀκροστιχίς. ᾄδω* P.

Text: *ᾄδω* P.

Prooemion: *Θείῳ φωτί.*

Strophe α': *Ἀπορρήτῳ φωτί.*

177. Gabriel. Nachfeier von Mariae Verkündigung. 26. März. P fol. 214^v—216^v.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. γαβριὴλ τάδε* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Τῆς ὑπερφώτου.*

Strophe α': *Γένος ἀδαμιαῖον.*

178. Anonymus. Der hl. Georgios. 23. April. P fol. 223ᵛ—226ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν ἅγιον γεώργιον ὁ αἶνος* P.

Text: ebenso (25 Str.) P.

Prooemion: *Γεωργηθείς.*

Strophe α′: *Ἐν οἴκτῳ.*

179. Anonymus (Talas). Der hl. Apostel Markos. 25. April. P fol. 226ᵛ—227ᵛ.

Überschrift: fehlt P.

Text: *τοῦ μόνου τά⟨λα⟩* P.

Prooemion: *Ἐξ ὕψους.*

Strophe α′: *Τοῦ κορυφαίου.*

180. Anonymus. Der hl. Apostel Johannes. 8. Mai. P fol. 233ᵛ—235ʳ.

Überschrift: *φέρων* (so) *ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τὸν θεολόγον* P.

Text: ebenso (14 Str.) P.

Prooemion: *Ἀπόστολε.*

Strophe α′: *Εἷς ἀληθῶς.*

181. Stephanos. Der hl. Theodor Stratelates. 8. Juni. P fol. 245ʳ—246ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ στεφάνου* P.

Text: *τοῦ ταπεη* (*Ἤσχυνας!*) *νοῦ σ* (12 Str.) P.

Prooemion: *Ἀνδρείᾳ ψυχῆς.*

Strophe α′: *Τράνωσόν μου.*

Neu ist die antistoechische Vertretung von *ι* durch *η* in *ταπεηνοῦ*. Selten und hier wohl durch einen mechanischen Verlust in der Vorlage veranlasst ist die Verstümmelung des Namens am Schluss der sonst vollständigen Akrostichis. In der Regel sind die Hymnen entweder ganz bewahrt oder auf 3—4 Strophen reduziert. Das Prooemion des Liedes ist identisch mit dem Prooemion des im übrigen ganz verschiedenen Liedes des Studites bei Pitra S. 361 ff.

182. Joseph. Der hl. Apostel Bartholomaeus. 11. Juni. P fol. 247r—248v. Einige Strophen auch bei Amfilochij, Textband S. 185 und 228.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ ἰωσήφ* P.

Text: ebenso P.

Prooemion: *Ὤφθης*.

Strophe α': *Ὡς οὐρανὸς*.

183. Gabriel. Die hl. Febronia. 25. Juni. P fol. 255v—257r.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. γαβριὴλ ᾠδή* P.

Text: ebenso (10 Str.) P.

Prooemion: *Ἔρωτι Χριστοῦ*.

Strophe α': *Γηθοσύνως*.

184. Arsenios. Die hll. Apostel Petros und Paulos. 29. Juni. P fol. 260r—261v.

Überschrift: fehlt P.

Text: *αρσεον* P.

Prooemion: *Οἱ τοῦ σωτῆρος*.

Strophe α': *Ἄναρχος ἀρχὴ*.

Die Ergänzung *ἀρσε⟨νί⟩ου* ist wohl sicher. Die letzte Strophe (Y) stellt offenbar die wirkliche Schlussstrophe dar, denn sie enthält das übliche Schlussgebet.

185. Stephanos. Der hl. Prokopios. 8. Juli. P fol. 262v—263v. Prooemion und Strophe α'—δ', ς' ed. Pitra (aus CT) S. 328 f.

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. στεφάνου* P.

Text: ebenso (8 Str.) P.

Prooemion: *Τῷ θείῳ ζήλῳ*.

Strophe α': *Στόμα συνέσεως*.

186. Anonymus. Die hl. Euphemia. 11. Juli. P fol. 264r—266r. Prooemion und Strophe α'—γ' ed. Pitra S. 646—648 (aus MT).

Überschrift: *φέρον (φέρω) ἀκροστιχίδα τήνδε. τῆς πανευφήμου* P.

Text: ebenso (13 Str.) P.
Prooemion: *'Αγῶνας.*
Strophe α': *Τί τῶν σῶν ἀθλημάτων.*

187. Gabriel. Der hl. Symeon (Salos). 21. Juli. P fol. 273ᵛ—278ʳ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ ταπεινοῦ γαβριήλ. ὁ ὕμνος οὗτος ἀμὴν ἀμήν* P.
Text: *ττοῦ ταπεινοῦ γαβριὴλ ὁ ὕμνος οὗτος ἀμὴν ἀμμήν* P.
Prooemion: *Τὸν τοῦ κυρίου.*
Strophe α': *Τὴν ἀγαθότητα.*

Neu ist die Doppelung des Anfangsbuchstaben und ebenso neu, dass am Schluss statt der öfter vorkommenden Doppelung eines Buchstaben ein ganzes Wort doppelt gesetzt wird. Zu allem Überfluss ist im letzten *'Αμμήν* das *M* gedoppelt. So kamen 39 Strophen zu stande. Das lange, recht wunderliche Machwerk ist eines der stärksten Beispiele der naiven Versifizierung eines gegebenen Legendenstoffes, der seltsamen Taten und Abenteuer des „Narren um Christi Willen".

188. Arsenios. Die hll. Makkabäer. 1. August. P fol. 285ʳ—286ʳ.

Überschrift: fehlt P.
Text: *αρσενιω* P.
Prooemion: *Σοφίας θεοῦ.*
Strophe α': *Αἴνει θερμῶς.*

Auffällig und mir unerklärlich ist das *—ω* statt *—ου* am Schlusse. Die Vermutung, dass etwa *'Αρσενί⟨ου⟩ ᾠ⟨δή⟩* zu ergänzen sei, ist nicht wahrscheinlich, weil die Strophe *Ω* mit einem Gebet endet.

189. Gabriel. Vorfeier der Verklärung Christi. 5. August. P fol. 286ʳ⁻ᵛ.

Überschrift: *φέρον (φέρ^ω) ἀκροστιχίδα τήνδε. γαβριήλ* P.
Text: ebenso P.
Prooemion: *'Εν τῷ ὄρει.*
Strophe α': *Γεώδεις γλῶσσαι.*

190. Anonymus. Sonntag der ersten Fastenwoche. Q fol. 14ᵛ—17ʳ.

Überschrift: *φέρον (φέρ^ω) ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῖς εἰκονοκλάσταις οὐαί* Q.

Text: ebenso (22 Str.) Q.

Prooemion: *Ὁ ἀπερίγραπτος.*

Strophe α′: *Τοῦτο τὸ τῆς οἰκονομίας.*

191. Anonymus. Sonntag der ersten Fastenwoche. Q fol. 18ᵛ—19ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα ἀλφάβητον* Q.

Text: *αβγ...ω* (24 Str.) Q.

Prooemion: *Ταῖς χερσὶ.*

Strophe α′: *Ἄναρχος.*

192. Anonymus. Der keusche Joseph. I. Lied. Montag der Osterwoche. Q fol. 66ᵛ—69ᵛ. Prooemion und Strophe α′—β′ ed. Pitra S. 477 f. (aus T).

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt A). *εἰς τὸν πάγκαλον ἰωσὴφ ὁ θρῆνος οὗτος* (*οὗτος* fehlt A) Q A.

Text: *εἰς τὸν πάγκαλλον* (so) *ἰωσὴφ ὁ θρῆνος οὗτος* (32 Str.) Q: keine genauere Angabe über A.

Prooemion: *Ὁ Ἰακὼβ ὠδύρετο.*

Strophe α′: *Ἐπὶ τὸν ὀδυρμὸν.*

Pitra vermutet S. 477, dass das Lied dem Romanos gehöre, und auch ich hatte es aus inhaltlichen Gründen früher (Studien S. 217 f.) dem Romanos zugeteilt. Da aber der Autor weder in der Akrostichis noch sonst genannt wird, muss die Frage vorerst unentschieden bleiben.

193. Anonymus. Die zehn Jungfrauen. Lied III. Dienstag der Osterwoche. Q fol. 76ʳ—77ᵛ. Ed. K. Krumbacher, Umarb. S. 112—119. Über das Verhältnis zu den Liedern des Romanos (Nr. 13 und 14) vgl. ebenda S. 93 ff. Auch in A fol. 232ᵛ—235ᵛ.

Überschrift: *οὗ ἡ ἀκροστιχὶς αὕτη* (*φέρον ἀκροστιχίδα* A). *τοῦ ταπεινοῦ ἐν βίῳ* Q A.

Text: ebenso (*ταπεινοῦ!*) QA.
Prooemion: *Τὴν ὥραν, ψυχή.*
Strophe α': *Τί ῥαθυμεῖς.*

194. Anonymus. Die Buhlerin. II. Lied (vgl. Nr. 15). Mittwoch der Osterwoche. Q fol. 80ʳ—82ʳ. A fol. 235ᵛ—237ʳ. Prooemion und Strophe α'—γ' ed. Pitra S. 478—480 (aus T).
Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς. ἡ ᾠδὴ εἰς τὴν πόρνην* QA.
Text: *ἡ ᾠδὴ εἰς τὴν πόρνην ν* Q: keine genauere Angabe über A.
Prooemion: *Ὑπὲρ τὴν πόρνην.*
Strophe α': *Ἡ πρώην ἄσωτος.*

Die zweite Schlussstrophe mit *N* enthält ein Gebet. Pitra denkt (S. 478) auf grund des kleinen ihm bekannten Fragments an Romanos oder einen Geistesverwandten als Autor („Aut enim magister adest aut argutus ejus aemulator"). Die Lektüre des vollständigen Textes, den nur QA bewahren, muss in dieser Annahme bestärken. Doch bin ich, wie bei Nr. 192, dem Prinzipe gefolgt, Lieder ohne Autorennamen unter die Anonyma einzureihen.

195. Anonymus. Die Buhlerin. III. Lied. Q fol. 82ʳ—84ʳ.
Überschrift: *ἡ ἀκροστιχίς. ὁ ἀλφάβητος* Q.
Text: *αβγ .. ωω* (25 Strophen) Q.
Prooemion: *Κατέχουσα.*
Strophe α': *Ἀρχὴν τῆς μετανοίας.*

Die zweite Schlussstrophe (*Ω*), die am Rande als *ἄλλο* bezeichnet ist, enthält das Schlussgebet.

196. Anonymus. Judas. II. Lied (vgl. Nr. 16). Gründonnerstag. Q fol. 87ʳ—89ʳ. A fol. 237ʳ—240ʳ. Bei Pitra S. 480 nur Prooemion und Strophe α'—β' aus T.
Überschrift: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς. τῆς προδοσίας ὁ θρῆνος* Q: keine Angabe über A.
Text: ebenso (19 Str.) QA.
Prooemion: *Τὸν ἄρτον λαβών.*
Strophe α': *Τῇ μυστικῇ.*

Das Lied zeigt auf eine längere Strecke (Strophe γ' ff.) grosse, zum teil sogar wörtliche Übereinstimmung mit dem

Liede des Romanos auf Petri Verleugnung (Nr. 18). Sowohl diese Anklänge als allgemeine stilistische Gründe sprechen für die Annahme, dass Romanos auch dieses Judaslied verfasst hat.

197. Arsenios. Ostermontag (*τῇ β' τῆς διακινησίμου* (so)). Q fol. 117ʳ⁻ᵛ.

Überschrift: fehlt Q.

Text: *αρσετ* Q. Etwa zu ergänzen *ἀρσε⟨νίου⟩ τ⟨ὸ ἔπος⟩*.

Prooemion: *Χριστοῦ τὸ πάσχα.*

Strophe *α'*: *Ἄισωμεν ᾆσμα.*

198. Anonymus. Der hl. Geist. Pfingstmontag. Q fol. 124ʳ—125ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εὐχὴ αὕτη* Q.

Text: *εὐχὴ αὖ* Q (der Schluss fehlt durch Blattausfall).

Prooemion: *Τῇ παρουσίᾳ.*

Strophe *α'*: *Ἐκ τῆς οἰκείας.*

199. Anonymus (Talas). Mittwoch *τῆς μεσοπεντηκοστῆς*. Q fol. 134ᵛ—136ʳ. Prooemion und Strophe *α'—γ'* ed. Pitra S. 491—493 (aus CT). Wohl auch in A fol. 260ʳ⁻ᵛ.

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. τοῦ μόνου τάλα* Q.

Text: ebenso (12 Str.) Q.

Prooemion: *Τῆς ἑορτῆς.*

Strophe *α'*: *Τὴν χερσωθεῖσαν.*

200. Anonymus. Die hll. Väter von Nikaea. Sonntag vor Pfingsten. Q fol. 147ʳ—149ʳ. Das Prooemion und Strophe 1—5, 16 in CV; Pr. und Strophe 1—7, 16 in T; Pr. und Strophe 1—10ᵃ, 16 in M. Prooemion und Strophe 1—7, 16 ed. Pitra S. 493—498 (aus CT).

Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. εἰς τοὺς* (*τοὺς* fehlt Q) *ἁγίους πατέρας* A Q: *φέρον ἀκροστιχίδα. εἰς ἁγίους* CV: fehlt MT.

Text: *εἰς ἁγίους ππατέρας* Q: *εἰς ἁγς* (Strophe mit *-ς* = 16 Q) CV: *εἰς ἁγίους π* (= zweite *Π*-Strophe Q) *α* (= 15 Q) M: *εἰς ἅγιος* (Strophe mit *-ς* = 16 Q) T: keine genauere Angabe über A.

Prooemion: *Τῶν ἀποστόλων.*

Strophe *α'*: *Ἐν ὑψηλῷ.*

Ein typisches Beispiel der grenzenlosen Willkür, die in der Überlieferung der Hymnen herrscht. Den vollständigen Text bewahrt nur Q. Die Littera *Π* ist hier durch 2 Strophen vertreten; die zweite, am Rande durch *ἄλλο* bezeichnet, ist gegen die Regel in der Randnummerierung der Strophen nicht mitgezählt, so dass sich als letzte Randzahl *ις'* ergibt. Beide Strophen beginnen mit *Πάντων οὖν τούτων ἕνεκε,* sind aber im übrigen ganz verschieden: die erste handelt eingehend von dem Häretiker Severus, die zweite nur ganz allgemein von den Irrlehren. Codex T hat die ersten 7 Strophen und die Schlussstrophe gerettet; die italische Redaktion die ersten 5 Strophen und die Schlussstrophe. Der Mosquensis bewahrt die ersten 9 Strophen in der gleichen Folge wie Q; dann folgt Strophe 10[a] d. h. die zweite Strophe für *Π*; die noch folgende (letzte) Strophe mit *Α* ist aber nicht, wie man nun erwarten sollte, identisch mit Strophe *ια'* in Q, die ja auch mit *Α* beginnt, sondern = Strophe *ιε'* Q. Also ist bei der Verkürzung weder, wie oft, bei einer bestimmten Stelle der fortlaufenden Reihe abgebrochen, noch, wie häufig (z. B. bei unserem Liede in CVT), die Schlussstrophe des Originals beibehalten worden. Dass der Verfasser des Liedes Romanos sein müsse, begründet ein ungenannter Freund Pitras (S. 493) ausführlich, und Pitra stimmt ihm bei. Ich muss gestehen, dass die Darstellung tatsächlich an Romanos gemahnt.

201. Gabriel. Totenlied für Mönche. Q fol. 153[r–v].
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. γαβριήλ* Q.
Text: ebenso Q.
Prooemion: *Εὐσπλαγχνίας.*
Strophe *α'*: *⟨Γήθ?⟩ομαι πῶς.*

(Aus den übrigen Codices):

202. Anonymus. Pharisäer und Zöllner. Sonntag *τοῦ Τελώνου καὶ τοῦ Φαρισαίου.* A fol. 191[r]—196[v].
Überschrift: ?
Text: *Εἰς τὸν Φαρισαῖον καὶ Τελώνην* A.

203. Anonymus. Der hl. Demetrios. 26. Oktober. D.
Überschrift: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ποίημα ἄλλο* D.
Text: *ποι* D.
Prooemion: *Ἑορτὴν μεθεόρτιον.*
Strophe *α'*: *Πανηγυρίσαντες.*

204. Anonymus. Der hl. Stephan. 27. Dezember. Bei Pitra S. 386—388 Prooemion und 6 Strophen aus T. In P fol. 129^{r-v} und in D nur Prooemion und 3 Strophen; in D aber in der Überschrift die volle Akrostichis, die Glauben verdient, weil alle durch andere Hss kontrollierbaren Akrostichonvermerke des D sich als richtig erweisen. Vgl. Nr. 87.

Überschrift: *φέρων ἀκροστιχίδα τήνδε. ᾠδὴ τῷ στεφάνῳ* D: fehlt PT.
Text: *ᾠδὴ ωστ* T: *ᾠδή* PD.
Prooemion: *Ὁ δεσπότης.*
Strophe *α'*: *Ὡς ἀστὴρ φαεινὸς.*

Zweites Kapitel: Untersuchungen.

I. Die Akrostichisnotizen in den Liedüberschriften.

Die Lieder werden in den Hss durch kurze für den liturgischen Gebrauch orientierende Überschriften eingeführt. Im Normaltypus einer solchen Überschrift werden folgende Punkte notiert:

1. Monat und Tag.
2. Der Vorwurf des Liedes d. h. der Heilige bezw. die Heiligen, das Fest oder auch der allgemeine Inhalt.
3. Die Akrostichis.
4. Der Musikton.
5. Die Melodie des Prooemions (durch Angabe des Musterliedes bezeichnet: *Πρὸς τὸ*).
6. Die Melodie des Liedes selbst (meist erst nach dem Texte des Prooemions verzeichnet).

Ein Beispiel (P fol. 230r) möge das Schema veranschaulichen:

(1) *Μηνὶ τῷ αὐτῷ* (sc. *Μαΐῳ*) *β'*.
(2) *κοντάκιον τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Ἀθανασίου, ἐπισκόπου Ἀλεξανδρείας.*
(3) *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. Αἶνος Ῥωμανοῦ.*
(4) *ἦχος β'.*
(5) *πρὸς τὸ. Τοῖς τῶν αἱμάτων σου ῥείθροις.*
(6) Nach dem Prooemion: *πρὸς τὸ. Τράνωσόν μου.*

Dieser Grundtypus kann allerlei Modifikationen und Reduktionen erleiden: (1) Statt der ausdrücklichen Bezeichnung des Tages steht, wenn schon ein Lied auf denselben Tag voran-

gegangen ist: *Τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ* oder *Ἕτερον κοντάκιον εἰς τὸν* u. s. w. Häufig ist das Datum nicht im Rahmen der Liedüberschrift, sondern am oberen Blattrande notiert. Von einer ausdrücklichen Angabe des Datums wird abgesehen, wenn dieses schon in der Notiz über den Vorwurf des Liedes ausgesprochen liegt z. B. *Κοντάκιον μεθέορτον τῆς Χριστοῦ γεννήσεως* (P fol. 128^r). (2) Die Angabe des Heiligen oder des Festes wird teils durch die Präposition *εἰς* (*κοντάκιον εἰς τὸν ἅγιον* u. s. w.), teils durch den Genitiv (*κοντάκιον τοῦ ἁγίου* u. s. w.) eingeführt. Eine bestimmte Regel hierüber giebt es nicht. (3—5) Die Angabe des Tones und der Melodie ist häufig, die der Akrostichis zuweilen am Rande nachgetragen. Die Angabe der Melodie fehlt leider ziemlich häufig, nur selten die des Tones. Die Stellung der einzelnen Teile ist in der Regel die oben angegebene; doch steht in einigen Hss (z. B. in B) die Notiz über Ton und Melodie vor dem Akrostichonvermerk.

Für das Ziel der vorliegenden Arbeit kommt nur der Akrostichonvermerk näher in Betracht. Er zeigt verschiedene Fassungen, deren vergleichende Prüfung für die Klassifizierung der Hss und auch für andere Fragen von Wichtigkeit ist:

Die weitaus häufigste Form der Einführung der Akrostichis ist: *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε* oder kürzer: *φέρον ἀκροστιχίδα.* An das erste Wort knüpft sich eine palaeographische Frage: Die Hss bieten in der Regel die Abkürzung *$φ^{έ}$*, selten *$φ^{ερ}$* (M). In den Ausgaben, leider auch dreimal in meinen eigenen[1]) und wohl auch in Abschriften und Kollationen, die ich von Fachgenossen erhalten habe, ist diese Abkürzung wiederholt durch *φέρει* aufgelöst worden.[2]) Dass sie in Wahrheit nicht *φέρει*, wie man allerdings zunächst vermutet, sondern *φέρον* bedeutet, ergibt sich aus der Tatsache, dass ziemlich häufig in denselben Hss, wo *$φ^{έ}$* steht, und im völlig gleichen Zusammenhange *$φέρ^{ω}$* (seltsamer Weise wenigstens in den Hss,

[1]) Studien S. 163, Umarb. S. 45, Rom. u. Kyriakos S. 726.

[2]) Regelmässig steht *φέρει* in den Beschreibungen der Codices B und D (s. oben S. 556). Hier bin ich über die Lesung der Hs in Zweifel und habe daher in Kapitel I öfter *φέρει* mit ? notiert.

die ich selbst gesehen habe, niemals *φέρ°*) geschrieben ist.[1]) So viel ich sehe, ist *φέρει* nur da bezeugt, wo der Akrostichonvermerk von dem Worte *Κοντάκιον* durch die Angabe des Tones oder der Melodie oder beider getrennt ist. So verhält es sich bei Nr. 23 M, dem einzigen sicheren Beispiele für *φέρει*, das die Hss P Q C V M T bieten. Die Abkürzung *φ^έ* ist also überall, wo der Akrostichonvermerk an der dritten Stelle steht und *Κοντάκιον* vorhergeht, durch *φέρον* aufzulösen. Ausgenommen sind natürlich die seltenen Fälle, wo die Lesung *φέρον* syntaktisch unmöglich ist: In Nr. 135 steht in P die übliche Abkürzung *φ^έ*, obschon, allerdings durch die Angabe des Tones und der Melodie getrennt, *ἕτεροι οἶκοι* vorhergeht. Hier ist also die Abkürzung, die der Schreiber gewohnheitsmässig setzte, gegen alle palaeographische Regel wohl *φέρουσι* zu lesen. In Nr. 32 scheinen die Hss das syntaktisch erforderliche *φέροντα* (sc. *στιχηρά*) zu bieten. Ebenso steht bei Nr. 88 in A die Form: *οἱ οἶκοι φέροντες*.

Ganz vereinzelt wird *ἔχον* bezw. *ἔχοντα* statt *φέρον* bezw. *φέροντα* gebraucht. Ich kenne nur die drei Beispiele Nr. 8 f r und Nr. 89 T.

Eine stärkere Abweichung, aber auch eine ungemein reinliche Scheidung zeigen die Hss bezüglich des Demonstrativs nach *ἀκροστιχίδα*. Der Zusatz *τήνδε* fehlt in der italischen Gruppe C V vollständig, in A häufig, in B D H J M T selten, in P Q nur in ganz wenigen, meist besonders motivierten Fällen: in P nur bei Nr. 158, wo die ganz singuläre Form steht: *φέρον ἀκροστιχίδα σὺν τοῦ κοντακίου ᾆσμα*, in Q bei Nr. 58, wo vielleicht der Zeilenschluss den Ausfall des *τήνδε* veranlasste, bei Nr. 59 und Nr. 191, wo die Akrostichis als Objekt zu *φέρον* gezogen ist (*φέρον ἀκροστιχίδα ἀλφάβητον*). Es ist also in P Q unter etwa 200 Vermerken nur 1 Fall (Nr. 59), wo *τήνδε* ohne ersichtlichen Grund gegen die Regel fehlt.

Neben der Form *φέρον* u. s. w. findet man zuweilen die

[1]) In Kapitel I habe ich diese Schreibung öfter ausdrücklich notiert. In T steht nur einmal *φέρ^ω* (Nr. 17). In D anfänglich *φέρων*, später *φέρει* (nach der Beschreibung von Alexander Lauriotes).

Einführung durch *οὗ ἡ ἀκροστιχίς* oder einfach *ἡ ἀκροστιχίς* oder *ἀκροστιχίς*. Auch hier unterscheiden sich die Hss, wenn auch keine so scharfe Gruppierung hervortritt wie bezüglich des Pronomens *τήνδε*. Die relativische Anknüpfung: *οὗ ἡ ἀκροστιχίς* steht 4 mal in Q, 1 mal in M, 1 mal in p; die Form: *ὧν ἡ ἀκροστιχίς* 1 mal in fvw (Nr. 8). Ausserdem in Q 2 mal: *οὗ ἡ ἀκροστιχὶς αὕτη* und 1 mal: *οὗ ἡ ἀκροστιχὶς ἥδε*. Die Form: *ἡ ἀκροστιχίς* wird bevorzugt, wenn der Akrostichonvermerk erst am Schluss der Überschrift angefügt wird; sie findet sich 7 mal in B, 5 mal in M, 4 mal in Q, 3 mal in G, 2 mal in P (am Rande nachgetragen), 1 mal in T und vereinzelt auch sonst. Die Form *ἀκροστιχίς* (ohne *ἡ*) steht 4 mal in T, 2 mal in P (1 mal als Randnotiz) und sonst.

Die Feststellung dieser formalen Details ist nicht überflüssig. Findet man z. B. eine neue Hs, in deren Überschriften das Pronomen *τήνδε* regelmässig fehlt, so ist ohne weiteres wahrscheinlich, dass man es mit einer Verwandten der italischen Gruppe zu tun hat, während umgekehrt regelmässiges *τήνδε* auf ostbyzantinischen Ursprung hinweist. Eine Hs oder ein Hs-fragment, wo man regelmässig das sonst seltene *οὗ ἡ ἀκροστιχίς* oder *ἡ ἀκροστιχίς* oder *ἀκροστιχίς* trifft, muss als für sich stehend betrachtet werden. Auch sonstige Abweichungen in der Überschrift (z. B. bezüglich der Vollständigkeit und der Reihenfolge der Teile 3—5) kommen für die Beurteilung der Stellung und des Alters der Hss in Betracht.

Ausser den oben aufgezählten 6 Teilen, die den eisernen Bestand der Überschriften bilden, findet man zuweilen in der Überschrift oder als Randbemerkung zu ihr noch ein 7. Stück, eine Notiz über den Verfasser des Liedes. Sie hat mit der liturgischen Anweisung nichts zu tun und hat zweifellos niemals zum festen Schema der Überschrift gehört; in ihr wird der Name des Verfassers nur insoweit genannt, als er in der Akrostichis selbst enthalten ist. Die Notizen über den Verfasser ausserhalb des üblichen Rahmens der Überschrift — ich nenne sie „einfache Autorangabe“ — zerfallen in zwei Gruppen. In einer Reihe von Fällen erscheint die „einfache

Autorangabe" als ein kurzer, raumsparender Ersatz für den vollen Akrostichisvermerk, so mehrfach in C (Nr. 9, 11, 21) und in V (Nr. 160). Da hier die volle Akrostichis durch den Text gegeben wird, ist die Kürzung in der Überschrift ohne Belang. Ähnlich liegen einige Fälle, wo der Autorname in der Akrostichis durch Verstümmelung des Textes Schaden gelitten hat. Bei Nr. 2 z. B. bietet C in der Überschrift die Notiz: *ποίημα ῥωμανοῦ* als eine willkommene Bestätigung der arg mitgenommenen Akrostichis des Textes. Bei Nr. 94 steht in C in der Überschrift *τοῦ στουδίτου*, während der Text nur das Fragment *τοῦ στουα* enthalten hat. Ganz überflüssig erscheint die Randnotiz *ποίημα γεωργίου* bei Nr. 122 in P, wo der Name des Dichters sowohl im Akrostichisvermerk als im Texte geboten wird.

Eine ganz andere Bedeutung erhält die „einfache Autorangabe", wenn in der Akrostichis der Autorname fehlt. Der Text des nur in Q überlieferten Liedes Nr. 84 ergibt die Akrostichis *τὸν προφήτην κυρίου.* Am Rande steht aber neben der Überschrift: *ῥω"* d. h. *ῥωμανοῦ.* Schwerlich ist hier die Autorangabe aus der einst vollständigen Akrostichis gerettet oder aus früher noch grösseren Resten der Akrostichis erschlossen wie bei Nr. 2 und 94 in C. Man könnte zur Not annehmen, das Akrostichon habe ursprünglich (ähnlich wie bei Nr. 56) gelautet: *τὸν προφήτην κυρίου ⟨ὁ ῥωμανὸς ὑμνῶ⟩.* Dagegen spricht aber der in Q erhaltene Text, der ein abgerundetes Ganzes bildet und in der Schlussstrophe das übliche Gebet enthält. Ganz ähnlich liegt die Sache bei Nr. 117, wo D, gegen alle Regel, vor dem Akrostichisvermerk die einfache Autornotiz: *ῥωμανοῦ ποίημα* bietet. Auch hier ist in der Akrostichis keine Spur des Autornamens, und die Annahme, dass sie etwa ursprünglich gelautet habe: *εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον ⟨ῥωμανοῦ ἔπος⟩* (wie z. B. Nr. 11) schwebt ebenfalls vollständig in der Luft. Ein verstümmeltes Lied bei Pitra S. 334 f. trägt in der Überschrift den Vermerk: *ποίημα Ταρασίου πατριάρχου*, ein anderes, Pitra S. 342, den Vermerk: *ποίημα τοῦ Στουδίτου*, ein drittes, Pitra S. 343, die Randnotiz: *Στουδίτου* u. s. w.

Worauf nun diese merkwürdigen Notizen beruhen, können wir mit unseren gegenwärtigen Mitteln nicht feststellen. Vielleicht waren in einer alten Hs Lieder ohne Autornamen in der Akrostichis mit Autornamen versehen wie Texte in Profanhss. Die Frage, ob in den angeführten Fällen, besonders in den zwei des Romanos (84, 117) die Autornamen aus inneren Gründen Glauben verdienen, kann erst untersucht werden, wenn einmal die Texte vollständig veröffentlicht sein werden.

Ohne nennenswerte Bedeutung für die Kritik sind einige Sonderheiten, die im Folgenden kurz aufgezählt werden mögen: Zuweilen wird in der Überschrift die Akrostichis ohne irgend ein einführendes Wort verzeichnet z. B. bei Nr. 9, 19, 102 in V, bei Nr. 171 in P u. ö. Nicht selten, namentlich bei kurzen Akrosticha, fehlt der Vermerk in der Überschrift vollständig, z. B. bei Nr. 8 und 17 in B, Nr. 25 in CVT, Nr. 97 in PT, Nr. 119 und 179 in P u. ö. Einige Modifikationen erleidet die Formulierung der Überschrift bei der alphabetischen Akrostichis. Wir finden hier entweder einfach die Notiz *κατ' ἀλφάβητον* (Nr. 100 P) oder *ἡ ἀκροστιχίς. ἀλφάβητος* (Nr. 100 M) oder *ἡ ἀκρυστιχὶς κατὰ ἀλφάβητον* (Nr. 134 P) oder *φέρον ἀκροστιχίδα ἀλφάβητον* (Nr. 191 Q) oder *φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. ἀλφάβητον ῥωμανοῦ* (Nr. 12 Q) und ähnlich.

Zuletzt möge eine Eigentümlichkeit besprochen werden, die uns zum Hauptthema, den akrostichischen Formen selbst, überleitet: die Inkongruenzen zwischen Überschrift und Text. In der Regel wohl ohne jede Bedeutung sind die Fälle, wo durch Unaufmerksamkeit des Schreibers oder Redaktors in der Überschrift kleine Varianten des wirklichen Wortlauts der Akrostichis vorkommen wie bei Nr. 6, 10 (M), 20, 39, 59, 61, 62, 112 (C) u. ö. Ebensowenig hat es zu sagen, dass gewisse Eigentümlichkeiten der Schreibung wie die Doppelung von Buchstaben (s. u.), die antistoechische Schreibung *ταπινοῦ* u. a. in den Überschriften nicht berücksichtigt werden. Die höchste Beachtung dagegen verdienen die Überschriften, in denen eine vollständige Akrostichis angegeben wird, während die Initialen der Textstrophen selbst nur noch ein Frag-

ment ergeben. Ich notiere im Folgenden die bemerkenswerten Beispiele aus meinem Material. Ausser Betracht bleiben die Fälle, wo die Akrostichis des Textes durch Blattausfall verstümmelt ist (z. B. Nr. 23 Q)[1]):

Nr. 2 Üb.: *ποίημα ῥωμανοῦ* C. Text: *τουταονορωμ* CV. Hier handelt es sich nicht um eine erhaltene Akrostichis, sondern um eine „einfache Autorangabe", die aber vielleicht auf Kenntnis der vollen Akrostichis zurückgeht. Vgl. S. 623.

5 Üb. in C: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in C nur: *τοῦ υ.* Bestätigt durch PBV. Der Fall ist besonders bemerkenswert, weil V, der Vetter von C, noch den vollständigen Text von 18 Strophen bewahrt, die starke Reduktion also erst in C (oder seiner direkten Vorlage) erfolgt ist.

10 Üb. in DG: *εἰς τὰ βάϊα ῥωμανοῦ.* Text in D nur: *εἰς τὰ βάϊα*, in G nur: *εἰς τά.* Best. durch QACVM.

17 Üb. in G: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in G nur: *τοῦ ταπει.* Best. durch QBCVMT.

22 Üb. in G: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in G: *τοῦ ταπε.* Best. durch QBCVMT.

23 Üb. in G: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in G: *τοῦ ταπεινοῦ ρ .* Best. durch die übrigen Hss.

25 Üb. in M: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in M: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμο.* Der letzte Buchstabe in M (*ο*) entspricht dem *ὁ* der vollständigen Akrostichis: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός* (PCVD).

27 Üb. in D: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὁ ψαλμὸς οὗτος* (best. durch andere Hss). Text in D: *τοῦ ταπεινο.*

43 Üb. in D: *ὁ ὕμνος ῥωμανοῦ* (best. durch P). Text in D nur: *ὁ ὕμ.*

44 Üb. in D: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (best. durch P). Text in D: *τοῦ.*

---

[1]) In der folgenden Zusammenstellung gebrauche ich die Abkürzungen: Üb. = Überschrift; best. (bestätigt) = die Richtigkeit der Überschrift wird bestätigt. Die Zahlen beziehen sich auf die Nummerierung in Kapitel I.

45 Üb. in P: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* (durch keine Hs best.). Text in P: *τουυτα.*

49 Üb. in P: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὕμνος.* Text in PAD nur: *τοῦ ταπινοῦ ῥωμανοῦ υ.* Hier aber scheint der Fehler ausnahmsweise in der Überschrift zu liegen. Vgl. S. 575.

57 Üb. in A: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in A: *τοῦ ταπινοῦ.* Wie P zeigt, ist die Überschrift von A richtig (abgesehen von *ταπεινοῦ* statt *ταπὶνοῦ*), bildet aber nur den Anfang einer längeren Akrostichis.

87 Üb. in D: *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ.* Text in D nur: *τ* und dann nach einem neuen Prooemion: *τνε.* Keine vollständige Hs (wie auch bei 92, 94, 99 u. s. w.).

92 Üb. in CV: *τοῦ στουδίτου.* Text in C: *τοῦ σο,* in V: *τοῦ στο.*

94 Üb. in C: *τοῦ στουδίτου.* Text in C: *τοῦ στουα.* Ursprünglich wohl: *τοῦ στου⟨δίτου ᾆσμ⟩α.*

101 Üb. in C: *ἐπιτύμβιον μέλος τοῦ τρισαθλίου.* Text in C: *ἐπιτύμβιον μέλος τοα.*

105 Üb. in CV: *τὸν ἀλφάβητον.* Text in C: *α ε β γ δ ε,* in V: *α β γ δ ε.*

112 Üb. in D: *στεφάνου ὁ αἶνος* (best. durch P, der aber *τοῦ στεφάνου ὁ αἶνος* bietet). Text in D: *στεφα.*

114 Üb. in D: *τοῦ τάλα ἔπος* (best. durch P). Text in D: *τοῦ.*

117 Üb. in D: *εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον* (best. durch P). Text in D: *εἰς τὸν ἀρ.*

118 Üb. in P: *εἰς τοὺς ἀσωμάτους.* Text: *εἰς.* Keine andere Hs.

123 Üb. in P: *νοῦν παμφαῆ πῶς αἰνέσεις ὦ στουδίτα.* Text: *νοῦν παμφαῆ πδυιτ.* Keine andere Hs.

127 Üb. in P: *ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα.* Text: *ταυ.* Keine andere Hs.

145 Üb. in P: *ἔπος εἰς τοὺς δέκα ἁγίους.* Text: *ἔπος.* Keine andere Hs.

146 Üb. in D: *ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* (best. durch P). Text in D: *ταυτ.*

147 Üb. in P: *τῶν ἐπιλοχίων ἡ ᾠδή*, in D: *τῶν* ...... (Rasur) *ᾠδή*. Text in P: *τῶν ἐπιλ*, in D: *τῶν ἐπ*. Ein durch die sowohl in der Überschrift als im Texte sichtbare annähernde Übereinstimmung der sonst so weit auseinandergehenden Hss P und D besonders merkwürdiger Fall.

148 Üb. in D: *ἆσμα τάλα* (best. durch P). Text in D: *ασμ*.

160 Üb.: *τοῦ στουδίτου πάνυμνος εἰς ἀντώνιον* P, *ποίημα στουδίτου* V. Text: *τουν* P, *τοῦ στουδίου* CV. Also wird die volle Überschrift von P wenigstens teilweise bestätigt durch die italische Redaktion.

181 Üb. in P: *τοῦ ταπεινοῦ στεφάνου*. Text: *τοῦ ταπεηνοῦ σ* . Keine andere Hs.

200 Üb. in CV: *εἰς ἁγίους* (ursprünglich, wie Q lehrt: *εἰς ἁγίους πατέρας*). Text in CV: *εἰς ἁγς*.

203 Üb. in D: *ποίημα ἄλλο*. Text in D: *ποι*. Keine andere Hs.

204 Üb. in D: *ᾠδὴ τῷ στεφάνῳ*. Text in D: *ᾠδή*, in T: *ᾠδὴ ωστ*.

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Zunächst ergibt sich die grosse Verschiedenheit der Hss bezüglich der Inkongruenz zwischen Überschrift und Text, eine Verschiedenheit, die noch schärfer hervortritt, wenn man die Frequenz der Fälle im Verhältnis zu der in jeder Hs enthaltenen Gesamtzahl von Liedern betrachtet.

Weitaus die meisten und schwersten Fälle bietet der Athoscodex D. Hier ist die „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ durch die Überschrift häufiger als die Kongruenz zwischen Titel und Text. In nicht weniger als 13 Fällen wird die im Akrostichonvermerk erweckte Hoffnung im Texte getäuscht, nur 6 mal decken sich Überschrift und Text und 3 Lieder bieten ohne Überschrift die vollständige Akrostichis im Texte. Beachtenswert ist, dass 11 unter den erwähnten 13 Fällen von Inkongruenz im Anfang der Hs (vom Oktober bis Weihnachten) zusammengehäuft sind, während im Triodion nur noch 2 Fälle vorkommen. Es scheint also, dass der Schreiber sich im Ver-

lauf seine Arbeit allmählich bewusst geworden ist, dass die Notierung der Akrostichis ohne vollständigen Text ungereimt ist. Die Hs, aus der D seine Überschriften entnahm, war zum Teil noch vollständiger als P; das beweist Nr. 204, wo P keinen Vermerk in der Überschrift und im Texte genau wie D nur *ᾠδή* bietet.

Ähnlich steht es mit der kleinen Sinai-hs G. Sie birgt, soweit ich aus der mir vorliegenden Beschreibung ersehe, nur 5 vollständige Lieder des Romanos, dagegen nicht weniger als 4 Lieder des Dichters mit vollständiger Akrostichis in der Überschrift und stark verkürztem Texte.

Im patmischen Doppelcodex P Q finden sich 8 Fälle (Nr. 45, 118, 123, 127, 145, 147, 160, 181) und zwar — ähnlich wie in D — ausschliesslich im ersten Teile des liturgischen Doppelbuches, im Tropologion (also in P). Im Verhältnis zu der ungewöhnlich grossen Zahl vollständiger Lieder (gegen 200), die P Q bewahren, erscheint die Zahl der Inkongruenzen recht geringfügig. In der italischen Redaktion finden wir nur 6 Fälle (Nr. 5, 92, 94, 101, 105, 200), von denen einer (Nr. 5) auf C beschränkt ist. Nr. 101 fehlt in V durch Blattausfall. Je einen Fall bieten A (57) und M (25). Völlig frei sind, soweit ich sehe, Q B J T.

Nun lässt sich die auffällige Erscheinung mit Sicherheit beurteilen. Der Grund der Inkongruenz kann nur in der Gedankenlosigkeit der Schreiber neuer Exemplare gesucht werden, die, etwa im Auftrage eines Redaktors, die Texte durch Weglassung einer grossen Zahl von Strophen auf ein bequemes Mass reduzierten, trotzdem aber den Titelkopf mit dem vollen Akrostichisvermerk unverändert herübernahmen. Am klarsten liegt das Verhältnis bei D. Hier haben wir es offenbar mit einer Redaktion zu tun, die unmittelbar aus einer noch zahlreiche vollständige Lieder (ähnlich wie P Q) bewahrenden Hs mit dem Prinzipe der gewaltsamen Verkürzung abgeleitet ist. Lägen Zwischenglieder zwischen dem noch vollständigen Archetypus und dem Exzerpte D, so wären sicher die überflüssigen Vermerke allmählich verschwunden. Auch die Sinai-hs G scheint

image
not
available

anhebt, obschon dieses Prooemion wie immer nach einem anderen Schema gebaut ist als die Liedstrophen. Wie auffällig diese Sonderheit aber war, zeigt die Tatsache, dass der Bearbeiter der patmischen Sammlung sie in der Überschrift ausdrücklich hervorheben zu müssen glaubte: *φέρον ἀκροστιχίδα σὺν τοῦ κοντακίου. ἄσμα!* Nach ihrer Beschaffenheit können die Hymnenakrosticha mit Rücksicht auf das wichtigste Element, den Autornamen, in drei Gruppen geteilt werden: Akrosticha mit einem bestimmten Autornamen, Akrosticha mit pseudonymer Andeutung des Verfassers, Akrosticha ohne jede Erwähnung des Autors. Jede dieser drei Gruppen zerfällt in zwei Abteilungen: Akrosticha mit Angabe des Inhalts und Akrosticha, die nichts über das Thema des Liedes berichten. Mit dieser allgemeinen Gruppierung ist die Mannigfaltigkeit der akrostichischen Formen nicht erschöpft. Es gibt eine Reihe von Spielarten in jeder Gruppe. Die Akrostichis schwankt von der ausführlichsten Form der vollen Bezeichnung des Verfassers und des Liedthemas bis zur einfachen und nichtssagenden Notiz, dass es sich um ein Lied handle. In der folgenden Übersicht der Hauptformen sind die einem eigenen Kapitel vorbehaltenen orthographischen und sonstigen Sonderheiten noch ausser acht gelassen.

I. Akrosticha mit Autornamen.

1. Autorname + Inhaltsangabe.

Diese idealste Form der Akrostichis habe ich 14 (13?) mal gefunden, 12 (11?) mal bei Romanos, 2 mal bei anderen Dichtern. Die folgende Liste ist nach dem Schlagwort des Inhalts alphabetisch geordnet.

εἰς τὸν Ἀβραάμ Ῥωμανοῦ ὕμνος 65
τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ τῷ Ἀναργύρῳ ὁ ψαλμός 57
εἰς τὰ βάϊα Ῥωμανοῦ 10
αἶνος ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ εἰς τὰ γενέθλια 32
τὸν προφήτην Ἠλίαν ὁ Ῥωμανὸς ὑμνῶ 56
τὸν προφήτην Ἠλίαν ὁ Ῥωμανὸς εὐφημεῖ 56 (vgl. o. S. 577)

image
not
available

B. Wie Form A, aber Autorname ohne Epithet.

ὁ αἶνος Ῥωμανοῦ 24
αἶνος Ῥωμανοῦ 41, 53
αἶνος καὶ ὁ ψαλμὸς τοῦ Ῥωμανοῦ 29
ποίημα Ῥωμανοῦ 31
προσευχὴ Ῥωμανοῦ 66
ὁ ὕμνος Ῥωμανοῦ 43, 85 (vgl. aber die Notiz S. 586)
Ῥωμανοῦ ὁ ψαλμός 38
ἡ ᾠδή Ῥωμανοῦ 28
ᾠδή Ῥωμανοῦ 40, 75
α β γ—ω ἀλφάβητον Ῥωμανοῦ 12.

ὕμνος Ἀββᾶ 133
Ἀρσε⟨νίου⟩ τ⟨ὸ ἔπος?⟩ 197
Γαβριὴλ ᾠδή 183
ᾠδὴ Γαβριήλ 151
φωνὴ Θεοδώρου 96
Ἰγνατίου ᾆσμα 170
ᾆσμα Ἰωάννου 166
ᾠδὴ Ἰωσήφ 106, 110, 182
ποίημα Κυριακοῦ 91
ἔπος Λέοντος 108
τοῦ Στεφάνου ὁ αἶνος 112
τ⟨οῦ Στουδίτου?⟩ αἶνος 162
τοῦ Στουδίτου ᾆσμα (?) 94
Συμεὼν ἡ ᾠδή 138

C. Ähnlich wie Form A und B, aber durch ein Demonstrativpronomen bezeichnet.

αἶνος καὶ οὗτος Ῥωμανοῦ 63
τετ⟨άρτη?⟩ δέησις καὶ ταύτη Ῥωμανοῦ 61
δέησις καὶ ταύτη ἡ Ῥωμανοῦ 61
τοῦτο Ῥωμανοῦ τὸ ἔπος 6
τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ τοῦτο τὸ ποίημα 13 (anders CV)
τοῦτο Ῥωμανοῦ τὸ ποίημα 2 (durch Konjektur gewonnen)
τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ὁ ὕμνος οὗτος 34

τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ὁ ψαλμὸς οὗτος 8 (in einer Redaktion fehlt *ὁ*, in einer andern *οὗτος*), 27, 58
ταύτη ἡ ᾠδὴ τοῦ ἐλαχίστου Ῥωμανοῦ 30
τοῦτο ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ 79
Γαβριὴλ τάδε 177

D. Wie Form B, aber mit Einführung des Autornamens durch *κύρου*.

τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ αἶνος 72
τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ ἔπη 48
ψαλμὸς τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ 82

E. Ein Satz mit *ἐστί*.

τοῦτο τὸ ἔπος ἐστὶν Ῥωμανοῦ 64
ὁ ψαλμὸς οὗτος ἐστὶν Ῥωμανοῦ 81

F. Autorname im Genetiv mit einem Epithet.

τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ 3, 4, 5, 9, 14, 15. 17, 21, 22, 23, 26, 37, 42, 44, 45(?), 47, 49, 50, 68, 70, 71, 78, 86(?), 87(?)
τοῦ τάλα Ῥωμανοῦ 35, 51
τοῦ ταπεινοῦ Γεωργίου 122
τοῦ τάλα Παύλου 111
τοῦ ταπεινοῦ Στεφάνου 181

G. Blosser Autorname mit oder ohne Artikel.

Ἀββᾶ 161
τοῦ Ἀββᾶ 163
Ἀρσενίου (?) 184
Ἀρσενίῳ (?) 188
Γαβριὴλ 175, 189, 201
τοῦ Γαβριὴλ 172
Γρη⟨γορίου⟩ 89
Ἰωσήφ 97, 128
Στεφάνου 185
τοῦ Στουδίτου 92 (?), 95

H. Ganz vereinzelt steht die Form mit dem Autornamen im Vokativ als Abschluss einer Frage.

νοῦν παμφαῆ πῶς αἰνέσεις, ὦ Στουδῖτα; 123

III. Akrosticha ohne Erwähnung des Autors.

1. Andeutung des Inhalts (nach den Schlagwörtern alphabetisch geordnet):

Ἀλυπίῳ αἶνος 131
εἰς τὸν ἀρχιστράτηγον 117
εἰς τοὺς ἀσωμάτους 118
ποίημα εἰς Βασίλειον 149
εἰς τὸν ἅγιον Γεώργιον ὁ αἶνος 178
ἡ ᾠδὴ εἰς τοὺς δύο 165
τοῖς εἰκονοκλάσταις οὐαί 190
εἰς τὸν Ἐλεήμονα 120
τῶν ἐπιλοχίων ἡ ᾠδή 147
εἰς τὸν ὅσιον Εὐθύμιον ὁ ὕμνος οὗτος 164
εἰς τὴν εὕρεσιν 173
εἰς τὸν Σύρον Ἐφραίμ 169
εἰς τὸν Θεολόγον 167 (Gregor von Nazianz), 180 (Apostel Johannes)
εἰς τὸν πάγκαλλον Ἰωσὴφ ὁ θρῆνος οὗτος 192
εἰς τὴν μεταμόρφωσιν 102
εἰς τὸν Νύσης 154
τῆς πανευφήμου 186
εἰς ἁγίους πατέρας 200
ἡ ᾠδὴ εἰς τὴν πόρνην 194
τῆς προδοσίας ὁ θρῆνος 196
τὸν προφήτην κυρίου 84 (vielleicht von Romanos)
ᾠδὴ τῷ Στεφάνῳ 204
εἰς τὸν Φαρισαῖον καὶ Τελώνην 202
εἰς τὸν Χρυσόστομον 121

2. Liedbezeichnung ohne Inhaltsangabe.

A. Notiz mit Epithet.

αἶνος οἰκτρός 132
εὐχὴ αὕτη 198
ποίημα ἄλλο 203
ἡ ᾠδὴ δευτέρα 168

B. Notiz ohne Epithet.

ἄδω 141, 176
αἶνος 139
ᾆσμα 152, 158 (inklus. Prooemion), 174
τὸ ἔπος 113
ἔπος 145

αβγ—ω 100, 105 (Text unvollständig), 134, 155 (unvollständig), 191, 195

Nicht mit Sicherheit einzureihen (vielleicht Fragment) ist: ἑωσφόρῳ 93

Die vorstehende Zusammenstellung der verschiedenen Formen der Akrostichis und ihrer Frequenz bei den einzelnen Dichtern wirft in mehrfacher Hinsicht neues Licht auf die Geschichte der griechischen Hymnenpoesie, und es ist nicht ohne Nutzen, die Gattung einmal ausschliesslich in dieser Beleuchtung zu studieren. Das soll im Anschluss an die obige Gruppeneinteilung geschehen.

Gruppe I 1: Die idealste Form der Akrostichis (Autorname + Inhaltsangabe) kommt bei Romanos 12 (11?) mal vor, in der übrigen Hymnenpoesie nur 2 mal, eine Tatsache, die allein schon das mächtige Übergewicht des Romanos illustriert. Bemerkenswert ist auch die grosse Mannigfaltigkeit in der Bildung dieser Form. Nur einmal wiederholt sich bei Romanos eine Fassung (*εἰς τὰ βάϊα Ῥωμανοῦ = εἰς τὸν πρόδρομον Ῥωμανοῦ*); alle übrigen Beispiele sind verschieden formuliert. Die zwei Beispiele ausser Romanos stehen ganz für sich. In dem einen (Joseph) ist der in keiner anderen Hymnenakrostichis vorkommende Ausdruck *ᾄδει* gebraucht, in dem anderen das wohl von einem Studiten neugebildete Wort *πάνυμνος*.

Gruppe I 2: Etwas grössere Gleichförmigkeit herrscht natürlich in den Abteilungen I 2 A—F, wo durch das Fehlen der Inhaltsangabe ein manche Abwechselung bedingendes Ele-

ment wegfällt. Trotzdem bringt es Romanos durch den Gebrauch verschiedener Ausdrücke für den Begriff „Lied“, durch allerlei Umstellungen und besonders durch Freiheit in der Anwendung des Artikels und anderer Zusätze (Adjektiva, Demonstrativa, den Titel „Herr“) auf 38 Formen, denen nur 19 Formen in der ganzen übrigen Hymnenpoesie gegenüberstehen. Also auch hier unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen eine ähnliche Überlegenheit des Romanos wie in Gruppe I 1. Über die Unterabteilungen der Gruppe I 2 ist Folgendes zu bemerken:

Gruppe I 2 A: Romanos bietet 11 Formen, und zwar gehören sie ihm ausschliesslich; nur die Form *τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ὁ ὕμνος* findet sich ähnlich, aber ohne den Artikel *ὁ*, je einmal bei Georgios und bei Kosmas. Ebenfalls isoliert stehen die drei Formen des Anastasios, des Gabriel und des Joannikios. Also sind innerhalb der ganzen Abteilung nur 2 in der Fassung völlig identische Beispiele.

In der Abteilung I 2 B, wo wegen der kleinen Zahl der konstituierenden Elemente (meist 2, zuweilen mit Artikel 3 oder höchstens 4) weniger Gelegenheit zu Variationen geboten ist, bleiben dem Romanos 8 Formen eigentümlich; 1 hat er gemeinsam mit Kyriakos, 1 mit Gabriel und Joseph. Der Typus *Ὁ ὕμνος Ῥωμανοῦ* kehrt ähnlich, aber ohne Artikel, bei Abbas wieder. Für sich stehen die eine Form des Gabriel (*Γαβριὴλ ᾠδή*), die Formen des Theodoros, Ignatios, Johannes, Leon, Stephanos, die zwei zweifelhaften des Studites und die des Symeon.

Die Abteilung I 2 C ist bei Romanos durch 10 verschiedene Formen vertreten. In der übrigen Hymnenpoesie kommt sie nur einmal (bei Gabriel) vor und auch hier nur in der abgeschwächten Form: Autorname + Demonstrativ. Die Gruppe kann also geradezu als eine Eigentümlichkeit des Romanos bezeichnet werden.

Ausschliesslich dem Romanos eigen ist der Typus I 2 D. Freilich knüpft sich an die Einführung mit *κύρου* eine Echtheitsfrage, auf die ich unten zurückkommen werde.

Ebenfalls auf Romanos beschränkt ist die Form I 2 E.

Die Gruppe I 2 F umfasst nur die zwei Typen: *τοῦ ταπεινοῦ* (*Ῥωμανοῦ*) und *τοῦ τάλα* (*Ῥωμανοῦ*). Den ersten verwendet Romanos als Lieblingsform, etwa 24 mal; den zweiten nur 2 mal. Beide Typen werden auch von anderen Dichtern gebraucht, der erste je 1 mal von Georgios und Stephanos, der zweite 1 mal von Paulos. Es stehen also innerhalb der ganzen Gruppe den 26 Beispielen des Romanos nur 3 Beispiele aus der übrigen Hymnendichtung gegenüber.

Die Abteilung I 2 G fehlt bei Romanos ganz, offenbar aus dem einfachen Grunde, dass der blosse Name mit dem Artikel auch für den Minimalumfang seiner Lieder nicht ausreichte. Bei den übrigen Dichtern kommt dieser Typus 10 mal vor, worunter allerdings manches Fragmentarische sein mag.

Die Abteilung I 2 H endlich repräsentiert eine früher nicht übliche, wohl durch die Künsteleien in den Akrosticha der Kanones beeinflusste Neuerung der Studiten.

Der wichtigste Gewinn der zur Gruppe I 1—2 gehörenden Akrosticha ist die Feststellung der Autorschaft der durch sie bezeichneten Lieder. Dass die Angabe des Autornamens in der Akrostichis absolute Gewähr biete, ist bisher nicht bloss in der griechischen Kirchenpoesie, sondern auch bei allen sonstigen Beispielen aus der griechischen, lateinischen und anderen Literaturen angenommen worden, und der Glaube an die Zuverlässigkeit der Namenakrostichis wird in seiner Allgemeinheit gewiss niemals erschüttert werden. Gerade in der griechischen Hymnenpoesie aber haben sich einige Bedenken erhoben. Auf einen höchst merkwürdigen Fall habe ich schon vor mehreren Jahren hingewiesen.[1]) Es handelt sich um das Lied auf Johannes den Vorläufer (zum 24. Juni), das im patmischen Codex 212 (P) unter dem Namen des Romanos, in der italischen Redaktion (CV) aber unter dem des Domitios überliefert ist. Ich habe früher (a. a. O.) angenommen, dass die äusseren Verhältnisse der Überlieferung auf Domitios als Plagiator hinweisen, dagegen die Doppelsetzung des Buch-

[1]) Umarb. S. 42 ff.

staben *Y* am Schlusse des Liedes zu Ungunsten des Romanos spreche. Damals war mir, obschon ich (S. 44 Anm.) auf sonstige Doppelsetzung des Schlussbuchstaben hinwies, hiefür doch nicht so reiches Material zur Hand wie heute. Die zahlreichen Fälle der Doppelung der Schlusslittera (vgl. unten S. 645 ff.) beweisen, dass meine damals gegebene Erklärung der Doppelung des *Y* im Liede auf den hl. Johannes auf einem Irrtum beruht, und mithin nicht Romanos, sondern Domitios als der Fälscher betrachtet werden muss. Da die mit seinem Namen ausgestattete Bearbeitung nur in CV steht, während die fragmentarischen MT zur Redaktion P gehören, ist wohl anzunehmen, dass dieser sonst ganz unbekannte Domitios ein Italograeke war, der sich durch Änderung der Initialen der Schlussstrophen eines älteren Liedes auf billige Weise den Dichterlorbeer verschaffen wollte. Dieser Fall steht aber, soweit ich sehe, in der gesamten Überlieferung völlig vereinzelt und bildet eine Ausnahme, die zunächst nur die Regel bestätigen mag, dass der Name in der Akrostichis die Autorschaft sichert.

Einige Bedenken erweckt die erst durch die patmischen Hss bekannt gewordene und nur durch sie bezeugte Gruppe I 2 D (Einführung des Namens mit *κύρου*). Man frägt sich billig, ob wohl der Dichter selbst sich als „Herrn“ bezeichnet haben könne, und vermutet vielleicht, dass etwa Schüler des Romanos die Hymnendichtung, ähnlich wie die altindische Priesterschaft, zunftmässig ausübten und ihre Werke durch die Formel *τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ* als Erzeugnisse seiner Schule, also indirekt als Werke seines eigenen Geistes zu empfehlen suchten. Allein diese gekünstelte Annahme hat wenig für sich; von einer engeren Schule des Romanos ist bis jetzt so gut wie nichts bekannt, wenn er auch sowohl bezüglich der Hirmen als des Wortlautes später viel imitiert wurde. Wäre tatsächlich die Bezeichnung „Herr Romanos“ nachmals als Etikette für Dichtungen in seinem Geiste verwandt worden, so müssten wir eine grössere Anzahl solcher Schulprodukte erwarten. Ausserdem spricht kein ernstlicher Grund gegen die Annahme, dass der Dichter, vielleicht im höheren Alter, sich im Akrostichon selbst den

Titel *κύρου* beigelegt habe.[1]) Wir dürfen nicht vergessen, dass wir über die Anwendung des Titels und seine Geschichte noch recht wenig Sicheres wissen. Eine erneute und vertiefte Prüfung der diese drei Gedichte betreffenden Autorfrage auf grund innerer Kriterien kann erst gegeben werden, wenn sie einmal gedruckt vorliegen.

Ohne Rücksicht auf den Fall Romanos-Domitios und die Akrosticha mit *κύρου* hat Papadopulos-Kerameus vor kurzem die Ansicht geäussert, dass der Name in der Akrostichis nichts für die Autorschaft beweise.[2]) Da jedoch

---

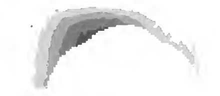
1) In allen drei Überschriften steht die Form *κύρου*; nur bei Nr. 72 ist *κύρου*, wohl von späterer Hand, in *κυροῦ* korrigiert. In Titeln von Schriftwerken wird sonst, soweit ich sehe, durchwegs die Form *κυροῦ* gebraucht und sie herrscht bis etwa zum 15.—16. Jahrhundert. Erst um diese Zeit beginnen die Schreiber, denen der lebendige Zusammenhang mit dem byzantinischen Titelwesen verloren gegangen war, wieder das schulmässige *κυρίου* zu setzen. In echt byzantinischen Hss wird zwischen *κύριος*, *κυρία* und *κύρος*, *κυρᾶ* ähnlich unterschieden wie bei den Lateinern zwischen dominus, domina und domnus, domna d. h. die Kurzformen werden nur als Titel vor Eigennamen gebraucht. Die Abkürzung für *κυροῦ* ist in der neueren philologischen Literatur unzählige mal in *κυρίου* aufgelöst worden; vermutlich, um ein mir gerade begegnendes Beispiel zu zitieren, auch noch in dem Titel *Ἐκ τῆς εἰς τὰ τοῦ Ἀράτου Φαινόμενα Θέωνος ἐξηγήσεως ἐκλογαὶ διορθωθεῖσαι παρὰ τοῦ σοφωτάτου μοναχοῦ κυρίου Μαξίμου τοῦ Πλανούδη*, den E. Maass, Commentariorum in Aratum reliquiae, Berlin 1898, S. LXIII aus Cod. Medic. XXVIII 44, saec. XV, anführt. Auch in Gardthausens Griechischer Paläographie S. 253 ist die (ungenau wiedergegebene) Abkürzung *κυροῦ* irrtümlich durch *κυρίου* erklärt. Eine Untersuchung über die Geschichte dieser Form und ihrer Schreibung, die passend mit einer Forschung über die Geschichte des Titels selbst (Zusatz zum eigenen oder zu fremden Namen, Gebrauch in Überschriften. Subskriptionen u. s. w.) verbunden würde, ist ein Bedürfnis.

2) In seinem Artikel „*Ὁ ὑμνογράφος Κυριακός*", *Νέα Ἡμέρα* vom 27./11. Jan. 1902 (ἀρ. 1413): „*ἂν δὲ συμβαίνει, νὰ ὑπάρχωσι καὶ ἕτερα οὐκ ὀλίγα κατά τι γενόμενα πρότυπον, τότε τὸ πρότυπον τοῦτο ἢ αὐτοῦ τοῦ Ῥωμανοῦ εἶναι, ἢ ἄλλου τινὸς μεταγενεστέρου αὐτοῦ ποιητοῦ, μὲ τὴν διαφορὰν ὅμως ὅτι ἐν τοιαύτῃ περιπτώσει ἔχομεν ὑπ' ὄψει ἢ οὐχὶ γνήσιον τοῦ Ῥωμανοῦ ποίημα (ἔστω καὶ ἂν διὰ τῆς ἀκροστιχίδος αὐτὸ τοῦ Ῥωμανοῦ ἐμφανίζεται τὸ ὄνομα* [ich sperre]) *ἢ ποίημα τοῦ αὐτοῦ ἀσύνηθες* u. s. w.

der griechische Gelehrte nicht den mindesten Beweis für seinen revolutionären Skeptizismus beibringt, so muss ich mich begnügen, seine Aufstellung lediglich zu registrieren. Auch der von Pitra bezüglich des Autornamens im Liede Nr. 31 (s. oben S. 570) ausgesprochene Zweifel muss vorerst auf sich beruhen. Dagegen kann umgekehrt nicht genug betont werden, dass viele der von Pitra auf grund fragmentarischer oder vieldeutiger Angaben in der Akrostichis getroffenen Autorbestimmungen höchst zweifelhaft sind. Das gilt z. B. von manchen seiner Zuteilungen an Theodoros Studites (vgl. Pitra S. 336 ff.). Recht unsicher ist auch die S. 432 gegebene Identifizierung der Akrostichis *Συμ* mit Symeon Metaphrastes.

Gruppe II: Unter den pseudonymen Andeutungen[1]) des Autors spielen nur die Epithete *τάλας* und *ταπεινός* eine bemerkenswerte Rolle. Das erste findet sich 22 mal in 13 verschiedenen Formen, das zweite nur 5 mal in 5 verschiedenen Formen. Vielleicht müssen aber die Beispiele der zwei Epithete noch weiter geschieden werden: Das erste Epithet kommt 19 mal in der regelmässigen Schreibung *τάλας*, 3 mal in der seltsamen Form *τάλλας* vor. Da aber sogar innerhalb derselben Form (*ὁ αἶνος τάλα*) zwischen *τάλα* und *τάλλα* gewechselt wird, so ist wohl anzunehmen, dass die orthographische Schwankung nichts mit einer Verschiedenheit des Autors zu tun hat. Hätte ein neuer Autor sich von dem Pseudonym *τάλας* wirklich unterscheiden wollen, so hätte er andere Mittel gefunden als die inkorrekte Schreibung des Wortes, mit der die Schreibung *πάγκαλλος* (Nr. 192) zu vergleichen ist. Eher könnte man daran denken, dass zwischen dem einfachen *τάλας* und *τάλας μόνος* oder *μόνος τάλας* zu scheiden sei. Wer sich unter dem bescheidenen Pseudonym verbirgt, wissen wir nicht. Unter den Akrosticha mit Autornamen kommt *τάλας* 4 mal vor und zwar 3 mal mit dem Namen des Romanos, 1 mal mit dem des

[1]) Ich gebrauche das Wort pseudonym in Ermangelung eines besser passenden Ausdrucks. In Wahrheit handelt es sich nicht um Pseudonymik im modernen Sinne, sondern um das Verbergen des Namens aus christlicher Demut.



Paulos. Das berechtigt aber nicht, das Pseudonym einem dieser beiden Dichter zuzuteilen.

Das Pseudonym *ταπεινός* findet sich 3 mal in Verbindung mit *μόνος* (*μόνου* oder *τοῦ μόνου ταπεινοῦ*), 1 mal in der Form: *τοῦ ταπεινοῦ ἐν βίῳ*, 1 mal (119) ohne Zusatz, doch hier handelt es sich vielleicht um ein verstümmeltes Lied. Die Frage, ob zwischen den verschiedenen Fassungen der Akrosticha mit dem Epithet *ταπεινός* geschieden werden muss, lässt sich gegenwärtig nicht beantworten; jedenfalls verdient diese Differenz eine höhere Beachtung als die orthographische Schwankung bei *τάλας*. Das Epithet *ταπεινός* erfreut sich in den mit Autornamen versehenen Akrosticha der grössten Beliebtheit; ausser Romanos, dessen Namen nicht weniger als 52 mal mit dem demütigen Zusatz geschmückt ist, bezeichnen sich noch 6 andere Dichter mit *ταπεινός*: Anastasios, Gabriel, Georgios, Joannikios, Kosmas, Stephanos. Bei dieser Sachlage müssen wir uns dem Pseudonym *ταπεινός* gegenüber völlig hilflos fühlen, um so mehr, als von den Dichtern, die ihrem Namen das Wort *ταπεινός* zufügen, — von Romanos abgesehen — nur je ein bis zwei Lieder erhalten sind, viel zu wenig, um als Grundlage einer sprachlich-stilistischen Vergleichung zu dienen. Dass das Epithet noch spät gebraucht wurde, beweist Nr. 119, für dessen Abfassungszeit das Todesjahr des Theodoros Studites (826) den terminus post quem bildet.

Ganz isoliert stehen die drei Pseudonyme *τοῦ τρισαθλίου* (101), *τοῦ ἁμαρτωλοῦ* (103; 136) und *τοῦ ἐλεεινοῦ* (104). Da sie nirgends mit einem Autornamen verbunden vorkommen, lässt sich über ihre Bedeutung nicht einmal eine Vermutung aufstellen. Das einzige Pseudonym, dessen Autor sicher zu stehen scheint, ist *ἄσωτος*. Denn das bei Pitra S. 343 ff. gedruckte Lied, dessen Akrostichis *τοῦ ἀσώτα* — wohl zu ergänzen *τοῦ ἀσώτ⟨ου ἆσμ⟩α* — lautet, trägt in C die Randnotiz: *Στουδίτου.*[1])

---

[1]) Übrigens ist zu bemerken, dass die von Pitra als Teil der Überschrift notierten Worte: *φέρον ἀκροστιχίδα. Τοῦ ἀσώτου* nicht im Codex stehen.

Ein zweites Lied mit der Akrostichis *Τοῦ ἀσώτου ᾆσμα* bei Pitra S. 358 ff.

Das betrübende Endergebnis der Betrachtung ist, dass die Autoren, die sich unter einem der demütigen Epithete verbargen, — den Autor *ἄσωτος* ausgenommen — ihre Person so gründlich verborgen haben, dass sie uns beim gegenwärtigen Stande der Forschung und vermutlich für immer unerkennbar bleiben. Selbst die Frage, ob sich unter den Bezeichnungen *τάλα, ταπεινοῦ* u. s. w. verschiedene Autoren bergen, kann gegenwärtig noch nicht mit Sicherheit entschieden werden, wenn es auch höchst wahrscheinlich ist, dass wenigstens die zwei häufiger vorkommenden Beiwörter *τάλας* und *ταπεινός* zwei verschiedenen Autoren angehören. Erst nach Publikation aller Texte wird man mit einiger Aussicht auf Erfolg darangehen können, durch eine eingehende Untersuchung ihrer sprachlichen und metrischen Beschaffenheit und der Überlieferungsverhältnisse etwas Genaueres über die Autorfrage, die Entstehungszeit und das Verhältnis der pseudonymen Gedichte zu den Werken bekannter Autoren zu ermitteln. Die im Obigen gegebene Feststellung des Tatbestandes bildet die erste Basis für alle weitere Forschung auf diesem dunkeln Felde.

Gruppe III: Bei den Liedern dieser Gruppe lässt sich in der Regel nicht einmal die Entstehungszeit näher bestimmen. Die durch die Themen bedingte Frühgrenze bringt wenig Nutzen, da es sich in den meisten Fällen um die der Ausbildung der Hymnenpoesie voraufgehenden ersten Jahrhunderte n. Chr. handelt. Eine Ausnahme bildet das Lied gegen die Bilderstürmer (190). Zuweilen ermangelt die Bezeichnung des Themas der nötigen Deutlichkeit: *εἰς τὸν Θεολόγον* geht einmal (167) auf Gregor von Nazianz, zweimal (54 und 180) auf den Apostel Johannes.

Fassen wir die Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung der Hymnenakrosticha zusammen. An der Spitze steht die in den allgemeinen Zügen schon früher bekannte Tatsache, dass

die Akrosticha unsere fast einzige Quelle für die Kenntnis der Verfasser der Lieder sind. Durch das oben zusammengestellte Material lernen wir die Autoren von etwa 130 Liedern kennen.

Völlig neu und literarhistorisch sehr wertvoll ist ein zweites Ergebnis: die Erkenntnis des ungeheueren Übergewichtes, auch im rein quantitativen Sinne, das Romanos in der Hymnenpoesie behauptet. In der Gruppe I 1 entfallen auf Romanos 12 (11?) Formen, auf die übrige Hymnenpoesie nur 2, in der Gruppe I 2 A—F auf Romanos 38, auf die übrigen Dichter 19. Mithin bietet Romanos in den überhaupt zur Vergleichung geeigneten Gruppen 50 (49?) Formen, alle übrigen Dichter zusammen nur 21.

Ein weiteres Ergebnis ist die Einsicht in die grosse Mannigfaltigkeit, deren sich die Dichter bei der Bildung der Akrostichis befleissigten. Es herrschte offenbar das Bestreben, durch allerlei, wenn auch noch so kleine Änderungen immer wieder neue Formen zu schaffen. Der Individualismus geht so weit, dass ein grosser Teil der Akrosticha, auch wenn die den Autornamen umfassenden Strophen zufällig verloren gegangen wären, schon durch ihre übrige Form verraten würden, ob sie dem Romanos oder einem anderen Dichter gehören. Der Typus I 1 ist, von zwei in der Fassung ganz abweichenden Beispielen abgesehen, ausschliesslich Eigentum des Romanos. Aus der Gruppe I 2 sind mehrere Formen, die Romanos wiederholt bietet, von den übrigen Dichtern verschmäht worden: vollständig die Formen mit *κύρου* und *ἐστί* (I 2 DE), nahezu vollständig die Form mit dem Demonstrativpronomen (I 2 C). Dagegen ist umgekehrt der Typus I 2 G (blosser Autorname), der 10 mal vorkommt, von Romanos nie gebraucht worden. Neben dem Individualismus in der Bildung der Akrostichis geht, deutlich sichtbar freilich nur bei Romanos, der Gebrauch einiger Lieblingsformen.

Welche Bedeutung die Feststellung dieser Tatsachen für die Untersuchung von Autorfragen, für die Zuteilung anonym überlieferter Stücke und namentlich für die Kritik und Ergänzung fragmentarischer oder durch Umstellungen verdorbener

Akrosticha besitzt, wird sich im Laufe der späteren Einzelforschung ergeben.

Wichtig für die kritische Arbeit ist auch die Einsicht in manche Kontaminationen, Verrenkungen, Verkürzungen und sonstige Misshandlungen, die in der Überlieferung vorkommen und zuweilen sogar unter einer scheinbar unversehrten Akrostichis verborgen sind. Einige hierher gehörige Fälle habe ich früher („Umarb.“) ausführlich nachgewiesen, andere sind oben in Kapitel I kurz berührt worden; vgl. Nr. 2, 8, 13, 30, 49, 55, 61, 71, 88, 97, 112, 160, 162, 200. Das ärgste Beispiel bietet wohl die spätere Überlieferung des Totenliedes (Nr. 8). Ohne eine neue Ausgabe des Textes lässt sich aber von dem Wirrwarr, der hier in den Hss herrscht, keine klare Vorstellung geben. Ich muss mich begnügen, auf das Vorkommen merkwürdiger Umstellungen und Kontaminationen hinzuweisen und zu einiger Vorsicht im Vertrauen auf die Akrostichis zu mahnen. Mehr als die allgemeinen Gesichtspunkte und Richtlinien lassen sich hierüber wie überhaupt für die Verwertung des obigen Materials nicht geben. Die Hauptsache ist, dass nunmehr für die Behandlung der einzelnen Fälle eine Basis und ein Ausgangspunkt geschaffen ist.

Endlich ist das in der Geschichte der Akrostichis und ihrer Überlieferung sichtbare Vorwalten persönlicher Eigenheiten von erheblicher Bedeutung für die allgemeine literarhistorische und ästhetische Beurteilung der Hymnenpoesie, die dem oberflächlichen Beobachter nur zu leicht als eine gleichförmige, nach fester Zunftregel ausgeübte Produktion erscheint.

B. Unregelmässigkeiten in den Akrosticha.

I. Doppelsetzung von Buchstaben und Wörtern.

Pitra hat ein Lied des Anastasios ediert, in dessen Text in einer Hs (C) der letzte Buchstabe der Akrostichis (Σ) durch zwei Strophen vertreten ist, und hält die erste der beiden Σ-Strophen wegen einiger Anklänge an eine frühere Strophe des Liedes für ein späteres Einschiebsel. Ich habe schon oben

(S. 588) auf die Schwäche seiner Argumente hingewiesen und hervorgehoben, dass der Fall nicht isoliert behandelt werden darf. In der Tat bietet das in Kapitel I gesammelte Material eine ganze Reihe ähnlicher Doppelungen, und es ist unerlässlich, alle Beispiele im Zusammenhange zu betrachten, um für die Kritik der auffallenden Erscheinung eine verlässige Grundlage zu gewinnen. Die Beispiele zerfallen in zwei nach ihrer Frequenz und ihrer Beschaffenheit deutlich geschiedene Gruppen:

1. Verdoppelung der Schlusslittera.

Nr. 18 schliesst in Q mit *αἶνοςς*. In CV fehlt die zweite Strophe mit *ς*. Inhalt der zweiten Σ-Strophe — ich nenne sie im folgenden kurz „Überstrophe" —: Anrede an die Neugetauften.

Nr. 39 (nur in P erhalten) schliesst mit *ᾠδήη*. Grund der Überstrophe: Schlussgebet.

Nr. 49 schliesst (in PADV; s. oben S. 575) mit *ῥωμανοῦν*. Inhalt der Überstrophe: Schluss der Liederzählung und Schlussgebet.

Nr. 55 schliesst in P mit *ῥωμανοῦν* (in CV mit *δομιτίου*; s. oben S. 577 u. 638 f.). Grund: Schlussgebet.

Nr. 64 (nur in Q) schliesst mit *ῥωμανοῦν*. Grund: zweites Schlussgebet mit Nachholung der Erwähnung der Mutter Gottes.

Nr. 68 (nur in Q) schliesst mit *ῥωμανοῦν*. Grund: Allegorische Ausdeutung des Themas.

Nr. 75 (nur in Q) schliesst mit *ῥωμανοῦν*. Grund unklar (Fortführung der Anrede an den Hades aus der vorletzten Strophe).

Nr. 81 (nur in Q) schliesst mit *ῥωμανοῦν*. Grund: Schlussgebet.

Nr. 88 (Anastasios) schliesst in C mit *αἶνοςς*. Grund: Schlussgebet. Der ganze Schluss *αἶνοςς* beruht wohl auf einer späteren Umarbeitung.

Nr. 139 (anonym; nur in P) schliesst mit *αἶνοςς*. Grund: Schlussgebet (Gegenstück zu Strophe 1 des Liedes; s. oben S. 601).

Nr. 142 (anonym; vollständig nur in P) schliesst mit *μόνουν*. Grund: Schlussgebet.

Nr. 166 (Johannes; vollständig nur in P) schliesst mit *ἰωάννουυ*. Grund: Schlussgebet.

Nr. 168 (anonym; vollständig nur in P) schliesst mit *δευτέρaa*. Grund: Schlussgebet.

Nr. 194 (anonym) schliesst in Q mit *πόρνηνν*. Grund: Schlussgebet.

Nr. 195 (anonym; nur in Q) schliesst die alphabetische Akrostichis mit . . *χψωω*. Grund: Schlussgebet.

2. Sonstige Doppelungen.

Zuweilen wird gegen die Orthographie ein Buchstabe in der Mitte des Wortes verdoppelt. So bietet in Nr. 21 Q die Schreibung *ῥωμαννοῦ*, wobei das überschüssige *ν* wohl die Spur einer Umarbeitung darstellt (vgl. oben S. 567) und in Nr. 192 ebenfalls Q die Schreibung *πάγκαλλον*. Dazu kommt die schon oben (S. 641) besprochene Schreibung *τάλλα* statt *τάλα* in Nr. 116, 135, 144. In Nr. 200 ist der Buchstabe *Π* (*ππατέρας*) doppelt vertreten, aber beide *Π*-Strophen beginnen mit denselben Worten, am Rande steht *ἄλλο* und die zweite Strophe ist in der Marginalzählung nicht mitgerechnet, deutliche Beweise, dass wir die Spur einer Umarbeitung vor uns haben. In Nr. 121 ist durch Doppelsetzung der Buchstaben *χρυσοστ* die in der Überschrift angekündigte kurze Akrostichis *Εἰς τὸν Χρυσόστομον* auf 24 Strophen angewachsen. In der Marginalzählung sind wie bei Nr. 200 die doppelt gesetzten Strophen nicht mitgerechnet. Man muss vermuten, dass auch hier, wie bei Nr. 200, nach einer Umarbeitung die alten Strophen neben den neuen stehen geblieben seien. Eine nähere Betrachtung des Textes bestätigt diese Ansicht: die überlieferten Strophen machen durchaus den Eindruck von Skizzen zu einem noch nicht abgeschlossenen Werke. Nicht eigentlich hierher gehörig ist Nr. 12, wo der Begriff Alphabet zweifach, zuerst durch die 24 Buchstaben des Alphabets (*α—ω*), dann durch das Wort *ἀλφάβητον* (*Ῥωμανοῦ*) ausgedrückt ist. Ein Gegenstück der Doppelung bietet Nr. 154, wo statt *Νύσσης* in der Akrostichis (wie auch in der Überschrift) *Νύσης* gesetzt ist.

Wenn wir nun zur Beurteilung der Doppelung übergehen. so ist vorerst zu konstatieren, dass sie sich in allen Fällen auf den Text beschränkt, in der Akrostichonnotiz der Überschrift aber niemals berücksichtigt wird. Für die Kritik kommt aber diese Tatsache gewiss nicht in Betracht. Ohne Weiteres ist klar, dass die zwei Gruppen, in die ich das Material geteilt habe, nichts mit einander zu tun haben. Die unter 2. aufgeführten Fälle stehen in der Überlieferung ganz vereinzelt und spielen keine erhebliche Rolle für die allgemeinen Fragen der Textkritik. Mehrfach handelt es sich, wie gezeigt worden ist, um Reste einer Umarbeitung (Nr. 121 und 200), und hier bleibt nur die Frage, ob diese Reste durch einen Irrtum des Schreibers oder mit Absicht, gleichsam zur Auswahl für den Sänger oder Leser, stehen gelassen wurden. Die bei Nr. 200 bemerkte Randnotiz *ἄλλο* scheint für die zweite Auffassung zu sprechen. Vielleicht ist so auch das doppelte *ν* des Namens *Ῥωμανοῦ* in Nr. 21 zu erklären. Dagegen scheint die 3 mal vorkommende Schreibung *τάλλα* auf einer mit den Schwankungen der Antistoechie vergleichbaren orthographischen Schrulle zu beruhen. Die Doppelsetzung des Begriffes Alphabet endlich in Nr. 12 ist offenbar eine vom Dichter selbst gewollte pleonastische Spielerei.

Eine ernstere Beachtung verdienen die in der ersten Rubrik zusammengefassten Fälle. Hier handelt es sich um eine Erscheinung, die mit relativer Häufigkeit und stets in derselben Form auftritt. Unter den 204 Liedern, deren Akrosticha in Kapitel I beschrieben sind, sind nicht weniger als 15, bei denen der Schlussbuchstabe durch zwei Strophen vertreten ist. 13 dieser Doppelungen sind nur in den patmischen Hss PQ überliefert; von den 2 übrigen ist eine durch eine grössere Zahl von Hss bezeugt (Nr. 49 durch PADV), die zweite (Nr. 88) nur durch C. Unter den erwähnten 13 Fällen, die nur PQ bietet, sind aber 12 Lieder, die überhaupt nur in P oder Q vollständig erhalten sind, wenn man von der besonders gelagerten Nr. 55 absieht. Eine regelrechte handschriftliche Differenz bietet in dieser Gruppe nur Nr. 18, wo die in Q

überlieferte Doppelung in CV fehlt. Die Spur einer Abweichung findet sich in Nr. 49, wo T vielleicht auf eine Vorlage zurückweist, in der die in PADV vorhandene Überstrophe noch fehlte (vgl. S. 575). Nach der Überlieferung lässt sich mithin die Erscheinung nicht sicher beurteilen. Dass die grosse Mehrzahl der Fälle auf PQ entfällt, beruht auf der prominenten Stellung dieser 2 Hss in der Gesamtüberlieferung. Nr. 49 und 88 beweisen, dass die Doppelung auch in anderen Hss vorkommt und dass sie also nicht etwa eine Eigentümlichkeit der patmischen Redaktion ist. Die inhaltliche Betrachtung der 15 überschüssigen Schlussstrophen ergibt, dass sie meistens ein mit dem Liede selbst nicht zusammenhängendes oder doch nur ganz lose verbundenes Schlussgebet, eine Anrufung an den Heiligen oder eine Anwendung des Liedthemas auf einen besonderen Anlass enthalten. Völlig klar ist diese Eigenschaft der Überstrophe bei Nr. 18, 39, 55, 64, 81, 88, 139, 142, 166, 168, 194, 195. In Nr. 168 wird sie ausdrücklich als Ephymnion bezeichnet. Ein Schlussgebet enthält die Strophe auch in Nr. 49; hier aber wird der Zusammenhang mit dem Liede dadurch gewahrt, dass im ersten Teil der Strophe noch die Erzählung zum Abschluss gebracht und erst dann ein kurzes Schlussgebet angefügt wird. Wenn wir nun noch beachten, dass gerade dieses Beispiel besser als alle übrigen (durch drei ostbyzantinische Hss und die italische Redaktion) gesichert ist, so dürfen wir wohl schon jetzt (trotz der oben erwähnten Differenz des Fragments in T) annehmen, dass hier die Überstrophe ursprünglich ist. In Nr. 68 enthält die Überstrophe eine, wie die oben S. 581 gegebene Probe zeigt, ganz für sich stehende allegorische Ausdeutung des Themas. Auffällig ist hier, dass die vorhergehende Strophe mitten in der Erzählung von Esau und Jakob stecken bleibt; darnach ist zu vermuten, dass der Schlussteil des Liedes weggelassen wurde und die vollständige Akrostichis etwa lautete: *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ⟨ἔπος⟩*. Die Überstrophe mit *υ* wäre dann nachträglich angefügt und mit der Initiale des Schlusses der noch vorhandenen Akrostichis versehen worden. Ohne den

Text des ganzen Liedes vorzulegen, kann ich freilich diese Auffassung nicht näher begründen. Auch bei Nr. 75 könnte die Überstrophe entbehrt werden; denn schon in der ersten Strophe der Schlusslittera wird mit der triumphierenden Anrede an den Hades ein für das kurze Lied genügender Abschluss gegeben. Völlig klar liegt der Fall nicht.

Wenn mithin die Überstrophe meistens ein mit dem Liede selbst nicht enger verbundenes Schlussgebet enthält, so erhebt sich die Frage, in welcher Weise die ohne akrostichischen Überschuss überlieferten Hymnen, besonders die des Romanos, in der Regel abgeschlossen werden. Um die Kontrolle zu ermöglichen, berücksichtige ich nur die grösstenteils publizierten Lieder Nr. 1—31. Wenn wir von Nr. 2 wegen der unvollständigen Überlieferung und von Nr. 18 wegen des Schwankens der Überlieferung absehen, so ergibt sich folgendes: Unter 29 Liedern sind 17, in denen die ganze letzte Strophe durch ein meist mit dem Liede selbst nur locker verbundenes Schlussgebet ausgefüllt wird; in 6 Liedern beginnt das Schlussgebet erst innerhalb der letzten Strophe; 6 Lieder endlich sind ohne Schlussgebet. Die Abrundung des Liedes durch ein die ganze letzte Strophe umfassendes Schlussgebet ist also bei Romanos zwar häufig, aber durchaus nicht regelmässig durchgeführt, und ein brauchbarer Anhaltspunkt für die Beurteilung der Echtheit der das Schlussgebet enthaltenden Überstrophen ist also hier nicht gegeben.

Mehr lehren uns einige einzelne Fälle. Zunächst Nr. 18, wo die für eine Tauffeier bestimmte Überstrophe nur in Q geboten wird, in der italischen Redaktion dagegen fehlt. Dann Nr. 64, wo das Schlussgebet schon in der letzten Strophe der regelmässigen Akrostichis gegeben, dazu aber, offenbar (ähnlich wie in Nr. 18) für einen bestimmten Zweck, die Erwähnung der Mutter Gottes, noch ein zweites Schlussgebet mit Wiederholung der Schlussinitiale der Akrostichis angefügt wird. Dazu kommt die Beobachtung, dass in den Hss zuweilen sogar Schlussgebete mit einer in keiner Weise zur Akrostichis des Liedes passenden Initiale (z. B. *Π*) vorkommen, die sich

mit Sicherheit als späterer Zusatz verraten; vgl. Nr. 88 (S. 588). Mit diesen einzelnen Fällen, die zweifellos gegen die Ursprünglichkeit der Überstrophe sprechen, verbindet sich die allgemeine Beobachtung, dass die Überstrophe aus der regelrechten Akrostichis herausfällt, dass sie relativ selten vorkommt und dass das in ihr enthaltene Schlussgebet meistens ohne jede engere Verbindung mit dem Liede steht.

Darnach ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass die Überstrophe nicht als integrierender Bestandteil des Liedkörpers betrachtet wurde, sondern als Zusatz, der ausserhalb der Akrostichis stehen durfte, aber doch durch die Wiederholung der Schlusslittera als zum Liede gehörig gekennzeichnet wurde. Ganz vereinzelt wurde die Schlussinitiale wohl schon ursprünglich doppelt gesetzt; wahrscheinlich gilt das für Nr. 49, wo in der Überstrophe die Erzählung des Liedes selbst zum Abschluss gebracht und erst dann ein kleines Schlussgebet angefügt wird. Später wurde von dieser Freiheit öfter Gebrauch gemacht, um Liedern, die zu schroff abschlossen, einen passenden Epilog zu geben oder auch, um sie für einen bestimmten Zweck (Tauffeier, Marienverehrung) zu akkommodieren. Damit ist freilich noch nicht sicher bewiesen, dass diese Zusätze durchwegs von späteren Dichtern bezw. Redaktoren vorgenommen worden seien. Es ist denkbar, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, dass ein Dichter selbst seinem Liede nachträglich ein solches überzähliges Schlussstück beifügte. Mit grösserer Sicherheit wird sich urteilen lassen, wenn einmal alle Texte der mit Überstrophen belasteten Lieder ediert und dadurch die Möglichkeit einer sprachlichen und metrischen Vergleichung aller Strophen geboten sein wird; aber auch dann wird die Entscheidung vermutlich von Fall zu Fall getroffen werden müssen. Für die praktische Frage der Publikation muss natürlich das Prinzip befolgt werden, dass auch die Überstrophen inmitten oder am Schlusse der Akrostichis, wenn auch nur im Apparate oder Kommentar, mitgeteilt werden, um dem Leser ein selbständiges Urteil zu ermöglichen.

II. Antistoechische Elemente in den Akrosticha.

Die Eigentümlichkeit der Antistoechie d. h. der Gleichstellung oder Verbindung von Buchstaben und Buchstabengruppen gleichen Lautes (z. B. αι und ε) ist in der philologischen Literatur vor allem durch das nach diesem Prinzip geordnete Lexikon des Suidas bekannt; sie hat aber schon längst vor ihm bestanden.

In der Hymnenpoesie spielt die Antistoechie eine doppelte Rolle. Einmal wird sie schon in der Bildung der akrostichischen Formel selbst angewendet, indem ει durch ι, also nur durch eine Strophe, ausgedrückt wird; dann kommen akrostichische Vertretungen vor, ohne dass die Strophenzahl beeinflusst wird, indem z. B. eine Strophe für ι in Wahrheit mit einem Worte wie εἶδε beginnt. Die kritische Edition der Texte hat sich mit beiden Erscheinungen abzufinden; daher ist eine genaue Feststellung der Tatsachen und besonders eine Prüfung der Überlieferung nötig.

Wie die Doppelung von Buchstaben (s. oben S. 648) beschränkt sich auch die Antistoechie auf den Text; in den Akrostichonvermerken der Überschriften ist sie nicht berücksichtigt d. h. hier sind die in Betracht kommenden Wörter stets korrekt geschrieben.[1]) Für die Frage der Echtheit des ει bezw. ι fällt diese Beobachtung aber wohl ebensowenig ins Gewicht wie die analoge Feststellung bezüglich der Buchstabendoppelung. Die Kopisten begnügten sich damit, den groben Wortlaut der Akrostichis zu notieren, ohne feinere Details wie eine Doppelung oder eine antistoechische Vertretung eigens anzumerken, und sogar der Wortlaut wird in der

[1]) Daher ist es ein Fehlschluss, wenn Papadopulos-Kerameus, B. Z. VI 382, aus der vollen Überschrift *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* in A folgert, dass der Text, von dem A nur die Strophen *Τοῦ ταπινοῦ* bewahrt hat, ursprünglich *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* geboten haben müsse. Auch P, der das Lied vollständig bewahrt, bietet in der Überschrift *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* etc., im Texte nur *Τοῦ ταπινοῦ Ῥωμανοῦ* u. s. w. Vgl. oben S. 578 Nr. 57.

Überschrift öfter ungenau angegeben, wie oben (S. 624 ff.) gezeigt worden ist. Wir sehen uns also für die Untersuchung der antistoechischen Schwankungen ausschliesslich auf die Texte selbst angewiesen.

1. Antistoechische Schreibung *ταπινοῦ*.

Unser Material (Kapitel I) enthält im ganzen 64 Akrosticha mit dem Epithet *ταπεινοῦ* (mit oder ohne Namen). Unter diesen 64 Nummern, von denen 52 auf Romanos, 12 auf die übrigen Dichter entfallen, sind 14, wo der Text die antistoechische Form *ταπινοῦ* ergibt, und zwar ist die Eigentümlichkeit so gut wie ganz auf Romanos beschränkt; der einzige Fall ausserhalb des Romanos ist das Lied des Anastasios (Nr. 88); aber hier ist die Schreibung *ταπινοῦ* nur durch die Hs T bezeugt. Die Beispiele bei Romanos sind Nr. 8, 13(?), 16, 17, 18, 25, 46, 47, 49, 57, 73, 80, 83. Von diesen 13 Liedern sind 5 (46, 47, 73, 80, 83) nur in einer der zwei patmischen Hss überliefert; 5 stehen in mehreren Hss, die aber alle in der Schreibung *ταπινοῦ* übereinstimmen (16, 18, 25, 49, 57); in 2 Fällen (8, 17) schwanken die Hss, doch spricht in beiden Fällen die anscheinend ältere Überlieferung (Q) für die Form *ταπεινοῦ*; in einem Falle (13) ist die ursprüngliche Schreibung unsicher; vgl. Umarb. S. 28 ff. Es bleiben mithin 10 Beispiele, in denen die Schreibung mit *ι* ohne Widerspruch überliefert ist. Nur wird in den italischen Hss wiederholt durch einen leeren Raum mit der Initiale *E*, einmal durch eine Randbemerkung (Nr. 8 Codex f) angedeutet, dass die Strophe für *E* fehle. Nun ist zwar leicht denkbar, dass bei späteren Bearbeitungen die vermeintlich ausgefallene Strophe für *E* ergänzt wurde — als Ansätze dazu erscheinen die leeren Räume in CV, und die Spuren einer Ergänzung bemerken wir bei Nr. 13 —; es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass eine im Archetypus stehende Strophe für *E* von einem späteren Bearbeiter oder Kopisten zur Erzielung der Kurzform *ταπινοῦ* weggelassen wurde.

Kurz, sowohl die äusseren Tatsachen der Überlieferung,

als auch innere Erwägungen beweisen, dass Romanos das demütige Epithet in einer Reihe von Gedichten (wenigstens 10 unter 52) tatsächlich in der Form *ταπινοῦ* angewandt hat. Ebenso sicher lehrt unser Material, dass Romanos mit dieser Schreibung allein steht; denn das einzige Beispiel in der übrigen Dichtung, das des Anastasios, ist nur durch eine Hs bezeugt und hat um so weniger Gewähr, als in der Überlieferung des Liedes auch sonst vielfacher Wirrwarr herrscht (s. oben S. 588 f.). So erklärt sich auch, dass die Kenntnis der Eigentümlichkeit später verloren ging und die Bearbeiter bezw. Kopisten wiederholt am Fehlen der Strophe für *E* Anstoss nahmen.

Zweifel bleiben mithin zunächst nur bei den Liedern 8, 13, 17 übrig. Die bezüglich der Gruppe *ει* wie auch im übrigen äusserst verwickelten Überlieferungsverhältnisse des Liedes 13 habe ich früher auseinander gelegt; vgl. Umarb. S. 13 ff. Wie es sich mit der Echtheit der Schreibung *ει* bezw. *ι* im Liede 8 verhält, kann nur im Zusammenhang einer erschöpfenden Untersuchung der über alle Massen verworrenen Überlieferung dieses durch den langen liturgischen Gebrauch schwer geschädigten und unaufhörlich umgearbeiteten Textes festgestellt werden. Über das Lied 17 endlich wird auf grund einer kritischen Ausgabe des Textes im Kapitel III gehandelt und gezeigt werden, dass die Strophe mit *E* hier interpoliert ist.

Vielleicht ist auch noch in dem einen oder anderen Liede, in dessen Überlieferung keinerlei Spuren einer Ergänzung oder Umarbeitung vorliegen, die Strophe *E* eine spätere Zutat. Jedenfalls muss künftighin bei der Publikation und Kritik der Lieder des Romanos die Strophe *E* in der Reihe *ταπεινοῦ* immer besonders ins Auge gefasst und namentlich ihr inhaltlicher Zusammenhang mit den vorhergehenden und folgenden Strophen, wie auch ihre sprachliche und metrische Beschaffenheit genau geprüft werden. Dagegen ist die Annahme einer zu irgend einer Zeit vorgenommenen systematischen Ergänzung ursprünglich fehlender Strophen für *E* wohl völlig ausgeschlossen; hätte eine solche stattgefunden, so wären auch die

oben nachgewiesenen 10 völlig gesicherten Beispiele der Kurzform der Regulierung nicht entgangen. Die auffällige Tatsache, dass Romanos in der Schreibung seines Lieblingsepithets schwankte, ist vielleicht durch die Annahme zu erklären, dass er die Schreibung mit *ι* in einer gewissen Periode seines Lebens, wohl in seiner Jugend, angewandt und später die antistoechische Schrulle aufgegeben habe.

2. Sonstige Antistoechien.

Das Schwanken der Schreibung des Wortes *ταπειvοῦ* bedingt ein Schwanken der Strophenzahl und kommt in der Gestaltung des Liedtextes scharf zum Ausdruck. Die übrigen in den Akrosticha vorkommenden Antistoechien haben nur orthographische Bedeutung: der Buchstabe *E* wird durch unorthographisches *Ei* wiedergegeben in Nr. 13 (*Eἰδεῖν* Q, *Eἴδε* = *Ἰδὲ* CV; s. Umarb. S. 29). Der Buchstabe *I* ist durch *EI* vertreten in Nr. 23 (*Eἰστήκεισαν*), in Nr. 88 (*Eἰ* in T) und in Nr. 98 (*Eἶδε*). Ganz isoliert steht die Vertretung von *ει* durch *εη* in Nr. 181 (*Ἐκ* — *Ἤισχυνας*). Den Buchstaben *Ω* endlich ersetzt *O* in Nr. 98 (*Ὁ*). Die Zahl dieser Beispiele wird sich durch systematische Durchprüfung aller Hss noch etwas vermehren lassen; für die Kritik wird dadurch nichts Neues gewonnen werden.

III. Die Form *ταύτη* in der Akrostichis.

Die alten Unregelmässigkeiten der Deklination des Demonstrativs *οὗτος* sind im Neugriechischen beseitigt. Von den vier alten Stämmen *ουτ-*, *αυτ-*, *τουτ-*, *ταυτ-* ist der häufigste, *τουτ-*, völlig durchgedrungen, also: *τοῦτος, τούτη, τοῦτο, τούτου, τούτης, τούτου* u. s. w. (auch *ἐτοῦτος* u. s. w. und deiktische Weiterbildungen wie *τουτουνοῦ* u. s. w.).

Wie früh diese assoziative Bewegung begonnen hat, zeigen die Beispiele von *τούτη, τούτην, τοῦτος, τοῦτοι, τοῦτα* bei K. Dieterich, Untersuchungen (Byz. Archiv I) S. 197 und A. N. Jannaris, An historical greek grammar, London 1897, § 567[b]. Auf die von Dieterich berührte Frage, ob nicht

zwischen altem, ursprünglichem (dorischem) *τοῦτοι, ταῦται* (vgl. G. Meyer, Gr. Gr.³ § 433) und den offenbaren späteren Analogiebildungen wie *τούτης, τούτῃ* scharf zu unterscheiden sei, will ich nicht eingehen. In der für uns in Betracht kommenden Zeit ist es jedenfalls das Streben nach Ausgleichung, das die verschiedenen Stämme zusammengeführt hat.

Neben der Bewegung auf den Stamm *τουτ-* hin ist ein zweiter Versuch der Ausgleichung zu bemerken, den Dieterich a. a. O. übersehen hat, die Regulierung des Nom. Sing. Fem. nach dem obliquen Kasus des Fem., also *ταύτη*. Jannaris a. a. O. § 567ᵇ zitiert zwei Belege dieses neuen Nominativs: eine Inschrift über die Wiederherstellung der Stadt Selymbria aus der Zeit zwischen 842—857 n. Chr.: *'Ανενεώθη [ἐκ βάθρ]ω[ν] πόλις ταύτη ἐπὶ Μιχαὴλ, Θεοδ[ώ]ρας καὶ Θέκλης* (CIG IV 8683), und eine undatierte, wohl spätbyzantinische Stelle aus einem Rezepte zur Herstellung von Zinnober: *Δεῖ γινώσκειν, ὅτι ἡ μαγνησία ἡ ὑελουργικὴ ταύτη ἐστὶν ἡ τῆς 'Ασίας.* M. Berthelot et Ch.-Ém. Ruelle, Collection des anciens alchimistes grecs, Vol. II (Paris 1888) S. 38, 10 f.

Zu diesen zwei Belegen kommen nun eine ganze Reihe neuer Beispiele, die durch Hymnenakrosticha gesichert sind:

Nr. 30: *Ταύτη ἡ ᾠδὴ τοῦ ἐλαχίστου 'Ρωμανοῦ* b (wohl auch A). In der Überschrift bietet b die Form *αὐτη*, A dagegen richtig *ταύτη*. Pitra, der offenbar an der Form *Ταύτη* Anstoss nahm, vermutet (S. 210), der Text sei aus den Fragmenten zweier Lieder zusammengeschweisst, derart, dass das *T* den dürftigen Rest einer Akrostichis *T⟨οῦ ταπεινοῦ 'Ρωμανοῦ⟩* darstelle und die folgenden Buchstaben aus einem anderen Liede stammen. Auch Papadopulos-Kerameus, B. Z. VI 376, hält *Ταύτη* für unmöglich und korrigiert *Αὕτη*, ohne ein Wort der Begründung und ohne zu notieren, wie es sich in A mit dem Texte verhält.

Nr. 61: *Δέησις καὶ ταύτη ἡ 'Ρωμανοῦ* Q: *Τετ⟨άρτη⟩ δέησις καὶ ταύτη 'Ρωμανοῦ* A. Die Frage, wie sich die zwei Texte zueinander verhalten, kann ich jetzt nicht beantworten (vgl.

oben S. 579); aber jedenfalls ist in beiden Hss die Form *ταύτη* bezeugt.

Nr. 127, 137, 146, 171: *Ταύτη ἡ ᾠδὴ τάλα* P (146 PD).

Sowohl die komplizierte und auch aus anderen Gründen ganz unwahrscheinliche Hypothese Pitras über das Lied Nr. 30 als auch die als selbstverständlich vorgetragene Korrektur von Papadopulos-Kerameus erweisen sich mithin als grundlos. Dass die Beispiele der Form *ταύτη* in den Akrosticha des Romanos so gering an Zahl sind, spricht nicht gegen die Echtheit der Lieder, die sie bieten; denn Akrosticha mit einem Demonstrativ sind überhaupt sehr selten (im ganzen nur 17 Formen; s. S. 631 ff.). Die einzigen Demonstrativformen, die in den Akrosticha des Romanos vorkommen, sind *οὗτος, τοῦτο, ταύτη*; die Form *αὕτη* fehlt ganz. Ebenso fehlt sie bei dem Anonymus Talas, der ausser *ταύτη* nur noch das Neutrum *τοῦτο* anwendet. Vielleicht wird man nun auch versuchen, diese „barbarische" Neubildung in der Frage über das Zeitalter des Romanos als Beweis für die Datierung ins 8. Jahrhundert zu verwerten; ich glaube aber nicht, dass bei den wenigen Beispielen der Form, die ausserhalb der Hymnendichtung bekannt sind, irgend ein chronologischer Schluss möglich ist.

Drittes Kapitel: Text.

I. Das Lied „Maria beim Kreuze“.

Κοντάκιον ἕτερον τῇ μεγάλῃ παρασκευῇ εἰς τὸ πάθος τοῦ κυρίου καὶ εἰς τὸν θρῆνον τῆς θεοτόκου, φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε. Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ. Ἦχος μέσος δ'.

Τὸν δι' ἡμᾶς σταυρωθέντα
δεῦτε πάντες ὑμνήσωμεν·
αὐτὸν γὰρ κατεῖδε Μαρία
ἐπὶ ξύλου καὶ ἔλεγεν·
Εἰ καὶ σταυρὸν ὑπομένεις,

Überlieferung: Q fol. 95^v—98^r.
A fol. 240^r—244^r (keine Notiz über den Text)
B fol. 82^r—85^r (Strophe ϛ'ª fehlt),
C fol. 89^r—91^v (Strophe ϛ'ª fehlt),
V fol. 109^v—112^r (Strophe ϛ'ª fehlt),
G fol. 100^v—102^v (Strophe ϑ' — Schluss fehlt)
M fol. 272^v—276^v.
T fol. 172^r—175^v (Strophe ϛ'ª fehlt).

Die Hss des Athos und Sinai (ABG) sind im Apparat nicht berücksichtigt, da ich von ihnen keine Kollation besitze.

Ausgaben: Im Triodion (Venedig 1538) zum Charfreitag Prooemion und Strophe α'. Pitra, An. Sacra I 101—107, ed. den ganzen Hymnus nach CT. Amfilochij ed. im Textband S. 146 das Prooemion und Strophe α' nach M, im Facsimileband S. 179—187 den ganzen Hymnus nach M.

Die obige Überschrift stammt aus Q: *Τῇ ἁγία παρασκευῇ κονδάκιον εἰς τὴν σταύρωσιν φέρον ἀκροστιχίδα. τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ· πλάγιος δ'* (*σταύρωσιν ἦχος πλάγιος δ' τοῦ ταπεινοῦ ρω* V) CV: *Κονδάκιον τῇ ἁγία καὶ μεγάλῃ παρασκευῇ. ἦχος πλάγιος δ'. φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* M: *Κονδάκιον τῇ ἁγία καὶ μεγάλῃ παρασκευῇ εἰς τὸ πάθος τοῦ κυρίου ἡμῶν ἰησοῦ χριστοῦ καὶ εἰς τοὺς θρίνους τῆς θεοτόκου φέρων ἀκροστιχίδα τοῦ ταπεινοῦ ῥω ἦχος πλάγιος δ'. ἰδιόμελον* T | 3 *γὰρ* streicht W. Meyer | *κατίδεν* CV: *καθεῖδεν* T || 4 *ἐπὶ τοῦ ξύλου* Triodion

Biblische Grundlage: Joh. 19, 25 | 5 Hebr. 12, 2

σὺ ὑπάρχεις
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

α′ *Τὸν ἴδιον ἄρνα*
ἡ ἀμνὰς θεωροῦσα
πρὸς σφαγὴν ἑλκόμενον
ἠκολούθει ⟨ἡ⟩ Μαρία
τρυχομένη
μεθ' ἑτέρων γυναικῶν
ταῦτα βοῶσα·
Ποῦ πορεύῃ, τέκνον;
τίνος χάριν τὸν ταχὺν
δρόμον τελέσεις;
μὴ ἕτερος γάμος
πάλιν ἔστιν ἐν Κανᾶ
κἀκεῖ νυνὶ σπεύδεις,
ἵν' ἐξ ὕδατος αὐτοῖς
οἶνον ποιήσῃς;
συνέλθω σοι, τέκνον,
ἢ μείνω σε μᾶλλον;
δός μοι λόγον, Λόγε,
μὴ σιγῶν παρέλθῃς με,
ὁ ἁγνὴν τηρήσας με,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

Vorbemerkung: In Q sind von V. 20—110, 176—232, 270—301, 359—363 durch Zerstörung des Blattrandes in jeder Zeile 1—12 Buchstaben verloren gegangen. Ich habe diese Lücken nach den übrigen Hss ergänzt und notiere sie nur dann ausdrücklich, wenn die geretteten Buchstaben darauf hindeuten, dass an der zerstörten Stelle eine abweichende Lesart stand.

9 *ἡ ἀμνὰς* QCVMT: *ἡ* streicht Pitra ‖ 10 *πρὸς φαγεῖν* M ‖ 11 *ἡ* habe ich ergänzt ‖ 16 *τὸν ταχῦ* (*ταχὺ* T) MT ‖ 17 *δρόμον τελεῖς* (ohne *νῦν*) QCVMT Triodion: *νῦν τελεῖς δρόμον* Pitra: *δρόμον τελέσεις* scripsi ‖ 19 *ἔστιν* QT (CV?): *ἐστὶν* M Pitra, Triodion ‖ 20 *νῦν* T Triodion ‖ 22 *ποιήσας* M ‖ 24 *σοι* M Triodion ‖ 26 *παρέλθῃ μοι* M ‖ 28 *σὺ γὰρ ὑπάρχεις ὁ υἱὸς καὶ θεός μου* Triodion

---

10 Is. 53, 7; Apg. 8, 32 ‖ 13 vgl. Joh. 19, 25 ‖ 17 vgl. Apg. 20, 24; 2. Tim. 4, 7 ‖ 18 ff. Joh. 2, 1 ff. ‖ 25 Joh. 1, 1.

β′ Οὐκ ἤλπιζον, τέκνον,
ἐν τούτοις ἰδεῖν σε
οὐδ' ἐπίστευον ποτὲ,
ἕως τούτου τοὺς ἀνόμους
ἐκμανῆναι
καὶ ἐκτεῖναι ἐπὶ σὲ
χεῖρας ἀδίκως·
ἔτι γὰρ τὰ βρέφη
τούτων κράζουσί σοι τὸ
Εὐλογημένος·
ἀκμὴν δὲ βαΐων
πεπλησμένη ἡ ὁδὸς
μηνύει τοῖς πᾶσι
τῶν ἀθέσμων τὰς πρὸς σὲ
πανευφημίας.
καὶ νῦν, τίνος χάριν
ἐπράχθη τὸ χεῖρον;
γνῶναι θέλω, οἴμοι,
πῶς τὸ φῶς μου σβέννυται,
πῶς σταυρῷ προσπήγνυται
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

γ′ Ὑπάγεις, ὦ τέκνον,
πρὸς ἄδικον φόνον,
καὶ οὐδείς σοι συναλγεῖ·
οὐ συνέρχεταί σοι Πέτρος

31 *οὐδὲ* QCVMT ‖ 32 . . . . . . *του τοὺς ἀνόμους* Q: *ὡς ἴδον* (*εἶδον* Pitra) *τοὺς ἀνόμους* CV Pitra: *ἕως ὅτε τοὺς ἀνόμους* MT ‖ 33—34 *ἐκμανῆναι καὶ ἐκτεῖναι ἐπὶ σὲ* (*σοὶ* T) QMT: *ἐκμανέντας καὶ ἐκτείναντας εἰς σὲ* CV Pitra ‖ 37 *τούτων* (*τοῦτο* T) *κράζουσί* (*κράζουσίν* M: *κράζωσίν* T) *σοι τὸ* QMT: *τούτων κράζει ὡσαννὰ* C Pitra: *τούτω κράζουσιν* (ohne *σοι τὸ*) V ‖ 39 *δὲ* QMT: *γὰρ* CV ‖ 41 *πᾶσιν* V ‖ 42—43 oben Lesung Q: *τῶν ἀκάκων τὰς πρὸς σὲ πανευφημείας* M: *τῶν ἀθέσμων τὴν πρὸς σὲ πανευφημίαν* CVT ‖ 44 *καὶ νῦν τίνος* QM: *καὶ τίνος οὖν* CVT ‖ 45 *τὰ χείρων* T 46 *γνῶναι θέλω* QCV: *θέλω γνῶναι* MT | *οἴμοι* Q: *οἴμμοι* CV: *οἶμαι* M: *οἶμοι* T ‖ 50 *τέκνον* QM: *σπλάγχνον* CVT ‖ 53 . . . . *νέρχεται* (ohne *σοι*) Q: *οὐ συνέρχεται* C Pitra: *οὐ συνέρχεταί σοι* VMT

34 f. Luk. 22, 53 ‖ 36 ff. vgl. Matth. 21, 8 und Parall. ‖ 48 Apg. 2, 23

ὁ εἰπών σοι·
Οὐκ ἀρνοῦμαί σε ποτέ,
κἂν ἀποθνήσκω.
ἔλιπέ σε Θωμᾶς
ὁ βοήσας· Μετ' αὐτοῦ
θάνωμεν πάντες·
οἱ ἄλλοι δὲ πάλιν,
οἱ οἰκεῖοι καὶ γνωστοὶ
καὶ μέλλοντες κρίνειν
τὰς φυλὰς τοῦ Ἰσραὴλ
ποῦ εἰσιν ἄρτι;
οὐδεὶς ἐκ τῶν πάντων,
ἀλλ' εἷς ὑπὲρ πάντων
θνήσκεις, τέκνον, μόνος,
ἀνθ' ὧν πάντας ἔσωσας,
ἀνθ' ὧν πᾶσιν ἤρεσας,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

δ' Τοιαῦτα Μαρίας
ἐκ λύπης βαρείας
καὶ ἐκ θλίψεως πολλῆς
κραυγαζούσης καὶ κλαιούσης
ἀπεκρίθη
πρὸς αὐτὴν ὁ ἐξ αὐτῆς
οὕτως βοήσας·
Τί δακρύεις, μήτηρ;

---

56 *κἂν* QMT: *ἀλλ'* CV ‖ 57 *ἔλιπέ* (*ἔλιπέν* V) *σε καὶ θωμᾶς* QV: *θωμᾶς ἔλιπέ σε* C Pitra: *ἔλιπέ σε θῶμας* (so) M: *ἔλιπέν σε θωμᾶς* T ‖ 58 *μεταὐτοῦ* QMT: *μετὰ σοῦ* CV ‖ 59 *θάνω . . .* Q: *θανοῦμεν* MCV: *θανῶμεν* T ‖ 60 *ἄλλοι δὲ πάλιν* Q: *οἱ ἄλλοι δὲ πάλιν* MT: *οἱ ἄλλοι δὲ πάντες* CV ‖ 61 *οἱ* fehlt V | *γνωστοὶ* QM: *υἱοὶ* CVT ‖ 62 *καὶ μέλλον . . . κρίνειν* Q: *οἱ μέλλοντες κρῖναι* (*κρίνε* M) CVM: *οἱ μέλλοντες κρίνειν* T ‖ 63 *τὰς δώδεκα φυλὰς* QCVT: *τὰς φυλὰς τοῦ ἰσραὴλ* M ‖ 71 *μαρία* MT ‖ 74 *καὶ κλαιούσης* QCVMT: *καὶ* streicht Pitra ‖ 75 *ἀπεκρίθη* Q: *ἐπεστράφη* CVMT ‖ 77 *οὕτως* QM: *οὕτω* CVT ‖ 78 *μῆρ* QMT: *μὲρ* CV

---

55 f. Matth. 26, 35 ‖ 58 f. Joh. 11, 16 ‖ 62 f. Matth. 19, 28 ‖ 66 f. 2. Kor. 5, 14

τί ταῖς ἄλλαις γυναιξὶ
συναποφέρῃ;
μὴ πάθω; μὴ θάνω;
πῶς οὖν σώσω τὸν Ἀδάμ;
μὴ τάφον οἰκήσω;
πῶς ἑλκύσω πρὸς ζωὴν
τοὺς ἐν τῷ ᾅδῃ;
καὶ μήν, καθὼς οἶδας,
ἀδίκως σταυροῦμαι·
τί οὖν κλαίεις, μήτηρ;
μᾶλλον οὕτω κραύγασον,
ὅτι θέλων ἔπαθον,
ὁ υἱὸς καὶ θεός σου.

ε' Ἀπόθου, ὦ μῆτερ,
ἀπόθου τὴν λύπην·
οὐ γὰρ πρέπει σοι θρηνεῖν,
ὅτι κεχαριτωμένη
ὠνομάσθης·
τὴν οὖν κλῆσιν τῷ κλαυθμῷ
μὴ συγκαλύψῃς·
μὴ ταῖς ἀσυνέτοις
ὁμοιώσῃς ἑαυτήν,
πάνσοφε κόρη·

---

79 *γυναιξὶν* M ‖ 80 *συνολοφύρῃ* M ‖ 81—83 oben Lesung Q: *εἰ μὴ πάθω εἰ μὴ θάνω* (*θανῶ* M). *πῶς* (*πῶς οὖν* MT) *σώσω τὸν ἀδάμ. εἰ μὴ τάφον οἰκήσω* CVMT: *πῶς τὸν Ἀδὰμ σώσω, * εἰ μὴ πάθω θάνω τε; * εἰ μὴ οἰκῶν τάφον* Pitra ‖ 86 *καὶ μὴν* QCV: *καὶ νῦν* MT ‖ 87 *ἀδίκως σταυροῦμαι* QMT: *σταυροῦμαι καὶ θνήσκω* CV ‖ 88 *μὴ οὖν κλαύσῃς* T | *μῆρ* QT: *μὲρ* CVM ‖ 89 *μᾶλλον οὕτω* QCV: *οὕτω μᾶλλον* M: *μᾶλλον τοῦτο* T ‖ 90—91 *ὅτι θέλων ἔπαθον* (*ἔπαθεν* M) *ὁ υἱός καὶ θεός σου* (*μου* M) QM: *πόθω πάθος δέχεται ὁ υἱὸς καὶ θεός μου* CVT ‖ 92 *ὦ* Q: *οὖν* CVMT | *μήτηρ* T ‖ 93 *ἀπόθου τὴν λύπην* QCV: *τὴν λύπην ἀπόθου* T: *πᾶσαν λύπην ἀπὸ σοῦ* M ‖ 95 *ὅτι* QCVMT: *ἣ* Pitra | *κεχερητονέρῃ* (so) M ‖ 97 *τὴν οὖν* QCVT: *καὶ τὴν* M | *τῶ κλαθμῶ* M: *τὸν κλαυθμὸν* T ‖ 99 *μηδε ἀσυνέτοις* M ‖ 100 *ὁμοιώσῃς ἑαυτὴν* (. . . *υτὴν* Q: *σεαυτὴν* T) QMT: *συμμετρήσῃς ἑαυτὴν* CV

---

95 Luk. 1, 28.

ἐν μέσῳ ὑπάρχεις
τοῦ νυμφῶνος τοῦ ἐμοῦ.
μὴ οὖν ὥσπερ ἔξω
ἱσταμένη τὴν ψυχὴν
καταμαράνῃς.
τοὺς ἐν τῷ νυμφῶνι
ὡς δούλους σου φώνει·
πᾶς γὰρ τρέχων τρόμῳ
ὑπακούσει σου, σεμνή,
ὅταν εἴπῃς· Ποῦ ἐστιν
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ς' *Πικρὰν τὴν ἡμέραν*
τοῦ πάθους μὴ δείξῃς·
δι' αὐτὴν γὰρ ὁ γλυκὺς
οὐρανόθεν νῦν κατῆλθον
ὡς τὸ μάννα,
οὐκ ἐν ὄρει τῷ Σινᾷ,
ἀλλ' ἐν γαστρί σου.
ἔνδοθεν γὰρ ταύτης
ἐτυρώθην, ὡς Δαυὶδ
προανεφώνει·
τὸ τετυρωμένον
ὄρος, νόησον, σεμνή,
ἐγὼ νῦν ὑπάρχω,
ὅτι λόγος ὢν ἐν σοὶ
σὰρξ ἐγενόμην·
ἐν ταύτῃ οὖν πάσχω,

---

102 *ἐμμέσω* CV 106 *καταμαραινησ* M 108 der Vers fehlt M | 109 *τρόμω* QMT: *δρόμω* CV | 110 *ὑπακούσει* Q: *ὑπακούει* CVMT 114 *δείξῃς* QM: *δόξῃς* CVT 115 . . . . . . *γὰρ* Q: *δι' αὐτὴν γὰρ* CV: *διὰ σὲ γαρ* M: *διὰ σοῦ γὰρ* T || 116 f. *ὑετὸς νῦν κατῆλθον ὡς τὸ μάννα*, aber am Rande *γρ οὐρανόθεν νῦν κα*ᵀ Q: *οὐρανόθεν κατῆλθον ὡς τὸ μάννα* CV: *οὐρανόθεν ὡς τὸ μάννα νῦν κατῆλθον* MT | 118 *οὐκενόρεσιν ὥσπρὶν* M | 120 *ταύτης*] *αὐτῆς* M | 123 *τὸ* QCVMT: *Τί* Pitra || 125 *νῦν* Q: *γὰρ* CVMT

---

117 Ex. 16, 4 ff. | 119 Matth. 1, 18 u. a. || 123 f. Ps. 67 (68), 16 126 f. Joh. 1, 14 | 128 1. Petr. 4, 1

ἐν ταύτῃ καὶ σώζω·
μὴ οὖν κλαῖε, μῆτερ·
μᾶλλον τοῦτο βόησον·
Θέλων πάθος δέχεται
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ζ' Ἰδού, φησι, τέκνον,
ἐκ τῶν ὀφθαλμῶν μου
τὸν κλαυθμὸν ἀποσοβῶ·
τὴν καρδίαν μου συντρίβω
ἐπὶ πλεῖον·
ἀλλ' οὐ δύναται σιγᾶν
ὁ λογισμός μου.
τί μοι λέγεις, σπλάγχνον·
Εἰ μὴ θάνω, ὁ Ἀδὰμ
οὐχ ὑγιαίνει;
καὶ μὴν ἄνευ πάθους
ἐθεράπευσας πολλούς·
λεπρὸν γὰρ καθῆρας
καὶ οὐκ ἤλγησας οὐδέν,
ἀλλ' ἠβουλήθης·
παράλυτον σφίγξας
οὐ κατεπονήθης·

129—131 *ἐν ταύτῃ σώζω . . . . . κλαῖε μῆτερ. μᾶλλον τοῦτο βόησον* Q: *ἐν ταύτῃ καὶ θνήσκω μὴ οὖν κλαύσῃς μῆτερ μᾶλλον οὕτω βόησον* CV: *ἐν ταῦτη καὶ σῶζω μη οὖν κλέεις μήτηρ. ἀλλα κράξον ἐν χαρὰ* M: *οἰκῶν ἐν ταύτῃ καὶ σώζω. τί οὖν κλαίεις μῆτερ. μᾶλλον κράξον ἐν χαρὰ* T ‖ 132 *θέλων* QCV: *πόθῳ* MT ‖ 134 *φησὶν* MT ‖ 135—136 *ἐκ*] *ἀπὸ* Q | *ἀποσοβῶ* QCV: *ἀποσοβῶν* T Pitra: *θέλων εκ τῶν ὀφθαλμῶν μου τὸν κλαυθμὸν ἀποσωβεῖν* M 137 *τὴν καρδίαν* Q Pitra: *τὴν καρδίαν μου* CVMT | *συντρίβω* Q: *συντρίβεις (συντρίβης* T) MT: *ταράττεις* CV 138 *ἐπιπλέον* T 139 *ἀλλ' οὐ* Q: *οὐ γὰρ* CVT: *καὶ οὐ* M | *δύναμαι* M ‖ 141 *σπλάγχνον* QCV: *τέκνον* MT 142 *θάνω* Q: *πάθῃς* CVM: *πάθω* T Pitra ‖ 143 *οὐκ' ὑγιαίνει* MT 146 *λεπροὺς* M | *γὰρ* fehlt M | *καθῆρας (καθήρας* MT) QMT: *καθάρας* CV Pitra ‖ 147 *καὶ οὐκ* QMT: *οὐκ* CV: *σὺ οὐκ* Pitra ‖ 148 *ἠβουλήθης* QMT: *ἐβουλήθης* CV

---

146 Matth. 8, 1 ff. u. Parall. ‖ 149 Matth. 9, 2 ff. u. Parall.

πῆρον πάλιν λόγῳ
ὀμματώσας, ἀγαθέ,
ἀπαθὴς μεμένηκας,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

η' Νεκροὺς ἀναστήσας
νεκρὸς οὐκ ἐγένου
οὐδ' ἐτέθης ἐν ταφῇ,
υἱέ μου ⟨καὶ⟩ ζωή μου·
πῶς οὖν λέγεις·
Εἰ μὴ πάθω, ὁ Ἀδὰμ
οὐχ ὑγιαίνει;
κέλευσον, σωτήρ μου,
καὶ ἐγείρεται εὐθὺς
κλίνην βαστάζων.
εἰ δὲ καὶ ἐν τάφῳ
κατεχώσθη ὁ Ἀδάμ,
ὡς Λάζαρον τάφου
διανέστησας φωνῇ,
οὕτως καὶ τοῦτον.
δουλεύει σοι πάντα
ὡς πλάστῃ τῶν πάντων.

---

151 *πῆρὸν* (so) Q: *πηρὸν* CV Pitra: *πηροὺς* M: *πηρὸν* aus *πειρὸν* corr. T ‖ 152 *ἀγαθὲ* QCVM: *δυνατὲ* T ‖ 153 *μεμένηκας* QT: *διέμεινας* CVM ‖ 156 *πῶς οὐκ ἐγένου* M ‖ 157—161 *κἂν ἐν τάφω ἐτέθης. υἱέ μου ζωή μου. πῶς οὖν λέγεις εἰ μὴ πάθω. ὁ ταλαίπωρος ἀδὰμ οὐχ ὑγιαίνει* Q: *οὐδὲ ἠγέρθης* (*οὐδ' ἠγέρθης* Pitra) *ἐκ ταφῆς πῶς οὖν ἔφης* (*φῄς* Pitra) *εἰ μὴ πάθω εἰ μὴ θάνω ὁ ταλαίπωρος ἀδὰμ οὐχ ὑγιαίνει* CV Pitra: *οὐδ' ἐτέθης ἐν τάφω. πῶς οὖν ἔφης ἄρτι. ἂν μη πάθω. ἂν μη θάνω ὁ ἀδὰμ οὐκ' ὑγηαΐνη* M: *οὐδ' ἐτέθης ἐν τάφω. πῶς οὖν λέγεις εἰ μὴ πάθω ὁ ταλαίπωρος ἀδὰμ οὐκ ὑγιαίνει* T ‖ 162 *σωτήρ μου* Q: *καὶ ἤδη* CVT: *καὶ ἴδε* M ‖ 163 *καὶ ἐγείρεται εὐθὺς* Q: *ἐγείρεται* CV: *ἐγείρεται* (*ἐγήγερται* M) *καὶ στερρῶς* MT ‖ 164 *κλίνην βαστάζων* Q: *καὶ τὴν κλίνην βαστάζει* CV: *κλίνην βαστάζει* MT ‖ 165—166 *εἰ δὲ καὶ ἐν τάφω κατεχώσθη ὁ ἀδὰμ* QMT: *εἰ δὲ κατετέθη ἐν τῶ τάφω ὁ ἀδὰμ* CV ‖ 167 *τάφου* QMT: *πρώην* CV ‖ 168 *διανέστησας* Q: *ἐξανέστησας* CVMT ‖ 169 *οὕτως* QT: *οὕτω* CVM ‖ 171 *πλάστῃ* QMT: *κτίστῃ* CV | *τῶν*] *τῶ* T | *ἁπάντων* M

---

151 Joh. 9, 1 ff. ‖ 163 f. Matth. 9, 6 f. ‖ 167 f. Joh. 11, 38 ff.

τί οὖν τρέχεις, τέκνον;
μὴ ἐπείγου πρὸς σφαγήν·
μὴ φιλῇς τὸν θάνατον,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ϑ' Οὐκ οἶδας, ὦ μῆτερ,
οὐκ οἶδας, ὃ λέγω·
διὸ ἄνοιξον τὸν νοῦν
καὶ εἰσοίκισον τὸ ῥῆμα,
ὃ ἀκούεις,
καὶ αὐτὴ καθ' ἑαυτὴν
νόει, ἃ λέγω·
Οὗτος, ὃν προεῖπον,
ὁ ταλαίπωρος Ἀδάμ,
ὁ ἀῤῥωστήσας
οὐ μόνον τὸ σῶμα,
ἀλλὰ γὰρ καὶ τὴν ψυχὴν
ἐνόσησε θέλων·
οὐ γὰρ ἤκουσεν ἐμοῦ
καὶ κινδυνεύει.
γνωρίζεις, ὃ λέγω·
μὴ κλαύσῃς οὖν, μῆτερ·
μᾶλλον τοῦτο λέξον·
Τὸν Ἀδὰμ ἐλέησον
καὶ τὴν Εὔαν οἴκτειρον,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

---

172 *τρέχει* T | 174 *μὴ φιλῇς τὸν* Q: *μὴ φιλίσης* (*φιλήσις* M) MT: *μὴ θελήσης* CV | 179 *νόησον* M | *τὸ ῥῆμα* QCVMT: *τὸ* streicht Pitra 182 *ἃ λέγω νόει* Q: *νόει ὃ* (*ἃ* T) *λέγω* CVT: *οἷα σοι λέγω* M | 183—184 *οὗτος ὃν προεῖπον. ὁ ταλαίπω .... δὰμ* Q: *οὕτως οὖν προειδώς. ἀδὰμ ὁ ταπεινὸς* CV: *οὗτος περιοῦ προεῖπων. ὁ ἀδὰμ ὁ ταπεινὸς* M: *οὗτος ὃν προεῖπων. ὁ ταλαίπωρος ἀδὰμ* T | 187 *ἀλλὰ γὰρ .... ὴν ψυχὴν* Q: *ἀλλὰ καὶ* (*κὰν* V) *τὴν ψυχὴν* CV: *ἀλλὰ γὰρ καὶ τὴν ψυχὴν* MT: *ἀλλὰ μᾶλλον τὴν ψυχὴν* Pitra | 188 *ἐνόσισεν* T | 189 *ἤκουσεν ἐμοῦ* QT: *ἤκουσέ μου* CV: *ἤκουσεν ὁμοῦ* M | 191 *γνωρίζεις ὃ λέγω* QCVM: *ἐπέγνως ὃ λέγω* T || 192 *οὖν* Q: *ὦ* CVMT | 193 *μᾶλλον .... λέξον* Q: *μᾶλλον οὕτω* (*τοῦτο* T) *κράξον* CVT: *μᾶλλον κράξον πόθω* M || 195 *οἴκτειρον* QT: *λύτρωσαι* CVM

ι΄ Ὑπὸ ἀσωτίας,
ὑπ' ἀδηφαγίας
ἀῤῥωστήσας ὁ Ἀδὰμ
κατηνέχθη ἕως ᾅδου
κατωτάτου
καὶ ἐκεῖ τὸν τῆς ψυχῆς
πόνον δακρύει.
Εὔα δὲ ἡ τοῦτον
ἐκδιδάξασα ποτὲ
τὴν ἀταξίαν
σὺν τούτῳ στενάζει·
σὺν αὐτῷ γὰρ ἀῤῥωστεῖ,
νὰ μάθωσιν ἅμα
τοῦ φυλάττειν ἰατροῦ
παραγγελίαν.
συνῆκας κἂν ἄρτι;
ἐπέγνως, ἃ εἶπον;
πάλιν, μήτηρ, κράξον·
Τῷ Ἀδὰμ εἰ συγχωρεῖς,
καὶ τῇ Εὔᾳ σύγγνωθι,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

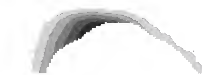
ια΄ Ῥημάτων δὲ τούτων
ὡς ἤκουσε τότε

---

197 Ὑπὸ (. . . Q) ἀσωτίας QMT: Ὑπὸ ἀκρασίας CV ‖ 198 ὑπὸ ἀδηφαγίας Q: καὶ ἀδηφαγίας CVT: καὶ ἐξαδιφαγιας M ‖ 200 . . . ιν κατηνέχθη (offenbar stand ποσὶν κ.) Q | ἕως QCVMT: εἰς Pitra ‖ 202 κακεῖ T ‖ 204—206 oben Lesung QMT (doch ἡ εὔα M): εὔα δὲ ἡ τοῦτον. διδάξασα τὴν ἀποταξίαν CV: Ἡ τάλαινα Εὔα, * τοῦτον ἐκδιδάξασα * τὴν ἀταξίαν Pitra ‖ 209 ἵνα μάθωσιν ἅμα QMT: ἵνα μάθωσιν (μάθωσι C) CV: ἵνα καὶ συμμάθῃ Pitra ‖ 210 τοῦ vor φυλάττειν fehlt CV | τοῦ ἰατροῦ Q ‖ 212 συνῆκας κἂν ἄρτι QCVMT: συνῆκας ὃ λέγω Pitra ‖ 213 ἐπέγνως ἃ (ὃ M) εἶπον QM: ἐπέγνως CV: γνωρίζεις ἃ λέγω T: καὶ ἄρτι ἐπέγνως Pitra ‖ 214—216 πάλιν μήτηρ (. . . ρ Q) κράξον τῶ (τὸν T) ἀδὰμ εἰ συγχωρεῖς (συγχώρησον ohne εἰ M) καὶ τῇ εὔα (τὴν εὔαν T) σύγγνωθι QMT: τί οὖν κλαίεις μῆτερ μᾶλλον οὕτω κραύγασον, ὅτι θέλων ἔπαθεν CV Pitra ‖ 219 ἤκουσε QCV: ἤκουσεν MT | τότε] ἡ ἀμνὰς M

---

204 ff. Gen. 3, 6.



ἡ ἀμώμητος ἀμνάς,
ἀπεκρίθη πρὸς τὸν ἄρνα·
Κύριέ μου,
ἔτι ἅπαξ ἂν εἰπῶ,
μὴ ὀργισθῇς μοι.
λέξω σοι, ὃ ἔχω,
ἵνα μάθω παρὰ σοῦ
πάντως, ὃ θέλω·
ἂν πάθῃς, ἂν θάνῃς,
ἀναλύσεις πρὸς ἐμέ;
ἂν περιοδεύσῃς
σὺν τῇ Εὔᾳ τὸν Ἀδάμ,
βλέψω σε πάλιν;
αὐτὸ γὰρ φοβοῦμαι,
μήπως ἐκ τοῦ τάφου
ἄνω δράμῃς, τέκνον,
καὶ ζητοῦσα σὲ ἰδεῖν
κλαύσω, κράξω, ποῦ ἐστιν
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ιβ' *Ὡς ἤκουσε ταῦτα*
ὁ πάντα γινώσκων
πρὶν γενέσεως αὐτῶν,
ἀπεκρίθη πρὸς Μαρίαν·
Θάρσει, μῆτερ,

220 *καὶ πανάμωμος ἁγνῆ* M ‖ 221 *πρὸς τὸν ἄρνα* QMT: *προς τὸν ἀρνὸν* CV: *πρὸς ἄρνα* Pitra ‖ 223 *ἔτι ἅπαξ ἐὰν* (*ἀν* T) *εἴπω* (*ἐᾶν ..πω* Q) QCVT: *ἐάν ἅπαξ εἴπω σοι* M: *ἔτι ἅπαξ εἰ λαλῶ* Pitra ‖ 224 *σὺ μὴ* T ‖ 225 *λέξω* QM: *λέξε* T: *λέγω* CV ‖ 227 *πάντως ὃ* QCV: *ὄντως ἃ* MT ‖ 229 *ἀναλύσεις* Q: *ἀναλύεις* CVMT ‖ 230 *περιοδεύσῃς* QMT: *περιοδεύῃς* CV ‖ 231 *τῶ ἀδὰμ* M ‖ 232 *βλέψω* QM: *βλέπω* CVT ‖ 233 *αὐτὸ* QMT: *οὕτω* CV 234—237 *μήπως ἐκ τοῦ τάφου* (*τῶν τάφων* M: *τὸν τάφον* T) *ἄνω δράμῃς τέκνον καὶ ζητοῦσά σε ἰδεῖν. κλαύσω κράξω ποῦ ἐστιν* (*ἦν* M) QMT: *μήπως κλαύσω καὶ κράξω ποῦ ἐστίν* (fehlt also Mitte V. 234—236) CV ‖ 240 *τὰ πάντα* QM: *πάντα* CVT ‖ 241 *πρὶν αὐτῶν γενέσεως* Pitra ‖ 242 *ἀπεκρίθη πρὸς* (*πρὸς τὴν* CV) *μαρίαν* QCVMT: *Μαριὰμ ἀπεκρίθη* Pitra ‖ 243 *μῆτερ* QCVM: *μήτηρ* T

240 f. vgl. Sir. 23, 29.

ὅτι πρώτη με ὁρᾷς
ἀπὸ τοῦ τάφου.
ἔρχομαί σοι δεῖξαι,
πόσων πόνων τὸν Ἀδὰμ
ἐλυτρωσάμην
καὶ πόσους ἱδρῶτας
ἔσχον ἕνεκεν αὐτοῦ.
δηλώσω τοῖς φίλοις
τὰ τεκμήρια δεικνὺς
ἐν ταῖς χερσί μου.
καὶ τότε θεάσῃ
τὴν Εὔαν, ὦ μῆτερ,
ζῶσαν ὥσπερ πρώην
καὶ βοήσεις ἐν χαρᾷ·
Τοὺς γονεῖς μου ἔσωσεν
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ιγ΄ Μικρὸν οὖν, ὦ μῆτερ,
ἀνάσχου καὶ βλέπεις,
πῶς καθάπερ ἰατρὸς
ἀποδύομαι καὶ φθάνω,
ὅπου κεῖνται,
καὶ ἐκείνων τὰς πληγὰς
περιοδεύω,
τέμνων ἐν τῇ λόγχῃ
τὰ πωρώματα αὐτῶν

---

245 *τοῦ τάφου* Q: *τῶν τάφων* CVM: *τὸν τάφον* T ‖ 246 *ἔρχομαί σοι δεῖξαι* Q: *ἔρχομαι γὰρ δεῖξαι* CV: *ἔρχομαι γὰρ τοῦ δεῖξαι* M: *ἔρχομαι γάρ σοι δεῖξαι* T ‖ 247 *πόσων πόνων* QM: *πόσου σκότου* CV: *πόσοις πόνοις* T ‖ 250 *ἕνεκα* M ‖ 254 *καὶ πότε* M ‖ 255 *καὶ τὴν* T ‖ 256 *σωθήσαν* M | *ὥσπερ* QT: *ὡς* CVM ‖ 257 *βοήσει* M ‖ 258 *ἔσωσεν* QMT: *σέσωκας* C: *ἔσωσας* V ‖ 261 *ἀνάσχου* QCVT: *ἀνάσχου μοι* M: *ἀνέχου* Pitra ‖ 263 *καὶ φθάνω* QCVMT: *φθάνων* Pitra | 265 *καὶ ἐκείνων* Q: *κακείνων* CV: *καὶ τούτων* MT | *τὰς πληγὰς*, aber am Rande *γρ τὰς ψυχὰς* Q: *τὰς ψυχὰς* CV: *τὰς πληγὰς* MT ‖ 266 *περιοδεύων* M: *περιοδεύσω* T ‖ 267 *τέμνων* QT: *τέμνω* CV: *ἐκτεμῶ* M | *ἐν τῇ λόγχῃ* QMT: *τῇ λόγχῃ* CV

---

250 ff. vgl. Joh. 20, 27 267 Joh. 19, 34.

καὶ τὴν σκληρίαν·
λαμβάνω καὶ ὄξος,
ἐπιστύφω τὴν πληγήν·
τῇ σμίλῃ τῶν ἥλων
ἀνευρύνας τὴν τομὴν
χλαίνῃ μοτώσω.
καὶ δὴ τὸν σταυρόν μου
ὡς νάρθηκα ἔχων
τούτῳ χρῶμαι, μῆτερ,
ἵνα ψάλλῃς συνετῶς·
Πάσχων πάθος ἔλυσεν,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ιδ' Ἀπόθου οὖν, μῆτερ,
τὴν λύπην ἀπόθου
καὶ πορεύου ἐν χαρᾷ·
ἐγὼ γὰρ δι' ὃ κατῆλθον,
ἤδη σπεύδω
ἐκτελέσαι τὴν βουλὴν
τοῦ πέμψαντός με.
τοῦτο γὰρ ἐκ πρώτης
δεδογμένον ἦν ἐμοὶ
καὶ τῷ πατρί μου,
καὶ τῷ πνεύματί μου

---

271 *ἐπ . . . . . . τὴν* Q: *καὶ στύφω τὴν* CVT: *καὶ ἐκστύφω τὴν* M: *καὶ αὐτῶν στύφω* Pitra | 272 *καὶ τῇ σμίλῃ* (*σμήλῃ* T: *μίλῃ* CV) QCVT: *τῇ δὲ σμίλῃ* M: *τῇ μήλῃ* Pitra | 273 *ἀνευρύ . . . . . τομὴν* Q: *ἐρευνήσας τὴν νομὴν* CVM: *ἐρευνήσας τὴν πληγὴν* T || 274 *χλαίνῃ μωτώσω* (*μοττόνων* T) QCVT: *σπόγγῳ καθαίρω* M | 275 *καὶ δὴ* QM: *καὶ μὴν* CV: *καὶ* T | 277 *τούτῳ* QM: *τοῦτον* CV: *τούτων* T | *μήτηρ* M | 279 . . . . Q: *πάσχων* CVT: *πάθη* M: *θέλων* Pitra | 281 *Ἀπόθου οὖν μῆτερ* QCV: *Ἀπόθου τὴν λύπην* MT || 282 *τὴν λύπην ἀπόθου* Q: *ἀπόθου τὴν λύπην* CV Pitra: *ὦ μῆτερ καὶ παρθένε* M: *ὦ μῆτερ ἀπόθου* T | 284 *ἐγὼ γὰρ διὸ* (*διὸν* T) *κατῆλθον* QCVT: *ἐγὼ γαρ διὼν ἦλθον* M: *ἐγὼ δι' ὃ κατῆλθον* Pitra | 285 *ἤδη σπεύδω* QMT: *δεῖ με* CV: *ἤδη σπεύδων* Pitra || 288 *ἐκ πρώτης* QMT: *ἐν πρώτοις* CV || 289 *δεδογμένω εἶναι μου* M || 290 *τῶ δε πατρί μου* M

270 Matth. 27, 48 u. Parall. | 272 vgl. Joh. 20, 25 || 286 f. Joh. 6, 38.

οὐκ ἀπήρεσε ποτὲ
τὸ ἐνανθρωπῆσαι
καὶ παθεῖν με διὰ τὸν
παραπεσόντα.
δραμοῦσα οὖν, μῆτερ,
ἀνάγγειλον πᾶσιν,
ὅτι πάσχων πλήττει
τὸν μισοῦντα τὸν Ἀδὰμ
καὶ νικήσας ἔρχεται
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ιε´ Νικῶμαι, ὦ τέκνον,
νικῶμαι τῷ πόθῳ
καὶ οὐ στέγω ἀληθῶς,
ἵν' ἐγὼ μὲν ἐν θαλάμῳ,
σὺ δ' ἐν ξύλῳ,
καὶ ἐγὼ μὲν ἐν οἰκιᾷ,
σὺ δ' ἐν μνημείῳ.
ἄφες οὖν συνέλθω·
θεραπεύει γάρ ἐμὲ
τὸ θεωρεῖν σε·
κατίδω τὴν τόλμαν
τῶν τιμώντων τὸν Μωσῆν·
αὐτὸν γὰρ ὡς δῆθεν

---

292 *ἀπήρεσε* (*ἀπήρησεν* T) *ποτε* QMT: *ἀπήρεσεν οὐθὲν* CV | 293 *τὸ* QMT: *τοῦ* CV | *ἐνανθρωπῆσαι* Q: *ἐνανθρωπίσαι* CVMT Pitra | 294 *με* fehlt CV | *διὰ τὸν* (*διαὐτὸν* T) *παραπεσόντα* QCVT: *διάδὰμ τὸν πεπτωκώτα* M | 296 *οὖν μῆτερ* Q: *οὖν κόρη* CV: *ὦ μῆτερ* MT | 297 *ἀπάγγειλον* CV | 298 . . . . *τει* Q: *πλήττει* CV: *πλήσσει* (*πλῆσει* M) MT | 302 *ὦ τέκνον* QMT: *τῶ πόθω* CV | 303 *τῶ πόθω* QT: *σου τῶ πόθω* M: *ὦ τέκνον* CV | 304 *στέγω* QCVM: *στέργω* T | 305 *ἵν'* (*ἵνα* T) *ἐγὼ μὲν ἐν θαλάμω* (*θαλάμοις* CV) QCVT: *ἐγω μεν ἐν θαλᾶμω* M: *εἶναι μὲ ἐν θαλάμοις* Pitra | 306 *σὺ δὲ ἐν ξύλω* QCV: *σὺ δὲ εἶναι ἐν τω ξυλω* M: *σὺ δὲ ἐν ξύλω εἶναι* T: *σὲ ἐν ξύλῳ* Pitra | 307 *καὶ ἐγὼ μὲν ἐν οἰ . .* Q: *ἵν' ἐγὼ ἐν οἰκία* CV: *καὶ ἐγὼ ἐν τῇ οἰκεῖα* M: *ἐγὼ μὲν ἐνοικία* T: *ἐν οἰκίᾳ εἶναι μὲ* Pitra | 308 *σὺ δὲν* (*σὺ δὲ ἐν* T) *μνημείω* QT: *σὺ δὲ ἐν τάφω* CVM: *σὲ δὲ ἐν τάφῳ* Pitra | 309 *οὖν με* M | 311 *τὸ* QMT: *τοῦ* CV | 312 *κατίδω* QMT: *κἂν ἴδω* CV Pitra | 314 *αὐτὸν γὰρ ὡς δῆθεν* QMT: *ἐκείνου γὰρ δῆθεν* CV: *ἐκεῖνοι γὰρ δῆθεν* Pitra

ἐκδικοῦντες οἱ τυφλοὶ
κτεῖναί σε ἦλθον.
Μωϋσῆς δὲ τοῦτο
τῷ Ἰσραὴλ εἶπεν,
ὅτι μέλλεις βλέπειν
ἐπὶ ξύλου τὴν ζωήν·
ἡ ζωὴ δὲ τίς ἐστιν;
ὁ υἱός καὶ θεός μου.

ις´ *Οὐκοῦν εἰ συνέρχῃ,*
μὴ κλαύσῃς, ὦ μῆτερ,
μηδὲ πάλιν πτοηθῇς,
ἐὰν ἴδῃς σαλευθέντα
τὰ στοιχεῖα·
τὸ γὰρ τόλμημα δονεῖ
πᾶσαν τὴν κτίσιν.
πόλος ἐκτυφλοῦται
καὶ οὐκ ἀνοίγει ὀφθαλμόν,
ἕως ἂν εἴπω·
ἡ γῆ σὺν θαλάσσῃ
τότε σπεύσωσι φυγεῖν·
ναὸς τὸν χιτῶνα
ῥήξει τότε κατὰ τῶν
ταῦτα τολμώντων·

---

315 *ἐκδικοῦντες* fehlt CV ‖ 316 *ζητοῦσι* Q: *ἦλθον* CVM: *θέλουσιν* T 317 *μωσῆς* QCVT: *μωυσῆς* M | *δὲ τοῦτο* (*τούτω* T) QMT: *δὲ καὶ τοῦτο* CV 323 *Οὐκ οὖν εἰσέρχῃ* Q: *Οὐκοῦν εἰ συνέρχῃ* CVM: *Οὐκοῦν οὐ συνέρχῃ* T ‖ 324 *μὴ ὀδύνου* M | *ὦ μῆτερ* QMT: *ὡς μήτηρ* CV ‖ 326—327 *ἐὰν* (*ὅταν* CV) *ἴδῃς σαλευθέντα τὰ στοιχεῖα* QCVMT: *ὅταν ἴδῃς στοιχεῖα * σαλευθέντα* Pitra 328 *δονεῖ* QCV: *βαρεῖ* MT 330 *ἡ πόλος* M 331 *καὶ* fehlt QM | *ὀφθαλμὸν* QMT: *ὀφθαλμοὺς* CV 333—337 *ἡ γῆ σὺν θαλάσσῃ* (*καὶ ἡ θάλασσα* M: *καὶ θάλασσα* T) *τότε σπεύσωσι* (*σπεύσουσι* M: *πεύσωσι* T) *φυγεῖν. ναὸς τὸν χιτῶνα διαρρήξει στενάζων* (*ῥίξει τότε* MT) *κατὰ τῶν* (*καταὐτῶν* M) *τολμώντων* (*τοῦτο τολμῶντα* M: *τοῦτο τολμόντων* T) QMT: *ναὸς* (*δὸς* V) *τὸν χιτῶνα ῥήξας κράζει κατὰ τῶν ταῦτα τολμώντων. ἡ γῆ σὺν θαλάσσῃ τότε σπεύσουσι φεύγειν* (*φυγεῖν* V) CV

---

317 ff. Num. 21, 8: Joh. 3, 15 | 321 f. Joh. 11, 25; 14, 6 ‖ 330 Matth. 27, 45 u. Parall. 333 ff. Matth. 27, 51 f. u. Parall.

τὰ ὄρη δονοῦνται,
οἱ τάφοι κενοῦνται·
ὅταν ἴδῃς ταῦτα,
ἐὰν πτήξῃς ὡς γυνή,
κράξον πρός με· Φεῖσαί μου,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

ιζ' *Υἱὲ τῆς παρθένου,*
θεὲ τῆς παρθένου
καὶ τοῦ κόσμου ποιητά!
σὸν τὸ πάθος, σὸν τὸ βάθος
τῆς σοφίας.
σὺ ἐπίστασαι, ὃ ἦς
καὶ ὃ ἐγένου.
σὺ παθεῖν θελήσας
κατηξίωσας ἐλθεῖν
ἄνθρωπον σῶσαι·
σὺ τὰς ἁμαρτίας
ἡμῶν ἦρας ὡς ἀμνός·
σὺ ταύτας νεκρώσας
τῇ σφαγῇ σου, ὁ σωτήρ,
ἔσωσας πάντας.
σὺ εἶ ἐν τῷ πάσχειν

---

339 *κενοῦνται* QM: *κινοῦνται* CV: *καινοῦνται* T ‖ 340—342 *ὅτἂν ἴδῃς ταῦτα. τότε λέξεις ποῦ ἐστιν*, aber am Rande: *γρ ἐὰν πτήξῃς ὡς γυνὴ. κράξον πρός με φεῖσαί μου* Q: *ὅταν εἴπῃς ποῦ ἐστίν* CV (wo also 2½ Verse fehlen): *ὅτἂν ἴδῃς ταῦτα ἐὰν πτήξῃς ὡς γυνῇ ἐμοὶ* (*οἴμοι* M) *κράξον φεῖσαι μου* MT ‖ 345 *θεὲ τῆς παναμώμου* M 347 *σὸν* (*σοῦ* MT) *τὸ πάθος σὸν* (*σὸν*] *καὶ* M) *τὸ βάθος* QCVMT: *Σοῦ τὸ πάθος, σοῦ τὸ βάθος* Pitra ‖ 349 *σου* M 351 *θελήσας* Q: *θέλων* CV: *ἠθέλησας* M: *αἰθελήσας* T: *ἐθέλων* Pitra 352—353 *κατηξίωσας ἐλθεῖν ἀνθρώπους σῶσαι* Q: *κατηξίωσας ἐλθεῖν θέλων τοῦ σῶσαι* CV: *μὴ λιπὼν τοὺς οὐρανοὺς ἦλθες ἐν κόσμω* MT 355 *ἦρες* T ‖ 357 *ὁ σωτήρ* Q: *ὡς σωτὴρ* CV: *ὡσωτηρ* M: *ὦ σῶτερ* T 358 *ἔσωσας πάντας* Q: *σῶσον τοὺς πάντας* CV: *ἔσωσας ἡμᾶς* MT ‖ 359 *σὺ εἶ ἐν*] . . . . . . Q: *οὖ ἦς ἐν* CV: *σὺ ἦς ἐν* M: *σὺ εἶ ἐν* T: *Σὺ εἷς ἐν* Pitra

---

347 f. Röm. 11, 33 ‖ 354 f. Joh. 1, 29.

καὶ ἐν τῷ μὴ πάσχειν·
σὺ εἶ θνήσκων, σώζων·
σὺ παρέσχες τῇ σεμνῇ
παῤῥησίαν κράζειν σοι·
Ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

---

360 *καὶ ἐν τῷ μὴ πάσχειν* steht am Rande in Q: fehlt M ‖ 361 *εἶ* QT: *εἶ ὁ* CV: *εἷς* M: *εἷς* Pitra | *σώζων* QM: *καὶ σώζων* CV: *σῶσον* T ‖ 362 *μόνε ενεργετα. σὺ παρέσχες τῇ σεμνῇ* M.

In Q ist die dialogische Form des Liedes noch besonders dadurch hervorgehoben, dass am Rande bei den Stropheninitialen, ich weiss nicht, ob von erster Hand, die Personenbezeichnungen *ἡ θεοτόκος* bezw. *ὁ δεσπότης* beigesetzt sind. Ein Teil dieser Randnotizen ist durch den Verlust der Blattränder verloren gegangen. Erhalten sind: *ἡ θεοτόκος* bei Strophe *α'*, *ζ'*, *η'*, *θ'*, *ις'*; *ὁ δεσπότης* bei Strophe *ς'*, *ιε'*, *ιζ'* (nach der Strophenzählung von Q).

II. Kommentar.

A. Die Metrik des Liedes.

Der Hirmus *Τὸν ἴδιον ἄρνα.*

Der Hirmus ist uns bis jetzt nur aus dem Liede des Romanos auf Maria beim Kreuze bekannt. Keine Hs bietet eine Hirmusnotiz. Wir müssen ihn also nach den Anfangsworten des genannten Liedes bezeichnen und nach dem Texte desselben konstituieren.

In der Hauptsache hat Pitra den Bau der Strophe richtig erkannt. Nur in V. 4 hat er, durch einen Fehler in der ersten Strophe verleitet, ein falsches Schema aufgestellt und ihm dann den Vers in sämtlichen Strophen durch willkürliche und oft sprach- und sinnwidrige Korrekturen gewaltsam angepasst. Der Vers lautet in Strophe *α'* in allen Hss:

ἠκολούθει Μαρία
— ◡ — ◡ ◡ —́ ◡

Dasselbe siebensilbige Schema bieten ausserdem QC in Strophe *γ'*, Q (nicht aber Q[c]) CV in Strophe *ς'*, Q in Strophe *ζ'*,

QM in Strophe *η'*, M in Strophe *ιδ'*, M in Strophe *ιε'*. Da aber die vereinzelte Stimme des auch in diesem Liede wie meistens arg verdorbenen M kein Gehör verdient, so reduzieren sich die Zeugnisse für das siebensilbige Schema auf eine so geringe Zahl, dass sie der übereinstimmenden Überlieferung des achtsilbigen Schemas gegenüber nicht in Betracht kommen. Auch sprachliche Gründe sprechen gegen den Siebensilber, besonders in Strophe *γ'*, wo das in QC fehlende *σοι* unentbehrlich ist. In Strophe *η'* bietet Q an der Stelle einen ganz anderen Text als CVMT. Es ist also nicht einmal sicher, ob die siebensilbige Form an den angeführten Stellen durch Anlehnung an den vorhergehenden Siebensilber oder durch zufällige Korruptel veranlasst worden ist. Jedenfalls kann kein Zweifel übrig bleiben, dass die ursprüngliche Form des Verses durch das achtsilbige Schema

— ◡ — ◡ — ◡ —́ ◡

dargestellt wird und dass in Strophe *α'*, wo alle Hss widerstreben, durch Einsetzung des Artikels *ἡ* der nach *ἠκολούθει* leicht ausfallen konnte, geholfen werden muss.

Eine kleine Schwankung ist in V. 19 zu bemerken. Im Anfange des Liedes (Strophe *α'*, *β'*, *γ'*, *δ'*, *ς'*, *ϑ'*) hat er die Form — ◡ —́ ◡ —́ ◡ ◡ 7b[1]; dagegen ist der Dichter weiterhin (Strophe *ε'*, *ζ'*, *η'*, *ι'*, *ια'*, *ιβ'*, *ιγ'*, *ιδ'*, *ιε'*, *ις'*, *ιζ'*) zu der Form — ◡ —́ ◡ — ◡ —́ 7b zurückgekehrt, offenbar weil der folgende V. 20 die Form 7b[1] mit daktylischem Schluss hat und er Wert darauf legte, in den vorhergehenden, sonst gleich gebauten Vers eine kleine Variante (durch anapästischen Schluss) zu bringen. Der Fall ist äusserst lehrreich, weil wir hier förmlich in die Werkstätte des Dichters hineinsehen und beobachten können, wie er bei der Abfassung des Liedes das gewählte Strophenschema in feinen Details noch weiter ausarbeitete. Man kann aus dieser Tatsache wohl auch schliessen, dass der Dichter sich hier nicht an einen älteren Hirmus anschloss und mithin die Strophe des Liedes als *Ἰδιόμελον* zu betrachten ist. Vgl. die Überschrift in T (S. 658).

Die architektonische Struktur des Hirmus ist aussergewöhnlich scharf ausgeprägt. Syntaktisch wie metrisch ergeben sich deutlich drei Abschnitte von 7, 8, 6 Versen. Jeder Abschnitt zerfällt wiederum in drei Absätze, und zwar wird im ersten Abschnitt ein grösseres Mittelstück von zwei kleineren Stücken flankiert, im zweiten umgekehrt ein kleines Mittelstück durch zwei grössere, im dritten stehen drei Absätze von je zwei Versen nebeneinander. Abschnitt I schliesst mit 5e; derselbe Schluss wiederholt sich Abschnitt II Absatz 1 und Absatz 3. Abschnitt I und III beginnen gleichmässig mit 6a + 6a, Abschnitt I Absatz 2 und 3 mit 7b (und der Refrain mit 7b[1]), Abschnitt II Absatz 2 und 3 mit 6a + 7b. Es ergibt sich das folgende Schema:

Τὸν ἴδιον ἄρνα.

1	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	
2	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	
3	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b	
4	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑	8c	I aa + bcd + be
5	— ⏑ —́ ⏑	4d	12 + 19 + 12 = 43
6	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b	
7	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	5e	
8	— ⏑ — ⏑ —́ ⏑	6f	
9	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b	
10	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	5e	
11	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	II fbe + ab + abe
12	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b	18 + 13 + 18 = 49
13	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	
14	— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b	
15	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	5e	
16	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	
17	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6a	
18	— ⏑ — ⏑ —́ ⏑	6f	
19	— ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑	7b[1]	III aa + fb + b[1]g
	(— ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́	7b)	12 + 13 + 14 = 39
20	— ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑	7b[1]	131 Silben.
21	— ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑	7g	

Der Hirmus *Τὸν δι' ἡμᾶς σταυρωθέντα.*

Der Bau des kleinen Prooemions ist sehr durchsichtig. Es besteht aus zwei gleichgebauten Gliedern ab ab und einem wiederum mit a beginnenden Schlussglied acd:

Τὸν δι' ἡμᾶς σταυρωθέντα.

1	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	8 a	ab + ab + acd
2	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	8 b	16 + 16 + 19 = 51 Silben.
3	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	8 a	
4	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	8 b	
5	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	8 a	
6	— ⏑ —́ ⏑	4 c	
7	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	7 d	

B. Die Überlieferung und die Akrostichis.

Das Lied steht in den ostbyzantinischen Hss QABGMT und in den zwei italischen CV. Da ich von ABG keine Kollation habe, muss ich mich auf die Betrachtung der übrigen beschränken. Ihr gegenseitiges Verhältnis und ihre Qualität zeigen nichts Auffälliges. CV gehen wie immer in allen Hauptpunkten enge zusammen und stammen auch hier direkt aus einer verlorenen italischen Hs, die eine mehrfach umgearbeitete Redaktion enthielt. So erklärt sich die Sonderstellung von CV gegenüber QMT in V. 32 ff., 116 f., 157 ff., 165 f., 183 f., 204 ff., 214 ff., 288, 314, 333 ff., 351, 352 f. Zwei grössere Lücken von etwa $2^1/_2$ Versen klafften in der italischen Vorlage von CV in V. 234 ff. und V. 340 ff., eine kleine in V. 315. Auch die ostbyzantinischen Hss QMT zeigen, obschon sie an vielen markanten Stellen gegen CV zusammengehen, doch wiederholt deutliche Spuren redaktioneller Überarbeitungen, und man erkennt, dass die Hss auch in diesem Liede durch eine ganz unbestimmbare Reihe von Mittelgliedern getrennt sind und daher zur Aufstellung eines Stammbaumes nicht einmal der Versuch gemacht werden kann. Jede der drei ostbyzantinischen Hss geht in mehreren Fällen mit der italischen Gruppe zusammen, und jede steht in

mehreren Fällen auch ganz isoliert. So treffen wir Q zusammen mit CV in V. 46, 89, 93, 141, 227, 306; M mit CV in V. 59, 62, 142, 153, 195, 273, 308, 316; T mit CV in V. 61, 90 f., 114, 139. Am nächsten scheint der ostbyzantinischen Vorlage von CV die Hs M gestanden zu haben.

Völlig isoliert ist Q z. B. in V. 42 f., 75, 81 ff., 92, 125, 142, 157 ff., 168, 247, 273 u. s. w. Recht instruktiv ist V. 81 ff., wo allein Q den Rest der echten Lesung (doch schon mit einem Ansatz zur Korruptel) bewahrt hat. Auf Zufall scheint die merkwürdige Konstellation in V. 57 zu beruhen, wo Q mit V gegen C und die übrigen Hss zusammengeht. M steht vereinsamt z. B. in V. 80, 93, 97, 118, 129 ff., 135 f., 156 ff., 179, 267, 274, 282, 290, 294 u. s. w. Im allgemeinen steht M an Korrektheit auch hier tief unter QT und CV; doch darf er nicht beiseite geschoben werden und in zwei Fällen (V. 63 und 317) hat er sogar allein die richtige Lesart erhalten. Irgend eine nähere Beziehung der Vorlage von M zu der von Q wird wahrscheinlich durch V. 360, der in M ganz fehlt und in Q erst am Rande nachgetragen ist. T zeigt die Spur einer Sonderbearbeitung z. B. in V. 129 ff., 157 ff., 213, 273, 282, 316 u. s. w. Mehrere Versehen in T erklären sich durch Hörfehler und verstärken die schon früher[1]) ausgesprochene Behauptung, dass diese Hs diktiert worden ist z. B. V. 16 *τὸν ταχὺ* st. *ταχὺν*, V. 37 *κράζωσιν* st. *κράζουσιν*, V. 45 *τὰ χείρων* st. *τὸ χεῖρον*, V. 171 *τῶ* st. *τῶν*, V. 225 *λέξε* st. *λέξω*, V. 234 *ἐκ τὸν τάφον*, V. 245 *τὸν τάφον* st. *τῶν τάφων*, V. 294 *διαὐτὸν* st. *διὰ τὸν*, V. 334 *πεύσωσι* st. *σπεύσωσι* u. s. w.

Dem Texte ist, wie in den früheren Ausgaben, Q zu grunde gelegt und seine Lesung nur, teils mit Hilfe der übrigen Hss, teils durch Konjektur, soweit korrigiert, als der Sinn und das Metrum es unbedingt forderten.

In Q sind 4 Randkorrekturen, von denen 3 das richtige treffen: In V. 116 ist die Schreibung *οὐρανόθεν*, die durch CVMT empfohlen wird, auch metrisch gefordert. In V. 340 ff.

---

[1]) Studien S. 262 zu V. 278.

füllt die Korrektur eine Lücke und stimmt in der Hauptsache mit MT überein. Ebenso wird in V. 360 durch die Korrektur eine Lücke richtig ausgefüllt. Nur V. 265 *τὰς ψυχὰς* Q^c ist flach, und hier wird trotz der Hilfe von CV mit QMT *τὰς πληγὰς* zu halten sein. Man sieht mithin auch aus diesem Liede, dass Q^c die grösste Beachtung verdient, wenn er auch zuweilen, wie ich früher[1]) nachgewiesen habe, in der Irre schweift.

Weit bedeutender als alle diese Varianten ist die Differenz der Hss hinsichtlich der Bildung der Akrostichis. In den drei ostbyzantinischen Hss QGM bietet der Text die Form *ταπεινοῦ*, in den zwei ostbyzantinischen BT und den zwei italischen CV dagegen die Kurzform *ταπινοῦ*. Zwar sind in CV einige Zeilen für die Strophe *E* freigelassen (s. oben S. 566); doch hat das nichts zu bedeuten, wie ich oben (S. 653) gezeigt habe. In BT ist keine Lücke angedeutet.

Auf grund der Überlieferung allein lässt sich mithin die Frage, welche der zwei Gruppen die ursprüngliche Fassung biete, nicht entscheiden; doch spricht zu gunsten der zweiten Gruppe die schon oben (S. 653) angeführte allgemeine Erwägung, dass viel leichter eine nachträgliche Ergänzung der Littera *E* als eine Reduktion der Schreibung *EI* auf das antistoechische *I* denkbar ist.

Dass der Usus des Romanos beide Formen kennt, ist oben (S. 653 ff.) nachgewiesen worden, und was speziell die in unserem Liede gegebene Formel *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* betrifft, so findet sich bei Romanos unter etwa 24 Fällen (s. S. 633) zweimal — von unserem Liede abgesehen — die Kurzform (Nr. 47 und 49). Die Zulässigkeit der Antistoechie ist mithin für das Lied Nr. 17 durch andere Beispiele nicht bloss im allgemeinen, sondern auch für die in Rede stehende Formel selbst festgestellt.

Die Entscheidung bringt eine genauere Prüfung des Textes der Strophe *E* (ς'^{a}), die ich zu diesem Zwecke hier mitteile:

---

1) Romanos und Kyriakos S. 755 ff.

ϛ'[a] Ἐν τούτοις τοῖς λόγοις
ἡ πάναγνος μήτηρ
τῷ ἀφράστως ἐξ αὐτῆς
σαρκωθέντι καὶ τεχθέντι
ἐπὶ πλεῖον
τρυχωθεῖσα τὴν ψυχὴν
οὕτως ἐβόα·
Τί μοι λέγεις, τέκνον·
Μὴ ταῖς ἄλλαις γυναιξὶ
συναποφέρῃ;
καὶ γὰρ ὥσπερ αὗται
ἐν κοιλίᾳ υἱόν
σε ἔσχον ἐν μήτρᾳ
καὶ μαστοῖς σε τοῖς ἐμοῖς
γάλα παρέσχον.
πῶς οὖν θέλεις ἄρτι
μὴ κλαῦσαί σε, τέκνον,
θάνατον ἀδίκως
ὑποστῆναι σπεύδοντα,
τὸν νεκροὺς ἐγείραντα,
ὁ υἱὸς καὶ θεός μου.

Strophe ϛ'[a] nur in QGM. Oben Lesung von Q, hier die Abweichungen von M; von G habe ich keine Kollation. Einige in Q durch Beschädigung des Blattrandes entstandene Lücken sind oben aus M ergänzt ‖ 3 f. *τοῦ .... σαρκωθέντος καὶ τεχθέντος* M ‖ 9 *γυναιξὶν* M ‖ 10 *ὁμοιωθῆναι* M ‖ 11—13 *οὐχὶ ὥσπερ αὗται ενκοιλία ὡσ ῡν συνέσχον μήτρα* M ‖ 16 *καὶ πῶς οὖν θέλης ἄρτι* M.

Durch diese Strophe, die in QGM zwischen den Strophen ϛ' und ζ' des obigen Textes steht, wird die harmonische Responsion der Rede und Gegenrede Mariae und Christi (s. unten) unterbrochen, indem durch sie die erste Antwort Mariae eine überzählige Strophe (3 statt 2) erhält. Im einzelnen verrät sich der Interpolator durch plumpe Entlehnungen aus anderen Strophen und sonstige Ungeschicklichkeit. V. 5 f. *ἐπὶ πλεῖον τρυχωθεῖσα τὴν ψυχὴν* stammt aus V. 4 f. der folgenden Strophe (V. 137) *τὴν καρδίαν μου συντρίβω ἐπὶ πλεῖον.* Der Ausdruck

τρυχωθεῖσα ist aus V. 12 *τρυχομένη* entnommen. Die offenbar beabsichtigte Beziehung von V. 9 f. *Μὴ ταῖς ἄλλαις γυναιξὶ συναποφέρῃ* zu V. 79 f. *τί ταῖς ἄλλαις γυναιξὶ συναποφέρῃ* ist nicht bloss plump, sondern auch undeutlich, weil die Verse zu weit voneinander entfernt sind. Der Redaktor M hat das wohl gefühlt und daher V. 10 *ὁμοιωθῆναι* geschrieben, mit Beziehung auf den näher stehenden V. 99 f. *μὴ ταῖς ἀσυνέτοις ὁμοιώσῃς ἑαυτήν.* Aber viel ist dadurch nicht gebessert. Andere Unebenheiten wie das unmögliche *σε* V. 14 und die Verletzung des Metrums V. 16 will ich nicht betonen, weil sie vielleicht der Überlieferung zur Last fallen. Wenn man diese inneren Argumente mit den oben dargelegten Tatsachen der Überlieferung und den allgemeinen Erwägungen verbindet, so kann kein Zweifel übrig bleiben, dass die Strophe ϛʹ[a] von einem späteren Bearbeiter stammt, der an der Schreibung *ταπινοῦ* Anstoss nahm.

C. Bemerkungen zum Texte.

Das Lied ist ausgezeichnet durch die haarscharf ausgearbeitete Metrik (vgl. oben S. 674 ff.). Eine Besonderheit bilden Anaphern und sonstige rhetorische Kunstmittel im Anfange der Strophen; vgl. Strophe *εʹ, ηʹ, ϑʹ, ιδʹ, ιεʹ, ιζʹ*. Im Innern der Strophen sind dagegen rhetorische Mittel, bes. Wortspiele und Assonanzen nicht häufiger als in vielen anderen Liedern und jedenfalls nicht so häufig wie z. B. im Liede „Judas" (s. Romanos und Kyriakos S. 702). Die augenfälligsten Beispiele sind: V. 25 *λόγον — λόγε.* V. 44 f. *χάριν — χεῖρον.* V. 65 f. *τῶν πάντων — ὑπὲρ πάντων.* V. 107 f. *πάντα — πάντων.* V. 347 *πάθος — βάθος.* V. 359 f. *ἐν τῷ πάσχειν — καὶ ἐν τῷ μὴ πάσχειν.* Mehrmals sind die rhetorischen Lichter durch Bearbeiter verwischt worden z. B. V. 345 durch M.

Ungewöhnlich stark tritt in dem Liede der dramatische Charakter hervor, und er ist auch, was sonst nicht üblich, in der Hs Q durch am Rande beigefügte Personenbezeichnungen (vgl. oben S. 674) hervorgehoben worden. Von den

17 Strophen des Liedes steht nur die letzte, ein vom Dichter gesprochener Epilog, ausserhalb des Zwiegespräches. Die übrigen 16 Strophen werden durch einen Dialog zwischen der hl. Jungfrau und ihrem Sohne eingenommen und zwar also:

Maria spricht die Strophen 1—3, 7—8, 11, 15.

Jesus spricht die Strophen 4—6, 9—10, 12—14, 16.

Die Verteilung der Strophen ist also bis Strophe 10 gleichmässig d. h. Maria gehören 3 + 2, ebenso Jesus 3 + 2 Strophen. Von da ab überwiegt die Rede Jesu: Auf die kurze Rede Mariae in Strophe 11 erwiedert Jesus in Strophe 12—14 und auf die letzten Einwendungen Mariae in Strophe 15 behält Jesus in Strophe 16 das letzte Wort. Die Widerlegung der innigen Klagen der Mutter durch die schriftmässigen Ausführungen Jesu wirkt unpoetisch und drückt dem ganzen Werkchen einen frostigen Charakter auf. Mit dem Stabat mater hält es keinen Vergleich aus.

Überschrift: Höchst auffällig ist die handschriftliche Differenz bezüglich des Tonvermerkes. BCVMT nennen übereinstimmend den vierten Querton (*ἦχος πλάγιος δ'*), A den vierten Ton ohne Zusatz (*ἦχος δ'*), Q aber den vierten Mittelton (*ἦχος μέσος δ'*). In G scheint die Angabe des Tones zu fehlen. Da in der byzantinischen Musik nur 8 Töne unterschieden werden, nämlich 4 Töne schlechthin — Prodromos[1]) nennt sie *προηγούμενοι* — und 4 Quertöne (*πλάγιοι*), so bleibt die Bezeichnung *μέσος* dunkel. Vielleicht hängt sie zusammen mit der aus Manuel Bryennios bekannten Differenzierung, bei der der 4. Ton als *παρυπάτη μέσων — νήτη διεζευγμένων*, der 4. Querton als *προσλαμβανόμενος — μέση* bezeichnet wird.[2])

Vers 3. Um die nach dem Bau der Strophe wohl sicher anzunehmende Gleichheit des Verses 3 mit Vers 1 zu erhalten, ist es wohl geratener, *αὐτὸν* einsilbig zu lesen (vgl. W. Meyer,

[1]) Theodori Prodromi commentarios in carmina sacra melodorum Cosmae Hierosol. et Jo. Dam. ed. H. M. Stevenson. Romae 1888 S. 31 f.

[2]) Vgl. W. Christ, Anthologia Graeca carminum christianorum S. CXX f.

Anfang und Ursprung S. 346) als das einstimmig überlieferte und nicht leicht entbehrliche *γὰρ* zu streichen.

32 ff. Die Zahl der in Q verlorenen Buchstaben spricht mehr für ⟨*ἕως τού*⟩*του* als für das etwa nach MT zu erwartende ⟨*ἕως ὅ*⟩*του*. Die Lesung CV zeigt sehr instruktiv, wie der Text stufenweise verdorben wurde.

57 Die Verletzung des Metrums wird offenbar durch den Eigennamen *Θωμᾶς*, der hier einen — ᴗ darstellt, entschuldigt. Die Umstellung in C, die seltsamer Weise V nicht mitmacht, ist offenbar ein Versuch des Redaktors, den anstössigen Jambus wenigstens vom Versschluss zu entfernen. Über die Entschuldigung metrischer Freiheiten durch Bibelzitate und vielsilbige Wörter vgl. Studien S. 248; Romanos und Kyriakos S. 714.

78 Der Vokativ *μήτηρ* ist durch QMT bezeugt, während CV, die, wie schon oft gezeigt wurde, nach der attischen Grammatik durchkorrigiert worden sind, das korrekte *μῆτερ* haben (beide Formen natürlich stets in der abgekürzten Form *μῆρ*, *μέρ*). Dieselbe Vokativform *μήτηρ* wird noch an anderen Stellen des Liedes handschriftlich bestätigt. Des Näheren verhält es sich mit der Überlieferung der zwei Formen in unserem Liede also:

V. 88 *μήτηρ* QT: *μῆτερ* CVM
V. 92 *ὦ μῆτερ* Q: *οὖν μῆτερ* CVM: *οὖν μήτηρ* T
V. 130 *μῆτερ* QCVT: *μήτηρ* M
V. 176 *ὦ μῆτερ* QCVMT
V. 192 *οὖν μῆτερ* Q: *ὦ μῆτερ* CVMT
V. 214 . . . *ρ* Q: *μήτηρ* MT: *μῆτερ* CV
V. 243 *μῆτερ* QCVM: *μήτηρ* T
V. 255 *ὦ μῆτερ* QCVMT
V. 260 *ὦ μῆτερ* QCVMT
V. 281 f. *οὖν μῆτερ* QCV: *ὦ μῆτερ* MT
V. 296 *οὖν μῆτερ* Q: *ὦ μῆτερ* MT, (*οὖν κόρη* CV)
V. 324 *ὦ μῆτερ* QMT: *ὡς μήτηρ* CV.

Völlig sicher erscheint mithin der alte Vokativ *μῆτερ* da, wo er durch vorhergehendes *ὦ* geschützt ist. Ohne diesen

Halt besteht aber offenbar die Neigung, den Vokativ nach dem Nominativ zu regulieren, eine Neigung, die im späteren Griechisch vielfach hervortritt.[1]) Merkwürdig und auch für die Textkritik beachtenswert ist die Tatsache, dass an einigen Stellen *ὦ* mit *οὖν* streitet. Die Frage, in wie weit schon der Dichter selbst in der Bildung dieses Vokativs geschwankt hat, liesse sich nur auf grund eines reicheren Stellenmaterials entscheiden. Vorerst habe ich von der konsequenten Durchführung der alten Form abgesehen und mich auch in diesem Punkte der Überlieferung Q angeschlossen.

80 Die Lesung *συναποφέρῃ* QCVT „du lässt dich mit (den anderen Frauen) hinreissen" ist nach Sinn und Form tadellos. und daher sowohl die alte annehmbare Konjektur M *συνολοφύρῃ* als Pitras schlechte Vermutung *συναποδύρῃ* überflüssig.

81 ff. Die ursprüngliche Lesung hat offenbar Q bewahrt; nur ist in V. 83 vermutlich *μὴ* für *πῶς* zu schreiben. Das nur bei lebhaftem Vortrage zu verstehende Fragespiel hat aber schon ein alter Redaktor, auf dessen Exemplar unsere ganze Überlieferung ausser Q zurückgeht, nicht verstanden und, vielleicht auch verleitet durch die in Konditionalsätzen formulierte Beziehung der Gottesmutter auf die Worte ihres Sohnes in V. 142 und 160, statt der Frage zwei Konditionalsätze gesetzt, wodurch das Metrum zwei schwere Schädigungen erlitt.

123 Pitras Änderung *τί* für *τὸ* ist ganz überflüssig. Der Sinn ist: „Der gestaltete Berg, verstehe das, o Edle, bin jetzt ich." Dagegen hat der Redaktor, auf den CVMT zurückgehen, schlecht interpretiert: „Den gestalteten Berg verstehe, o Edle; denn (das) bin ich" und daher *γὰρ* für *νῦν* geschrieben.

131 Vielleicht beruht die Lesung *μᾶλλον κράζον ἐν χαρᾷ* T, die dem gegen Schluss des Gedichtes bevorzugten Schema 7b entspricht, auf einer nachträglichen Änderung des Dichters selbst.

[1]) Beispiele der Annäherung des Vokativs an den Nominativ bezw. Akkusativ bei Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik S. 77, 82. Im Neugriechischen haben die Maskuline auf *-ος* die alte Vokativendung (*-ε*) erhalten, während der Vokativ sonst gleich dem Akk. (ohne *-ν*) ist.

136 f. Die zweite Person in V. 137 geht wohl auf denselben alten Redaktor zurück, dem die Schlimmbesserung in V. 81 ff. zu danken ist. Nach der von Q erhaltenen ursprünglichen Lesung *συντρίβω* sagt Maria mit Beziehung auf die in V. 130 ausgesprochene Mahnung, nicht zu weinen: „Ich verscheuche meine Tränen und quäle (bezwinge) mein Herz noch mehr; aber meine Überlegung will nicht schweigen." Dann folgt das, was die Überlegung ihr einflüstert. Das verstand ein alter Redaktor nicht und setzte dafür den unpassenden und inkonzinnen Satz: „Ich verscheuche meine Tränen; du quälst mein Herz noch mehr". Noch weiter ging dann der italische Redaktor und setzte für das Verbum *συντρίβεις*, das ihm mit Beziehung auf eine andere Person nicht zu passen schien, *ταράττεις* ein. Da nun auch das ursprüngliche *ἀλλ' οὐ* unverständlich geworden war, so änderte eine Vorlage von CVT *οὐ γὰρ*, eine andere, auf die M zurückgeht, *καὶ οὐ*.

146 Der italische Redaktor hielt den Indikativ Aoristi *καθῆρας* für ein Partizip, korrigierte *καθάρας* und strich dann, ohne Rücksicht auf das Metrum das überflüssig gewordene *καὶ*. Die Form *καθῆρας*, die auch in der neugriechischen Schriftsprache vorkommt, ist wohl durch *κατῆρα*, *ἐπῆρα* veranlasst.

151 Da das durch den Sinn zunächst geforderte *τυφλοῦ* nicht in den trochäischen Vers passte, wählte der Dichter das allgemeinere Epithet *πηρος* und zwar in der Form *πῆρος*. Seine gute Absicht wurde aber durch spätere Redaktoren (CVMT), welche die gewöhnliche Betonung des Wortes wiederherstellten, vereitelt. Zur Akzentverschiebung im späteren Griechisch überhaupt vgl. Krumbacher, K. Z. 27 (1884) 521 ff.; Hatzidakis, Einleitung S. 418 ff.

157 ff. Hier ist eine alte grössere Korruptel, die ich in möglichst genauem Anschluss an Q zu heilen versuchte.

209 Pitras Konjektur ist ganz willkürlich. Die einstimmige Überlieferung *ἵνα μάθωσιν* lässt keinen Ausweg übrig als die Annahme, dass *ἵνα* hier nicht bloss durch Proklise den Akzent, sondern auch schon das *ι* verloren habe, also geradezu *νὰ* zu schreiben sei.

210 Zu *τοῦ* vor dem Infinitiv, das der italische Korrektor ohne Rücksicht auf das Metrum und den späteren Sprachgebrauch gestrichen hat, während in V. 293 und 353 gerade die italische Redaktion *τοῦ* für *τὸ* QMT bezw. für den blossen Infinitiv Q aufweist, vgl. St. zu Romanos S. 233, 261.

223 Das Schema des Verses würde durch M zur Not ausgefüllt; doch führen die übrigen Hss zu der aufgenommenen Lesung. Die vulgäre Betonung *εἰπῶ* darf in einem Texte, wo *νὰ* (V. 209) vorkommt, wohl als zulässig erscheinen.

273 In der verstümmelten Lesung von Q kann wohl nur *ἀνευρύ⟨νας τὴν⟩ τομὴν* stecken, also: „Nachdem ich mit dem Messer meiner Nägel (d. h. mit meinen Nägeln als Messer) die Schnittwunde erweitert (d. h. wohl untersucht und gereinigt) habe, werde ich sie mit Charpie lindern.“ Die Undeutlichkeit des Ausdrucks mag einen alten Redaktor veranlasst haben, *ἐρευνήσας* zu schreiben. Ausserdem ist *τομὴν* in der Vorlage von CVM ganz unsinnig zu *νομὴν* verderbt worden, während T ohne Beachtung des eben vorhergegangenen *πληγὴν* noch einmal *πληγὴν* setzte.

294 und 336 Zu *τὸν* und *τῶν* am Versschluss vgl. Studien S. 203; Romanos und Kyriakos S. 716.

307 Zur Betonung *οἰκιᾷ* vgl. Romanos und Kyriakos S. 710 ff.

Berichtigungen.

Seite 566 Nr. 17 ist zu schreiben: Überschrift: *φέρον* (*φέρ*[ω] T) *ἀκροστιχίδα τήνδε* (*τήνδε* fehlt ACT) (*ἡ ἀκροστιχὶς* G) *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ* QACGMT: *τοῦ ταπεινοῦ ῥ*[ω] V: fehlt B.

Seite 577 Nr. 54 ist statt „ebenso“ zu schreiben: *ὕμνος εἰς τὸν θεολόγον ῥωμμανοῦ* (so), und dieses Beispiel ist S. 647 nachzutragen.

Seite 590 Nr. 95 schreibe: 6. Dezember.

Seite 631 unten: Nr. 187 gehört nach Seite 632 zur Rubrik C.

Register.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten. Das Attribut „hl." ist bei den Namen der Kürze halber weggelassen worden.

Abbas, Dichter 599. 606, 607
Abibas 572
Abrahams Opfer 580
Adam 561, 574, 579
Äbte, die hll. 604
Aeithalas 571
Agathangelos 607
Akakios 610
Akathistos 592
Akepsimas 571
Akindynos 595
Allerheiligenfest 568
Alypios 599
Ambrosius 600
Anaphern 681
Anastasia 602
Anastasios 607
Anastasios, Dichter 587
Andreas, Apostel 599, 600
Anna, Empfängnis der 601
Anonymus 592 ff.
Antistoechie 652 ff., 679 f.
Antonios 605
Apokalypse, des Romanos 562
Apostel, die 569; s. auch die einzelnen Namen
Architektur der Lieder 676
Arethas 595
Arsenios, Dichter 612, 613, 616
Artikel am Versschluss 686
Assonanzen 681
Athanasios von Alexandria 576
Aussätzigen, Heilung des 584
Autorangabe, in Liedüberschriften 622 f.
Autorname, in Akrosticha 630 ff.
Barbara 600
Bartholomaeus, Apostel 612
Basilios 574, 590, 603
Besessenen, Heilung des 584
Bilderstürmer 614 (Nr. 190)
Blutflüssigen, Heilung der 585
Brotwunder 585
Buhlerin 565, 586, 615
Bussgebet 580
Busslied 581
Christi Auferstehung 583
Christi Auferstehung und die zehn Drachmen 584
Christi Geburt 571; s. auch Weihnachten
Christi Geburt, Nachfest von 573
Christi Himmelfahrt 568
Christi Taufe 561
Christi Verklärung 592
Christi Verklärung, Vorfeier von 613

*

Chrysostomos s. Johannes
Clemens s. Klemens
Cuculus 560
Daniel Stylites 601
Demetrios 571, 595, 618
Dialog im Hymnus 674, 682
Domitios, Dichter 638 f.
Doppelung von Buchstaben und Wörtern 645 ff.
Drachmen, zehn, und Christus 584
Dramatischer Charakter der Hymnen 681 f.
Eigennamen entschuldigen metrische Freiheiten 683
Elias 577
Engel, die hll. 593, 596
Ephrem 562, 608
Ephymnion = Überstrophe 649
Epiphanie, Nachfest von 591
Erdbeben, Lied bei 579
Euphemia 612
Eustratios 601
Euthymios 590, 607
Febronia 612
Feuersbrunst, Lied bei 579
Gabriel, Dichter 603, 609, 610, 612, 613, 617
Geist, der hl. 616
Georgios 576, 611
Georgios, Dichter 589, 597
Gerbasios 594
Grablied 592
Gregorios Dekapolites 598
Gregorios, Dichter 589
Gregorios von Nazianz 608
Gregorios von Nyssa 604
Gregorios, Wundertäter 598
Gurias 572
Heilung des Aussätzigen 584
Heilung des Besessenen 584
Heilung der Blutflüssigen 585
Heilung des Lahmen 583
Hilarion 594
Himmelfahrt Christi 568
Himmelfahrt Mariae 591, 593
Hirmen 674 ff.
Hochzeit in Kana 584
Hörfehler 678
Jakob, Apostel 594
Jakob der Perser 599
Ignatios 573, 609
Ignatios, Patr. 594
Infinitiv mit τοῦ 686
Inkongruenz (bez. der Akrostichis) zwischen Überschrift und Text 624 ff.
Joannikios 596
Joannikios, Dichter 596
Johannes, Apostel 576, 611
Johannes der Barmherzige 597
Johannes Chrysostomos 572, 597, 608
Johannes, Dichter 607
Johannes (und Kyros) 609
Johannes der Täufer 569, 577, 609
Joseph (mit Akepsimas) 571
Joseph, Dichter 591, 594, 598, 612
Joseph, der keusche 564, 614
Isaak 581
Judas 566, 615
Jünger, die siebzig 603
Jüngster Tag 562
Jungfrauen, die zehn 565, 614
Kana, Hochzeit in 584
Katharina 598
Kelsios 594
Kinder, die unschuldigen 573
Klemens 607
Knaben im Feuerofen 569
Kosmas und Damian 570, 571
Kosmas, Dichter 591
Krankengebet 593
Kreuzanbetung 580
Kreuz(es), Triumph des 563
Kyriakos, Dichter 589
Kyrillos von Alexandria 606
Kyros (und Johannes) 609

Lahmen, Heilung des 583
Latros 610
Lazarus, Auferweckung des 581, 582, 589
Lazarus und der Reiche 581
Leon, Dichter 594
Lukas, Apostel 594
Märtyrer, die zehn, auf Kreta 602
Märtyrer, die vierzig 574, 575
Märtyrer, die 1003 609
Makarios von Ägypten 607
Makkabäer, die 613
Mariae Aufnahme in den Tempel 589
Maria, Gebet an 588
Mariae Geburt 570
Mariae Himmelfahrt 591, 593
Maria beim Kreuze 566
Mariae Lichtmess 561
Mariae Verkündigung 576
Mariae Verkündigung, Nachfeier von 610
Markianos 589
Markos, Apostel 611
Matthaeos, Apostel 598
Melodie, der Lieder 619
Menas 571
Mittelton 682
Nacht s. Weihnachten
Nazarios 594
Nikaea, die Väter von 616
Nikolaos von Myra 570, 573, 590
Ninive 585
Noe 580
Noseea (Nosia) 589
Ostersonntag 567
Panteleemon 578
Passion 567
Patapios 601
Paulos, Apostel 612
Paulos, Dichter 595
Paulos von Kpel 590, 596
Paulos von Theben 605
Petros von Alexandria 599
Petros und Paulos 612
Petri Verleugnung 566
Petros, Zurückführung des 605
Pfingsten 568
Pharisäer und Zöllner 617
Philippos, Apostel 572, 598
Photios 592
Platon 598
Polyeuktos 604
Prokopios 612
Protasios 594
Psalmsonntag 564
Pseudonyma 634, 641 ff.
Randkorrekturen in Q 678
Reiche und Lazarus 581
Requiemlied 562
Responsion, in Hymnen 680 ff.
Rhetorische Mittel 681
Romanos, Dichter 559 ff., 596, 614, 615, 617, 623, 630 f.
Sabas 600
Samariterin 584
Samonas 572
Schlussgebet in den Hymnen 649 ff.
Sergios, Patriarch 592
Severus, Häretiker 617
Siebzig Jünger 603
Sohn, der verlorene 579, 586
Stephanos 559, 560, 618
Stephanos, Dichter 595, 611, 612
Stephanos der Jüngere 599
Studites, Dichter 590, 597, 605 f., 623, 642
Sünderin s. Buhlerin
Symeon, Dichter 600
Symeon Salos 613
Symeon Stylites 570
Tarasios, Dichter 623
Theodoros 578, 586
Theodoros Stratelates 611
Theodoros Studites 590, 591, 596, 605
Theodosios 604
Theopemptos 609

Theophanes von Sigriane 610
Theophanie 561
Theophanie, Vorfeier der 603, 604
Theophylaktos 610
Thomas 567
Timotheos, Apostel 607
Ton der Lieder 619
Tonvermerke 682
Totenlied 587
Totenlied für Mönche 617
Tryphon 574
Überlieferung d. Kirchenlieder 677 ff.
Überstrophen 646 ff.
Umarbeitungen 645, 647 ff.
Verklärung Christi 592, 593, 613
Vokativ = Nom. 683 f.
Weihnachten 559, 573
Weihnachten, Nachfeier von 573, 603
Weihnachten, Vorfeier von 591, 602
Zenobia 595
Zenobios 595
Zöllner und Pharisäer 617

ἁμαρτωλός 642
ἄσωτος 642
βασιλεῖς = Kaiserhaus 601
εἰπῶ = *εἴπω* 686
ἐλεεινός 642
ἔχον, in Akrostichonvermerken 621
καθῆρας als Ind. Aor. 685
κουκούλιον 560
κύρου vor dem Autornamen 639 f.
κυροῦ st. *κυρίου* 640
μήτηρ = *μῆτερ* 683
νά = *ἵνα* 685
Νύσης = *Νύσσης* 647
οἰκιᾷ 686
πῆρος = *πηρός* 685
σύν mit Gen. 621
τάλας 641 f.
τάλλας st. *τάλας* 641, 647
ταπεινός 641 f.
ταπινός = *ταπεινός* 653 ff., 679 f.
ταύτη 655 ff.
τήνδε in Akrostichonvermerken 621 f.
τρισάθλιος 642
φέρον (*φ*^έ) 620 f.
φ^ί = *φέρει* 620 f.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung 551
Verzeichnis der Abkürzungen 556

Erstes Kapitel: Material.

I. Die Akrostichis bei Romanos.
A. Edierte Lieder des Romanos 559
B. Unedierte Lieder des Romanos 571
C. Zweifelhaftes 585
II. Die Akrostichis bei den übrigen Hymnendichtern.
A. Edierte Lieder 587
B. Unedierte Lieder 594

Zweites Kapitel: Untersuchungen.

I. Die Akrostichisnotizen in den Liedüberschriften 619
II. Die Formen der Hymnenakrostichis.
A. Die regelmässigen Formen 629
I. Akrosticha mit Autornamen 630
II. Akrosticha mit pseudonymer Andeutung des Autors 634
III. Akrosticha ohne Erwähnung des Autors 635
B. Unregelmässigkeiten in den Akrosticha.
I. Doppelsetzung von Buchstaben und Wörtern . . 645
II. Antistoechische Elemente 652
III. Die Form *ταύτῃ* 655

Drittes Kapitel: Text.

I. Das Lied „Maria beim Kreuze“ 658
II. Kommentar.
A. Die Metrik des Liedes 674
B. Die Überlieferung und die Akrostichis 677
C. Bemerkungen zum Texte 681
Berichtigungen 686
Register 687

**

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften

Januar bis Juni 1903.

Die verehrlichen Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichnis zugleich als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Von folgenden Gesellschaften und Instituten:

Geschichtsverein in Aachen:

Zeitschrift. Bd. XXIV. 1902. 8°.

Historische Gesellschaft des Kantons Aargau in Aarau:

Taschenbuch für das Jahr 1902. 8°.

Royal Society of South-Australia in Adelaide:

Memoirs. Vol. II, part 1. 1902. 4°.
Transactions. Vol. 26, part. 1. 2. 1902. 8°.

Observatory in Adelaide:

Meteorological Observations made 1899. 1902. fol.

Südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram:

Rad. Vol. 150. 151. 1902. 8°.
Zbornik. Bd. VII, 2. 1902. 8°.
Starine. Bd. 30. 1902. 8°.
Rječnik. Heft 22. 1902 4°.

K. kroat.-slavon.-dalmatinisches Landesarchiv in Agram:

Vjestnik. Jahrg. 5, No. 1—3. 1903. 4°.

Meteorologisches Observatorium in Agram:

Jahrbuch für das Jahr 1901. 1902. fol.

Allegheny Observatory in Allegheny:

Miscellaneous scientific Papers No. 10. 1903. 8°.

Stadt Antwerpen:

Paedologisch Jaarboek. Jaargang 3 en 4de. 1902—03. 1903. 8°.

Redaktion der Zeitschrift „Athena“:

Athena. Tom. 14, fasc. 4; Tom. 15, fasc. 1. 1902/03. 8°.

Johns Hopkins University in Baltimore:

Studies in historical and political science. Series XX, No. 2—12 and Extra Number 1902. 8⁰.
Celebration of the 25th Universary. 1902. 8⁰.
Circulars. Vol. 22, No. 161. 162. 1903. 4⁰.
American Chemical Journal of Mathematics. Vol. 24, No. 2—4; Vol. 25, No. 1. 1902. 4⁰.
The American Journal of Philology. Vol. 24, No. 4; Vol. 25, No. 1—4. 1901—02. 8⁰.
American Chemical Journal. Vol. 27, No. 4—6; Vol. 28, No. 1—6; Vol. 29, No. 1. 2. 1902—03. 8⁰.
Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. 14, No. 142. 144—146. 1903. 4⁰.
The Johns Hopkins Hospital Reports. Vol. 10, No. 3—9. 1902. 4⁰.

Peapody Institute in Baltimore:

Second Catalogue of the Library. Part 5. 6. 1901—02. 4⁰.

Maryland Geological Survey in Baltimore:

Maryland Geological Survey. a) Cecil County, b) Garret County (mit je 1 Atlas). 1902. 4⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Basel:

Verhandlungen. Bd. 15, 1; Bd. 16. 1903. 8⁰.

Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel:

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Bd. II, Heft 2. 1903. 8⁰.

Société des sciences in Bastia:

Bulletin. 21. année 1901, 22. année 1902, Janvier—Juillet. 8⁰.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Tijdschrift. Deel 45, afl. 5. 6; Deel 46, afl. 1. 1902—03. 8⁰.
Notulen. Deel 40, afl. 2. 3 1902. 8⁰.
Verhandelingen. Deel 52, stuk 3; Deel 54, stuk 2. 1903. gr. 8⁰.
Anno 1643—1644 and Anno 1675. 1902. 4⁰.

Historischer Verein in Bayreuth:

Archiv. Bd. 21, 3; Bd. 22, 1. 1901—02. 8⁰.

K. Serbische Akademie der Wissenschaften in Belgrad:

Atlas der Seen Macedoniens. 1902. fol.

Museum in Bergen (Norwegen):

G. O. Sars, An Account on the Crustacea of Norway. Vol. 4, part 11—14. 1902—03. 4⁰.
Aarbog für 1902. Heft 3. 1903. 8⁰.
Aarsberetning for 1902. 1903. 8⁰.

University of California in Berkeley:

Publikations of the year 1902.

K. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1902. 4⁰.
Sitzungsberichte. 1902, No. 41—53; 1903, No. 1—24. gr. 8⁰.
Corpus inscriptionum latinorum. Vol. VI, pars 4, fasc. 2. 1902. 4⁰.
Politische Korrespondenz Friedrichs des Grossen. Bd. 28. 1903. 8⁰.

K. geolog. Landesanstalt und Bergakademie in Berlin:

Abhandlungen. Neue Folge, Heft 24 und 37 mit Atlas. 1902. 8⁰ (resp. fol.).

Zentralbureau der internationalen Erdmessung in Berlin:

Resultate des internationalen Breitendienstes. Bd. 1. 1903. 4⁰.
Veröffentlichungen. N. F., No. 7. 1903. 4⁰.

Deutsche chemische Gesellschaft in Berlin:

Berichte. 39. Jahrg., No. 1—9 und Mitgliederverzeichnis vom 1. Januar 1903. 1903. 8⁰.

Deutsche geologische Gesellschaft in Berlin:

Zeitschrift. Bd. 54, Heft 3 und 4. 1902. 8⁰.

Medizinische Gesellschaft in Berlin:

Verhandlungen. Bd. 33. 1903. 8⁰.

Deutsche Physikalische Gesellschaft in Berlin:

Namenregister zu den Fortschritten der Physik. Bd. 44—53. Braunschweig 1903. 8⁰.
Verhandlungen. Jahrg. 5, No. 2—11. Braunschweig 1903. 8⁰.

Physiologische Gesellschaft in Berlin:

Zentralblatt für Physiologie. Bd. 16, No. 21—26; Bd. 17, No. 1—6. 1902. 8⁰.
Verhandlungen. Jahrg. 1902—03, No. 3—9. 1903. 8⁰.

Kaiserlich deutsches archäologisches Institut in Berlin:

Jahrbuch. Bd. 17, 4; 18, 1. 1903. 4⁰.

K. preuss. geodätisches Institut in Berlin:

Veröffentlichung. N. F., No. 11. 12. 1903. 4⁰.

K. preuss. meteorologisches Institut in Berlin:

Regenkarte der Provinz Westfalen. 1903. 8⁰.
Ergebnisse der meteorolog. Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1900. 1902. 4⁰.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuss. Staaten in Berlin:

Gartenflora. Jahrg. 1903, Heft 1—12 und Register zu Band 41—50. 8⁰.

Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Bd. 16, 1. Leipzig 1903. 8⁰.

Zeitschrift für Instrumentenkunde in Berlin:

Zeitschrift. 23. Jahrg., 1903, Heft 1—6. 4⁰.

Schweizerische naturforschende Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen in der Versammlung zu Zofingen 1901 und Genf 1902. 1902. 8⁰.

Historischer Verein in Bern:

Archiv. Bd. 16, 3. 1902. 8⁰.

Société d'Émulation du Doubs in Besançon:

Mémoires. VIIᵉ Série. Vol. 6, 1901. 1902. 8⁰.

R. Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna:

Memorie. Serie 5, Vol. 8. 1899—1900. 4⁰.
Renticonto. N. Ser., Vol. 4, 1899—1900. 1900. 8⁰.

R. Deputazione di storia patria per le Provincie di Romagna in Bologna:

Atti e Memorie. Serie III, Vol. 20, fasc. 4—6; Vol. 21, fasc. 1—3. 1902—03. 8⁰.

Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn:

Sitzungsberichte 1902. 2. Hälfte. 1903. 8⁰.

Naturhistorischer Verein der preussischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. 59. Jahrg. 1902, 2. Hälfte. 1903. 8⁰.

Société de géographie commerciale in Bordeaux:

Bulletin. 29e année 1903, No. 1—11. 15. 8⁰.

American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Proceedings. Vol. 38, No. 1—19. 1902—03. 8⁰.

American Philological Association in Boston:

Transactions and Proceedings. Vol. 33. 1902. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Bremen:

Abhandlungen. Bd. 17, 2. 1903. 8⁰.

Sternwarte in Breslau:

Mitteilungen. Bd. 2. 1903. 4⁰.

Institute of Arts and Sciences in Brooklyn:

Science Bulletin. Vol. 1, No. 3. New-York 1902. 8⁰.

Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens in Brünn:

Zeitschrift. Jahrg. 7, 1. 2. 1903. 8⁰.

Naturforschender Verein in Brünn:

Verhandlungen. Bd. 40, 1901. 1902. 8⁰.
20. Bericht der meteorolog. Kommission. 1902. 8⁰.

Académie Royale de médecine in Brüssel:

Bulletin. IV. Série, Tome 16, No. 10. 11; Tome 17, No. 1—4; Tome 18, No. 1. 2. 1902—03. 8⁰.

Académie Royale des sciences in Brüssel:

Mémoires couronnés in 4⁰. Tome 59, fasc. 4; Tome 60, 62, fasc. 1. 2. 1902—03.
Mémoires couronnés in 8⁰. Tome 62, fasc. 4; Tome 63, fasc. 1—3. 1903. 8⁰.
Biographie nationale. Tome 17, fasc. 1. 1902. 8⁰.
Annuaire 1903. 69e année. 8⁰.
Bulletin. a) Classe des lettres 1902, No. 9—12; 1903, No. 1—4. 8⁰.
b) Classe des sciences 1902, No. 9—12; 1903, No. 1—4. 8⁰.
Chartes de l'Abbaye de Saint-Hubert en Ardenne publ. par G. Kurth. Tome I. 1903. 4⁰.

Société des Bollandistes in Brüssel:

Analecta Bollandiana. Tom. 22, fasc. 1. 2. 1903. 8⁰.

Société entomologique de Belgique in Brüssel:

Anales. Tom. 46. 1902. 8⁰.
Mémoires. Tom. IX. 1902. 8⁰.

Société belge de géologie in Brüssel:

Nouveaux Mémoires. Série in 4⁰, fasc. I. 1903.
Bulletin. Tom. XIII, 4; XVI, 4. 5; XVII, 1. 2. 1903. 8⁰.

Société Royale malacologique de Belgique in Brüssel:

Annales. Tom. 36; année 1901. 1902. 8⁰.

K. ungar. geologische Anstalt in Budapest:

Földtani Közlöny Bd. 32, Heft 10—12; Bd. 33, Heft 1—4. 1902—03. 8⁰.
Jahresbericht für 1900. 1902. 8⁰.
5. Nachtrag z. Katalog der Bibliothek der ungar. geolog. Landesanstalt. 1903. 4⁰.

Museo nacional in Buenos Aires:

Anales. Tom. VII. VIII. 1902. 4⁰.

Botanischer Garten in Buitenzoorg (Java):

Mededeelingen. No. 59, 60, 62, 63. 1902—03. 4⁰.

Botanisches Institut in Bukarest:

Bulletin de l'Herbier. No. 2 (Janvier-Avril). 1902. 8⁰.

Société Linnéenne de Normandie in Caen:

Bulletin. 5ᵉ Série. Vol. 5. Anné 1901. 1902. 8⁰.

Institut Égyptien in Cairo.

Bulletin. IVᵉ Série. Tom. 2, fasc. 1—8; Tom. 3, fasc. 1—4. 1901 bis 1902. 8⁰.

Meteorological Department of the Government of India in Calcutta:

Monthly Weather Review. July—December 1902. 1902—03. fol.
Instructions to observers of the Indian Meteorological Department. By. I. Eliot. 1902, 8⁰.
Rainfall Da ta of India. XI. year 1901. 1902. fol.

Geological Survey of India in Calcutta:

General-Report 1900—01. 8⁰.
Memoirs. Vol. XXXII, 3; XXXIV, 2; XXXV, 1. 1902. 8⁰.
Paläontologia Indica. N. S. Vol. II, 1. 1902. fol.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. New Ser. No. 983, 1015—1035. 1901—03. 8⁰.
Journal. No. 400. 401. 403—405. 1902. 8⁰.
Proceedings. 1902. No. VI—X; 8⁰.

Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, Mass.:

Bulletin. Vol. 38, No. 8; Vol. 40, No. 4—6; Vol. 42, No. 1. 1903. 8⁰.
Memoirs. Vol. 26, No. 4; Vol. 28 Text und 3 Bände Atlas. 1903. 4⁰.

Astronomical Observatory of Harvard College in Cambridge, Mass.:

57th annual Report. Sept. 30. 1902. 1902. 8°.
Annals. Vol. 44, part 2; Vol. 48, part 2.
A Plan for the Endocoment of Astronomical Researeli by Edw. C. Pickering. 1903. 8°.

Philosophical Society in Cambridge:

Proceedings. Vol. XI, 7; XII, 1. 2. 1902. 8°.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania:

Atti. Serie IV, Vol. 15. 1902. 4°.
Bollettino mensile. Nuova Ser., fasc. 74—76. 1902—03. 8°.

K. technische Hochschule in Charlottenburg.

Kammerer. Ist die Unfreiheit unserer Kultur eine Folge der Ingenieurkunst? Berlin 1903. 4°.

Société des sciences naturelles in Cherbourg:

Mémoires. Tom. 33, fasc. 1. Paris 1902. gr. 8°.

John Crerar Library in Chicago:

8th annual Report for the year 1902. 1903. 8°.

Field Columbian Museum in Chicago:

Publications. No. 66—68 1902. 8°.

Yerkes Observatory of the University of Chicago:

Bulletin. No. 18. 19. 1903. 8°.

Zeitschrift „Astrophysical Journal" in Chicago:

Vol. XVII, No. 1—5. 1903. gr. 8°.

Norsk Folkemuseum in Christiania:

VIII. Aarsberetning 1902. 1903. 8°.

University of Missouri in Columbus:

Studies. Vol. I, No. 1—5; Vol. II, No. 1. 1902—03. 8°.

Academia nacional de ciencias in Cordoba (Republic Argentinien):

Boletin. Tom. XVII, 2. Buenos Aires 1902. 8°.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig:

Schriften. Neue Folgen. Bd. X, Heft 4. 1902. 8°.

Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig:

Zeitschrift. Heft 45. 1903. gr. 8°.
Mitteilungen. Jahrg. 2. No. 1. 2. 1903. 8°.

Kaiserl. Gouvernement von Deutsch-Ostafrica in Dar-es-Salam:

Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Bd. 1, Heft 3—5. Heidelberg 1903. 8°.

Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Hessische Geschichte. Neue Folge. Bd. 3, Heft 2 und Ergänzungsband 1, Heft 3. 1902. 8°.
Quartblätter 1902. 4 Hefte. 8°.

Colorado Scientific Society in Denver, Colorado:

Proceedings. Vol. 7. p. 56—84. 1902—03. 8°.

Verein für Anhaltische Geschichte in Dessau:

Mitteilungen. Bd. IX, 5. 1902. 8°.

Historischer Verein in Dillingen:

Jahrbuch. 15. Jahrg. 1902. 8°.

Académie des Sciences in Dijon:

IV Série. Tom. 8. 1901—02. 8°.

Union géographique du Nord de la France in Douai:

Bulletin. Vol. 24, trimestre 3. 1902. 8°.

Royal Irish Academy in Dublin:

Transactions. Vol. 32, Section B, part 2. 1903. 4°.

Royal Society in Dublin:

The economic Proceedings. Vol. I, part 3. 1902. 8°.
The scientific Proceedings. N. S., Vol. IX, part 5. 1903. 8°.
Transactions. Vol. VII, No. 14—16; Vol. VIII, No. 1. 1902. 4°.

Royal College of Physicians in Edinburgh:

Reports from the Laboratory. Vol. 8. 1903. 8°.

Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 24, No. 4. 1903. 8°.
Transactions. Vol. 40, part 1. 2; Vol. 41. 1901—02. 4°.

Scottish Microscopical Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 3, No. 3. 1902. 8°.

Karl Friedrichs-Gymnasium zu Eisenach:

Jahresbericht für das Jahr 1902/03. 1903. 4°.

Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden:

Jahrbuch. Bd. 14, Heft 1. 2. 1902. 8°.

K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt:

Jahrbücher. N. F., Heft 29. 1903. 8°.

Reale Accademia dei Georgofili in Florenz:

Atti. IV. Serie, Vol. 25, disp. 3. 4 u. Suppl. Vol. 26, disp. 1. 2. 1902—03. 8°.

Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a/M.:

Die Periodischen Schriften der Senckenberg'schen Bibliothek. 1903. 4°.
Abhandlungen. Bd. 20, Heft 4; Bd. 25, Heft 4. 1903. 4°.

Physikalische Gesellschaft in Frankfurt a/M.:

Jahresbericht für 1901—1902. 1903. 8°.

Breisgau-Verein Schau-ins-Land in Freiburg i. Br.:

Schau-ins-Land.. 29. Jahrg. 1902. I. Halbband. fol.

Kirchengeschichtlicher Verein in Freiburg i. Br.:

Freiburger Diözesan-Archiv. N. F., Bd. 3. 1902. 8°.

Observatoire in Genf:

Resumé météorologique de l'année 1901. 1902. 8⁰.
Observations météorologiques faites aux fortifications de Saint Maurice pendant l'année 1901. 1902. 8⁰.

Société d'histoire et d'archéologie in Genf:

Mémoires et Documents. N. Sér., Tom. VIII, livr. 1. 1902. 8⁰.
Bulletin. Tome II, livr. 6. 7. 1902. 8⁰.

Société de physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Vol. 34, fasc. 3. 1903. 4⁰.

Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 78. 1902. 8⁰.
Codex diplomaticus Lusatiae superioris. Bd. 2, Heft 3. 1902. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 165. Jahrg. 1903, No. 1—6. Berlin 1903. gr. 8⁰.
Abhandlungen. N. F.
Math.-physikal. Klasse. N. F., Bd. 2, No. 1. Berlin 1903. 4⁰.
Nachrichten. a) Philol.-hist. Klasse. 1902, Heft 5; 1903, Heft 1—3. gr. 8⁰.
b) Math.-phys. Klasse. 1902, Heft 6; 1903, Heft 1—3. gr. 8⁰.
c) Geschäftliche Mitteilungen. 1902, Heft 2. 1902. gr. 8⁰.

Scientific Laboratories of Dension University in Granville, Ohio:

Bulletin. Vol. 12, 1—4. 1902. 8⁰.

Universität in Graz:

Verzeichnis der akademischen Behörden etc. 1902/03. 1903. 4⁰.

Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein in Greifswald:

Pommerische Jahrbücher. Bd. 4. 1903. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Neu-Vorpommern in Greifswald:

Mitteilungen. 34. Jahrg. 1902. Berlin 1903. 8⁰.

Kgl. sächs. Fürsten- und Landesschule in Grimma:

Jahresbericht von 1902—03. 1903. 4⁰.

Universität Groningen:

Middendorp, Étiologie de la Tuberculose. Paris 1902. 8⁰.

K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië im Haag:

Bijdragen. VII. Reeks, Deel I, aflev. 1—3. 1903. 8⁰.

Teyler's Genootschap in Haarlem:

Archives du Musée Teyler. Sér. II, Vol. 8, partie 2. 1902. 4⁰.

Société Hollandaise des Sciences in Haarlem:

Archives Néerlandaises des sciences exactes. Série II, Tom. 8, livr. 1. 2. 1903. 8⁰.

Nova Scotian Institute of Science in Halifax:

The Proceedings and Transactions. Vol. X, 3. 4. 1901—03. 8⁰.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle:

Leopoldina. Heft 38, No. 12; Heft 31, No. 1—5. 1902—03. 4⁰.

Deutsche morgenländische Gesellschaft in Halle:

Zeitschrift. Bd. 56, Heft 4; Bd. 57, Heft 1 u. 2. Leipzig 1902—03. 8⁰.
Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Band 12, 1. Leipzig 1903. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für Naturwissenschaften. Bd. 75, Heft 1—3. Stuttgart 1903. 8⁰.

Mathematische Gesellschaft in Hamburg:

Mitteilungen. Bd. 4, Heft 3. Leipzig 1903. 8⁰.

Deutsche Seewarte in Hamburg:

Aus dem Archiv der deutschen Seewarte. 25. Jahrg. 1902. 4⁰.

Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Mitteilungen. 22. Jahrg. 1902. 1903. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg:

Verhandlungen. Dritte Folge. X. 1903. 8⁰.

Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde in Hanau:

I. Nachtrag zum Katalog der Bibliothek. 1902. 8⁰.

Geschichtsverein in Hanau:

Festschrift zum 600jährigen Jubiläum der Erhebung Alt-Hanaus zur Stadt. 1903. 8⁰.

Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahrg. 1902, Heft 3 u. 4; 1903, Heft 1. 8⁰.

Badische historische Kommission in Heidelberg:

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F., Bd. 18, 1. 1903. 8⁰.

Astrophysikalisches Observatorium in Königstuhl bei Heidelberg:

Publikationen. Bd. I. Karlsruhe 1902. 4⁰.

Universität Heidelberg:

H. Buhl, Zur Geschichte der Universität Heidelberg unter Grossherzog Friedrich. Festrede. 1902. 4⁰.
H. Buhl, Römisches Recht und Bürgerliches Gesetzbuch. Akad. Rede. 1902. 4⁰.

Historisch-philosophischer Verein in Heidelberg:

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. 12, Heft 1. 1903. 8⁰.

Geschäftsführender Ausschuss der Reichslimeskommission in Heidelberg:

Limesblatt No. 35. Trier 1903. 8⁰.
Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreiches. Liefg. XVIII. 1903. 4⁰.

Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

Archiv. N. F., Bd. 30, 3; Bd. 31, 1. 1902—03. 8⁰.

Laadeskonsistorium der evang. Landeskirche etc. in Hermannstadt:

Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt. Bd. 1 und 2. Kronstadt 1886—89. 8°.

Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte in Hildburghausen:

Schriften. 43. u. 44. Heft. 1903. 8°.

Voigtländischer Altertumsforschender Verein in Hohenlauben:

72. und 73. Jahresbericht. 1903. 8°.

Journal of Physical Chemistry in Ithaca, N.Y.:

The Journal. Vol. 7, No. 1—4. 1903. gr. 8°.

American Chemical Society in Ithaca:

The Journal. Vol. 25, No. 1—5. 1903. 8°.

Université de Jassy:

Annales scientifiques. Tom. II, fasc. 2. 1903. 8°.

Medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena:

Zoologische Forschungsreisen in Australien von Rich. Semon. Bd. 5, Liefg. 6. Text und Atlas. 1903. fol.
Neurobiologische Arbeiten von Oskar Vogt. II. Serie, Bd. I, Liefg. 1. 1903. fol.
Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Bd. 37 (= N. F., Bd. 30), Heft 2—4. 1902—03. 8°.

Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde in Jena:

Zeitschrift. N. F., Bd. 13, Heft 1. 2. 1902—03. 8°.

Naturforschende Gesellschaft bei der Universität Jurjew (Dorpat):

Archiv für Naturkunde. II. Serie, Bd. XII, 2. 1902. 8°.
Sitzungsberichte. Bd. XIII, 1. 1902. 8°.
Schriften aus dem Jahre 1901/02 in 4° u. 8°.

Badische Historische Kommission in Karlsruhe:

Siegel der Badischen Städte. Heft 2. Heidelberg 1903. 8°.
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F., Bd. 18, 2. Heidelberg 1903. 8°.
Topographisches Wörterbuch des Grossherz. Baden. 1. Bd., 1. Halbband. Heidelberg 1903. 8°.

Société physico-mathématique in Kasan:

Bulletin. IIe Série, Tome XII, 3. 1902. 8°.

Universität Kasan:

Utschenia Sapiski. Bd. 69, No. 12; Bd. 70, No. 1—4. 1902—03. 8°.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. N. F., Bd. 26. 1903. 8°.
Mitteilungen. Jahrg. 1901. 1903. 8°.

Société des sciences physico-chimique à l'Université de Kharkow:

Travaux. Tom. 25, Supplements, fasc. 8—11. 1901. 8°.

Université Impériale in Kharkow:

Annales 1903. Heft 1. 8°.

Universität in Kiew:

Iswestija. Bd. 42 (1902), No. 11. 12; Bd. 43 (1903), No. 1—4. 8°.

Naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt:

Carinthia II. 1903. No. 1. 2. 8°.

Mathemat.-naturwissenschaftl. Fakultät der Universität Klausenburg:

Joannis Bolyai in Memoriam. 1902. 4°.

Mediz.-naturwissenschaftl. Sektion des Museumsvereins in Klausenburg:

Sitzungsberichte. 3 Hefte. 1903. 8°.

K. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt. 1902, No. 6; 1903, No. 1. 1903. 8°.

Akademie der Wissenschaften in Krakau:

Anzeiger. Philolog. Klasse 1902, No. 8—10; 1903, No. 1—4.
Mathem.-naturwiss. Klasse 1902, No. 8—10; 1903, No. 1—4. 8°.
Rozprawy filolog. Ser. II, Tom. XX, 1. 1902. 8°.
Rocznik. Rok 1901/02. 1902. 8°.
Sprawozdanie komisyi fizyograficzny. Tom. 36. 1902. 8°.
Katalog literatury. Bd. II, Heft 3. 1903. 8°.

Archiv der Stadt Kronstadt:

Quellen zur Geschichte der Stadt Brasso. Band IV. Brasso 1903. gr. 8°.

Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. 4° Série, Vol. 38, No. 145 (1902); Vol. 39, No. 146 (1903). 8°.

Kansas University in Lawrence, Kansas:

Bulletin. Vol. 3, No. 6. 1901. 8°.

Sternwarte in Leiden:

Verslag. Sept. 1900—Sept. 1902. 1902. 8°.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte der philol.-hist. Klasse. Bd. 20, No. 6; Bd. 21, No. 4; Bd. 20, No. 1. 1902—03. 4°.
Abhandlungen der math.-phys. Klasse. Bd. 28, No. 1—3. 1902—03. 4°.
Berichte der philol.-histor. Klasse. Bd. 55, Heft 1—3. 1903. 8°.
Berichte der math.-physik. Klasse. Bd. 54, Heft 6. 7; Bd. 55, Heft 1. 2. 1900—03. 8°.

Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig:

Jahresbericht. März 1903. 8°.

Journal für praktische Chemie in Leipzig:

Journal. N. F., Bd. 66, Heft 11. 12; Bd. 67, Heft 1—10. 1902—03. 8°.

K. Sächsische Kommission für Geschichte in Leipzig:

Die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels von Karl v. Amira. (Facsimile-Band), II. Hälfte. gr. fol.

Cuerpo de Ingenieros de Minas del Peru in Lima:

Boletin No. 1. 1902. 8°.

Sociedade de geographia in Lissabon:

Boletim. 21. Serie, 1903, No. 1—3. 8°.

Literary and philosophical Society in Liverpool:

Proceedings. 91. Session, 1901—02, No. 56. London 1902. 8⁰.

Université Catholique in Loewen:

Schriften der Universität aus dem Jahre 1902—03.

Zeitschrift „La Cellule“ in Loewen:

La Cellule. Tome XIX, 2; XX, 1. 1902. 4⁰.

The English Historical Review in London:

Historical Review. Vol. XVIII, No. 69. 70. 1903. 8⁰.

Royal Society in London:

Year-Book 1903. 8⁰.
Proceedings. Vol. 71, No. 470—476. 1903. 8⁰.
The Sub-Mechanics of the Universe by Osborne Reynolds. Cambridge 1903. gr. 8⁰.

R. Astronomical Society in London:

Monthly Notices. Vol. 63, No. 1—7. 1902—03. 8⁰.

Chemical Society in London:

Journal. No. 483—487 und Supplementary Number 1903. 8⁰.
Proceedings. Vol. 18, No. 258—268. 1903. 8⁰.

Geological Society in London:

The quarterly Journal. Vol. 58, part 1—4. 1902. 8⁰.

Linnean Society in London:

The Journal. a) Botany. Vol. 36, No. 249. 250. b) Zoology. Vol. 28, No. 186. 1903. 8⁰.
The Transactions. a) Zoology. Vol. 8, part 9. 10. b) Botany. Vol. 6, part 4. 5. 1902. 4⁰.
List of the Linnean Society 1902—03. 8⁰.

Medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical Transactions. Vol. 85. 1902. 8⁰.

R. Microscopical Society in London:

Journal 1903, part 1—3. 8⁰.

Zoological Society in London:

Proceedings. 1902, Vol. II, part 2. 1903. 8⁰.
Transactions. Vol. XVI, part 5. 1902. 4⁰.
Catalogue of the Library. 5th edit. 1902. 8⁰.

Zeitschrift „Nature“ in London:

Nature. No. 1731—1757. 1903. 4⁰.

Université in Lyon:

Annales. I. fasc. 10; II. fasc. 9. 10. 1902. 8⁰.

Washburn Observatory in Madison:

Publications. Vol. XI. 1902. 4⁰.

Government Museum in Madras:

Bulletin. Vol. IV, No. 3. 1903. 8⁰.

Kodaikánal and Madras Observatories in Madras:

Annual Report for 1902. 1903. fol.

R. Academia de la historia in Madrid:

Boletin. Tom. 42, cuad. 1—6. 1903. gr. 8⁰.

R. Istituto Lombardo di scienze in Mailand:

Rendiconti. Ser. II, Vol. 35 und Vol. 36, fasc. 1—8. 1903. 8⁰.
Memorie. Classe di scienze storiche. Vol. 21, fasc. 4. 1903. 4⁰.
Indice generale dei lavori dal 1889 al 1900. 1902. 8⁰.

Società Italiana di scienze naturali in Mailand:

Ati. Vol. 41, fasc. 4; Vol. 42, fasc. 1. 1903. 8⁰.

Società Storica Lombarda in Mailand:

Archivio Storico Lombardo. Serie III, Anno XXIX, fasc. 36, 1902; XXX, fasc. 37. 1903. 8⁰.

Literary and philosophical Society in Manchester:

Memoirs and Proceedings. Vol. 47, part 2—4. 1903. 8⁰.

Altertumsverein in Mannheim:

Forschungen zur Geschichte Mannheims. Bd. I–III. Leipzig 1898—1900. 8⁰.
Mannheimer Geschichtsblätter. Jahrg. I. II. III. 1900—02 u. IV No. 1. 2. 4⁰.
Kloster Limburg an der Haardt von W. Manchot. 1892. 4⁰.
Die Siegelsammlung des Mannheimer Altertumsvereins von Friedrich Walter. 1897. fol.
Römische Denksteine und Inschriften von Karl Baumann. 1890. 4⁰.
Studien zur Geschichte der bildenden Künste in Mannheim von L. Malhy. 1894. 4⁰.
Frankenthaler Gruppen und Figuren von Emil Heuser. Speier 1899. 8⁰.
Frankenthaler Porzellan von Emil Heuser. 1899. 8⁰.
Katalog der Bibliothek von Wilh. Caspari. 1894. 8⁰.
Verzeichnis der Pfälzischen und Badischen Münzen und Medaillen von Seubert. 1900. 8⁰.
Bericht über das Vereinsarchiv von Paul Dieffenbacher. 1893. 8⁰.

Verein für Geschichte der Stadt Meissen in Meissen:

Mitteilungen. Bd. VI, 2. 1902. 8⁰.

Royal Society of Victoria in Melbourne:

Proceedings. Vol. XV, part 2. 1903. 8⁰.

Académie in Metz:

Mémoires. Année 29. 1899—1900. 1902. 8⁰.

Instituto geológico in Mexico:

Boletín. No. 16. 1902. 4⁰.

Observatorio meteorológico-magnético central in Mexico:

Boletin mensual. Noviembre, Diciembre 1901, Enere 1902. 4⁰.

Sociedad cientifica „Antonio Alzate“ in Mexico:

Memorias y revista. Tomo 17, No. 1—6; Tomo 18, No. 1. 2; Tomo 19, No. 1. 1902. 8⁰.

Sociedad de geografia y estadistica in Mexico:
Boletin. 5ª epoca, Tom. I, No. 1. 2. 1902. 8⁰.

Regia Accademia di scienze lettere ed arti in Modena:
Memorie. Serie II, Vol. XII; Serie III, Vol. III, parte 2. 1901—02. 4⁰.

Académie de sciences et lettres in Montpellier:
Mémoires. Section des sciences. 2ᵉ Série, Tom. III, No. 2. 1902. 8⁰.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau:
Bulletin. Année 1902, No. 3; 1903, No. 1. 1903. 8⁰.

Lick Observatory in Mount Hamilton, California:
Bulletin. No. 27—36, 38—40. 1902. 4⁰.

Deutsche Gesellschaft für Anthropologie in Berlin und München:
Correspondenzblatt. 33. Jahrg. 1902, No. 4—12. 4⁰.

Hydrotechnisches Bureau in München:
Jahrbuch. IV. Jahrg., Heft IV, Teil 1; V. Jahrg., Heft 1. 1902—03. 4⁰.

Generaldirektion der k. b. Posten und Telegraphen in München:
Neun Nachträge zu den Zeitungspreisverzeichnissen. fol.

K. bayer. technische Hochschule in München:
Personalstand. Winter-Semester 1902/03. 1902. 8⁰.
Bericht für das Jahr 1901—02.
Programm Wintersemester 1902—03.

Metropolitan-Kapitel München-Freising in München:
Schematismus der Geistlichkeit für das Jahr 1903. 8⁰.
Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising. 1903, No. 1—15. 8⁰.

Universität in München:
Schriften aus dem Jahre 1902 in 4⁰ u. 8⁰.

Kaufmännischer Verein in München:
29. Jahresberisht. 1903. 8⁰.

Verlag der Hochschul-Nachrichten in München:
Hochschul-Nachrichten. 1903, No. 148—150. 152. 153. 8⁰.

Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in Münster:
Zeitschrift. Bd. 60 und Register zu Bd. 1—50, Liefg. 1. 1902—03. 8⁰.

Académie de Stanislas in Nancy:
Mémoires. V. Série, Tome 19 und Table alphabétique 1750—1900. 1902. 8⁰.

Société des sciences in Nancy:
Bulletin. Série III, tom. 3, fasc. 2. 3. Paris 1902. 8⁰.

Accademia delle scienze fisiche e matematiche in Neapel:
Rendiconto. Sér. III, Vol. 9, fasc. 1—4. 1903. 8⁰.
Atti. Sér. II, Vol. 11. 1902. 4⁰.

Zoologische Station in Neapel:
Mitteilungen. Bd. XV, 4. Berlin 1902. 8⁰.

Gesellschaft Philomathie in Neisse:

31. Bericht. 1900—02. 8⁰.

Institute of Engineers in New-Castle (upon-Tyne):

Transactions. Vol. 50, part 7; Vol. 51, part 5; Vol. 52, part 2—4; Vol. 53, part 1. 1902—03. 8⁰.

Connecticut Academy of Arts and Sciences in New-Haven:

Transactions. Vol. XI, 1. 2. 1901—03. 8⁰.

The American Journal of Science in New-Haven:

Journal. IV. Ser. Vol. 15, No. 88—90. 1903. 4⁰.

Observatory of the Yale University in New-Haven:

Transactions. Vol. I, 6. 1903. 4⁰.

American Oriental Society in New-Haven:

Journal. Vol. 32, 2d half. 1902. 8⁰.

American Jewish Historical Society in New-York:

Publications. No. 10. 1902. 8⁰.

American Museum of Natural History in New-York:

Bulletin. Vol. XVI; Vol. XVIII, 1. 1902. 8⁰.
List of Papers published in the Bulletin and Memoirs. Vol. I—XVI. 1902. 8⁰.

American Geographical Society in New-York:

Bulletin. Vol. 34, No. 5; Vol. 35, No. 1. 2. 1902—03. 8⁰.

Archaeological Institut of America in Norwood, Mass.:

American Journal of Archaeology. II. Series, Vol. VII, 1. 1903. 8⁰.

Geological Survey of Canada in Ottawa:

Contributions to Canadian Palaeontology. Vol. III. 1902. 4⁰.

Bodleian Library in Oxford:

Tercentenary of the Bodleian Library, October 1902. 4⁰.

R. Accademia di scienze in Padua:

Atti e Memorie. Nuova Serie. Vol. 18. 1902. 8⁰.

Redaction der Zeitschrift „Rivista di storica antica“ in Padua:

N. S. Anno VII, 1—3. 1903. 8⁰.

Società Veneto-Trentina di scienze naturali in Padua:

Atti. Serie II, Vol. IV, 2. 1902. 8⁰.

Circolo matematico in Palermo:

Rendiconti. Tomo XVII, 1—3. 1903. 8⁰.

Académie de médecine in Paris:

Bulletin 1903, No. 1—25. 8⁰.

Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus. Tome 136, No. 1—25. 1903. 4⁰.

Comité international des poids et mesures in Paris:

Procès-verbaux des séances 1879. 1880. 8⁰.

Direction de la Chronique de France in Paris:

La Chronique de France. 3e année 1902. 8⁰.
Carnet bibliographique. 1902. 8⁰.

Moniteur Scientifique in Paris:

Moniteur. Livr. 733—738 (Janvier-Juin 1903). 1903. 4⁰.

Musée Guimet in Paris:

Annales. Bibliothèque d'études. Tome 14. 1902. 8⁰.
Revue de l'histoire des réligions. Tome 46, No. 1. 2. 1902. 8⁰.

Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Bulletin. Année 1902, No. 5—8. 1902. 8⁰.

Société d'anthropologie in Paris:

Bulletins. Ve Série, Tome 3, fasc. 3. 4. 1902. 8⁰.
Mémoires. Tome 2, fasc. 3. 1902. 8⁰.

Société de géographie in Paris:

La Géographie. Tome VI, 2—6; VII, 1. 1902—03. 4⁰.

Société mathématique de France in Paris:

Bulletin. Tom. 30, fasc. 4; Tom. 31, fasc. 1. 1902—03. 8⁰.

Société zoologique de France in Paris:

Bulletin. Tome 27. 1902. 8⁰.
Mémoires. Tome XV. 1902. 8⁰.

Académie Impériale des sciences in St. Petersburg:

Annuaire du Musée zoologique. 1902. Tome VII, No. 3. 4. 1902. 8⁰.

Comité géologique in St. Petersburg:

Explorations géologiques dans les régions aurifères de la Sibérie
a) Région aurifère d'Jénissei, livr. 3.
b) „ „ de l'Amour, livr. 3. 1902. 8⁰.

Kaiserl. Botanischer Garten in St. Petersburg:

Acta. Vol. XXI, 1. 1903. 8⁰.

Kaiserl. mineralogische Gesellschaft in St. Petersburg:

Materialien zur Geologie Russlands. Bd. XXI, 1. 1903. 8⁰.
Verhandlungen. II. Serie, Bd. 40, Liefg. 1. 1902. 8⁰.

Physikal.-chemische Gesellschaft an der kais. Universität St. Petersburg:

Schurnal. Tom. 34, Liefg. 9; Tom. 35, Liefg. 1—5. 1902. 8⁰.

Section géologiqne du cabinet de La Majesté in St. Petersburg:

Travaux. Tome 5. 1902. 8⁰.

Academy of natural Sciences in Philadelphia:

Journal. II. Serie, Vol. XII, 1. 2. 1902. gr. 4⁰.
Proceedings. Vol. 54, part 2. 3. 1902—03. 4⁰.

Historical Society of Pennsylvania in Philadelphia:

The Pennsylvania Magazine of History. Vol. 26, No. 104 (1902); Vol. 27, No. 105. 106. (1903). 8⁰.

Alumni Association of the College of Pharmacy in Philadelphia:

Alumni Report. Vol. 39, No. 1—5. 1903. 8⁰.

American Philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 41, No. 170. 171. 1902. 8⁰.
Transactions. New Series. Vol. XX, 3. 1902. 4⁰.

R. Scuola normale superiore di Pisa:

Annali. Filosofia e filologia. Vol. XVI. 1902. 8⁰.

Società Toscana di scienze naturali in Pisa:

Atti. Processi verbali. Vol. XIII, p. 41—138. 1903. 4⁰.

Società Italiana di fisica in Pisa:

Il nuovo Cimento. Serie V, Tomo 4, Dicembre 1902; Tomo 5, Gennajo-Marzo 1903. 8⁰.

K. Gymnasium in Plauen:

Jahresbericht für 1902/03. 1903. 4⁰.

Historische Gesellschaft in Posen:

Zeitschrift. 17. Jahrg., 2. Halbband. 1902. 8⁰.
Historische Monatsblätter. 3. Jahrg., No. 7—12. 1902. 8⁰.

Astrophysikalisches Observatorium in Potsdam:

Publikationen. Bd. 14 und Photographische Himmelskarte.
Katalog. Bd. III. 1903. 4⁰.

Physikalisch-technische Reichsanstalt in Potsdam:

Die Tätigkeit d. physik.-techn. Reichsanstalt im Jahre 1902. Berlin 1903. 4⁰.

Böhmische Kaiser Franz Josef-Akademie in Prag:

Almanach. Roč. XIII. 1903. 8⁰.
Rozprawy. Třída I, Roč. X; Třída II, Roč. XI; Třída III, Roč. XI, 1. 1902—03. 8⁰.
Věstník. Ročník XI. 1902. 8⁰.
Zíbrt, Bibliografie. Bd. II. 1902. 8⁰.
Kolář, Heraldika I. 1902. 8⁰.
Spisy Komenského. Číslo 5. 6. 1902. 8⁰.
Bibliotéka klassiků. Číslo 5. 7. 1902. 8⁰.
Spírka pramenův Skupina I, rada 1, 3. 4, rada II, 4. 5; Skupina II, císlo 5. 1902. 8⁰.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag:

Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde. Bd. I, 2; Bd. IV, 2. 1902—03. 8⁰.
Rechenschaftsbericht für das Jahr 1902. 1903. 8⁰.

K. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Christian Doppler, Über das farbige Licht der Doppelsterne. 1903. 8⁰.
Jahresbericht für das Jahr 1902. 1903. 8⁰.
Sitzungsberichte 1902. a) Klasse für Philosophie.
b) Mathem.-naturw. Klasse. 1903. 8⁰.

Mathematisch-physikalische Gesellschaft in Prag:

Časopis. Bd. 32, No. 1. 2. 1902. 8⁰.

Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag:

54. Bericht über das Jahr 1902. 1903. 8⁰

Museum des Königreichs Böhmen in Prag:

Časopis. Bd. 76, Heft 6; Bd. 77, Heft 1. 2. 1902—03. 8⁰.

K. K. Sternwarte in Prag:

Definitive Resultate aus den Prager Polhöhen-Messungen von L. Weinek. 1903. 4⁰.

Deutsche Karl Ferdinands-Universität in Prag:

Die feierliche Installation des Rektors für 1902/03. 1903. 8⁰.
Personalstand für 1902/03. 8⁰.
Ordnung der Vorlesungen im Sommer-Semester 1903. 8⁰.

Verein böhmischer Mathematiker in Prag:

Sbornik. Bd. VI. VII. 1902. 8⁰.
Časopis. Bd. XXXII, 3. 4. 1903. 8⁰.

Verein für Natur- und Heilkunde in Pressburg:

Verhandlungen. Bd. XXIII. 1903. 8⁰.

Historischer Verein in Regensburg:

Verhandlungen. Bd. 54. 1902. 8⁰.

Bibliotheca nacional in Rio de Janeiro:

Annaes da Bibliotheca Nacional. Vols XV—XXII. 1892—1900. 8⁰.
Catalogo da exposição permanente dos Cimelios. 1885. 8⁰.
Montoya, Arte de la lengua tupi ó guarani. Paris 1876. 8⁰.
Recenseamento do districto federal em 1890. 1895. 4⁰.
A Exposição de Obras Publicas em 1875. 1876. 8⁰.

Observatorio in Rio de Janeiro:

Boletim mensal. Julho—Setembro 1902. 1902. 4⁰.

Geological Society of America in Rochester:

Bulletin. Vol. 13. 1902. 8⁰.

Reale Accademia dei Lincei in Rom:

Annuario 1903. 8⁰.
Atti. Serie V. Classe di scienze morali. Vol. X, parte 2, Notizie degli scavi, fasc. 10—12 und Indice, Vol. XI, parte 1, fasc. 1. 2. 1902. 4⁰.
Atti. Serie V, Rendiconti. Classe di scienze fisiche. Vol. 11, semestre 2, fasc. 12; Vol. 12, semestre 1, fasc. 1—11. 1902. 4⁰.

R. Comitato geologico d'Italia in Rom:

Bollettino. Anno 1902, No. 4. 8⁰.

Kaiserl. deutsches archäologisches Institut (röm. Abt.) in Rom:

Mitteilungen. Bd. XVII, fasc. 3. 4. 1903. 8⁰.

Società Italiana delle scienze in Rom:

Memorie. Serie III, Tome 12. 1902. 4⁰.

R. Società Romana di storia patria in Rom:

Archivio. Vol. 25, fasc. 3. 4; e Indice pei tom. 11—25. 1902—03. 8⁰.

R. Accademia di scienze degli Agiati in Rovereto:

Atti. Serie III, Vol. 8. 9, fasc. 1. 1902—03. 8⁰.

École française d'Extrême-Orient in Saigon:

Inventaire descriptif des Monuments du Cambodge par E. Lunet de Lajonquière. Paris 1902. 4⁰.

Bulletin. Tom. II, No. 4; Tom. III, No. 1. Hanoi 1902—03. 4⁰.

Naturwissenschaftliche Gesellschaft in St. Gallen:

Bericht 1900—01. 1902. 8⁰.

Academy of Sciences of St. Louis:

Transactions. Vol. XI, No. 6—11; Vol. XII, No. 1—8. 1901—02. 8⁰.

Instituto y Observatorio de marina de San Fernando (Cadiz):

Anales. Observationes meteorológ. para 1900. 1901. fol.

Museu Paulista in S. Paulo:

Revista. Vol. 5. 1902. 8⁰.

Universita di Sassari:

Studi Sassareri. Anno II, Sez II, fasc. 2. 1902. 8⁰.

Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:

Mecklenburgisches Urkundenbuch. Bd. XXI. 1903. 4⁰.

R. Accademia dei fisiocritici in Siena:

Atti. Serie IV, Vol. 14, No. 1—10 e un Supplemento 1902. 4⁰.

K. K. archäologisches Museum in Spalato:

Bullettino di Archeologia. Anno XXV, No. 12; XXVI, No. 1. 2 e Indice generale 1878—1900. 1902—03. 8⁰.

K. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie in Stockholm:

Antiquarisk Tidskrift. Deel XVII, 1. 1902. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Astronomiska Jakttagelser. Bd. VI, 2. 4; Bd. VII. 1898—1903. 4⁰.
Meteorologiska Jakttagelser. Bd. 40. 41 (1878—1899). 1902. 4⁰.
Handlingar. N. F. Vol. 59 (1902). 1902—03. 8⁰.

Geologiska Förening in Stockholm:

Förhandlingar. Bd. 24, Heft 7; Bd. 25, Heft 1—4. 1903. 8⁰.

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Strassburg:

Monatsbericht. Bd. 36, Heft 10; Bd. 37, Heft 1—4. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Universität Strassburg:

Das Stiftungsfest am 1. Mai 1903. 8⁰.

K. württemb. statistisches Landesamt in Stuttgart:

Beschreibung des Oberamts Heilbronn. 1903. 8⁰.
Württembergische Jahrbücher für Statistik. Jahrg. 1902. 1903. 4⁰.

Department of Mines and Agriculture of New-South-Wales in Sydney:
Annual Report for the year 1902. 1903. fol.

Linnean Society of New-South-Wales in Sydney:
Proceedings. Vol. XXVI, part 3 and Supplement zu part 3; Vol. XXVII, part 1. 1902. 8⁰.

Observatorio astronómico nacional in Tacubaya:
Año XXIII. Mexico 1902. 8⁰.

Kaukasisches Museum in Tiflis:
Die Sammlungen des Kaukasischen Museums in Tiflis. Bd. V. 1902. 4⁰.

Earthquake Investigation Committee in Tokyo:
Publications. No. 7. 10—13. 1902—03. 4⁰.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo:
Mitteilungen. Bd. IX, Teil 2. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Universität in Tokyo (Japan):
The Journal of the College of Science. Vol. XVI, 15; Vol. XVIII, 1. 1903. 4⁰.

Canadian Institute in Toronto:
Proceedings. Vol. II, 5. 1902. 8⁰.
Transactions. Vol. VII, 2. 1902. 8⁰.

University in Toronto:
a) Biolog. Series No. 3; b) Psycholog. Series Vol. 2, No. 1; c) Geolog. Series No. 2. 1901. 4⁰.

Université in Toulouse:
Annales du Midi. No. 55—57. 1902—03. 8⁰.
Annales de la faculté des sciences. IIe Série. Tom. 4, fasc. 3. 4. 1902. 4⁰.
Bibliothèque méridionale. Série II, Tom. 8. 1903. 8⁰.

Biblioteca e Museo comunale in Trient:
Archivio Trentino. Anno XVII, fasc. 2. 1903. 8⁰.

Associazione medica Triestina in Triest:
Bollettino. 1901—02. Annala 5. 1902. 8⁰.

R. Accademia delle scienze in Turin:
Osservazioni meteorologiche fatte nell' anno 1902. 1903. 8⁰.
Atti. Vol. 38, disp. 1—7. 1903. 8⁰.
Memorie. Serie II, Tom. 52. 1903. 4⁰.

R. Accademia d'agricultura in Turin:
Annali. Vol. 44. 45. 1902—03. 8⁰.

Verein für Kunst und Altertum in Ulm:
Mitteilungen. Heft 10. 1902. 4⁰.
Führer durch die Sammlungen des Gewerbemuseums. 1903. 8⁰.

Humanistika Vetenkapssamfund in Upsala:
Skrifter. Bd. VII. 1901—02. 8⁰.

Meteorolog. Observatorium der Universität Upsala:

Rapport sur les observations internationales des nuages par Hildebrand Hildebrandsson 1903. 8°.

K. Universität in Upsala:

Ångermanälfens flodområde. Af Karl Ahlenius. 1903. 8°.

Historisch Genootschap in Utrecht:

Bijdragen en Mededeelingen. Deel XXIII. Amsterdam. 1902. 8°.
Werken. III. Serie, Nr. 15. Amsterdam. 1901. 8°.

Institut Royal Météorologique des Pays-Bas in Utrecht:

Annuaire Météorologique pour 1900 et 1901. 1902. 4°.

Ateneo Veneto in Venedig:

L'Ateneo Veneto. Anno 23, Vol. 1, 2; Anno 24, Vol. 1. 2; Anno 25, Vol. 1 und Judice zu 1812—1890. 1900—1902. 8°.

R. Istituto Veneto di scienze in Venedig:

Atti. Tom. 59, No. 3—10; Tom. 60, No. 1—10; Tom. 61, No. 1—9; 1900 bis 1902. 8°.
Memorie. Vol. 26, No. 6—8. 1901—02. 4°.

Accademia di Scienze in Verona:

Atti e Memorie. Indice dei volumi I—LXXV. 1903. 8°.

Bureau of American Ethnology in Washington:

Bulletin. No. 27: Tsimshian Texts. 1902. 4°.

Bureau of Education in Washington:

Annual Report 1900—01. Vol. 2. 1902. 8°.

Departement of the Interior in Washington:

Report of the Commissioner of Education for the year 1900—01. Vol. I. 1902. 8°.

Smithsonian Institution in Washington:

Annual Report 1900—01. 1902. 8°.

U. S. Naval Observatory in Washington:

Report of the Superintondent. June 30, 1902. 8°.

Philosophical Society in Washington:

Bulletin. Vol. 14, p. 205—232. 1903. 8°.

U. S. Coast and Geodetic Survey in Washington:

List and Catalogue of the Publications. 1816—1902. 1902. 4°.

United States Geological Survey in Washington:

Monographs. Vol. 41. 1902. 4°.
XXI. Annual Report 1899/1900. Part. III.
XXII. " " 1900/01. Part. I. II. IV.
XXIII. " " 1901/02. 1901—02. 4°.

Harzverein für Geschichte in Wernigerode:

Zeitschrift. Jahrg. 35, Heft 2. 1902. 8°.

Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philos.-hist. Klasse. Bd. 144. 1902. 8°.
Abt. I, Bd. 110, No. 8—10; Bd. 111, No. 1—3.
" IIa, " 111, " 1—4.
" IIb, " 110, " 10; Bd. 111, No. 1—3. 1901—02. 8°.
Denkschriften. Philos.-hist. Klasse. Bd. 48. 1902. 4°.
Almanach. 51. Jahrg. 1901. 8°.

K. K. geologische Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. Jahrg. 1901. Bd. 51, Heft 3.
Verhandlungen 1902: No. 11—18; 1903: No. 1—8. 4°.
Mitteilungen der Erdbebenkommission. N. F. No. IX. 1902. 8°.
Südarabische Expedition. Bd. 5. Teil 1. 1903. 4°.

K. K. Gradmessungs-Kommission in Wien:

Astronomische Arbeiten. Bd. XII. 1900. 4°.

K. K. Gesellschaft der Aerzte in Wien:

Wiener klinische Wochenschrift. 1903, No. 1—26. 4°.

Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien:

Verhandlungen. Bd. 52, Heft 10; Bd. 53, Heft 1—4. 1902—03. 8°.
Abhandlungen. Bd. II, Heft 2. 1903. 4°.

K. K. militär-geographisches Institut in Wien:

Die astronomisch-geodätische Arbeiten. Bd. XIX. 1902. 4°.

K. K. naturhistorisches Hofmuseum in Wien:

Annalen. Bd. XVII, No. 3. 4; Bd. XVIII, No. 1. 1902—03. 4°.

Verein für Nassauische Altertumskunde etc. in Wiesbaden:

Annalen. 33. Bd., Heft 1 1902. 1903. gr. 8°.
Mitteilungen 1902/03, No. 1—4. gr. 8°.
5. Jahresbericht der historischen Kommission für Nassau. 1902. 8°.

Historischer Verein von Unterfranken in Würzburg:

Archiv. Bd. 44. 1902. 8°.
Jahresbericht für 1901. 1902. 8°.

Antiquarische Gesellschaft in Zürich:

Mitteilungen. Bd. XXVI, Heft 1. 1903. 4°.

Naturforschende Gesellschaft in Zürich:

Neujahrsblatt auf das Jahr 1903. 4°.
Vierteljahrsschrift. 47. Jahrg., Heft 3. 4. 1903. 8°.

Schweizerische geologische Kommission in Zürich:

Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz.
Karte: Rollier Environs de Moutier,
" " " Belle lay
Mühlberg, Layern mit Erläuterungen. Bern 1902.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich:

Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. N. F. Bd. IV, No. 4. 1903. 4°.

Von folgenden Privatpersonen:

Le Prince Albert de Monaco:

Résultats des campagnes scientifiques. Fasc. XXII. Monaco 1902. gr. 4⁰.

Graf S. S. Abamelek-Lazarew in Moskau:

30 Jahre der Spezialklassen des Lazarewski Institut für Orientalische Sprachen. Moskau 1903. 8⁰ (in russ. Sprache).

Buchhandlung Joh. Ambrosius Barth in Leipzig:

Oskar Bail in Prag: Versuche über die Verwendung pflanzlicher Stoffe. Jena 1902. 8⁰.

Beiblätter zu den Annalen der Physik. Bd. 27, Heft 1—6. Leipzig 1903. 8⁰.

Carl de Boor in Berlin:

Excerpta de Legationibus. 2 Bde. Berolini 1903. 8⁰.

Walther Nic. Clemm in Darmstadt:

Die Gallensteinkrankheit. Berlin 1903. 8⁰.

F. Czapek in Prag:

Unternehmungen über die Stickstoffgewinnung und Eiweissbildung der Schimmelpilze. No. II. III. Braunschweig 1902. 8⁰.

Arthur J. Evans in Oxford:

The Palace of Knossos. Athen 1902. 4⁰.

Verlagsbuchhandlung Gustav Fischer in Jena:

Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Bd. 18, No. 14—40. Jena 1903. 4⁰.

Richard Forster in Wien:

Die dritte Bewegung unserer Erde. Wien 1903. 8⁰.

O. Franke in Berlin:

Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China. Leipzig 1903. 8⁰.

Albert Gaudry in Paris:

Contribution à l'histoire des hommes fossiles. Paris 1903. 8⁰.

P. J. Georgievskij in Petersburg:

Bibliographie der russischen ökonomischen Literatur (in russ. Sprache). Heft 1. Petersburg 1903. 8⁰.

Mme Vve Godin in Guise (Aisne):

Le Devoir. Tom. 27 Janvier—Juin. 1903. Guise. 8⁰.

Ernst Haeckel in Jena:

Kunstformen der Natur. Liefg. 8. Leipzig 1903. fol.

Carl Justi in Bonn:

Diego Velazquez und sein Jahrhundert. 2 Bde. Bonn 1903. 8⁰.

H. Kern in Utrecht:

Rāmayāna oudjavansch Heldendicht ŭitgegeven door H. Kern. s'Gravenhage 1900. 4⁰.

R. Kraus in Wien:

Über die Bildung von Immunsubstanzen gegen das Lyssavirus. Leipzig 1902. 8⁰.

Über den Nachweis von Schutzstoffen gegen Hundswut beim Menschen. Jena 1902. 8⁰.

Karl Krumbacher in München:

Byzantinische Zeitschrift. Bd. XII, 1. 2. Leipzig 1903. 8⁰.

Eduard Loewenthal in Berlin:

Organische Neubildung und Regeneration oder die Biologie im Lichte der Fulguro-Genesis. Berlin 1903. 8⁰.

E. von Meyer in Dresden:

Aus Justus Liebigs Lehr- und Wanderjahren. Leipzig 1903. 8⁰.

Middendorp in Groningen:

Étiologie de la Tuberkulose. Paris 1902. 8⁰.

Gabriel Monod in Versailles:

Revue historique. Année XXVIII, No. 1.

Frederick Morgan Padelford in Washington:

Essays on the Study and Use of Poetry by Plutarch and Basil the Grea. New-York 1902. 8⁰.

Verlagsbuchhandlung Dietrich Reimer in Berlin:

Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen. 6. Jahrgang, 4. Heft. Berlin 1902. 8⁰.

K. Schumann in Berlin:

Monatsschrift für Kakteenkunde. Bd. XI. XII. Neudamm 1901—02. 8⁰.

Verlag von Seitz & Schauer in München: .

Deutsche Praxis. 1903, No. 2—12. München. 8⁰.

B. G. Teubner in Leipzig:

Archiv der Mathematik und Physik. III. Reihe, 4. Bd., 3. und 4 Heft; 5. Bd., 1. bis 4. Heft. Leipzig und Berlin 1903. 8⁰.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Bd. III, 2, Heft 1; Bd. IV, 2, Heft 2; Bd. V, 1, Heft 1. Leipzig 1903. 8⁰.

Thesaurus linguae latinae. Vol. 2, fasc. 5. Lipsiae 1903. 4⁰.

Otto Walkhoff in München:

Menschenaffen. Liefrg. IV. Wiesbaden 1903. 4⁰.

E. v. Wölfflin in München:

Archiv für lateinische Lexikographie. Bd. XIII, 2. Leipzig 1903. 8⁰.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften

Juli bis Dezember 1903.

Die verehrlichen Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichnis zugleich als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Von folgenden Gesellschaften und Instituten:

University of Aberdeen:

Studies. No. 6. 7. 1902. 4⁰.

Royal Society of South-Australia in Adelaide:

Transactions. Vol. 27, part 1. 1903. 8⁰.

Südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram:

Ljetopis. 1902. 1903. 8⁰.
Rad. Vol. 152. 1903. 8⁰.
Zbornik. Bd. VIII, 1. 1903. 8⁰.

K. kroat.-slavon.-dalmatinisches Landesarchiv in Agram:

Vjestnik. Bd. V, Heft 4. 1903. 4⁰.

Académie des Sciences in Aix:

Mémoires. Tom. 18. 1902. 8⁰.

Allegheny Observatory in Allegheny:

Miscellaneous scientific Papers. N. S. No. 11—14. 1903. 8⁰.

Société des Antiquaires de Picardie in Amiens:

Bulletin. Année 1901, No. 4; 1902, No. 1—4; 1903, No. 1. 1902—03. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

Verhandelingen. Afd. Natuurkunde. Deel VIII, No. 3—5, Deel IX, No. 4—9. 1903. 4⁰.
Verhandelingen. Afd. Letterkunde. N. Reeks, Deel IV, 1; V, 1—3. 1903. 4⁰.
Zittingsverslagen. Afd. Natuurkunde. Teil XI, 1. 2. 1902—03. 8⁰.
Verslagen en Mededeelingen. Afd. Letterkunde. 4e Reeks, Deel V.
Jaarboek voor 1902. 1903. 8⁰.
Feriae aestivae. Carmen. 1903. 8⁰.

Historischer Verein für Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Zeitschrift. 29. Jahrgang. 1903. 8⁰.

Johns Hopkins University in Baltimore:

Circulars. Vol. 22, No. 163. 164. 1903. 4⁰.
Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. 14, No. 147–152. 1903. 4⁰.

Peapody Institute in Baltimore:

36th annual Report, June 1. 1903. 8⁰.

Kgl. Bibliothek in Bamberg:

Katalog der Handschriften. Bd. 1, Abt. 1, Lief. 3. 1903. 8⁰.

Historischer Verein in Bamberg:

61. Bericht f. d. Jahr 1902. 1903. 8⁰.

Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel:

Basler Zeitschrift für Geschichte. Bd. III, Heft 1. 1903. 8⁰.

Universitätsbibliothek in Basel:

Schriften der Universität aus dem Jahre 1902–3 in 4⁰ u. 8⁰.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Tijdschrift. Deel 46, afl. 2–5. 1903. 8⁰.
Notulen. Deel 40, afl. 4; Deel 41, afl. 1. 1903. 8⁰.
Dagh-Register gehouden int Cast eel Batavia. Anno 1644–45, 1676. 1903. 4⁰.
Proeve eener Ned.-Indische Bibliographie 1659–1870. Suppl. II. 1903. 4⁰.

Observatory in Batavia:

Observations. Vol. XXIV, 1901. 1903. fol.

Kgl. natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch Indië zu Batavia:

Natuurkundig Tijdschrift. Deel 62. Weltevreden 1903. 8⁰.

K. Serbische Akademie der Wissenschaften in Belgrad:

Glas. No. 65. 66. 1903. 8⁰.
Spomenik. No. XXXIX. XL. 1903. 4⁰.
Godischniak. XV, 1901; XVI, 1902. 8⁰.
Sbornik. Bd. 2. 1903. 8⁰.
Srpske etnografski Sbornik. Bd. V mit einem Atlas. 1903 in 8⁰ (resp. 4⁰).

Museum in Bergen (Norwegen):

Aarbog für 1902, Heft 1 u. 2. 1903. 8⁰.

University of California in Berkeley:

Schriften aus d. Jahre 1902–03.

K. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Sitzungsberichte. 1903, No. XXV–XL. gr. 8⁰.
Inscriptiones graecae. Vol. XII, fasc. V, pars 1. 1903. fol.

K. geolog. Landesanstalt und Bergakademie in Berlin:

Abhandlungen. N. F., Heft 18, No. 38 nebst Atlas zu No. 38. 1903. 4⁰.
Abbildungen und Beschreibungen fossiler Pflanzen. Liefg. 1. 1903. 4⁰.

Deutsche chemische Gesellschaft in Berlin:

Berichte. 36. Jahrg., No. 10–17. 1903. 8⁰.

Deutsche geologische Gesellschaft in Berlin:

Zeitschrift. Bd. 55, Heft 1. 2. 1903. 8⁰.

Deutsche physikalische Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1902. 3 Teile. Braunschweig 1903. 8⁰.
Verhandlungen. Jahrg. V, No. 12—23. 1903. 8⁰.

Physiologische Gesellschaft in Berlin:

Zentralblatt für Physiologie. Vol. XVII, No. 7—10. 12—19. 1903. 8⁰.
Verhandlungen. Jahrg. 1902/03, No. 10—14. 1903. 8⁰.

Kaiserlich deutsches archäologisches Institut in Berlin:

Jahrbuch. Bd. XVIII, Heft 2 u. 3. 1903. 4⁰.

K. preuss. geodätisches Institut in Berlin:

Veröffentlichung. N. F., No. 13. Potsdam 1903. 8⁰.

K. preuss. meteorologisches Institut in Berlin:

Deutsches meteorologisches Jahrbuch für 1902. Heft 1. Preussen und benachbarte Staaten. 1903. 4⁰.
Regenkarte der Provinzen Hessen-Nassau und Rheinland. 1903. 8⁰.
Bericht über das Jahr 1902. 1903. 8⁰.
Ergebnisse der Gewitterbeobachtungen im Jahre 1898—1900 von R. Süring. 1903. 4⁰.
Ergebnisse der Niederschlagsbeobachtungen in den Jahren 1899 u. 1900. 1903. 4⁰.
Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen. II. u. III. Ordnung im Jahre 1898. 1903. 4⁰.
Bericht des Internationalen meteorologischen Komitees. Versammlung zu St. Petersburg 1899. 1900.

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik in Berlin:

Jahrbuch. Bd. 32, Heft 1 u. 2. 1903. 8⁰.

Physikal.-techn. Reichsanstalt in Berlin:

Wissenschaftliche Abhandlungen. Bd. IV, Heft 1. 1904. 4⁰.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuss. Staaten in Berlin:

Gartenflora. Jahrg. 1903, Heft 13—24. 1903. gr. 8⁰.

Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Bd. XVI, 2. Hälfte. Leipzig 1903. 8⁰.

Zeitschrift für Instrumentenkunde in Berlin:

Zeitschrift. 23. Jahrg., 1903, Heft 7—11. 4⁰.

Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz in Bern:

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. 28. Bd. Zürich 1903. 8⁰.

Historischer Verein in Bern:

Archiv. Bd. XVII, Heft 1. 1903. 8⁰.

Natural History and Philosophical Society in Birmingham:

Proceedings. Vol. XI, part 2. 1902. 8⁰.

Foreign Parcel Department in Bombay:

Tibetan English Dictionary by Sarat Chandra Das. Calcutta 1902. 4⁰.

Rumänisches meteorologisches Institut in Bukarest:

Analele. Tom. XVI, anul 1900. 1903. 4⁰.
Index des publications de l'Institut météorologique de Romanie. 1903. 8⁰.

Société Linnéenne de Normandie in Caen:

Bulletin. 5ᵉ Série, Vol. 5, année 1902. 1903. 8⁰.

Meteorological Department of the Government of India in Calcutta:

Monthly Weather Review 1903. Januray—June und Summary Report zu 1902. 1903. fol.
Indian Meteorological Memoirs. Vol. XIV; XV, 1. 2; XVI, 1. 1902—03. fol.
Report on the Administration in 1902/03. 1903. fol.
Memorandum on the meteorological Conditions prevailing in the Indian Monsoon Region. 1903. Simla 1903. fol.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. New. Ser., No. 1036—1048. 1903. 8⁰.
Journal. No. 402. 407—09. Hertford 1902—03. 8⁰.
Proceedings. 1902, No. XI; 1903, No. I—V. 1903. 8⁰.

Harvard College in Cambridge, Mass.:

Harvard Oriental Series. Vol. IV. 1901. 8⁰.

Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, Mass.:

Bulletin. Vol. 39, No. 6. 7; Vol. 40, No. 7 und Vol. 42, No. 2—4. 1903. 8⁰.

Astronomical Observatory of Harvard College in Cambridge, Mass.:

Annals. Vol. 48, No. 3. 4. 1903. 4⁰.
Circulars. No. 51—71. 1900—03. 4⁰.

Philosophical Society in Cambridge:

List of Fellows. August 1903. 8⁰.
Proceedings. Vol. 12, part 1. 1903. 8⁰.

Geological Commission, Colony of the Cape of Good Hope in Cape Town:

Annual Report for 1901. 1902. 1902—03. 4⁰.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania:

Bollettino mensile. Nuova Ser., fasc. 77. 78. 1903. 8⁰.

K. sächsisches meteorologisches Institut in Chemnitz:

Dekaden-Monatsberichte. Jahrg. V, 1902. 1903. 4⁰.
Das Klima des Königreiches Sachsen. Heft VII. 1903. 4⁰.
Jahrbuch. Jahrg. XVII, 1899, II. Abteilung. 1902. 4⁰.
Abhandlungen. Kritische Bearbeitung der Luftdruckmessungen im Königreich Sachsen 1866—1900. 1903. 4⁰.

Field Columbian Museum in Chicago:

Publications. No. 69—74. 76. 1903. 8⁰.

Zeitschrift „Astrophysical Journal" in Chicago:

Vol. 18, No. 1—5. 1903. gr. 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften in Christiania:

Forhandlingar for 1902. 8⁰.
Skrifter. I. Mathem.-naturwiss. Klasse 1902.
II. Histor.-filos. Klasse 1902. 1903. 4⁰.

K. Norwegische Universität in Christiania:

J. Fr. Schroeter, Untersuchung über die Eigenbewegung von Sternen. 1903. gr. 4⁰.

University of Cincinnati in Cincinnati:

Bulletin. No. 1. 3. 7. 14. 1900—02. 8⁰.

Archaeological Institute of America in Cleveland, Ohio:

American Journal of Archaeology. II. Ser., Vol. VII, No. 2. Norwood 1903. 8⁰.

Academia nacional de ciencias in Cordoba (Republic Argentinien):

Boletin. Tom. XVII, 3. Buenos Aires 1903. 8⁰.

Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig:

Mitteilungen. Jahrg. II, No. 3. 4. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Gouvernement von Deutsch-Ostafrika in Dar-es-Salam:

Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Bd. 1, Heft 6. Heidelberg 1903. 8⁰.

Colorado Scientific Society in Denver, Colorado:

Proceedings. Vol. 7, p. 85—138. 1903. 8⁰.

Verein für Anhaltische Geschichte in Dessau:

Mitteilungen. Bd. IX, 6. 1903. 8⁰.

Union géographique du Nord de la France in Douai:

Bulletin. Tom. XXIV, 1; Tom. XXV, 2. 4. 1903. 8⁰.

K. sächsischer Altertumsverein in Dresden:

Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. XXIV. 1903. 8⁰.

Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Ser. III, Vol. 24, Sect. A, part 2; Vol. 24, Sect. B, part 3; Vol. 24, Sect. C, part 3. 1903. 8⁰.

Transactions. Vol. XXXII, part 6, Sect. A; part 1, Sect. C. 1903. 4⁰.

American Chemical Society in Easton, Pa.:

The Journal. Vol. XXV, No. 6—11 u. Suppl. zu No. 9. 1903. 8⁰.

Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. XXIV, No. 5. 1903. 8⁰.

Geological Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. VIII, part II u. Spezial-Part. 1903. 8⁰.

Royal Physical Society in Edinburgh:

Proceedings. Session 1901—02. 1903. 8⁰.

Verein für Geschichte der Grafschaft Mansfeld in Eisleben:

Mansfelder Blätter. Jahrg. VII. 1903. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Emden:

87. Jahresbericht für 1901/02. 1903. 8⁰.

K. Universitätsbibliothek in Erlangen:

Schriften aus d. J. 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.

Reale Accademia dei Georgofili in Florenz:

Atti. Ser. IV, Vol. XXVI, disp. 3. 1903. 8⁰.

R. Istituto di studi superiori in Florenz:

Theodori Ducae Lascaris Epistulae CCXVII ed. Nic Festa. 1898. 4⁰.
Ferd. Livini, Intorno alla struttura della trachaea. 1897. 4⁰.
Oreste Mattirolo, Cenni cronologici sugli orti botanici di Firenze. 1899. 4⁰.
G. Galeotti e G. Polverini, Sui primi 175 casi de peste bubonica in Bombay 1898. 4⁰.

Società Asiatica Italiana in Florenz:

Giornale. Vol. XVI, 1. Roma-Firenze 1903. 8⁰.

Verein für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a/M.:

Festschrift zur Feier des 25 jährigen historischen Museums. 1903. 4⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Frankfurt a. O.:

Helios. 20. Bd. Berlin 1903. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Freiburg i. Br.:

Berichte. Bd. 13. 1903. 8⁰.

Univsrsität in Freiburg i. Br.:

Schriften aus d. J. 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.

Universität Freiburg in der Schweiz:

G. Michaut, Sainte-Beuve avant les „Lundis". 1903. 8⁰.

Comité der Graebe-Feier in Genf:

Graebe-Feier, Kassel 20. Sept. 1903. 8⁰.

Universität in Genf:

Schriften aus d. J. 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.

Société d'histoire et d'archéologie in Genf:

Bulletin. Tom. II, 8. 1903. 8⁰.

Universität in Giessen:

Schriften aus d. J. 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1903, No. 7—12 (Juli-Dez.). Berlin gr. 8⁰.
Abhandlungen. N. F.
a) Philol.-hist. Klasse. Bd. VII, No. 1—3. Berlin 1903. 4⁰.
b) Mathem.-phys. Klasse. Bd. II, No. 4. Berlin 1903. 4⁰.
Nachrichten. a) Philol.-hist. Klasse. 1903, Heft 4. 5. 4⁰.
b) Math.-physikal. Klasse. Heft 3—5. 4⁰.
c) Geschäftliche Mitteilungen. 1903, Heft 1. 4⁰.
Karl Friedrich Gauss' Werke. Bd. IX. Leipzig 1903. 4⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark in Graz:

Mitteilungen. Jahrg. 1902, Heft 39. 1903. 8⁰.

K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië im Haag:

Bijdragen. X. Reeks, Deel I, afl. 4. 1903. 8⁰.

Teyler's Genootschap in Haarlem:

Archives du Musée Teyler. Sér. II, Vol. VIII, No. 3. 1903. 4⁰.

Société Hollandaise des Sciences in Haarlem:

Archives Néerlandaises des sciences exactes. Série II, Tom. 8, livr. 3. 4 et 5. La Haye 1903. 8⁰.

Naturkundige Verhandelingen. III^de Verzameling. Deel V, stuk 3. 1903. 4⁰.

Historischer Verein f. Württemb. Franken in Schwäbisch-Hall:

Württembergisch Franken. Neue Folge, VIII. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle:

Leopoldina. Heft 39, No. 6—11. 1903. 4⁰.

Deutsche morgenländische Gesellschaft in Halle:

Zeitschrift. Bd. 57, Heft 3. Leipzig 1903. 8⁰.

Universität Halle:

Schriften aus d. J. 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für Naturwissenschaften. 75. Bd., Heft 4—6; 76. Bd., Heft 1. 2. Stuttgart 1903. 8⁰.

Thüringisch-sächsischer Verein zur Erforschung des vaterländischen Altertums in Halle:

Neue Mitteilungen. Bd. XXI, 3. 1903. 8⁰.

Deutsche Seewarte in Hamburg:

25. Jahresbericht f. d. J. 1902. 8⁰.

Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Bd. XI, 3. 1903. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg:

Abhandlungen. Bd. XVIII. 1903. 4⁰.

Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahr 1903, Heft 1—3. 1903. 8⁰.

Grossherzogl. Sternwarte in Heidelberg:

Mitteilungen. II. Karlsruhe 1903. 8⁰.
Veröffentlichungen. Bd. II. 1903. 4⁰.

Universität Heidelberg:

Schriften der Universität aus dem Jahre 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.

Historisch-philosophischer Verein in Heidelberg:

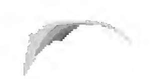
Die deutschen Pfälzer Handschriften des XVI. u. XVII. Jahrhunderts von Jakob Wille. 1903. 4⁰.

Geschäftsführender Ausschuss der Reichslimeskommission in Heidelberg:

Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreiches. Lief. 19. 1903. 4⁰.

Universität Helsingfors:

Schriften aus dem Jahre 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.



Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:
Jahresbericht für das Jahr 1902. 1903. 8⁰.

Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte in Hildburghausen:
Schriften. 45 Heft. 1903. 8⁰.

Ungarischer Karpathen-Verein in Igló:
Jahrbuch. 30. Jahrg. 1903. 8⁰.

Ferdinandeum in Innsbruck:
Zeitschrift. 3. Folge, Heft 47. 1903. 8⁰.

Journal of Physical Chemistry in Ithaca, N.Y.:
The Journal. Vol. 7, No. 5–8. 1903. 8⁰.

Université de Jassy:
Annales scientifiques. Tom. II, fasc. 3. 4. 1903. 8⁰.

Medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena:
Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Bd. 38, Heft 1. 2. 1903. 8⁰.

Gelehrte Estnische Gesellschaft in Jurjew (Dorpat):
Sitzungsberichte 1902. Jurjew 1903. 8⁰.

Badische historische Kommission in Karlsruhe:
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F., Bd. 18, Heft 3. 4. Heidelberg 1903. 8⁰.
Neujahrsblätter 1904. Heidelberg 1904. 8⁰.

Zentralbureau für Meteorologie etc. in Karlsruhe:
Jahresbericht für das Jahr 1902. 1903. 4⁰.

Grossherzoglich technische Hochschule in Karlsruhe:
Schriften aus dem Jahre 1901–02.

Naturwissenschaftlicher Verein in Karlsruhe:
Verhandlungen. 16. Bd., 1902–03. 1903. 8⁰.

Société physico-mathématique in Kasan:
Bulletin. II. Série, Tom. XII, No. 2. 4; Tom. XIII, No. 1. 2. 1902. 8⁰.

Universität Kasan:
Utschenia Sapiski. Bd. 70, No. 5–11. 1903. 8⁰.
Drei Dissertationen. 1902. 8⁰.

Université Impériale in Kharkow:
Annales 1903, fasc. 2. 3. 8⁰.

Kommission zur wissenschaftl. Untersuchung der deutschen Meere in Kiel:
Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen. N. F. Bd. VII, Abteilg. Kiel; Bd. VIII, Ergänz.-Heft, Abteilg. Kiel. 1903. 4⁰.

Universität in Kiew:
Iswestija. Bd. 43, No. 5–9. 1903. 8⁰.

Naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt:
Carinthia II. 93. Jahrg., No. 3–5. 8⁰.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg:

Schriften. 43. Jahrgang. 1902. 4⁰.

Universität in Königsberg:

Schriften aus dem Jahre 1901—02 in 4⁰ u. 8⁰.

K. Universitäts-Sternwarte in Königsberg:

Astronomische Beobachtungen. 41. Abteilung. 1903. 4⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt. 1903, No. 2—5. 1903. 8⁰.
Mémoires. Section des sciences. Serie VI, Tom. XI, No. 5 u. 6, Tom. XII, No. 3. 1903. 4⁰.
Dansk Staatsforvaltning of William Christensen. 1903. 8⁰.

Gesellschaft für nordische Altertumskunde in Kopenhagen:

Nordiske Fortidsminder. Heft 5 u. 6. 1903. 4⁰.
Aarböger. II. Raekke, Bd. XVII. 1902. 8⁰.
Mémoires. Nouv. Sér. 1902. 8⁰.

Conseil permanent international pour l'exploration de la mer in Kopenhagen:

Bulletin. Année 1902—03, No. 1—4. 1903. 4⁰.
Publications de circonstance. No. 1—7. 1903. 8⁰.
Rapports et Procès-verbaux des reunions. Vol. I. 1903. 4⁰.

Akademie der Wissenschaften in Krakau:

Katalog literatury nankowey polskiej. Tom. 2, Heft 4, 1902; Tom. 3, Heft 1, 1903. 1903. 8⁰.
Anzeiger. Mai-Juli.
Rozprawy historyczne. Tom. 44 (= II. Serie, Tom. 19). 1903. 8⁰.
" filologizne. Tom. 34, No. 37. 1902—03.
" matemat-przyrod. Tom. 42 A u. B. 1902. 8⁰.
Biblioteka pisarzow polskich. No. 42—46. 1903. 8⁰.
Materyaly antropolog.-archeolog. Tom. VI. 1903. 8⁰.
Atlas geologiczny Galicyi. Zeszut XIV mit Karten. 1903. 8⁰ bezw. fol.
Sprawozdanie komisyi hist. sztuki. Tom. VII. 3. 1903. 4⁰.
Federowski, Lud bialoruski. Vol. 3. 1903. 8⁰.
Prace komisyi jezyk. Tom. I, 2; II, 1. 1903. 8⁰.
Archiwum komisyi histor. Tom. IX. 1902. 8⁰.

Historischer Verein in Landshut:

Verhandlungen. 39. Bd. 1903. 8⁰.

Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. IV. Série, Vol. 39, No. 147. 1903. 8⁰.

Kansas University in Lawrence, Kansas:

Bulletin (Science). Vol. I, No. 5—12. 1902. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Abhandlungen der philol.-hist. Klasse. Bd. XXI, 3; XXII, 2. 3. 1903. 4⁰.
" " math.-physik. Klasse. Bd. XXVIII, 4. 5. 1903. 4⁰.
Berichte der math.-physik. Klasse. Bd. 55, No. 3—5. 1903. 8⁰.

Verein für Erdkunde in Leipzig:

Mitteilungen 1902. 1903. 8⁰.

Université de Lille:

Tableaux des cours de l'année 1903—04. 1903. 8⁰.

Museum Francisco-Carolinum in Linz:

61. Jahresbericht. 1903. 8⁰.

Sociedade de geographia in Lissabon:

Boletim. 20. Série 1902, No. 1—6; 21. Série 1903, No. 4—7. 8⁰.

Zeitschrift „La Cellule" in Loewen:

La Cellule. Tome XX, 2. 1903. 4⁰.

Royal Institution of Great Britain in London:

Proceedings. Vol. XVII, 1. 1903. 8⁰.

National Physical Laboratory in London:

Report for the years 1901 and 1902. 1902—03. 8⁰.

The English Historical Review in London:

Historical Review. Vol. XVIII, No. 71 July, No. 72 October. 1903. 8⁰.

Royal Society in London:

Proceedings. Vol. 72, No. 477—485. 1903. 8⁰.
Reports of the sleeping sickness Commission. No. I—IV. 1903. 8⁰.
Report to the Government of Ceylon on the Pearl Oyster Fischeries of the Gulf of Manaar. By W. A. Herdman. 1903. 4⁰.
Philosophical Transactions. Series A, Vol. 201. 1903. 4⁰.
Report to the Malaria Committee. VIIIth Series.

R. Astronomical Society in London:

Monthly Notices. Vol. 63, No. 8, No. 9 (Supplementary No.); Vol. 64, No. 1. 1903. 8⁰.

Chemical Society in London:

Journal. No. 488—494. 1903. 8⁰.
Proceedings. Vol. 19, No. 269—273. 1903. 8⁰.

Linnean Society in London:

Proceedings. 115th Session, Nov. 1902 to June 1903. 8⁰.
The Journal. a) Botany. Vol. 35, No. 246. 247; Vol. 36, No. 251. 252. b) Zoology. Vol. 29, No. 187. 188. 1903. 8⁰.
The Transactions. II. Ser. Botany, Vol. VI, part 6; Zoology, Vol. VIII, part 11. 12, Vol. IX, part 1. 2. 1903. 8⁰.
List of Fellows. 1903—04. 1903. 8⁰.

Medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical Transactions. Vol. 86. 1903. 8⁰.

R. Microscopical Society in London:

Journal 1903, part 4—6. 8⁰.

Zoological Society in London:

Proceedings. 1903, Vol. I, part 1. 2. 8⁰.
Transactions. Vol. XVI, part 8; Vol. XVII, part 1. 2. 1903. 4⁰.

Zeitschrift „Nature" in London:

Nature. No. 1758—1784. 4⁰.

Société géologique de Belgique in Lüttich:

Annales. Tom. XXV bis livr. 2; Tom. XXIX, livr. 4; Tom. XXX, livr. 1. 1901—03. 8⁰.

Historischer Verein der fünf Orte in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Bd. 58. Stans 1903. 8⁰.

Université in Lyon:

Annales. Nouv. Sér., I. Sciences, fasc. 11. 1903. 8⁰.
Catalogue sommaire du Musée de Moulages. 1903. 8⁰.

Wisconsin Geological and Natural History Survey in Madison:

Bulletin. No. VIII. 1902. 8⁰.

R. Academia de ciencias exactas in Madrid:

Memorias. Tom. XVIII, parte 1; Tom. XX, XXI. 1897—1903. 4⁰.
Anuario. 1903. 8⁰.

R. Academia de la historia in Madrid:

Boletin. Tom. 43, cuad. 1—6. 1903. 8⁰.

R. Istituto Lombardo di scienze in Mailand:

Rendiconti. Ser. II, Vol. 36, fasc. 9—16. 1903. 8⁰.
Memorie. Classe di scienze matematiche. Vol. 19, fasc. 9; Vol. 20, fasc. 1. 1903. 4⁰.
Atti della fondazione Cagrola. Vol. 18. 1903. 8⁰.

R. Osservatorio di Brera in Mailand:

Publicazioni. No. XLII. 1902. fol.

Società Italiana di scienze naturali in Mailand:

Atti. Vol. 42, fasc. 2. 3. 1903. 8⁰.

Società Storica Lombarda in Mailand:

Archivio Storico Lombardo. Ser. III, Anno 30, fasc. 38. 39. 190 8⁰.

Röm.-german. Zentralmuseum in Mainz:

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens. 1902. 4⁰.

Literary and philosophical Society in Manchester:

Memoirs and Proceedings. Vol. 47, part 5. 6. 1903. 8⁰.

Altertumsverein in Mannheim:

Mannheimer Geschichtsblätter. 4. Jahrg. 1903, No. 2—12; 5. Jahrg. 1904, No. 1. 4⁰.
Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. IV. Leipzig 1903. 8⁰.

Universität in Marburg:

Schriften aus dem Jahre 1901—02 in 4⁰ u. 8⁰.

Faculté des sciences in Marseille:

Annales. Tom. XIII. Paris 1903. 4⁰.

Hennebergischer altertumsforschender Verein in Meiningen:

Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums. Heft 18. 1903. 4⁰.

Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meissen:

Jahresbericht für das Jahr 1902/03. 1903. 4⁰.

Royal Society of Victoria in Melbourne:

Proceedings. N. Ser., Vol. XVI, part 1. 1903. 8⁰.

Gesellschaft für lothringische Geschichte in Metz:

Jahrbuch. XIV. Jahrg. 1902. 4⁰.

Observatorio meteorológico-magnético central in Mexico:

Boletin mensual. Mes de Febraro 1902. fol.

Regia Accademia di scienze lettere ed arti in Modena:

Memorie. Serie III, Vol. 4. 1902. 4⁰.

Museum océanographique de Monaco:

Résultats des campagnes scientifiques, fasc. XIII. XIV et Carte bathymétrique. 1903. gr. 8⁰.

Museo nacional in Montevideo:

Annales. Tom. IV. 1903. 4⁰.
Flora Uruguaya. Tomo 2 (pag. I—XLVIII 1—160). 1903. 4⁰.

Académie de sciences et lettres in Montpellier:

Mémoires. Section de médecine. 2e Série, Tom. 2, No. 1. 1903. 8⁰.

Observatoire météorologique et magnétique de l'Université Imp. in Moskau:

Observations faites Mars—Déc. 1901. 1903. 4⁰.

Lazarevsches Institut für Orientalische Sprachen in Moskau:

Trudy. Heft 13. 1902. 8⁰.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1902, No. 4. 1903. 8⁰.

Mathematische Gesellschaft in Moskau:

Matematitscheskij Sbornik. Bd. XXIV, 1. 1903. 8⁰.

Lick Observatory in Mount Hamilton, California:

Bulletin. 1903, No. 37. 41—45, 47—49. 4⁰.

Statistisches Amt der Stadt München:

Münchener statistische Jahresübersichten für 1902. 1903. 4⁰.
Verzeichnis der Flächeninhalte der Bach- u. Flussgebiete. Heft 2. 1903. 4⁰.
Atlas der bayerischen Flussgebiete. 2 Karten. 1902—03.

Hydrotechnisches Bureau in München:

Jahrbuch. IV. Jahrg., Heft IV, Teil 2 (1902); V. Jahrg., Heft II u. III (1903). 4⁰.

Generaldirektion der K. B. Posten und Telegraphen in München:

Verzeichnis der in und ausserhalb Bayern erscheinenden Zeitungen. Abteil. I u. II. Nachträge zu den Zeitungspreisverzeichnissen. fol.

Metropolitan-Kapitel München-Freising in München:

Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising. No. 16—29. 8⁰.

K. Oberbergamt in München:

Geognostische Jahreshefte. XV. Jahrgang 1902. 4⁰.

Universität in München:

Schriften aus dem Jahre 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.
Amtliches Verzeichnis des Personals. Wintersemester 1903/04.
Verzeichnis der Vorlesungen im Wintersemester 1903/04.

Historischer Verein in München:

Altbayerische Monatsschrift. Jahrg. IV, Heft 1—3. 1903. 4⁰.

Ornithologischer Verein in München:

III. Jahresbericht. 1903. 8⁰.

Verlag der Hochschul-Nachrichten in München:

Hochschul-Nachrichten. No. 154. 157—159. 4⁰.

Académie de Stanislas in Nancy:

Mémoires. Année 153, 5ᵉ Série, Tom. 20. 1903. 8⁰.

Société des sciences in Nancy:

Bulletin. Sér. III, Tom. 3, fasc. 4; Tom. 4, fasc. 1. 2. Paris 1902. 8⁰.

Reale Accademia di scienze morali et politiche in Neapel:

Atti. Vol. 34. 1903. 8⁰.
Rendiconto. Anno 40 (1901) e 41 (1902). 1901—03. 8⁰.

Accademia delle scienze fisiche e matematiche in Neapel:

Rendiconto. Serie 3, Vol. 9, fasc. 5—7. 1903. gr. 8⁰.

Zoologische Station in Neapel:

Mitteilungen. 16. Bd., Heft 1. 2. Berlin 1903. 8⁰.

Institute of Engineers in New-Castle (upon-Tyne):

Transactions. Vol. 51, part 6; Vol. 52, part 5. 6 und Report of the Committee upon mechanical Coal Meutting part 1; Vol. 54, part 1. 1903. 8⁰.
Annual Report for the year 1902—03. 1903. 8⁰.
Almanaque nautico para el año 1905. San Fernando 1903. gr. 8⁰.

The American Journal of Science in New-Haven:

Journal. IV. Ser., Vol. 16, No. 91—96. 1903. 8⁰.

American Oriental Society in New-Haven:

Journal. Vol. XXIV first half. 1903. 8⁰.

American Museum of Natural History in New-York:

Annual Report for the year 1902. 1903. 8⁰.

American Geographical Society in New-York:

Bulletin. Vol. 35, No. 3. 4. 1903. 8⁰.

Nederlandsche botanische Vereeniging in Nijmegen:

Nederlandsch kruidkundig Archief. III. Serie, 2ᵉ Deel, 4ᵉ stuk. 1903. 8⁰.

Archaeological Institut of America in Norwood, Mass.:

American Journal of Archaeology. IIᵈ Series, Vol. VII, No. 3. 1903. 8⁰.

Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg:

Abhandlungen. Bd. XV, Heft 1. 1903. 8⁰.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg:

Anzeiger 1902, Heft 1—4. 4⁰.

Verein für Geschichte und Landeskunde in Osnabrück:

Mitteilungen. 27. Bd. 1902. 8⁰.

Geological Survey of Canada in Ottawa:

Catalogue of Canadian Birds. Part. II. By John Macoun. 1903. 8⁰.
Annual Report. New Series. Vol. XII with Maps. 1902. 8⁰.

Royal Society of Canada in Ottawa:

Proceedings and Transactions. II. Series, Vol. 8. 1902. 8⁰.

Redaction der Zeitschrift „Rivista di storica antica" in Padua:

N. S. Anno VII, fasc. 4. 1903. 8⁰.

Circolo matematico in Palermo:

Rendiconti. Tom. 17, fasc. 4—6. 1903. 4⁰.

Collegio degli Ingegneri in Palermo:

Atti. 1902, Agosto-Dicembre. 4⁰.

Académie de médecine in Paris:

Bulletin. 1903, No. 26—42. 8⁰.

Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus. Tome 136, No. 26; Tom. 137, No. 1—25. 1903. 4⁰.

École polytechnique in Paris:

Journal. IIe Série, cahier VIII. 1903. 4⁰.
Procès-verbaux des séances. Série II, Tom. 2. 1903. 8⁰.

Moniteur Scientifique in Paris:

Moniteur. Livr. 738—744. 4⁰.

Musée Guimet in Paris:

Annales in 4⁰. Tom. XXX, 3e partie. 1903. 8⁰.
Annales. Bibliothèque d'études. Tom. XI et XV. 1903. 8⁰.
Revue de l'histoire des réligions. Tom. 46, No. 3; Tom. 47, No. 1—3. 1902—03. 8⁰.

Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Bulletin. Année 1903, No. 3. 4. 8⁰.
Nouvelles Archives. IVe Série, Tom. IV, fasc. 2. 1902. 4⁰.

Société d'anthropologie in Paris:

Bulletins. 1902, fasc. 5. 6. 8⁰.

Société de géographie in Paris:

La Géographie. Année VII, No. 2—6; année VIII, No. 1. 1902—03. 4⁰.

Société mathématique de France in Paris:

Bulletin. Tom. 31, fasc. 2. 3. 1903. 8⁰.

Académie Impériale des sciences in St. Petersburg:

Comptes rendus des séances de la commission sismique. Tom. I, Livr. 2. 1903. 4⁰.

Byzantina Chronika. Bd. VIII, 1—4; Bd. IX, 1. 2. 1901—02. 8⁰.
Mémoires. a) Classe historico-philologique. Vol. IV, 9; V, 1—5; VI, 1—4. 1900—02. 4⁰. b) Classe physico-mathémat. Vol. XI, 1—11; XII, 1—11; XIII, 1—5 u. 7. 1900—02. 4⁰.
Bulletin. 5ᵉ Série, Tom. XVI, 4. 5; Tom. XVII, 1—4. 1902. 4⁰.

Comité géologique in St. Petersburg:

Bulletins. XXI, No. 5—10. 1902. 4⁰.
Mémoires. Vol. XVI, No. 2, Texte et Atlas; Vol. XVII, 3; XX, 1. Nouv. Sér., Livre 1. 2. 4. 1902. 4⁰.
Explorations géologiques dans les régions aurifères de la Sibérie
a) Région aurifère d'Jénissei, livr. 4.
b) „ „ de Léna, livr. 2. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Botanischer Garten in St. Petersburg:

Acta horti Petropolitani. Tom. 21, fasc. 2. 1903. 8⁰.

Kaiserl. mineralogische Gesellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen. II. Serie, Bd. 40, Liefg. 2. 1903. 8⁰.

Physikalisch-chemische Gesellschaft an der Kaiserl. Universität St. Petersburg:

Schurnal. Tom. 35, No. 6—8. 1903. 8⁰.

Physikalisches Zentral-Observatorium Nicolas in St. Petersburg:

Publications. Vol. IX, 1. 2; X; XII; XIII; XVII, 1; XVIII, 1. 1903. fol.
Annales. Année 1901, partie I. II. 1903. 4⁰.

Kaiserl. Universität in St. Petersburg:

Schriften aus dem Jahre 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.

Academy of natural Sciences in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 55, part 1. 1903. 4⁰.

Historical Society of Pennsylvania in Philadelphia:

The Pennsylvania Magazine of History. Vol. 27, No. 107. 108. 1903. 8⁰.

Alumni Association of the College of Pharmacy in Philadelphia:

Alumni Report. Vol. 39, No. 6—11. 1903. 8⁰.

American Philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 42, No. 172. 173. 1903. 8⁰.

R. Scuola normale superiore di Pisa:

Annali. Filosofia e filologia. Vol. XVII. 1903. 8⁰.

Società Toscana di scienze naturali in Pisa:

Atti. Processi verbali. Vol. XIII, p. 153—192. 1903. 4⁰.
Atti. Memorie. Vol. XIX. 1903. gr. 8⁰.

Società Italiana di fisica in Pisa:

Il nuovo Cimento. Serie V, Tom. 5. 1903, Aprile-Agosto. 8⁰.

Böhmische Kaiser Franz Josef-Akademie in Prag:

Památky archaeologické. Tom. XX, No. 2—6. 1902—03. 4⁰.
Starožitnosti země české. Díl II, svazek 2. 1903. 4⁰.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag:

Vorläufiger Bericht über eine archäol. Expedition nach Kleinasien. 1903. 4⁰.
Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Bd. V, Heft 1. 1903. 8⁰.

Museum des Königreichs Böhmen in Prag:

Bericht für das Jahr 1902. 1903. 8⁰.
Časopis. Bd. 77, Heft 3. 4. 1903. 8⁰.

K. K. Sternwarte in Prag:

Magnet. u. meteorolog. Beobachtungen im Jahre 1902. 63. Jahrg. 1903. 4⁰.

Verein böhmischer Mathematiker in Prag:

Časopis. Bd. 32, Heft 3—5. 1903. 8⁰.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag:

Mitteilungen. 41. Jahrg., No. 1—4. 1902. 8⁰.

Deutscher naturwissenschaftl.-medizin. Verein für Böhmen „Lotos" in Prag:

Sitzungsberichte. Jahrg. 1902, Bd. 50. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Regensburg:

Berichte. IX. Heft 1901 u. 1902. 1903. 8⁰.

Naturforscher-Verein in Riga:

Korrespondenzblatt No. XLVI. 1903. 8⁰.

Bibliothèque Nationale de Rio de Janeiro:

Relatorio apresentado ao Presidente da Republica por Sabino Barroso Jundor. 1902. 8⁰.

Observatorio in Rio de Janeiro:

Annuario. Anno XIX 1903. 8⁰.
Boletim mensal. Outubro-Dezembro 1902; Janeiro-Março 1903. 1903. 8⁰.

Reale Accademia dei Lincei in Rom:

Atti. Serie V. Classe di scienze morali. Vol. XI, parte 2. Notizie degli scavi, fasc. 4—8. 1903. 4⁰.
Atti. Serie V. Classe di scienze fisiche. Vol. XII, semestre 1, fasc. 12; semestre 2, fasc. 1—11. 1903. 4⁰.
Rendiconti. Classe di scienze morali e filologiche. Serie V, Vol. XII, fasc. 3—10. 1903 8⁰.
Atti. Rendiconto dell' adunanza solenne del 7 Giugno 1903. 4⁰.

Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno 56 (1902—03), Sessione I—VII. 1903. 4⁰.

R. Comitato geologico d'Italia in Rom:

Bollettino. Anno 1903, No. 1 u. 2. 1903. 8⁰.

Kaiserl. deutsches archäologisches Institut (röm. Abt.) in Rom:

Mitteilungen. Bd. XVIII, Heft 1. 2. 1903. 8⁰.

R. Ministero della Istruzione publica in Rom:

Le opere di Galileo Galilei. Vol. XIII. Firenze 1903. 4⁰.

Historischer Verein in Rosenheim:

Das bayerische Oberland am Inn. 3. Jahrg. 1903. 8⁰.

Universität Rostock:

Schriften aus dem Jahre 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.

Académie des sciences in Rouen:

Précis analytique des travaux. Année 1901—02. 1903. 8⁰.

R. Accademia di scienze degli Agiati in Rovereto:

Atti. Serie III, Vol. 9, fasc. 2. 1903. 8⁰.

École française d'Extrême-Orient in Saigon:

Bulletin. Tom. III, No. 2. 3. Hanoi 1903. 4⁰.

Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mitteilungen. 43. Vereinsjahr 1903. 8⁰.

Historischer Verein in St. Gallen:

Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. XXIX. 1903. 8⁰.
Jahresbericht über die Sammlungen des histor. Vereins 1901/02. 1902. 4⁰.
Neujahrsblatt 1903. 4⁰.

Instituto y Observatorio de marina de San Fernando (Cadiz):

Anales. Sección II. Año 1901. 1902. fol.
Almanaque nautico para el año 1905. 1903. gr. 8⁰.

Bosnisch-Herzegovinische Landesregierung in Sarajevo:

Ergebnisse der meteorol. Beobachtungen im Jahre 1899. Wien 1902. 4⁰.

Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresberichte. 68. Jahrg. 1903. 8⁰.

Comité international des poids et mesures in Sèvres près Paris:

Procès-verbaux. Série II, Tom. 2. Paris 1903. 8⁰.

China Branch of the R. Asiatic Society in Shanghai:

Journal. N. Sér., Vol. 33. 1899—1900. 8⁰.

R. Accademia dei fisiocritici in Siena:

Atti. Serie IV, Vol. XV, No. 1—6. 1903. 8⁰.

K. K. archäologisches Museum in Spalato:

Bullettino di Archeologia. Anno XXVI, No. 3—11. 1903. 8⁰.

Historischer Verein der Pfalz in Speyer:

Mitteilungen. XXVI. 1903. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Lefnadsteckningar. Bd. 4, Heft 3. 1903. 8⁰.
Astronomiska Jakttagelsen. Vol. 6, No. 5. 1903. 4⁰.
Bihang. Vol. 28, Section 1—4. 1903. 8⁰.
Meteorologiska Jakttagelser i Sverige. Bd. 42, 1900. 1903. 4⁰.
Handlingar. N. F., Bd. 36. 37, No. 1. 2. 1902—03. 4⁰.
Arkiv för matematik. Bd. I, 1. 2. 1903. 8⁰.
„ „ kemi. Bd. I, 1. 1903. 8⁰.
„ „ botanik. Bd. I, 1—3. 1903. 8⁰.
„ „ zoologi. Bd. I, 1. 2. 1903. 8⁰.
Årsbok 1903. 8⁰.
Berzelius, Reseanteckninger. 1903. 8⁰.

Geologiska Förening in Stockholm:

Förhandlingar. Bd. 25, Heft 5. 6. 1903. 8⁰.

Institut Royal géologique in Stockholm:

Sveriges geologiska undersökning. Series Aa, No. 116. 118. 122; Ac, No. 7; C, No. 193. 194; Ca, No. 3. 1903 in 4⁰ u. 8⁰.

Nordiska Museet in Stockholm:

Meddelanden 1902. 1903. 8⁰.
Samfundet 1900 och 1901. 1902. 8⁰.
Vinterbilder u. Sommarbilder Från Skansen. 1901. 4⁰.
Minnen Från Nordiska Museet. Bd. II, Heft 8–12. 1902. 4⁰.

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Strassburg:

Monatsbericht. Bd. 37, No. 5–7. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Universität Strassburg:

Schriften aus dem Jahre 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.

K. Landesbibliothek in Stuttgart:

Wirtembergisches Urkundenbuch. Bd. 8. 1903. 4⁰.

Württembergische Kommission für Landesgeschichte in Stuttgart:

Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. N. F., XII. Jahrg., Heft 1–4. 1903. 8⁰.
Mitteilungen. 12. Sitzung, 1. Mai 1903. 8⁰.

K. württemb. statistisches Landesamt in Stuttgart:

Die erdmagnet. Elemente von Württemberg u. Hohenzollern. 1903. 4⁰.

Physikalisches Institut der K. Technischen Hochschule in Stuttgart:

Relative Schweremessungen III., v. K. R. Koch. 1903. 8⁰.

Department of Mines in Sydney:

Records of the geological Survey. Vol. VII, 3. 1903. 4⁰.

Royal Society of New-South-Wales in Sydney:

Journal and Proceedings. Vol. 36. 1902. 8⁰.

Linnean Society of New-South-Wales in Sydney:

Proceedings. Vol. 23, part 1–4; Vol. 24, part 1–4; Vol. 27, part 2; Vol. 28, part 1. 2. 1898–1903. 8⁰.

Earthquake Investigation Committee in Tokyo:

Publications No. 14. 1903. 4⁰.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo:

Mitteilungen. Bd. IX, Teil 3. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Universität in Tokio (Japan):

The Journal of the College of Science. Vol. 17, article 11. 12; Vol. 18, article 2–4; Vol. 19, article 1. 5–10. 1903. 4⁰.

Mitteilungen aus der medizinischen Fakultät. Bd. VI, No. 1. 1903. 4⁰.
The Bulletin of the College of Agriculture. Vol. 5, No. 3. 4. 1903. 4⁰.

Kansas Academy of Sciences in Topeka, Kansas:

Transactions. Vol. XVIII. 1903. 8⁰.

Altertumsverein zu Torgau:

Veröffentlichungen. Heft 15 u. 16. 1903. 8⁰.

Université in Toulouse:

Annales du Midi. 15ᵉ année, No. 58. 59. 1903. 8⁰.
Annales de la faculté des sciences. IIᵉ Sér., Tom. 5. Année 1903. Paris. 4⁰.
Bibliothèque méridionale. I. Série, Tom. 8. 1903. 8⁰.

Biblioteca e Museo comunale in Trient:

Archivio Trentino. Anno 18, fasc. 1. 1903. 8⁰.

Museo civico di storia naturale in Triest:

Atti. Vol. 10. 1903. 8⁰.

Universität Tübingen:

Georg v. Below. Zur Geschichte der konstitutionellen Partei. 1903. 4⁰.
Ludolf Krehl, Über die Entstehung der Diagnose. 1903. 4⁰.

R. Accademia delle scienze in Turin:

Atti. Vol. 38, disp. 8—15. 1903. 8⁰.
Memorie. Serie II, Tom. 53. 1903. 4⁰.

Meteorolog. Observatorium der Universität Upsala:

Bulletin mensuel. Vol. 34, Année 1902. 1902—03. 4⁰.

K. Universität in Upsala:

Hermann Lundborg, Die progressive Myoklonus-Epilepsie. 1903. 8⁰.
Eranos. Acta philologica. Vol. 5, fasc. 1. 2. 1903. 8⁰.
Schriften aus dem Jahre 1902—03 in 4⁰ u. 8⁰.
Svariges Karta af Sven Lönborg. 1903. 8⁰.

Physiologisch Laboratorium der Hoogeschool in Utrecht:

Onderzoekingen. V. Reeks; IV, 2. 1903. 8⁰.

Accademia di Scienze in Verona:

Atti e Memorie. Ser. IV, Vol. 3. 1902—03. 8⁰.

Mathematisch-physikalische Gesellschaft in Warschau:

Prace matematyczno-fizyczne. Tom. 14. 1903. 8⁰.

National Academy of Sciences in Washington:

Memoirs. Vol. VIII, 7. 1902. 4⁰.

Bureau of American Ethnology in Washington:

Bulletin. No. 25: Trunzbull Natick Dictionary. 1903. 4⁰.

Smithsonian Institution in Washington:

Smithsonian Contributions to Knowledge. No. 1373. 1903. 4⁰.
Smithsonian Miscellaneous Collections. No. 1372. 1376. 1902—03. 8⁰.

U. S. National-Museum in Washington:

Bulletin. No. 50, part I. II; No. 51. 52. 1902. 8⁰.
Proceedings. Vol. XXIV—XXVI. 1902—03. 8⁰.

U. S. Naval Observatory in Washington:

Publications. IId Series, Vol. 3. 1903. 4⁰.

The Astronomical and Astrophysical Society of America in Washington:

Second, third and fourth Meeting 1900—02. 1901—03. 8⁰.

U. S. Coast and Geodetic Survey in Washington:

Report of the Superintendent for the year 1901—02. 1903. 4⁰.
List and Catalogue of the Publications 1816—1902. 1902. 4⁰.
A Bibliography of Geodesy by James Howard Gore. 1903. 4⁰.

United States Geological Survey in Washington:

Bulletins. No. 191. 195—207. 1902. 8⁰.
Monographs. No. XLII. XLIII. 1903. 4⁰.
Mineral Resources, year 1901. 1902. 8⁰.
Professional Paper No. 1—8. 1902. 4⁰.
Water-Supply Papers No. 65—79. 1902—03. 8⁰.

Library of Congress in Washington:

A List of Books on mercantile marine subsidies. 1903. 4⁰.
Select List of Books, 3 Vols; Select List of References, 6 Vols. 1903. 4⁰.

Harzverein für Geschichte in Wernigerode:

Zeitschrift. 36. Jahrg., Heft 1. 1903. 8⁰.

Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philos.-hist. Klasse. Bd. 145.
Mathem.-naturwissenschaftl. Klasse. Abt. I, Bd. 111, No. 4—9; Abt. IIa, Bd. 111, No. 5—10; Abt. IIb, Bd. 111, No. 4—10; Abt. III, Bd. 111, No. 1—10 und Register zu den Bänden 106—110. 1902. 8⁰.
Denkschriften. Mathem.-naturwissenschaftl. Klasse. Bd. 72.
Schriften der Balkankommission. Linguistische Abteilung II. III. 1903. 4⁰.
Archiv für österreichische Geschichte. Bd. 91, 2; Bd. 92, 1. 1902. 8⁰.
Fontes rerum Austriacarum. II. Abtlg., Bd. 55. 1902. 8⁰.
Almanach. 1902. 8⁰.

K. K. geologische Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. Jahrg. 1902, 52. Bd., Heft 2—4; Jahrg. 1903, 53. Bd., Heft 1. 1903. 4⁰.
Abhandlungen. Bd. XX, Heft 1. 1903. fol.
Mitteilungen der Erdbebenkommission. N. F., No. X, XI, XIII. 1902. 8⁰.
Verhandlungen 1903, No. 9—15. 4⁰.
Geologische Karte der österr.-ungar. Monarchie. Lief. IV. V. 1903.
Mitteilungen der prähistor. Kommission. Bd. I, No. 6. 1903. 4⁰.

K. K. Zentralanstalt für Meteorologie in Wien:

Jahrbücher. Jahrg. 1901 in 2 Bänden. 1902. 4⁰.

K. K. Gesellschaft der Aerzte in Wien:

Wiener klinische Wochenschrift. 16. Jahrg. 1903, No. 27—53. 4⁰.

Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien:

Verhandlungen. Bd. 53, Heft 5—9. 1903. 8⁰.

K. K. naturhistorisches Hofmuseum in Wien:

Annalen. Bd. 18, Heft 2. 3. 1903. 4⁰.

K. K. Universität in Wien:

Schriften aus dem Jahre 1902/03. 1903. 8⁰.

K. K. Universitäts-Sternwarte in Wien:

Annalen. Bd. XVI. 1902. 4⁰.

Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien:

Schriften. Bd. 42. 43. 1902—03. 8⁰.

Nassauischer Verein für Naturkunde in Wiesbaden:

Jahrbücher. Jahrg. 56. 1903. 8⁰.

Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig in Wolfenbüttel:

Jahrbuch. Bd. I. 1902. 8⁰.
Braunschweigisches Magazin. 8. Jahrg. 1902. 4⁰.

Physikalisch-medizinische Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. N. F., Bd. 35, No. 6. 7. 1903. 8⁰.
Sitzungsberichte. Jahrg. 1902, No. 5. 6. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Zürich:

Vierteljahrsschrift. 1903, Heft 1. 2. 1903. 8⁰.

Physikalische Gesellschaft in Zürich:

Mitteilungen 1903, No. 5. 8⁰.

Schweizerische geologische Kommission in Zürich:

Beiträge zur Geologie der Schweiz. Geotechnische Serie, Lieferung II. Bern 1903. 4⁰.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich:

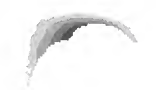
Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde. N. F., Bd. V, No. 1. 1903. 4⁰.
XI. Jahresbericht 1902. 1903. 8⁰.

Sternwarte in Zürich:

Astronomische Mitteilungen. No. XCIV. 1903. 8⁰.

Universität in Zürich:

Schriften 1902/03 in 4⁰ u. 8⁰.



Von folgenden Privatpersonen:

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig:

Beiblätter zu den Annalen der Physik. Bd. 27, Heft 7—12. Leipzig 1903. 8⁰.
Journal für prakt. Chemie. N. F., Bd. 67, Heft 11. 12; B. 68, Heft 3—10. Leipzig 1903. 8⁰.

Francis Bashforth in Cambridge:

A historical Sketch of the experimental Determination of the Resistance of the Air to the Motion of Projectiles. Cambridge 1903. 8⁰.

Hermann Böhlau's Nachfolger in Weimar:

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. XXIV (romanistische und germanistische Abteilung). Weimar 1903. 8⁰.

Émile Boulanger in Paris:

Germination de l'ascospore de la truffe. Paris 1903. 4⁰.

Charles Combes in Paris:

Sur les tentatives de reproduction du diamant. Paris 1903. 4⁰.

R. Fick in Leipzig:

Gesammelte Schriften von Adolf Fick. Bd. I. Würzburg 1903. 8⁰.

Verlag von Gustav Fischer in Leipzig:

Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1903, Bd. 18, No. 40—52; Bd. 19, No. 1—13. Jena. 4⁰.
Ernst Abbe, Gesammelte Abhandlungen. Bd. I. Jena 1904. 8⁰.

H. Fritsche in Riga:

Atlas des Erdmagnetismus. Riga 1903. fol.

Albert Gaudry in Paris:

Discours prononcé le 21 décembre 1903. Paris 1903. 4⁰.

Mme Vve Godin in Guise (Aisne):

Le Devoir. Tom. 27, Juillet—Décembre 1903. Guise. 8⁰.

Emil A. Goeldi in Pará, Brasilien:

Album de Aves Amazonicas. Pará 1903. 4⁰.

Ernst Haeckel in Jena:

Anthropogenie. 5. Auflage. Leipzig 1903. 2 Bde. 8⁰.
Kunstformen der Natur. Liefg. 9. Leipzig 1903. fol.

H. van Herwerden in Utrecht:

Collectanea critica, epicritica, exegetica. Lugd.-Bat. 1903. 8⁰.

Eduardo Higginson in Southampton:

Karte von Perú. Lima 1903.

Johannes Jaeger in Amberg:

Die Klosterkirche zu Ebrach. Würzburg 1903. 4⁰.

A. Kölliker in Würzburg:

Die Entwicklung und Bedeutung des Glaskörpers. Leipzig 1904. 8⁰.

J. J. Kossonogoff in Kiew:

Optische Resonanz als Ursache der selektiven Reflexion und Absorption des Lichtes. Kiew 1903. 8⁰. (In russ. Spr.)

Karl Krumbacher in München:

Byzantinische Zeitschrift. Bd. XII, 3. 4. Leipzig 1903. 8⁰.

J. V. Kull in München:

Repertorium zur Münzkunde Bayerns. II. Fortsetzung. München 1903. 8⁰.

F. Liebermann in Berlin:

Die Gesetze der Angelsachsen. Bd. I. Halle 1903. 4⁰.

C. Mehlis in Neustadt a. H.:

Neolithische u. spätzeitliche Silex- u. Kieselware. 1903. 4⁰. (Ausschnitt.)
Das Grabhügelfeld an der Heidenmauer bei Dürkheim a, H.
Die Grabhügel im Ordenswalde und Hasslocher Walde. Braunschweig 1903. 4⁰.

Gabriel Monod in Versailles:

Revue historique. Tom. 82, No. II; Tom. 83, No. I. II. Paris 1903. 8⁰.

Friedrich Ohlenschlager in München:

Römische Überreste in Bayern. Heft 2. München 1903. 8⁰.

Gerasimus B. Pignatorre in Athen:

De festi corporis domini apud Catinos institutione. Athenis 1903. 8⁰.

Gustav Radde in Tiflis:

Die Sammlungen des Kaukasischen Museums. Bd. III. Tiflis 1901. 4.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin:

Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen. Jahrgang VII. Heft 1. Berlin 1903. 8⁰.

K. Rudel in Nürnberg:

Grundlagen der Klimatologie Nürnbergs. Teil I. Nürnberg 1903. 4⁰.

Verlag von Seitz & Schauer in München:

Deutsche Praxis 1903, No. 13—23. München. 8⁰.

Lucian Scherman in München:

Orientalische Bibliographie. 16. Bd. (3 Hefte). Berlin 1903. 8⁰.

Henry Simonsfeld in München:

Itinerario di Germania dell' anno 1492 edito da Enrico Simonsfeld. Venezia 1903. 8⁰.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig:

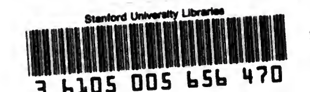
Thesaurus linguae latinae. Vol. I, fasc. 6 Lipsiae 1903. 4⁰.
Archiv der Mathematik und Physik. III. Reihe, Bd. 6, Heft 1—4. Leipzig 1903. 8⁰.
Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Bd. IIIa, Heft 2/3; Bd. IV 1, Heft 3. Leipzig 1903. 8⁰.

A. Thieullen in Paris:

Le Mammouth et le Renne à Paris. Paris 1903. fol.

L. Wittmack in Berlin:

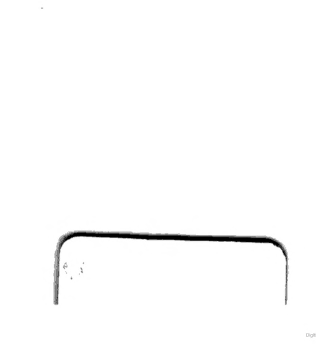
Die in Pompeji gefundenen pflanzlichen Stoffe. Sep.-Abdr. 1903.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

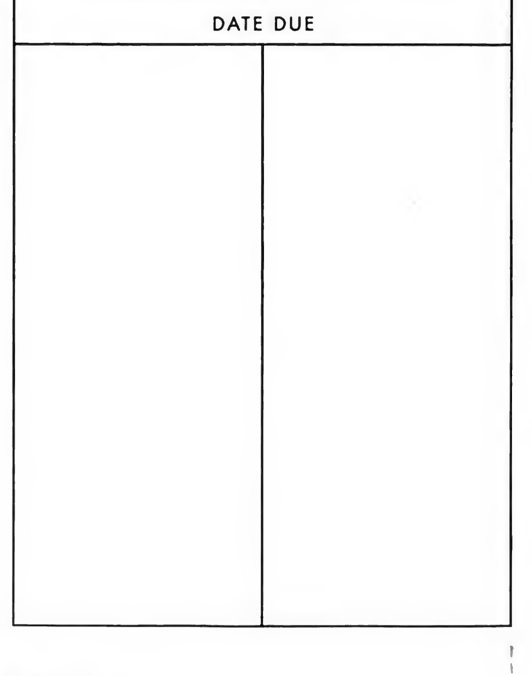
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE



Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 005 656 470


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE

Digitized by Google